




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertundzehnter Band.



München 1892.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Ambrosius Pelargus 1
Ein Dominikaner der Reformationszeit.

II. Dr. Michael: Döllinger's „Charakteristik“ . . 14

III. Zur Culturgeschichte 20
(Dr. Grupp's System und Geschichte der Cultur.)

IV. Eine neue „Ehrenrettung“ der Königin Elisabeth 35

V. Zeitläufe 53
Streiflichter auf die innerlichen Zustände in Rußland; zum Kieler Besuch. I.

VI. Römische Notizen 69

VII. O. Willmann's Didaktik 73

VIII. Das Concil von Bologna 79



Seite

IX. Ambrosius Pelargus 81
Ein Dominikaner der Reformationszeit. (Schluß.)

X. Bayerisch-mailändischer Briefwechsel im 12. Jahrhundert 97

XI. Der Cato auf der Hinnenburg † 104

XII. „Zum socialen Frieden" 111

XIII. Die religiöse Erziehung der Kinder . . . 123

XIV. Päpstliche Intervention zum Schutze religiöser Interessen 130

XV. Ein Lebensbild der Königin Marie von Bayern 146

XVI. Die socialen Reformatoren Englands und die Gesetzgebung zu Gunsten der Kinder . . . 153

XVII. Luther's dreimalige Flucht aus Wittenberg in seinem letzten Lebensjahre 173

XVIII. Lombardische Bauinnungen in Bayern . . . 187

XIX. Socialdemokratische Phantasie und Wirklichkeit . 195

XX. Wendung in Ungarn? 202

XXI. Zeitläufe 208
Bismarck und der Czar; Streiflichter auf die innerlichen Zustände in Rußland. II.

XXII. Historische Novitäten. I. 227
(Jastrow. Elias. Gebhardt. Herzog. Kurth. Ebner.)

		Seite
XXIII.	P. Pius Bonifazius Gams . . . . . . Ein Gedenkblatt.	233
XXIV.	Bossuet als Geschichtsschreiber des Protestantismus	251
XXV.	Die Briefe des Cardinals Hosius . . . . . Zweiter Band.	257
XXVI.	Aus Frankreich . . . . Die päpstliche Intervention; Russen und Juden.	271
XXVII.	Zeitläufe . . . . Der Ausfall der englischen Wahlen; Gladstone redivivus.	285
XXVIII.	Wie ist der unredlichen Concurrenz in Handel und Gewerbe beizukommen?	302
XXIX.	Cardinal Manning und die socialen Reformatoren Carlyle, Ruskin und Kingsley in der Arbeiterfrage	314
XXX.	Die Ordensfrage nach Natur- und Menschenrecht. Eine Illustration der süddeutschen Verhältnisse.	329
XXXI.	Projekt der Errichtung eines Münchener Bisthums 1579	346
XXXII.	Die Reform unserer Gymnasien . . . . . (Aus Oesterreich.)	357
XXXIII.	Kloster Admont in der Literärgeschichte . . .	362
XXXIV.	Zeitläufe . . . . Die europäische Schmach in Bulgarien; die russischen Geheimschriften der „Swoboda“.	367

Seite

XXXV. Römische Notizen 382
Geständnisse des italienischen Liberalismus.

XXXVI. F. W. Weber's neue Dichtung 386
(Goliath.)

XXXVII. Ludwig XIV. in Frankreich und die Moral in der Geschichte 389

XXXVIII. Ein Lebensbild aus dem Musterstaat des Liberalismus 404
Hofkaplan Adolf Strehle.

XXXIX. Kirchenhistorische Studien. I. 427

XL. Zeitläufe 433
Der Ringkampf um Irland; Parnell zum Exempel.

XLI. Neue Bismarck-Zeit? 450
Von der Westgrenze aus gesehen.

XLII. Zur französischen Bildungsgeschichte 461

XLIII. Michael Vehe 469
Der Herausgeber des ersten deutschen katholischen Gesangbuches.

XLIV. Der dritte allgemeine österreichische Katholikentag in Linz 8. bis 11. August 1892 490

XLV. Sociale und socialistische Bestrebungen in der Schweiz 512

XLVI. Zeitläufe 522
Wieder einmal Staatsstreich in Serbien; die Lage der Dynastie.

Seite

XLVII. Die Mainzer Katholikenversammlung und die christliche Kunst 537

XLVIII. Kirchenhistorische Studien. II. 543

XLIX. Miscelle 547
Aus Tyndall's Neuen Fragmenten.

L. Ein Blick auf die VI. internationale Kunstausstellung in München 549

LI. Ludwig XIV. in Frankreich und die Moral in der Geschichte. II. 569

LII. Vom Jahre 1866 582
Zur Charakteristik Bismarck's.

LIII. Schattenbilder aus der Gegenwart . . . 592

LIV. Zur Dr. Anger'schen Conversionsschrift . . 598

LV. Zeitläufe 602
Bedeutung der Vorgänge in Belgien: das allgemeine Stimmrecht und das Königs-Referendum.

LVI. Organisation der christlichen Arbeiter . . . 617

LVII. Chaucer und seine Stellung zur katholischen Kirche 623

LVIII. Cardinal Manning und die Gewerkvereine . . 629

LIX. Ein Blick auf die VI. internationale Kunstausstellung in München. (Schluß.) 649

Seite

LX. Ludwig XIV. in Frankreich und die Moral in der Geschichte. III. 663

LXI. Die Zukunft der conservativen Partei in Oesterreich 679
Von einem österreichischen Reichsraths-Abgeordneten.

LXII. Geschichte der Juli-Monarchie 695

LXIII. Der Maler Wilhelm Ahlborn 705
Ein Künstlerbild aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

LXIV. Ludwig XIV. in Frankreich und die Moral in der Geschichte. IV. (Schluß.) 728

LXV. Die innere Umwälzung in Frankreich; Carmaux insbesondere 738

LXVI. Nochmals Luther's dreimalige Flucht aus Wittenberg in seinem letzten Lebensjahre 753

LXVII. Zeitläufe 758
Europa in Afrika I: Uganda und die Araber im Seengebiet.

LXVIII. Historische Novitäten. II. 773
(W. Friedensburg. F. Dittrich. J. Hansen. W. E. Schwarz.)

LXIX. Cardinal Otto Truchseß von Waldburg, Bischof von Augsburg 781

LXX. Der Maler Wilhelm Ahlborn 797
Ein Künstlerbild aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. (Schluß.)

		Seite
LXXI.	Johannes Janssen. 1829—1891	821
LXXII.	Fürst Bismarck 1875 „vollständig vom Culturkampf in Anspruch genommen"	826
LXXIII.	Zeitläufe	834
	Europa in Afrika II: Abessinien und das italienische Erythräa.	
LXXIV.	Ein Jubiläum der Vulgata	847
LXXV.	Zur poetischen Literatur	854
	Gedichte von Franz Bonn.	
LXXVI.	Die Wissensfreiheit im Lichte des Vaticanums .	857
LXXVII.	Der Protestantismus in der Schweiz . . .	867
LXXVIII.	„Jüdisches Erwerbsleben": mit Commentar . .	878
LXXIX.	Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der christlichen Archäologie	897
LXXX.	Zur Geschichte der Marienverehrung . . .	908
LXXXI.	Zeitläufe	915
	Die Militärvorlage im Reichstage und der Kanzlerkrieg außerhalb.	
LXXXII.	Zur Biographie Mabillon's . . , .	927
LXXXIII.	Markgraf Bernhard von Baden	931

I.

Ambrosius Pelargus.

Ein Dominicaner der Reformationszeit.

J. Marx, der bekannte Geschichtsschreiber des Trierer Erzstiftes, sagt von Ambrosius Pelargus, der längere Zeit in Trier das Amt eines Universitätsprofessors und Dompredigers bekleidete: „Schwerlich kann ihm ein Ordensgenosse an die Seite gestellt werden, der in Gelehrsamkeit und Verdiensten sich mit ihm messen könnte“.[1] Mag auch dies Lob nicht ganz von Uebertreibung frei sein, so wird man doch anerkennen müssen, daß unter den Vorkämpfern der katholischen Kirche in der Reformationszeit dem Trierer Domprediger eine hervorragende Stelle gebührt. Diese Ueberzeugung wird wohl der Leser selber gewinnen, wenn er sich die Mühe geben will, seine Aufmerksamkeit folgender Studie zuzuwenden.

Ambrosius Pelargus (Storch, πελαργος) wurde geboren zu Nidda in Hessen um 1493.[2]

Aus seiner Jugendzeit ist uns nichts bekannt; wir wissen blos, daß er zu Frankfurt a. M. in den Dominicaner-

1) Marx, Geschichte des Erzstiftes Trier. Trier 1858 ff. IV, 440.

2) In der unten anzuführenden Schrift Hyperaspismus (fol. C 6a), die Ende 1528 verfaßt worden, sagt Pelargus von sich selber, er sei homo vix triginta quinque annos natus. 1528 — 35 = 1493.

orden eintrat und im Jahre 1519 die Heidelberger Hochschule bezog.[1])

Im Frankfurter Kloster war Pelargus unter der Leitung des Priors Johann Dietenberger gestanden[2]) Wundern wir uns also nicht, wenn wir bei Beginn der religiösen Wirren die beiden Männer eng mit einander befreundet finden. Als Freund Dietenbergers erscheint uns Pelargus in der Vorrede, die er 1524 einer Schrift des Frankfurter Dominicaners vorausschickte.[3])

Diese Vorrede ist datirt aus Mainz, 13. Februar 1524. Bald nachher treffen wir Pelargus als Prediger zu Basel, wo er mit Oecolampad in eine heftige Fehde verwickelt wurde.

Den 16. Mai 1527 hatte der Basler Senat die katholischen und protestantischen Prediger aufgefordert, ihre Gründe für und wider die Messe, blos aus der Schrift gezogen, binnen Monatsfrist dem Rathe vorzulegen. Die katholischen

---

1) G. Toepke, Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386—1662. Heidelberg 1884 ff. I, 517. Anno 1519. Fr. Ambrosius Storch ex conventu Frankfurdensi ordinis predicatorum, 5 Marcii. Vgl. S. 528: 1521. Valentinus Storgk ex Nyda, Mog. dioec. 8 Sept. Ebenda Anm. 2: Storch ex Nidach, baccalaureus artium viae modernae. 26 jan. 1523. Dieser Valentin war der Bruder unsers Ambrosius, wie wir weiter unten sehen werden.

2) Vgl. Wedewer, Johann Dietenberger. Freiburg 1888.

3) Jo. Dytenbergii de votis monasticis judicium. Coloniae 1524. Die Vorrede des Pelargus bei Wedewer 296. In der zweiten Ausgabe der Schrift Dietenbergers, Coloniae 1524, befindet sich S. 124 b ein Antitheton A. Pelargi et Hartmundi Storchii reliquorumque monasticae vitae hominum in Lutheranicae faccionis faeras. Ueber diesen Hartmund Storch ist weiter nichts bekannt. Vgl. ebenda S. 75, A. Pelargi fabula mire in Lutherum quadrans. In dieser Fabel, die Dietenberger unserm Pelargus nacherzählt, ist die Rede von Schafen, die sich vom Wolf aus dem Schafstall locken lassen.

Prediger zögerten zuerst, einer solchen Aufforderung nachzukommen, da der Bischof der Ansicht war, die Rathsherren hätten sich in Glaubenssachen nicht einzumischen.[1]) Doch fügte man sich endlich, um ein großeres Uebel zu verhüten. Dem Beispiele der protestantischen Prediger folgend, reichten auch die katholischen Geistlichen verschiedene Gutachten ein.

Im Namen der neugläubigen Prädikanten hatte Oecolampad gegen die Messe eine äußerst heftige Schrift verfaßt.[2]) Darin erklärten die protestantischen Wortführer: „Wir sagen, daß auf Erdreich unter den Christen keine größere Abgötterei, Unordnung, Gotteslästerung, Simonie und allerlei Verderbung der Seelen vorgegangen sind und noch vorgehen, als in der Messe der Papisten. Aller Diebstahl, alle Hurerei, Ehebrecherei, Verrätherei, Mord und Todtschlag sind nicht so schädlich, als das gotteslästerische Wesen der Meßknechte. Soll man nun Diebe, Mörder und Aufrührer strafen, so erfordert aller Obrigkeiten Amt, auch in dieser gefährlichen Sache nicht durch die Finger zu sehen". Der Magistrat möge deshalb den „papistischen Greuel" nicht dulden, sondern denselben „zu der Ehre Gottes, zum Frieden der löblichen Stadt Basel förderlichst abstellen". Dafür werde er „große Belohnung von Gott empfangen".[3])

---

1) Vgl. Oecolampad an Zwingli. 22. und 31. Mai 1527. Zwinglii Opera VIII, 71, 72.

2) Ein christliche und ernstlich antwurt der Prediger des Evangelii zu Basel, warumb sy die Meß einen grüwel gescholten habind. Uff erforschung und gheyß des Ersamen Radts daselbst gebenn. Zürich 1527.

3) Antwurt. E 3a. A 3b. Zu diesen fanatischen Auslassungen bemerkt J. J. Herzog, Das Leben Oecolampads. Basel 1843. II, 48: „Die Schrift ist in ziemlich scharfem Tone verfaßt, doch ohne daß die Grenzen des Anstandes überschritten werden; alle noch so herben Ausdrücke erscheinen als Erguß der gerechten Entrüstung über die im Heiligthum verübten Greuel."

Als Wortführer der katholischen Partei trat der Basler Domprediger und Weihbischof Augustinus Marius auf.[1]) Seine Schrift,[2]) die von allen katholischen Predigern, auch von Pelargus unterzeichnet wurde, ist nichts weniger als volksthümlich geschrieben; doch verdient sie keineswegs den Vorwurf, die von einem protestantischen Schriftsteller gegen dieselbe erhoben worden, als würde darin die Ansicht ausgesprochen, „die Messe sei eingesetzt, die täglichen wirklichen Sünden hinwegzunehmen, indeß das Opfer am Kreuze nur die Erbsünde getilgt habe".[3]) Marius lehrt wiederholt mit ausdrücklichen Worten das Gegentheil. Christus, so führt er aus, habe sich am Kreuze geopfert „für die Hinnehmung der Sünden der ganzen Welt" (8b). „So viel an ihm gelegen ist, hat er durch sein Opfer am Kreuz die Sünden der ganzen Welt ausgelöscht" (15b). Damit wir aber der Früchte des Kreuzopfers theilhaftig werden, genüge der bloße Glaube nicht. Der Glaube sei zwar nothwendig; doch werden die Früchte des Kreuzopfers den Gläubigen mitgetheilt durch die hl. Sakramente und das hl. Meßopfer (18b). Diese Früchte empfangen wir durch „Mittel," „als da sind der Glaube und die Taufe anfänglich, und darnach Glaube und Bußfertigkeit, ohne welche als zuführende Mittel das Leiden und Sterben Christi uns unnütz bleiben

---

1) Vgl. über ihn Reininger, Die Weihbischöfe von Würzburg, im Archiv des histor. Vereins von Unterfranken. 1865. S. 111—158.

2) Eyngelegte schrift auff anmüttung eynes christlichen Rats der loblichen statt Basel, das opfer der Meß belangent, Augustini Marii, doselbs der hohenn stifft Predicantenn. Basel 1528. Die Schrift ist datirt vom 26. Juli 1527, die Vorrede an den Leser vom 10. Januar 1528. Pelargus nennt sich in seiner Unterschrift: „Lesemeister der hl. Schrift, jetzund Prädikant zu Basel bei den Predigern".

3) Herzog a. a. O. II, 45.

würde, erstlich der Erbsünde halber und der wirklichen Sünden, so da gehabt wären in den Erwachsenen noch ungetauften, und auch darnach anderer wirklichen Sünden halber, so nach der Taufe begangen" (24a). Zu diesen „zuführenden Mitteln" gehöre auch die hl Messe, die nichts anderes ist, als eine „neue Repräsentation und gedächtliche Darstellung" des blutigen Kreuzopfers (18b). Ganz folgerichtig erklärt denn auch der katholische Polemiker: „Die Austilgung der Sünden steht allein in dem Verdienst des Leidens unsers Herrn Jesu Christi als in dem genugsamen und kraftgebenden aller andern noch dazu gehörigen Mittel" (25a). Nur „aus Kraft des Kreuzopfers" werden selig alle, die durch Christus zu Gott kommen (15a).

Am Schlusse seiner Erörterungen erklärt der Verfasser, er habe von seinem Glauben Rechenschaft ablegen wollen, da der Magistrat dies befohlen; doch hoffe er, man werde ihn „allein dem Urtheil der christlichen Ordnung befehlen"; zugleich bittet er die Rathsherren, von denen er sagen konnte, daß viele aus ihnen in der verflossenen Fastenzeit seinen Predigten beigewohnt hätten: „Ihr wollet uns und unsern Zuhörern vergönnen, zu bleiben bei unserer Mutter der christlichen Kirche, und uns friedlicher Maßen nichts Neues übend dulden. Ihr wollet zu Herzen nehmen, daß dennoch der Unseren nicht gar so wenig seien; sind doch am hl. Pfingsttage mehr als vier tausend im Domstift noch gesehen worden, dem Worte Gottes zuhörend; an welchem Tage auch mehr Menschen gereuet und recht — als ich hoffe — gebeichtet, das hochwürdige Sakrament, Fleisch und Blut Jesu Christi, nach christlicher alter Ordnung unter einer Gestalt empfangen haben, als an demselben Tage vor acht Jahren geschehen ist" (29b).

Nebst diesem gemeinsamen Gutachten, hatten noch einige der katholischen Prediger, jeder für sich, eine besondere Schrift eingereicht, so auch Pelargus. Zuerst hatte der Domini-

caner eine lateinische Abhandlung abgegeben.[1]) Da jedoch der Magistrat ein deutsches Gutachten begehrte, so beeilte sich der Verfasser, seine Gründe für das hl. Meßopfer auch in deutscher Sprache darzulegen.[2]) Pelargus ist in seinen Ausführungen viel lichtvoller, viel gründlicher als Marius. Doch sah er nur zu wohl ein, daß mit solch schriftlichen Verantwortungen der religiöse Zwist nicht beigelegt werden könne. In seiner Vorrede an den Magistrat hebt er hervor, daß die Berufung auf die hl. Schrift zu keinem Ziele führen werde, weil jede Partei die Schrift für sich in Anspruch nehme Nur durch einen Urtheilsspruch der unfehlbaren Kirche, erklärt er, könne der Streit geschlichtet werden.

Dieser Ansicht glaubte der Magistrat, der damals in seiner Mehrheit noch katholisch gesinnt war, beitreten zu sollen. Den 23. September 1527 beschloß er, daß er über die schwere Frage nichts entscheiden, sondern das nächste allgemeine Concil abwarten wolle. Zudem wurde verordnet, es solle Niemand gezwungen werden, Messe zu lesen noch zu hören, sondern es solle dies dem Gewissen eines jeden anheimgestellt bleiben. Doch müsse jeder Inhaber einer Pfründe Messe halten bei Verlust der Pfründe; hievon seien nur ausgenommen die städtischen Geistlichen, die schon vor diesem Beschlusse aufgehört hätten, Messe zu lesen. Endlich wurde den Predigern noch befohlen, auf der Kanzel die Messe weder zu loben noch zu schelten.[3])

---

1) Apologia sacrificii Eucharistiae, per Ambrosium Pelargum Franckofordianum, rationem exigente inclyto senatu Basiliensi. Basileae 1528, apud Joan. Fabrum Emmeum Juliacensem. 22 Bl. 8°. Die Schrift ist datirt vom 2. Juli 1527. Andere Ausgabe: Wien 1528. Vgl. M. Denis, Nachtrag zu Wiens Buchdruckergeschichte. S. 56.

2) Grund, Ursach und Antwort, daß Christus wahrhaftig in der hl. Messe für Lebendige und Todte aufgeopfert werde, auf Befel E. E. Raths zu Basel. Basel 1528.

3) Pt. Ochs, Geschichte der Stadt Basel. Berlin 1822. V, 587 ff. Basler Chroniken, herausgegeben durch W. Vischer u. A. Stern.

Ueber diese „katholisirende“ [1]) Antwort gerieth Oeco-lampad in hellen Zorn. Den 15. Oktober schrieb er an Zwingli: „Die Priester der Landschaft müssen entweder zur früheren Gottlosigkeit zurückkehren oder ihre Stellen nieder-legen. Was uns (die städtischen Prediger) betrifft, so werden wir allem Anscheine nach eher geduldet als begünstigt, und zwar nur so lange, bis sie auch gegen uns einen geringen Vorwand finden mögen“. „Wir predigen tauben Ohren“, klagt er nochmals dem Züricher Freund am 6. November; „das unheilbare Basel verschmäht alle Heilmittel“. Und wiederum am 30. November: „Unsere Sache hängt an einem dünnen Faden“. „Das Beispiel der Berner“,[2]) jam-mert er den 11. Februar 1528, „macht auf die Unserigen nicht den geringsten Eindruck; da sieht man, wie wenig die göttlichen Dinge uns am Herzen liegen“. Dieselben Klagen wiederholen sich noch öfters: „Wir scheinen zurückzugehen“, schreibt er am 1. April; „Basel hat taube Ohren“. „Wir stecken immer in demselben Kothe“, meldet er nach Zürich den 20. Mai. Und am 9. Juli klagt er: „Der neu-erwählte Rath wird ebensowenig für uns sein, als der frühere“.[3])

Je weniger aber der Magistrat geneigt war, den unduld-samen Forderungen der Prädikanten Gehör zu geben, desto mehr beflissen sich letztere, ihre Anhänger gegen die Katho-liken aufzureizen. Es trat immer klarer an den Tag, daß man auf eine offene Revolution lossteuere.

Schon Ende 1527 hatte Oecolampad an den Prediger

Leipzig 1872. I, 419. Ochs fügt hinzu: „Es scheint, daß der Streit über das Meßopfer die Partei der Katholiken im Rath verstärkte.“

1) So nennt sie Herzog II, 51.

2) Anfangs 1528 war zu Bern der katholische Gottesdienst abge-schafft worden.

3) Zwinglii Opera VIII, 103, 110, 122, 142, 156, 157, 190, 196.

Sam in Ulm geschrieben: „Endlich, meine ich, sollte doch das Volk es müde werden, daß der Widerpart also seine Güte mißbraucht; es wird wohl die Regierung dahindrängen, der verderblichen Controvers ein Ende zu machen“.[1]) Bezeichnender noch ist sein Brief vom 16. August 1528 an Zwingli: „Die verhängnißvolle Stunde, die für die Feinde Gottes fürchterlich sein wird, naht heran. Du verstehst, was ich meine“.[2]) Er meinte eben den gewaltsamen Umsturz, wie dieser einige Monate später in's Werk gesetzt wurde.

Inzwischen wurde das Volk in Schriften und Predigten fort und fort aufgehetzt. Die Gutachten, die dem Magistrat übergeben worden, waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen; dennoch ließ Oecolampad seine Schrift in Zürich drucken, um sie dann in Basel zu verbreiten. Nun mußten auch die katholischen Stimmführer ihre Gutachten erscheinen lassen. Oecolampad, der, wie es scheint, die Freiheit der Presse für sich allein in Anspruch nahm, war über die Veröffentlichung der Schrift von Pelargus nicht wenig erbittert. „Wie leicht hätte unser Magistrat ein solches Aergerniß verhindern können!“ schreibt er an Zwingli den 11. Februar 1528. „Ist denn unser Basel nicht eine freie Stadt“, ruft er am 1. April ironisch aus, „da man doch hier solche Gotteslästerungen drucken darf!“[3])

Er beeilte sich, die vermeintlichen „Gotteslästerungen“ des „wahrhaft unwissenden Mönches“[4]) zu widerlegen.[5])

---

1) Epistolae Oecolampadii et Zwinglii. Basileae 1592. p. 118.

2) Zwinglii Opera VIII, 213.

3) Ibid. 143, 157.

4) Ibid. 157. Daß Oecolampad den katholischen Mönch so geringschätzig behandelt, darf uns nicht wundern; gilt doch dem Basler „Reformator“ selbst Luther als calumniandi Magister et Sophistarum princeps. Oecol. an Zwingli. 20. April 1528. Ibid. 165.

5) Repulsio Apologiae Sacrificii Eucharistiae, quam Pelargus

Doch Pelargus blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Ende 1528 verfaßte er eine längere Schrift, worin er seine erste Abhandlung gegen die Angriffe Oecolampad's in Schutz nimmt.[1])

Am Schlusse seiner ersten Schrift hatte er erklärt: „Bis jetzt habe ich, Gott sei Dank, die Schmähworte gänzlich vermieden und auch in der Folge werde ich mich der Mäßigung befleißen, wofern ich nicht bis auf's äußerste gereizt werde. Sollte mich aber Jemand herausfordern, dann möge geschehen, was vernünftigerweise geschehen darf". Da er nun aber von Oecolampad herausgefordert worden war, so trug er kein Bedenken, den Gegner sehr derb abzufertigen. Er konnte übrigens darauf aufmerksam machen, daß er in seiner Polemik noch lange nicht so heftig auftrete, wie Oecolampad.[2])

Abgesehen von dem Tone der Polemik, verdient die Schrift des Dominicaners volle Anerkennung. Nicht nur wird darin die Lehre vom hl. Meßopfer gegen die Angriffe

---

factionis S. Dominici senatui Basiliensi obtulit. Per Joan. Oecolampadum. Basel 1528.

1) Hyperaspismus sive Propugnatio Apologiae Ambrosii Pelargi, quo Eucharistiae sacrificium ab Oecolampadiana calumnia strenue asseritur. Basileae 1529, apud Joh. Fabrum Emmeum Juliacensem. 79 Bl. 8°.

2) Si omnino culpa est, in te justius recidet, qui adeo tibi ab ira non temperas, ut saepe causae oblitus nihil aliud quam amarulentis conviciis debaccheris, et talibus, qualia a Pelargo nunquam forte auditurus sis. Id quod facile subodorabitur, si quis apologiam meam ad tuam repulsionem conferat, intelligetque utrius nostrum aequior sit querela. . . Ut interim taceam, quam in publicis orationibus rabiose in nos velut haereticos et idololatras debaccheris, ne etiam commemorem, quae in virulento illo libello senatui oblato, impie, nedum temere in nos effutiveris, hic solum referre libet quanta in tua repulsione convicia in nos jaculatus sis. Hyperaspismus A 5a, A 6a.

und Entstellungen die Neuerer siegreich vertheidigt; auch über die so wichtige Frage von der Glaubensregel enthält sie einige Stellen, die dem Gegner sicher sehr unbequem werden mußten. Oecolampad hatte den Katholiken vorgeworfen, daß sie sich immer auf die Autorität der Kirche berufen, statt nur die Schrift gelten zu lassen. Hierauf erwidert Pelargus: „Wenn du nichts annehmen willst, als was in der hl. Schrift ausdrücklich enthalten ist, so mußt du auch die hl. Bücher verwerfen, da du aus denselben nicht beweisen wirst, daß sie von Gott eingegeben seien. Erinnerst du dich noch, wie ich dich einmal bei einer Unterredung gefragt habe, aus welcher Schrift du die Canonicität der Evangelien beweisen könntest? Uebel oder wohl mußtest du dich auf das Zeugniß der Kirche berufen. Als ich dich aber weiter frug, warum du nicht auch in anderen Fragen die Autorität der Kirche gelten lassen wolltest, da bliebest du stummer als ein Fisch und schweigsamer als ein Holzblock" (B 8a). „Zudem wirst du dich auch noch erinnern, mit welcher Hochachtung du bei einer andern Gelegenheit vom Gebrauche der Kirche gesprochen hast. Als du nämlich Balthasar Hubmaier, den Anführer der Wiedertäufer, widerlegen wolltest, und die Schrift dich hier im Stiche ließ, da nahmest du deine Zuflucht zum althergebrachten Gebrauch der Kirche. Auf diesen Gebrauch stütztest du dich; ja du sagtest sogar ganz offen: die Kirche wäre die Kirche nicht mehr, wenn sie so viele Jahre geirrt hätte War es dir nun gestattet, dich auf die Autorität der Kirche zu berufen, warum zürnest du darüber, wenn ich dasselbe thue?" (Gb).

Diese Schrift erregte bei Oecolampad und dessen Anhängern nicht geringen Unwillen. Kaum war das Buch anfangs 1527 erschienen, so forderte alsobald die neugläubige Partei, der Magistrat solle dasselbe unterdrücken. Die Anwesenheit der Abgeordneten von Zürich und Bern, die Oecolampad schon längst herbeigewünscht hatte, um mit ihrer

Hilfe auf den Rath einen Druck auszuüben,[1]) scheint die katholischen Rathsherren eingeschüchtert zu haben, so daß sie dem Drängen der radikalen Partei nachgaben und das Buch des Dominicaners confiscirten. Als aber die fremden Gesandten abgereist waren, wurde die Schrift dem Buchdrucker wieder zurückgegeben. Nun beschwerte sich Oecolampad selber beim Rath; doch seine Klagen fanden keine Berücksichtigung.[2])

Pelargus fühlte sich indessen zu Basel seines Lebens nicht mehr sicher. Ende Januar 1529 flüchtete er sich nach Freiburg im Breisgau.[3]) Einige Tage später brach die Revolution aus. Achthundert bis tausend Rebellen besetzten das Zeughaus, den Kornmarkt und die dahin auslaufenden Straßen, pflanzten Kanonen auf und „handelten mit dem Rath". Und ehe der Rath Ja oder Nein sagte, zogen hunderte von „Vandalen" unter Anführung des Henkers in die Kirchen der Stadt und zerschlugen überall die herrlichsten Kunstschätze, Altäre, Statuen und Gemälde. Die Trümmer aller dieser Denkmäler alter Verehrung und deutscher Kunst

---

1) Vgl. Oecol. an Zwingli, 1. April 1528: Zürich und Bern sollten Basel auffordern den katholischen Gottesdienst abzuschaffen, quandoquidem surdis auribus nos praeterit. Opera Zwinglii VIII, 157. Vgl. ebendas. 163. Oecol. an Zwingli, 16. April 1528: Jam olim divulgatum fuit, venturos huc Vestrates cum Bernatibus, ut Senatum inducant ad tollendam Concionatorum varietatem, quod plerique interpretati sunt, quasi adversarios vi ad fidem adigere nitantur, et propterea in suspicionem nos trahunt, quasi id per nos attentatum sit. Verum quid mali, si etiam essemus autores facti sanctissimi. Also die Katholiken ihres Gottesdienstes berauben und sie mit Gewalt zum Protestantismus zwingen, gilt in den Augen Oecolampads als eine „sehr heilige Handlung".

2) Oecolampad an Zwingli, 11. Januar 1529. Opp. Zwinglii VIII, 253.

3) Ochs V, 635. Basler Chroniken I, 79.



wurden auf dem Münsterplatz zusammengeschleppt und dort in zwölf großen Haufen vor der Kirche verbrannt. „Ein sehr trauriger Anblick für die Abergläubischen“, jubelte Oecolampad in einem Briefe an Capito, „sie hätten Blut weinen mögen. So grausam verfuhr man gegen die Götzen und aus Schmerz darüber starb die Messe“. „Die Gegner bezeichnen mich“, fügte er ironisch hinzu, „als den Anstifter aller dieser Bewegungen“.[1])

„Oecolampad sei der aufrührerischste aller Menschen“, schrieb bald nachher Pelargus. „Sein ganzes Leben lang hätte er nie etwas ausgerichtet, wenn er nicht den unverständigen Pöbel um Hilfe angerufen hätte. Mit roher Waffengewalt viel eher als mit der Schrift und mit Vernunftgründen habe er den Kampf ausgefochten. Und das heißt dann durch die Wahrheit siegen!“[2])

In Freiburg, wo Pelargus ungefähr vier Jahre verblieb, verfaßte er mehrere kleine Schriften, die er im Jahre 1534 zusammen der Oeffentlichkeit übergab.[3]) Eine erste Abhandlung, aus dem Jahre 1530, beschäftigt sich mit den Wiedertäufern.[4]) Eine zweite wendet sich gegen jene, welche die Nothwendigkeit der Taufe nicht anerkennen wollen.[5]) Die dritte Schrift bekämpft die Ansicht Oecolampad's, daß man die Kinder erst taufen solle, wenn sie drei oder vier Jahre alt sind.[6]) Dann wird eingehend die Frage erörtert,

---

1) Janssen III[14], 92 f.

2) Opuscula p. 136.

3) Ambrosii Pelargi Opuscula nunc primum excusa. Coloniae 1534. Mense Augusto. Apud Joan. Gymnicum. VIII und 215 S. 8⁰.

4) A. Pelargus in Anabaptistorum errores aliquot. S. 1—102. Vorrede an den Leser, Freiburg, 21. Dezember 1530.

5) In Eleutherobaptistas. 103—119. Freiburg 1531.

6) Refutatio consilii Oecolampadii de differendo parvulorum baptismo in trimulam aut quadrimulam usque aetatem. 120—134. Freiburg 1530.

ob man die Wiedertäufer und Ketzer mit dem Tode bestrafen dürfe.[1]) Eine fünfte Schrift, die gegen die Bilderstürmer gerichtet ist, betont den Nutzen der Bilderverehrung und zeigt den Verläumdungen der Neuerer gegenüber, daß die Katholiken weit davon entfernt sind, die Bilder anzubeten.[2]) Den Schluß bildet ein Gespräch über das hl. Meßopfer zwischen einem Katholiken und einem Protestanten.[3])

Alle diese Abhandlungen verdienten wegen ihrer Gediegenheit, eingehend berücksichtigt zu werden.[4]) Der Kürze halber wollen wir jedoch nur die Schrift über die Ketzerstrafen, die gegen den schwäbischen „Reformator" Johann Brenz gerichtet ist, ein wenig näher in's Auge fassen.

(Schluß folgt.)

---

1) An fas sit in Anabaptistas adeoque in Haereticos poena capitis animadvertere. 135—163. Freiburg, 24. Febr. 1531.

2) In Iconomachos sive eos, qui demoliuntur divorum imagines. 164—193. Freiburg, 9. September 1531. Pelargus widmet diese Schrift fratri suo Valentino, bonarum artium baccalaureo, den er auch beauftragt, Vater und Mutter, Brüder und Schwestern zu grüßen. In der Vorrede erzählt der Verfasser, was ihn veranlaßt habe, diese Abhandlung niederzuschreiben: Vor kurzem habe er seine Eltern besucht und da habe er in der heimathlichen Pfarrkirche keine Spur mehr vom früheren Bilderschmuck gefunden; sogar das Bild des Gekreuzigten sei nicht mehr zu sehen gewesen.

3) Conflictatiuncula Hieroprepii et Misoliturgi de ratione sacrificii Missae. 194—215. Aus dem Jahre 1532.

4) Bei Quetif et Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum II, 159, heißt es von diesen gesammelten Schriften: Quae sane singula opuscula non sine gustu legenda et styli gravitate et elegantia rationumque et argumentorum pondere cedro digna.

II.

Dr. Michael: Döllinger's „Charakteristik“.

Der Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck Dr. Emil Michael S. J. hat es unternommen, die Charakteristik des unglücklichen Gelehrten auszuarbeiten, zuerst in Artikeln der Innsbrucker theologischen Zeitschrift, dann, wesentlich erweitert, in einem stattlichen Buche, welches bereits in 2. vermehrter Auflage vorliegt.[1]) Der Leser wird bald mitempfinden, mit welch' unendlicher Mühe der Verfasser den Aeußerungen des verirrten und verbitterten Mannes auf Schritt und Tritt nachgeht, um nicht nur den spätern Döllinger durch den frühern Döllinger aburtheilen zu lassen, sondern ihn auch selbständig in's Examen zu nehmen. Der Innsbrucker Professor zeigt dabei eine Gelehrsamkeit und Quellenkunde, die dem frühern Döllinger ebenbürtig war, dem spätern aber allmählig ganz abging, weil er nur mehr aufsuchte, was ihm in den Kram seiner hetzerischen Verbissenheit zu taugen schien.

Man kann sein öffentliches Auftreten in den letzten zwanzig Jahren aufmerksam verfolgt haben, und doch wird man in dem vorliegenden Buche viel Neues, und nicht das am wenigsten Empörende, finden. Die Erben seines literarischen Nachlasses, die Bonner Freunde, haben dafür gesorgt. Zwei

1) Innsbruck, Rauch. Seiten IV, 600.

solche Sammlungen sind erschienen mit literarischen Erzeugnissen, die er anonym in die Welt setzte, und vertraulichen Briefen, von welchen er schwerlich ahnte, daß sie einmal von Freundeshand der Oeffentlichkeit preisgegeben würden. Insbesondere liegt nun seine rastlose geheime Thätigkeit in der liberalen Presse offen da. Fünfzehn Artikel lieferte er schon während der Jahre 1867 und 1868 in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und der Wiener „Neuen Freien Presse". Es folgten dann im Frühjahr 1869 in ersterem Blatte die fünf Schmähartikel gegen das Concil, welchen die bekannte Hohenlohe'sche Cirkulardepesche auf dem Fuße nachfolgte. Anfangs 1871 erschienen wieder drei anonyme Artikel in der „Allgemeinen", welche den besonderen Zweck hatten, die Staatsgefährlichkeit des Concilsbeschlusses nachzuweisen. Daß alle diese Veröffentlichungen von Gehilfen und Zuträgern, deren Namen ja bekannt waren, nicht ohne Zuthun Döllinger's das Licht der Welt erblickten, war die allgemeine Annahme, aber man glaubte doch nicht, daß er selber der Verfasser sei, und sich eben nur scheue, offen hervorzutreten. „Doch dem Zaghaften, den man als ‚Felsenmann' gefeiert hat, fehlte der Muth, mit seinem Namen einzustehen; er hüllte sich so ängstlich in den Mantel der Anonymität, daß er jene fünf Apologien" (in dem Augsburger Blatt) „von Damenhand schreiben und durch Professor Huber auf die Post tragen ließ zur Weiterbeförderung an die Redaktion" (S. 489). Und er blieb wirklich so gut versteckt, daß man noch lange Jahre nachher selbst liberalerseits es als eine Verläumdung ansehen wollte, wenn man Döllinger mit der Autorschaft des „Janus" in Verbindung brachte.

Seitdem diese geheime Hetze bekannt ist, erscheint insbesondere das Benehmen des Mannes gegenüber den oberhirtlichen Stellen erst recht in abstoßender Häßlichkeit. In aller Artigkeit versichert er immer wieder, daß er vor dem Jahre 1870 und nach dem Jahre 1870 unentwegt demselben wahren katholischen Glauben treu geblieben sei, und daß ihm

einzig und allein sein historisches Gewissen die Unterwerfung unter das vatikanische Dogma verbiete. So in der Correspondenz mit dem Erzbischof Gregorius in derselben Zeit, wo er die drei anonymen Artikel nach Augsburg beförderte. Zweimal hatte er den Oberhirten um Erstreckung der Frist zur Abgabe seiner Erklärung gebeten, um in der Erforschung seines Gewissens wegen der Infallibilität sich nicht übereilen zu müssen. Inzwischen war er in seinen geheimen Artikeln mit der katholischen Kirche und ihrer ganzen Geschichte bereits fertig geworden. Das gleiche Schauspiel wiederholte er gegenüber den Annäherungsversuchen des neuen Erzbischofs Antonius und des päpstlichen Nuntius im Jahre 1887. Er sehe sich, schrieb er an den Fürsten Scilla, als ein Mitglied der großen katholischen Kirche an, und wolle nicht Mitglied einer schismatischen Genossenschaft seyn: „Ich bin isolirt".

Diese Erklärung erinnert allerdings wörtlich an das Auftreten Döllinger's bei dem Münchener Congreß vom 22. bis 24. September 1871. Dort warnte er, wie bekannt, dringend vor der Bildung altkatholischer Kirchengemeinden oder gar allenfalls mit Wahl eines Bischofs. Er wurde aber von einer großen Mehrheit überstimmt. Gerade seine intimsten Freunde traten am entschiedensten gegen ihn auf. Sie kannten seine geheimen Schreibereien, und zogen daraus die logische Folge. Sie erriethen wohl auch den eigentlichen Grund seiner Rückwärtscommandirung. In seiner letzten Congreßrede deckte er ihn selber auf: ein hochgestellter bayerischer Staatsmann habe ihm erklärt, „sie alle könnten in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse gar nichts Besseres thun, als daß sie fortwährend öffentlich an dem allgemeinen katholischen Gottesdienste sich betheiligten und auf diese Weise vor der Welt zeigten, daß ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche nicht bloß nominell, sondern reell sei". Das war der Cultusminister von Lutz; der ging mit dem Beispiel der Heuchelei selber voran. Unmittelbar vor dem Congreß hatte sich auch ein officiöser Artikel in der

„Allgemeinen Zeitung“ in demselben Sinne ausgesprochen: aber wenige Wochen nachher ließ die Regierung ihren gelehrten Handlanger im Stiche, und erklärte in der Kammer der Abgeordneten das gerade Gegentheil.

Döllinger fand es so vielleicht für seine Person am bequemsten. Er brauchte sich nun nach keiner Seite hin offen zu betheiligen. Er ging zwar auch noch zum zweiten Altkatholikencongreß nach Bonn, wo er übrigens wieder in der Minderheit blieb. Aber er ließ sich nicht bewegen, die Sekte in die Stiftskirche von St. Cajetan einzuführen. Er hat selbst einer vertrauten Dame, als er auf die Veröffentlichung der bekannten königlichen Briefe an ihn zu sprechen kam, mitgetheilt: „Ich kann ja nun auch sagen, daß ich damals stark durch König Ludwig II. in Versuchung geführt wurde, da der Monarch meinte, ich könnte trotz der Excommunikation fortfahren, die Messe zu lesen“. Der Mann, der sich unaufhörlich auf seine unfehlbare „Wissenschaft“ berief, war im letzten Drittel seines Lebens doch ganz und gar das Geschöpf der unglücklichen bayerischen Verhältnisse geworden. Seit Hohenlohe glaubte er die Ministerien zu berathen, in Wahrheit beriethen sie ihn. P. Michael führt zum Schlusse seines Buches einen vertraulichen Bericht an, wornach kurz vor Döllinger's Tod ein gelehrter Orientalist die Vermittlung seiner Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle übernommen haben soll. Auch das ist nicht unmöglich; denn der bayerische Regent hieß nicht mehr Ludwig II. und der Cultusminister hieß jetzt Herr von Müller.

Für die nächsten Jahre warf sich nun Döllinger ganz auf seine Lieblingsidee der Dreikirchen-Union. Er erschien persönlich bei den zwei Bonner Unionsconferenzen, und führte da das große Wort. Die von ihm beabsichtigte dritte Conferenz kam nicht mehr zu Stande, und nun verlegte er seine öffentliche Thätigkeit hauptsächlich in die bayerische Akademie der Wissenschaften, deren Präsident er war. Seine akademischen Reden sind jetzt in drei Bänden gesammelt. Die meisten

waren zuvor schon bekannt und in der Regel auch in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden; aber besonderes Aufsehen hatten sie doch nicht gemacht, da die Akademie ein bescheidenes Stillleben führt und im größeren Publikum sich Niemand um sie kümmert. Die Reden bieten dem Verfasser überreichen Stoff zur Beleuchtung und Widerlegung. Ein paarmal überkamen den Redner hintennach selber Bedenken über die Schwäche seiner Darlegungen, weshalb er sie lieber ungedruckt haben wollte, und von einem anderen Falle erzählte er seiner obengedachten Freundin: „Ich wollte mehr als einmal die Geschichte Deutschlands als Thema meiner Rede wählen; allein man drängte Seitens der Akademie in mich, ja keinen Stoff zu nehmen, welchen die Kammer der Abgeordneten als klingende Münze aus meinem Beutel benützen könnte; sie fürchtete, man würde möglicher Weise den Etat der Akademie kürzen". Andererseits sei an ihm wieder gerügt worden, daß er die französische Geschichte zu sehr bevorzuge.

In dem Register des vorliegenden Buches ist unter dem Titel „Fälschungen und Fiktionen Döllinger's" auf eine lange Reihe von Berichtigungen und Widerlegungen hingewiesen; als „schamlos" ist eine dieser Behauptungen bezeichnet. In seinem Vortrag „Dante als Prophet" läßt er nämlich den Cardinal Bonaventura das apokalyptische Bild von dem Weibe und dem Thiere „auf den römischen Stuhl deuten", während der Heilige von der „Civitas Romana" spricht. Es ist allerdings arg, scheint aber mehr zu beweisen, wie Döllinger in seinen späteren Jahren arbeitete. Selber hat er den Bonaventura sicher nicht gelesen; die alten Kirchenschriftsteller waren niemals nach seinem Geschmack; von der katholischen Literatur überhaupt pflegte er zu sagen: „Was da drinnen steht, weiß ich ohnehin!" Was er in aller Hast zusammenraffte oder nach seiner Gewohnheit von Mithelfern sich zutragen ließ, das verarbeitete er ohne skrupulöse Untersuchung. Es ist ihm auch über Handschriften-

Editionen und andere Werke, die er noch entweder allein oder mit dem Bonner Freunde herausgab, von der Kritik Rüge genug widerfahren.

Wie er die beiden großen Arbeiten aus seiner katholischen Zeit auf den spätern Standpunkt in neuen Auflagen mühsam corrigirte, so fühlte er 1881 sogar das Bedürfniß, vor der k. Akademie eine Judenrede zu halten. Als Landtagsabgeordneter unter dem Ministerium Abel (1846) hatte er nämlich eine dienstbeflissene Rede gegen die Judenemancipation gehalten; er erinnerte selber daran. Jetzt schloß er seinen Vortrag über die „Juden in Europa“ mit dem Satze: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“ Israel bleibe das auserwählte Volk, da Gott seine Wahl und Verheißung nicht zurücknehme; die Juden in der Zerstreuung seien die gequälten Opfer eines religiösen Wahngebildes der Christen geworden. So ergab sich wieder reichliche Gelegenheit, über die mittelalterliche Kirche und das Papstthum herzufallen. P. Michael müßte nicht ein Oesterreicher seyn, wenn ihn die Judenrede Döllinger's nicht besonders ergriffen hätte. Er widmet ihr eine, übrigens ganz interessante, antisemitische Abhandlung von nahezu 50 Seiten.

Zu einer ähnlichen Auseinandersetzung veranlassen ihn, schon im Interesse seines Ordens, die akademischen Reden über französische Geschichtsperioden. Ueberall verfügt er über eine Fülle von Material, und immer bleibt er Sieger. Aber es war so auch unvermeidlich, daß das Buch schwer lesbar wurde. Schon die Herstellung desselben aus den ursprünglichen Artikeln der Innsbrucker Zeitschrift mußte ihre Spuren. namentlich in den häufigen Wiederholungen, hinterlassen. Polemisch vom Anfang bis zum Ende mußte es freilich werden, wenn es seinem Titel gerecht werden wollte.

Döllinger hätte als eine neueste Geschichtsquelle auf die Zukunft übergehen können; er hat sich selber abgethan für immer: den Beweis hat der Innsbrucker Professor eingehend geliefert. Sein Buch gewährt überhaupt den Blick

wie in eine untergegangene Welt. Noch bei der zweiten Bonner Unionsconferenz sagte der unglückliche Gelehrte: „Seit 1870 stehen sich in der christlichen Welt zwei große völlig getrennte Massen gegenüber: die 180 Millionen römischer Katholiken und die Gegner der Infallibilität des Papstes". Wo ist diese letztere „Masse?" Er fuhr fort: „Zündstoff ist in der römisch-katholischen Kirche massenhaft vorhanden, die Zeit wird schon kommen, wo er erst hier, dann da in Brand geräth". Allerdings schien es so. Aber die Kirche hat die Feuerprobe bestanden, und von dem Brand ist nichts übrig geblieben als ein Häuflein Asche, um das sich heute wohl auch Döllinger selber nicht mehr kümmern würde. Insoferne war der ganze Professoren-Rummel sogar ein Glück für die katholische Kirche: das Geschwür mußte aufbrechen, um zu heilen.

III.

Zur Culturgeschichte.

(Dr. Grupp's System und Geschichte der Cultur.)

Das Steckenpferd unserer dem Geschichtlichen so sehr zugeneigten Zeit ist die Culturgeschichte. Müde der im Zeitalter der absoluten Fürstengewalt im Vordergrund stehenden Staats- und Fürstengeschichte und auf sie als die Geschichte der „Haupt- und Staatsaktionen" fast verächtlich herabsehend, will man das Volk selbst und die innersten Vorgänge seines Lebens mehr und mehr zum Gegenstand der Geschichtsschreibung gemacht sehen, und die Geschichtsschreiber und Forscher kommen auch bereits der Neigung der Zeit in einem

Maße entgegen, daß sogen. zünftige Geschichtsgelehrte sich veranlaßt finden, energisch gegen diese „Popularitätshascherei" aufzutreten und der Geschichte ihr „eigentliches Arbeitsgebiet" — das staatliche Leben als Bedingung und Voraussetzung jeder höheren Cultur — zu wahren.[1]) Man kann den Streit, ob Staaten- oder Culturgeschichte das Ideal der Geschichtsschreibung sei, füglich den Fachgelehrten überlassen, in Einem Punkt wird man jedenfalls den Gegnern der sog. Culturgeschichte Recht geben müssen: indem die Verfasser namentlich der sog. allgemeinen Culturgeschichten in Verbindung mit spekulativen Buchhändlern der Neigung der Zeit allzu sehr nachgebend die Geschichtswissenschaft möglichst zu popularisiren und durch Illustrationen auch dem Halbgebildeten mundgerecht zu machen bestrebt sind, wird mehr die Neugierde als der Wissensdurst befriedigt, und das eigentlich Wissenschaftliche tritt hinter dem angenehm Unterhaltenden mehr und mehr in den Hintergrund. Es liegt kein Grund vor, dem Tübinger Geschichtslehrer zu widersprechen, wenn er in dem angezogenen Schriftchen (S. 54) sich über neuere Leistungen auf diesem Gebiete also ausläßt: „Man braucht nur die Arbeiten des überaus gelehrten, unendlich belesenen Wachsmuth mit den Bänden Henne am Rhyn's zu vergleichen, um zu erkennen, wie sehr die allgemeinen Culturgeschichten in ihrem Arbeitsbetrieb zurückgegangen sind. Die Fühlung mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung ist eine viel losere geworden. Dabei sind sie über die rein äußere, fast möchte man sagen, synchronistische Zusammenstellung, über das bloße Zustandbild kaum hinausgekommen. Auch in Werken, die durch respektable Gelehrsamkeit eine gewisse Achtung abnöthigen, wie etwa Honegger's ‚Grundsteinen einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit', vermißt man schmerzlich die zusammenhaltenden, durchgreifenden Ideen". Der Name Henne am

1) Vergl. Dietrich Schäfer, Geschichte u. Culturgeschichte. Jena, 1891.

Rhyn erinnert uns an eine weitere schlimme Seite derartiger allgemeiner Culturgeschichten,[1]) daß sie nämlich gewöhnlich nicht blos in kirchenfeindlichem, sondern in förmlich ungläubigem und irreligiösem Sinn abgefaßt sind. Wie viel Schaden hat nur die einseitig naturalistische, materialistisch-darwinistische Geschichtsauffassung eines Hellwald mit ihrem Motto: „Aller Verlauf der Cultur ist Naturproceß!“ und die einseitig humanistische eines G. F. Kolb („Geschichte der Menschheit und der Cultur als Supplement zu allen Werken über Weltgeschichte“ 1843 und „Culturgeschichte der Menschheit“ 1869—70, 2 Bde.) angerichtet, von den specifisch kirchenfeindlichen Werken eines Scherr, Dahn, Henne am Rhyn 2c. ganz zu schweigen!

Diese Thatsache macht es denn auch, wie immer das Urtheil in Fachkreisen über diese „allgemeine“ Culturgeschichte oder Geschichte der „Menschheit“ lauten mag, für die Katholiken nothwendig, statt zu jammern über die böse Zeit und ihre bösen Erscheinungen auf dem Gebiet der Wissenschaft und Literatur, vielmehr selbst Hand anzulegen und auch ihrerseits dieses Feld zu bebauen. Es ist freilich nicht leicht, die Resultate einer Unzahl culturgeschichtlicher Einzeldarstellungen zu einer zusammenfassenden Darstellung zu bringen, und zwar von der christlichen Weltansicht aus, jener Weltansicht nämlich, welche das Christenthum betrachtet als im Beginn der Weltgeschichte schon vorbereitet, als goldenen Faden durch den ganzen Verlauf der Geschichte sich hindurchziehend und überall im innersten Grund der Dinge und Geschehnisse wirkend. Die Schwierigkeit hat schon Görres hervorgehoben, welcher ja der Auffassung der Geschichte als Werkes der Vorsehung mit dem Kreuze Christi als Mittelpunkt mit so großem Nachdruck das Wort geredet. „So

---

1) Eine Zusammenstellung und Kritik der neueren Erscheinungen findet sich in dem interessanten Schriftchen Jodl's: Die Culturgeschichtsschreibung, ihre Entwicklung u. ihr Problem. Halle 1878.

unermeßlich weit hin, sagt er in seinen Vorträgen über Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte (herausgegeben von Dr. M. Strobl, München, Stahl 1880) dehnt sich dieses Meer (der Geschichte), der stärkste Schwimmer kann es nicht umschwimmen; so grundlos tief hat es sich ausgegossen, der kühnste Taucher mag nicht bis zu seinem Grunde dringen. So viele Ströme rinnen über die Erde hin, aufnehmend, was rechts und links sich in sie ergießt: wer kann an allen diesen Rinnsalen hinaufgehen, bis wo sie ihren Quellen entströmen? wer kann alle Wege und Pfade durchwandeln, die über der Erde getreten sind? wer überall in allen Gebieten heimisch sein, da es sogar manche gibt, über die nie eines Menschen Fuß dahingeschritten" (S. 2). Doch das schwierige Werk — es ist in Angriff genommen!

Vor uns liegt ein Buch: „System und Geschichte der Cultur. Von Dr. Georg Grupp, Fürstl. Oettingen-Wallerstein'scher Bibliothekar." Paderborn. Schöningh. 1892. 2 Bände. 172 und 521 Seiten.

Herr Dr. Grupp ist zwar kein Historiker von Fach, vielmehr Philosoph, nebenbei aber — ein Schwabe und „ein wackrer Schwabe forcht sich nit!" Er ist ein Schwabe und von den Schwaben hat ja der alte Görres einmal geäußert, daß, so gern sich ihre Gemüthskraft sonst in den engeren Kreisen des Lebens gefalle, dieselbe doch, wo die Gelegenheit es fordere, zu allem Großen sich leicht erschließe, und „sie sich daher leicht einer größeren, umfassenden historischen Ansicht entgegenwenden". Dr. Grupp hat das Wort wahr gemacht. An einer umfassenden historischen Ansicht fehlt es ihm gewiß nicht. Er richtet sein Augenmerk nicht blos auf die zusammenhängende Darstellung des concreten Geschichtsinhalts, sondern auch auf die Erforschung und Herausstellung der allgemeinsten Ideen und Gesetze, welche demselben zu Grunde liegen. In einem eigenen 172 Seiten umfassenden Bande schickt er der Geschichte der Cultur als eine große Einleitung zu derselben ein System der Cultur, eine system-

atische Darstellung der „Ideen und Gesetze der Geschichte“, mit andern Worten eine Geschichtsphilosophie, voraus.

Er nimmt also seine Aufgabe so recht in der Tiefe, wohl wissend, daß das geschichtliche Wissen als solches und die zusammenfassende Darstellung desselben auf dem Gebiete der „zünftigen“ Geschichtsforscher liegt, die Besprechung und Lösung der metaphysischen Probleme aber, die sich aus der Betrachtung des geschichtlichen Lebens ergeben, so recht eigentlich seine, des Philosophen, Sache ist. Seine philosophische Befähigung hat er bereits durch eine Reihe schätzenswerther Aufsätze, besonders in Commer's Jahrbuch für Philosophie *rc.* und dem Philosophischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, sowie in „Natur und Offenbarung“ erwiesen. Von Anfang an, so erzählt er uns in der Vorrede, wandten sich nun seine philosophischen Studien gerade dem Gebiete der Philosophie der Geschichte zu, und einer seiner frühest gefaßten und beharrlichst verfolgten Pläne war die Herausgabe eben einer Geschichtsphilosophie. „Lessing, Herder, Schiller, Schlegel, Görres, Leo, Chateaubriand, Balmes, Donoso Cortes u. a. entzündeten frühe den Gedanken; die Lösung einer akademischen Preisfrage über Staatstheorien ließ mich das Problem nie aus dem Auge verlieren und machte mich mit fast allen bisherigen Versuchen bekannt; äußere Anregung gab endlich den entscheidenden Anstoß. Dr. Commer, damals Professor in Münster, lud mich vor über drei Jahren ein, in seinem Jahrbuch ‚etwas über Geschichtsphilosophie hören zu lassen, welche katholischerseits viel zu sehr vernachlässigt wird‘. Seit Schlegel und Görres ist eine wahrhaft philosophische Auffassung der Geschichte wohl nicht mehr betrieben worden“.

Es ist wahr, die Philosophie der Geschichte ist trotz des gewaltigen Anstoßes, den Görres gegeben, auf katholischer Seite sehr vernachlässigt worden. Dr. Strodl, der Herausgeber der oben genannten Görres'schen Vorträge, hat sich darüber in einem umfangreichen Nachwort bitter beklagt, und

die Nothwendigkeit einer Philosophie der Geschichte im katholischen Sinn überaus warm vertheidigt. Man kann ihm im Wesentlichen beistimmen, ohne aber mit ihm so weit zu gehen, die Klage zu einer Anklage gegen die Wissenschaft zu formuliren. Die Schwierigkeit der Probleme erklärt die Sache zur Genüge. Der Philosoph muß sich da, wie Dr. Grupp in der Vorrede richtig bemerkt, „seiner apriorischen Voraussetzungen entledigen, sich mitten in den geschichtlichen Stoff hineinversetzen, gleichsam in ihm untergehen und erst von hier aus wieder den Rückweg zu seinen Voraussetzungen antreten". Wie schwer das aber ist, zeigen die vielen Versuche, die auf akatholischer Seite gemacht wurden, seit Lessing durch seinen Aufsatz „Zur Erziehung des Menschengeschlechts" für die geschichtsphilosophischen Ideen eines Montesquieu, Rousseau, Voltaire Propaganda gemacht und Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" den Grundstein zu einer deutschen Geschichtsphilosophie gelegt hatte.[1] Als Ideen und Gesetze der Geschichte wurden eben vielfach künstlich selbstgeschaffene, subjektive Gesichtspunkte herausgestellt; wieweit sich diese Geschichtsphilosophie in Hegel einer- und Comte und Buckle andrerseits verirrte, ist männiglich bekannt.

Die Versuche auf dieser Seite konnten also nur abschreckend wirken, die Versuche auf katholischer Seite aber, die vor Görres gemacht wurden, konnten nicht ermuntern. Man kann im Grunde von Versuchen, etwa Augustins geniales

1) Diese verschiedenen Versuche sind sehr schön dargestellt in dem ausgezeichneten, zur Orientirung auf diesem Gebiete sehr zu empfehlenden Werke von R. Rocholl, „Die Philosophie der Geschichte". Göttingen 1878. Ein anderes, mehr die Beziehungen der Geschichtsphilosophie zur Geschichtsforschung betonendes, ungemein anregendes Werkchen haben wir von einem der ersten Methodiker der Geschichte, Dr. Ernst Bernheim: Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie, Göttingen 1880. Dort findet sich auch die übrige neuere Literatur angegeben.

Werk De civitate Dei abgerechnet, nicht einmal reden. Man lese Hipler's hübsches Werkchen (Die christliche Geschichtsauffassung, Köln 1884), und man wird finden, wie wenig erfolgreich die Bestrebungen so mancher sonst doch bedeutender Männer waren, „Einsicht in Ursprung und Ziel, Wesen und Gang der vielgestaltigen Geschichtswelt zu gewinnen und die bunte Mannigfaltigkeit der Zeiten und Völker von einem universalen höheren Standpunkt aus als ein einheitliches Ganzes denkend zu erfassen, zu würdigen und zu verstehen". Es lassen sich „Spuren" einer solchen idealen Geschichtsauffassung finden, „Samenkörner", im Vorbeigehen ausgestreut, „Erkenntnißkeime", „Ansätze", vielverheißende Blüthen aus dem Boden der christlichen Lebensanschauung wie von selbst hervorsprossend, aber was will das heißen in achtzehn Jahrhunderten? Es sind nur Voraussetzungen einer Geschichtsphilosophie, nicht eine solche selbst. So läßt sich denn in der That dem Versuche Dr. Grupp's Selbständigkeit nicht absprechen, und es ist nur die Frage, ob dieser selbständige Versuch befriedigen kann. Wir suchen im Folgenden die leitenden Gedanken, soweit möglich mit seinen eigenen Worten, herauszuheben, damit der Leser sich ein Bild des Werkes machen und ein Urtheil bilden könne.

Nach einer Einleitung, welche die Geschichte als Wissenschaft, ihren Inhalt und Zweck betrachtet, theilt der Verfasser den geschichtsphilosophischen Stoff in zwei große Theile: Ideen und Gesetze der Geschichte. Die Ideen, den Gesetzen zu Grunde liegend und in ihnen wirkend, stellen die bleibenden Zielpunkte des geschichtlichen Prozesses dar. Das höchste, wenn auch meist mehr indirekt erstrebte, als klar bewußte Ziel der geschichtlichen Bewegung ist Gott selbst, Ideal- und Realprincip der Geschichte zugleich. In Gott und unter ihm aber bildet die Natur und Gesellschaft die Grundlage und Voraussetzung jeder Culturthätigkeit. Der Natur steht der Mensch als sinnliches, der Gesellschaft als gesellschaftliches und vernünftiges Wesen

gegenüber. Die Beziehungen des Menschen zu diesen beiden Lebensmächten sind theils aktiv theils passiv, theils praktisch theils theoretisch. Der Mensch wirkt einerseits gestaltend, bestimmend und beherrschend auf die Natur und die Gesellschaft ein, andererseits verhält er sich ihnen gegenüber nur auffassend, zuschauend, betrachtend. Durch diese Unterscheidung gewinnt der Verfasser die „Culturthätigkeiten" der Lebenssicherung, Lebenserhaltung, Lebensregelung einer- und der Lebensauffassung andererseits. Der einen gehört das „Culturgebiet" des Militär- und Wirthschaftswesens, der Sitte und des Rechts, der andern aber das geistige Leben in Kunst, Sprache, Literatur und Wissenschaft, Religion an. In diesen verschiedenen Culturgebieten realisiren sich die Ideen. An dieser Realisirung der Ideen arbeiten aber die Individuen. So kommen wir auf concreten Boden, zu den „realen Bedingungen der geschichtlichen Bewegung", deren Zielpunkte die Ideen sind. Eben dies, daß die Individuen der Erreichung der Zielpunkte, der Verwirklichung der Ideen zustreben, macht die Bewegung der Geschichte aus. Wodurch werden aber die Individuen zur Arbeit an der Verwirklichung der Ideen angetrieben? Mit anderen Worten, welches sind die Triebfedern der geschichtlichen Bewegung? Sie sind mannigfache. Unter ihnen haben die menschlichen Anlagen zwar nicht die stärkste und auffallendste, aber doch tiefste Bedeutung. Der Verschiedenheit der Anlagen und Bedürfnisse entspricht die Verschiedenheit der Berufe. Das entsagungsvolle Arbeiten im Dienste eines dauernden und bestimmten Berufes bedingen aber noch andere Triebfedern materieller, socialer (Ehre und Ansehen), ideeller Art (besondere Ansichten über vollkommene Handlungsweise, „Ideale"). Zu den realen Bedingungen der culturgeschichtlichen Bewegung gehört endlich noch die Spannung, welche zwischen den einzelnen Culturkreisen und innerhalb dieser zwischen Ideal und Wirklichkeit besteht.

Diese Spannung drängt zur Auslösung und Harmonisirung der verschiedenen Lagen und Zustände.

Im zweiten größeren Abschnitt dieses Bandes wendet sich nun Dr. Grupp zur Besprechung der „Gesetze“ der Geschichte. Die Ideen ziehen Sinn und Wille einer größeren Summe von Menschen auf sich und bestimmen deren Richtung. Wo immer ein gemeinsames Wirken weiter reichende Erfolge erzielt, erwacht die Aufmerksamkeit der Geschichte. Man findet, daß da, wo keine äußere Leitung und Ordnung besteht, solches Wirken nicht willkürlich verläuft, sondern als Massenwirkung gemeinsamen Impulsen und Normen folgt, mit anderen Worten, es läßt sich eine Gesetzmäßigkeit statuiren. Zwar scheint eine strenge Gesetzmäßigkeit geschichtlicher Wirkungen und Bewegungen durch das Princip der Freiheit des menschlichen Willens, der in der Geschichte wirksam ist, ausgeschlossen werden zu müssen. Indessen verträgt sich die Annahme einer objektiven Gesetzmäßigkeit ganz wohl mit dem Grundsatz subjektiver Freiheit. Diese ist ja eigentlich nie oder selten reine Willkür Es sind immer bestimmte Mächte, durch welche der Wille bestimmt wird. Alle Bestrebungen des Menschen, seien sie auf höhere oder niedere Güter gerichtet, gliedern sich in den umfassenden geschichtlichen Causalzusammenhang ein, und das Ganze der socialen Bedingungen, Gelegenheiten und Hemmungen übt auf das Einzelwirken einen bestimmenden, beinahe zwingenden Einfluß. Allerdings legt diese letztere Auffassung den Determinismus sehr nahe, aber nothwendig ist er nicht damit verknüpft. Die Wahrheit liegt eben in der Mitte zwischen unmotivirter Willkür und zwingendem Determinismus („motivirte Freiheit“). In umfassendstem Maßstab aber wird die geschichtliche Ordnung gewährleistet durch den göttlichen Geschichtsplan, der namentlich die höheren Bestrebungen leitet.

Welches sind nun näherhin diese Gesetze? Eine genaue Betrachtung der verschiedenen Versuche älterer und neuerer Zeit, das geschichtliche Leben gesetzlich zu bestimmen, führt

den Verfasser darauf, die verschiedenen Voraussetzungen, von denen diese ausgingen, [1]) zu vereinigen. Es ist das möglich, sofern sie nur gegenseitig berichtigt und beschränkt werden. So kommt er zur Unterscheidung von organischen, anthropologischen und theologischen Gesetzen. Bevor er diese der Geschichte einheimischen Gesetze des nähern betrachtet — besonders gelungen ist die umfangreiche Darstellung der Entwicklung der politischen Freiheit und socialen Gleichheit (77 bis 114) — wirft G. einen Blick auf die vielfach überschätzten, vom Geschichtsuntergrund, der Natur, ausgehenden Gesetze; dem Kapitel über die Geschichtsgesetze aber läßt er ein drittes folgen über „den Fortschritt und Rückschritt in der Geschichte", dieses wichtige Problem der Geschichtsphilosophie. Es wird eine eingehende, ruhige, recht schön orientirende Untersuchung angestellt über die hier obschwebenden Fragen und mit den Sätzen geschlossen: ein Fortschritt ist da, aber er berührt nicht das Wesen, sondern nur die Form des Lebens, er wird vom Rückschritt durchkreuzt, und die Entwicklung zerfällt in zwei Richtungen, eine geistliche und eine weltliche (die augustinische Parallelentwicklung der civitas coelestis et terrena). Den Schluß bildet ein Kapitel über „die Geschichte als das Leben der Menschheit" und „die Offenbarung Gottes in der Geschichte".

Was ist nun über diese Geschichtsphilosophie Dr. Grupp's zu sagen? Wohlthuend berührt die große Vorsicht, mit der er bei der Aufstellung seiner Sätze verfährt. Er ist sich wohl bewußt, welch große Schwierigkeiten der Formulirung bestimmter Geschichtsgesetze entgegenstehen; er ist soweit entfernt, die allgemeine absolute Thätigkeit dieser Gesetze zu behaupten, daß er vielmehr den Geltungsbereich einzelner nur auf einen bestimmten Ausschnitt der historischen Bewegung, nicht einmal das gesammte jeweilige Culturgebiet, geschweige denn die ganze Menschheit normirt. Ja er gesteht

1) Sehr schön kurz zusammengefaßt bei Rocholl a. a. O. S. 5.

sogar zum voraus (Seite 20), daß wir volle Klarheit in diesen Dingen nicht erwarten dürfen. „Die geschichtlichen Vorgänge sind zu verschiedenartig und verwickelt, als daß sie sich in eine abstrakte Formel hineinzwängen ließen“. Volle Klarheit scheint uns in der That auch nicht erreicht; ja das Bestreben, möglichste Klarheit zu erzielen bei dem an sich der Klarheit widerstrebenden Stoffe, dürfte, indem es den Verfasser verleitete, sein System in den mannigfachsten Wendungen theils vorbereitend, theils aufbauend, theils rückblickend und zusammenfassend, der Abwechslung halber vielfach mit Wechsel der Termini darzulegen, das Verständniß da und dort noch erschwert haben. Für den Anfänger und die große Masse der Gebildeten, in deren Händen wir das Werk wohl sehen möchten, könnte es der Definitionen und Distinktionen, der Theile und Abschnitte und Aufschriften fast zu viel sein. Sie werden die tüchtige Gedankenarbeit, die in dem ersten Bande steckt, zu wenig zu würdigen wissen und zu rasch zum zweiten Band voraneilen.

Dieser zweite Band, näherhin Geschichte der menschlichen Lebensformen und Lebensinhalte betitelt, tritt dem Leben der Menschheit näher, „betrachtet das alltägliche und gewöhnliche Leben des Volkes im Einzelnen, in seinen einfachen Formen und Zügen und dringt in das innere Fühlen und Denken bestimmter Zeiten und Menschengruppen ein“. Als Einleitung eröffnet den Band eine Abhandlung über die Urzeit des Menschengeschlechts. Bezüglich dieser stehen sich ja heute zwei Ansichten schroff gegenüber, die traditionell christliche und die modern anthropologische. In der Mitte steht eine dritte — philologische —, die sich auf die Sprachforschung stützt. Indem der Verfasser jeder die einseitige Spitze abbricht, weiß er alle zu verbinden zu einem ungefähren Bilde der Urzeit, dessen Zeichnung ihm vorzüglich gelungen ist. Es ist das um so mehr hervorzuheben, als eine ungeheure Literatur über diesen Punkt vorhanden ist, die der Verfasser benützen mußte und benützt hat, und es gewiß nichts

Leichtes war, den Inhalt einer ganzen kleinen Bibliothek auf achtzehn Seiten zusammenzudrängen. Ueberhaupt muß es rühmend anerkannt werden, daß der Verfasser es auch sonst versteht, aus dem ungeheuren Stoff das Wichtigste und Ausschlaggebende hervorzuheben, es glatt und gefällig darzustellen und durch kurze aber inhaltreiche Reflexionen zu verbinden.

Auf diese Einleitung kommt nach der im ersten Band nachgewiesenen Reihe der Culturgebiete aus der Geschichte der Lebenssicherung und Lebenserhaltung das Kriegs- und Sicherheitswesen, sowie das Wirthschaftsleben zur Sprache. Vielleicht hätte dem letzteren noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden können in einer Zeit, wo die sociale Frage die Gemüther beherrscht.

Mit Recht ist im zweiten Abschnitt, der Geschichte der Lebensregelung (Sitte und Recht), der Geschichte des Rechtes und Staates je eine größere Darstellung gewidmet. Auf ein paar Seiten ist hier dann noch eine kurze Geschichte der Moral in Umrissen gegeben, welche dann im folgenden dritten Abschnitt nähere Ausführung, Farbe und Leben erhalten. Auf diesen letzten Abschnitt („Geschichte der Lebensauffassung und Lebensideale") hat der Verfasser am meisten Raum und Sorgfalt verwendet. Zuerst führt er uns in rascher Folge die orientalische Lebensauffassung vor, dann die der Griechen und Römer, um bei dem Mittelpunkt der ganzen Culturgeschichte, Christus und das Christenthum, mit warmer Begeisterung ausruhend zu verweilen und die folgenden Kapitel vorzubereiten, welche die Wandlungen des Geisteslebens im Mittelalter behandeln.

Es gibt zuerst eine Zeit der Gährung, indem am Anfang des Mittelalters verschiedenartige Lebenselemente durcheinander gerathen, aus deren Verbindung dann eine neue Ordnung entsteht, die sogen. mittelalterliche Cultur oder Romantik, deren herrlichsten Ausdruck die gothischen Dome bilden. „Die unübersehbare Menge von Baugliedern bindet ein Gesetz,

der Bann der Schwere ist gebrochen, alles athmet Licht und Leben. Das Dämmerige und Geheimnißvolle des Innern erweckt eine Stimmung, welche die Ahnung des Höchsten enthält. . . So war alles im Mittelalter. Was man hier schuf, ist geheimnißvoll vom Dunkel jenseitiger Ideen umwoben. Es drängt sich in seinen Gestaltungen eine Fülle von Andeutungen zusammen, welche gegenüber dem Klassischen den Eindruck des Unklaren und Verworrenen erwecken. Aber das Gesetz, die geistige Einheit fehlt nicht. Wie wunderbar sind die Gedankensysteme aufgebaut! Ebenso reich an Einzelheiten als großartig im Ueberblick! So war der Staat nach der ursprünglichen Idee ein großer Organismus, voll Leben im Einzelnen! So waren auch die Charaktere nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, aber doch ideen- und geistvoll". Hart an die Blüthezeit der Romantik stößt die Zeit des Verfalles. „Das nämliche Jahrhundert, auf welchem der helle Sonnenschein glänzender Cultur liegt, in welcher Dichtung und Religion, das wissenschaftliche und politische Leben am meisten entwickelt war, das Jahrhundert eines Innocenz, Franziskus, Bonaventura, Thomas, Wolfram, Ludwig IX., enthielt zugleich alle Keime dieses Zerfalls". Dieser wird des näheren ausführlich geschildert und dem Lichtbilde der Schatten beigegeben, auch bezüglich des kirchlichen Lebens (304 ff.). Es lag eben der Trieb nach Ungebundenheit im Geiste dieser Zeit und wurde mächtiger, je mehr die Zeit der Reformation sich nähert, welche endlich dem Individualismus und Subjektivismus auch in kirchlichen Dingen Thür und Thor öffnet. Auf den Gebieten der Kunst, Literatur und Politik hatte man schon vorher die Fesseln abgeworfen. Die einzelnen Gebiete, auf denen sich der Umschwung vollzog, werden der Reihe nach besprochen, und dann die Neuzeit eingeleitet mit der Schilderung der allgemeinen Gährung und Verwirrung, welche den Umschwung veranlaßte. Schön sagt Dr. Grupp hierüber: „Wenn auf einmal ein neuer Stoff in eine alte Ideenassociation sich

eindrängt, entsteht eine unruhige Bewegung, ein Sichanziehen und -abstoßen; alles kommt aus dem Gleichgewicht und es bedarf langer Zeit, bis die gestörte Ordnung wiederkehrt und Neues und Altes sich gegenseitig auseinandersetzt. So war es, als das Christenthum mitten in's Heidenthum eindrang, und so war es auch jetzt, als eine neue Weltansicht die alte verdrängte. Von allüberallher kamen neue Anregungen und riefen die Erwartung und Aufmerksamkeit wach. Es eröffneten sich neue Gesichtspunkte, dort am Himmel und hier auf der Erde. Der Wisser stoff wuchs zusehends und nahm immer mehr Zuflüsse auf. Das heidnische Alterthum und die heidnische neue Welt boten ihren Beschauern überraschende Schauspiele. Neben den alten Glauben trat der neue, und viele schwankten unentschieden zwischen den Gegensätzen. Viele wurden über dem vielen Wissen und Denken irre an aller Ueberzeugung und Sitte. Was ist Sittlichkeit? Wo ist Glück? Diese Frage bedrängte auf's neue die Geister. Man wurde unsicher und unzufrieden. Beweis davon sind die zahlreichen Skeptiker und Satiriker der Zeit" (S. 352 f.).

Aus dieser Zeit der Gährung und Verwirrung führt uns der Verfasser noch durch das Abendroth der Romantik, die Blüthe der religiösen Dichtung und Forschung, die Rohheit und Frivolität der Zeit, um mit den „Wandlungen der modernen Ideen" das Buch zum guten Ende zu führen.

Zeigt er in diesem letzten Kapitel seine ausgezeichnete Kenntniß moderner Philosophie und Literatur, so führt er uns auf den letzten Seiten noch in einer Uebersicht über die Stellung des Glaubens in der neuesten Zeit durch die heiligen, freilich vom Unglauben da und dort verunreinigten und entheiligten Hallen der Theologie, aus denen er uns verabschiedet mit einem tiefempfundenen Stoßseufzer über die mangelhafte Anerkennung katholischer Gelehrsamkeit und katholischer Gelehrten in Deutschland, ein Seufzer, der freilich

gemildert ist durch die gegründete Hoffnung auf Besserung dieses Zustandes.

Möge die Hoffnung gleich an ihm sich erfüllen und das schön ausgestattete, auch mit einer Anzahl Illustrationen geschmückte Buch in die Hände vieler, namentlich unter der studierenden Jugend, kommen! Wird der Gelehrte vielleicht an manchen Einzelheiten sich stoßen, da und dort eine andere Auffassung wünschen und am Ende gar mehr die Kühnheit, ein so großes Werk in so jungen Jahren in Angriff zu nehmen, als die Trefflichkeit der Leistung bewundern: die Jugend wird das Buch nicht aus der Hand legen, ohne an der schönen, farbenreichen Sprache sich erquickt, an dem großen darin niedergelegten Gedankenmaterial aus allen Völkern und Zeiten sich belehrt und an dem kirchlichen Sinn, der das Ganze durchweht, sich erwärmt zu haben. Als treffliche Orientirung über viele der wichtigsten Gebiete der allgemeinen Bildung hat das wohlgelungene Erstlingswerk bleibenden Werth.

Möge es dem emsigen Verfasser vergönnt sein, noch mehr und noch Größeres für die katholische Wissenschaft zu leisten.

Tübingen. Repetent Ed. Vogt.

IV.

Eine neue „Ehrenrettung" der Königin Elisabeth.[1])

Von einem Buch, das Aufnahme in die Serie der „zwölf Englischen Staatsmänner" gefunden, sind wir berechtigt, eine klare, unparteiische und auf den neuesten Forschungen fußende Darstellung zu erwarten. Wie wenig der Verfasser dieser Biographie auf der Höhe seiner Aufgabe steht, wie leicht er es mit der Widerlegung der Gegner genommen, soll unsere Kritik zeigen, die freilich nur einige der zahlreichen Irrthümer nachweisen kann. Nach Beesly hat sich Elisabeth an keiner der Verschwörungen gegen ihre Schwester Maria betheiligt. „Ihr tadelloses und kluges Benehmen hat sie umsomehr berechtigt, Maria Stuart, die unter ähnlichen Umständen sich so ganz verschieden benahm, strenge zu behandeln" (S. 3—4). Hier finden sich fast so viele Irrthümer als Worte. Nach Beesly (S. 16) waren „die Zwangsmaßregeln, welche gegen die Katholiken in Anwendung gebracht wurden, sehr milde für jene Zeiten". Auch dieses ist unrichtig, wie schon die Gefangensetzung der katholischen Bischöfe beweist, von der Beesly nichts zu wissen scheint.

Die Unterstützung der schottischen Rebellen durch die Königin (1560) gegen den Rath ihrer Minister gilt Beesly

1) Beesly E. S., Queen Elizabeth. London, Macmillan 1892 (VII. p. 245).

als eine große That und wird als ein politisches Meisterstück gepriesen, das England reiche Segnungen gebracht habe: in der That war es ein ungerechtes und waghalsiges Unternehmen. Die englische Regierung hatte kein Recht, sich in die inneren Angelegenheiten Schottlands einzumischen, ferner konnte, bei der natürlichen Eifersucht zwischen Spanien und Frankreich, für England keine Gefahr von Seite Schottlands drohen; durch diese Einmischung wurde endlich der Keim gelegt zu dem langwierigen Bürgerkrieg in Schottland, der zum Theile mit englischem Gelde geführt wurde. Die Rücksicht auf ihre katholischen Unterthanen, welche im Anfange ihrer Regierung die große Mehrheit bildeten, hätten Elisabeth bestimmen müssen, sich aller Angriffe auf katholische Mächte zu enthalten. Elisabeth war kein Fanatiker, sie hielt sich nicht von Gott berufen, dem Protestantismus zum Siege zu verhelfen. Beesly selbst sagt (S. 9): „Sie war nicht fromm. Sie war wenig behelligt durch ein zartes Gewissen oder gefoltert durch das Gefühl der Sünde. An den Uebungen der Frömmigkeit lag ihr wenig. Eine rein formale Religion und Ceremonien sagten ihr besser zu“. Wenn das richtig ist, dann fehlte Elisabeth auch jede subjektive Berechtigung, ihren Unterthanen oder den benachbarten Schotten die neue Religion aufzunöthigen und die alte zu unterdrücken.

Seit dem Erscheinen von Froude's Geschichte Englands hat man alle die Erfolge der englischen äußeren Politik der Umsicht und Weisheit Cecils (später Lord Burghley) und der Festigkeit Walsingham's und anderer Minister zugeschrieben, und dieselben gerade deswegen verherrlichen zu müssen geglaubt, weil sie über alle Schwierigkeiten triumphirt hätten, welche ihnen die Launenhaftigkeit, übel angebrachte Sparsamkeit und der Wankelmuth der Königin bereitet hätte. Beesly bekämpft diese Ansicht mit Recht, geht aber seinerseits viel zu weit, wenn er sagt: „Elisabeths Unentschlossenheit und Schwanken war eine Consequenz ihrer Stellung —

der einer äußerst fähigen und gut unterrichteten Frau, die berufen war, die Regierung zu führen, in welcher die Herrscherin so viel nach ihrem eigenen Gutdünken zu entscheiden hatte. Je fähiger sie war, je mehr bereit, ihren Willen durchzuführen, desto weniger konnte man von ihr Standhaftigkeit und Consequenz verlangen. Als die Frau eines Königs wäre sie wohl eine weise und erleuchtete Rathgeberin gewesen". Um Elisabeth zu rechtfertigen, beschuldigt der Verfasser das weibliche Geschlecht der Unbeständigkeit. Ganz mit Unrecht. Diese Launenhaftigkeit war ein persönlicher Fehler Elisabeths, und war durch ihre hohe Stellung keineswegs veranlaßt. Die Wahl ihrer Minister war in manchen Beziehungen keine glückliche, denn dieselben verwickelten sie durch ihre Pläne in manche Schwierigkeiten. Die Minister wollten, daß die Königin als Beschützerin des Protestantismus den Kampf mit den katholischen Mächten aufnehme, Heere und Flotten ausrüste, die Verfolgung der Katholiken in England energischer betreibe; sie sah das Gefährliche einer solchen Politik und hielt den Ungestüm ihrer Minister zurück, hatte aber nicht die Weisheit, diese aggressive Politik aufzugeben. Als kühne Spielerin und geborene Intrigantin war Elisabeth von Natur nur zu geneigt, überall Unheil anzurichten, ihren Nachbarn Verlegenheiten zu bereiten; auf der andern Seite wußte sie meistens genau, wie weit sie gehen dürfe, wann sie einlenken müsse. Hätte sie Cecil und Walsingham gewähren lassen, dann hätten sich Frankreich und Spanien gegen sie geeinigt und sie vom Thron gestoßen.

Elisabeth's Politik war weder großartig, noch originell; nicht das letztere, weil sie einfach die Methode ihres Vaters nachahmte und England in nutzlose Kriege verwickelte; nicht das erstere, weil sie in allen Kriegen selbstsüchtige Zwecke verfolgte. Selbst Beesly kann das nicht in Abrede stellen, wenn er auf die Unterstützung der französischen Protestanten durch Elisabeth zu sprechen kommt. Es war ihre Absicht,

sagt der Verfasser (S. 36), den Hugenotten gerade so viel Hilfe zu leisten, daß ihre Niederwerfung verhindert wurde. Scheinbar aggressiv war diese Einmischung ein Akt der Selbstvertheidigung (!). Die Besetzung der Stadt Havre (Oktober 1562) brachte den Hugenotten ein Minimum der Hilfe und ein Maximum des Odiums." Katholiken und Protestanten vereinigten sich infolge dessen und vertrieben die Engländer aus Havre (Juli 1563). Elisabeth hatte, wie gewöhnlich, es geschehen lassen, daß die Besatzung, durch Hunger und Typhus decimirt, die Stadt hatte aufgeben müssen. Sie hatte einen Ersatz für Calais gewünscht, eine Fortsetzung des Bürgerkriegs in Frankreich, statt dessen hatte sie die Parteien geeinigt. Beesly freilich meint, sie sei Frankreich gegenüber nie mehr in denselben Fehler gefallen, sondern hätte sich die Erhaltung guter Beziehungen zu Frankreich zur Pflicht gemacht, was jedenfalls unrichtig ist.

Das schwächste Kapitel im ganzen Buch ist gewiß das vierte, welches die Rechtfertigung des Betragens Elisabeth's gegen die unglückliche Schottenkönigin unternimmt. Der Verfasser leistet das Menschenmögliche im Verschweigen und Verdrehen der Thatsachen, in Insinuationen und grundlosen Vermuthungen. Hier nur eine Blumenlese: „Elisabeth haßte Maria nicht, sie war zu kaltsinnig und selbstvertrauend, als daß sie einen Feind gehaßt hätte, aber sie liebte sie nicht". „Es war unbequem nach so vielen Betheuerungen der Sympathie die Flüchtige (Maria, welche in England Schutz gesucht hatte) in voller Armslänge von sich ferne halten zu müssen und derselben die freie Bewegung zu untersagen. Aber es blieb ihr nichts anderes übrig Kein Herrscher hat zu irgend welcher Zeit in der Geschichte einem Prätendenten erlaubt, sich frei in einem Reiche zu bewegen und unter seinen Unterthanen sich eine Partei zu bilden". Gerade Elisabeth hat das unter der Königin Maria gethan. „Elisabeth konnte es nicht zugeben, daß ihre unweisen Worte sie zu einer unweisen Handlung verleiteten". Das heißt doch

wohl, man darf einen Herrscher durch falsche Vorspiegelungen in's Land locken und dann gefangen setzen. „Maria Stuart muß wieder auf den schottischen Thron gesetzt werden, aber so daß sie unfähig ist Unheil anzustiften. (Damit ist wohl die Niederwerfung der von der englischen Königin unterstützten Rebellen gemeint.) Sie muß mit dem Titel einer Königin zufrieden sein. In dieser Weise ist das Princip der Legitimität und des hl Charakters des Königthums gerettet und die englischen Katholiken sind es zufrieden, auf bessere Zeiten zu warten". Die Katholiken mußten doch recht gut wissen, daß Cecil und die übrigen Minister die Nachfolge einer Katholikin auf dem englischen Thron um jeden Preis verhindern wollten und Murray zum Regenten in Schottland bestellten, um den Katholicismus daselbst auszurotten. Die Sache der Schottenkönigin war ihre eigene. Wenn man derselben nur den Titel ließ, war weder das Princip der Legitimität gewahrt, noch den Katholiken eine Hoffnung auf bessere Zeiten gewährt. Beesly meint, „gegenüber der Lehre der Jesuiten von der Volkssouveränetät sei es absolut nothwendig gewesen, die Thronfolge kraft des Erstgeburtsrechtes festzuhalten", er übersieht dabei, daß gerade hiedurch Elisabeth von der Thronfolge ausgeschlossen war; denn der einzige Rechtstitel, den sie hatte, war die Testamentsbestimmung ihres Vaters und die Bestätigung derselben durch's Parlament. Die Ehe ihrer Mutter war nach dem kanonischen und bürgerlichen Rechte ungesetzlich.

Die früheren englischen Historiker haben es Elisabeth zum besonderen Verdienst angerechnet, daß sie, ohne eigentlich Krieg mit Philipp II. zu führen, den Spaniern allen möglichen Schaden zufügte, ihre Schiffe kaperte, die Küsten plünderte, die Aufständischen unterstützte. Beesly bemerkt hierüber (S. 80): „Die Thätigkeit der englischen Korsaren gab Elisabeth alle die Vortheile, welche sie von einem Kriege hoffen konnte, ohne einen der Nachtheile. Statt ihren Schatz für Ausrüstung einer Flotte zu verwenden, bezog sie ein

Einkommen von den seeräuberischen Unternehmungen eines Hawkins und Drake, während die Schiffe und die Matrosen dieser freiwilligen Flotte im Falle eines Angriffes zur Vertheidigung des Landes benützt werden konnten. Was man auch immer über die Moralität ihres Planes denken mag, er war wirksam und ökonomisch". Solch ein Cynismus ist eines Geschichtschreibers unwürdig; übrigens hat die Begünstigung des Seeraubs durch die Königin die schlimmsten Laster der Habsucht, Selbstsucht und Grausamkeit unter dem Adel Englands großgezogen. Das gegen Spanien befolgte System wurde auch gegen die Katholiken Englands und Irlands angewendet, und ist verantwortlich noch für manche Uebelstände der Gegenwart. Ein Herrscher durchbricht die Schranken des Rechtes und der Sitte nie ungestraft. Wäre Philipp nicht so eigensinnig und verblendet gewesen, so hätte er Elisabeth, als ihre Stellung noch nicht befestigt war, zur Strafe gezogen; statt dessen erlaubte er ihr in aller Muße ihre Feinde in Schottland und Irland niederzuwerfen, seine Unterthanen gegen ihren König aufzureizen. Elisabeth ging aus dem Kampfe mit Spanien siegreich hervor, einfach weil ihr Gegner Philipp noch viel größere Fehler machte, als sie selbst, weil er sich dadurch von Elisabeth unterschied, daß er seinen großen Feldherren und Staatsmännern weit größere Schwierigkeiten bereitete, als Elisabeth, die wohl eigensinnig und launisch war, aber endlich doch nachgab.

Beesly beurtheilt den Charakter Philipp's ganz unrichtig und traut ihm eine Klugheit und Weisheit zu, die er nicht besessen hat. Es ist richtig, Alba und Philipp II. fürchteten für die Niederlande, wenn es zum Kriege mit England käme; das zeigt jedoch nur ihre Kurzsichtigkeit. Hätten sie die Mißvergnügten in Großbritannien mit Geld und Mannschaft unterstützt, dann hätten sie Elisabeth nicht zu fürchten gebraucht. Beesly behauptet in demselben Athem, die spanischen Veteranen seien eine Gefahr für England gewesen, das sich auf eine Invasion hätte gefaßt machen müssen, und

Philipp hätte es nicht gewagt, die Feindseligkeiten und Kränkungen seitens der englischen Königin zu ahnden. Hier haben wir offenbar einen Widerspruch. Die Pacifikation von Gent soll Elisabeth von der Nothwendigkeit, sich in die niederländischen Angelegenheiten einzumischen, überzeugt haben. Hier wird ein ungerechter Angriff auf einen benachbarten Fürsten, mit dem sie Frieden hält, als eine Nothwendigkeit bezeichnet; Beesly geht noch weiter und stellt uns Elisabeth als eine Vorkämpferin für Gewissensfreiheit dar. Sie kann diesen Titel gerade so gut ansprechen wie Cromwell, der bekanntlich einer der bittersten Verfolger der Katholiken und Anglikaner war.

Der spanische Gesandte Conde di Feria hatte sie schon gleich Anfangs durchschaut und den König gewarnt, ebenso Quadra, der unterm 5. November 1560 schrieb: „Elisabeth nimmt die Religion zum Vorwand, um die rebellischen Unterthanen ihrer Nachbarn unterstützen zu können, sie sucht überall das Feuer der Revolution anzufachen, um so ungestörter in Friede und Ruhe leben zu können". Das Faktum gibt Beesly zu; nur legt er dieser politischen Treulosigkeit einen schöneren Titel bei. Er ist so überzeugt, daß die Königin jedes noch so ungerechte Mittel zur Wohlfahrt ihres Landes gebrauchen kann, daß er Don Juan, den Statthalter der Niederlande, als Verräther und Intriganten brandmarkt, weil er England bekriegen will, weil er bei seinem Halbbruder Philipp II. geltend macht, man müsse England unterwerfen, bevor man an die Besiegung der Rebellen in den Niederlanden denken könne. Die Eifersucht Philipp's gegen Don Juan und die Schaukelpolitik der französischen Regierung rettete wiederum Elisabeth; eine Invasion Englands kam nicht zu Stande, dagegen ließ man die Agenten Elisabeth's in den spanischen und französischen Ländern agitiren und zur Empörung aufreizen. Eine Politik wie die englische war, ist unmoralisch und bringt sehr selten die Vortheile, welche man sich davon verspricht, wie wir es an der

Regierung Elisabeth's sehen. Einige wenige bereicherten sich während der langwierigen Kriege ihrer Regierung, die Massen verarmten mehr und mehr.

Die direkten Steuern waren nicht drückend, Elisabeth hatte nicht nöthig, ihre Parlamente um Subsidien anzugehen, freiwillige Gaben einzufordern, sich Nachlassung der Schulden des Staates gewähren zu lassen, wie ihr Vater, dagegen ließ sie sich Eingriffe in die Rechte von Privaten, Beschlagnahme ihres Vermögens, Beraubung der Kirche ebenso zu Schulden kommen wie ihr Vater. Hiervon findet sich bei Beesly kaum eine leise Andeutung, er hat sich zum Vorsatz gemacht, alles in rosigem Lichte zu erblicken, über alle dunklen Flecken in dem Charakter der Königin hinwegzugehen, oder sie als verhältnißmäßig unschuldige Spielereien erscheinen zu lassen. Heinrich VIII. hatte durch seine Zügellosigkeit der Nation großes Aergerniß gegeben und den Grund zur Entartung des Hofes gelegt. Unter Maria der Katholischen waren Zucht und Sitte und Frömmigkeit am Hofe wieder eingebürgert worden, man sah die Töchter des hohen Adels wieder bei Hof erscheinen. Unter Elisabeth wurde das anders. Sie war eifersüchtig auf die Hofdamen, ihr Verkehr mit dem andern Geschlecht war so frei und so unklug, daß der Hof für Erziehung von Damen der ungeeignetste Platz war. Elisabeth beschränkte sich nicht auf Liebeshändel mit ihren Höflingen, sie trat auch in Beziehungen zu dem Herzog von Anjou (Heinrich III.) und seinem jüngeren Bruder dem Herzog von Alençon, die sie in der öffentlichen Meinung nur herabsetzen konnten. Beesly (S. 18) gibt uns folgende Darstellung: „Anstatt die Rebellen in den Niederlanden um 1578 selbst zu unterstützen, versuchte sie, ob sie Alençon anschirren könnte, ihre Arbeit zu thun. Subsidien zahlen, wie das in so ausgiebigem Maße unter Pitt geschehen ist, wollte Elisabeth nicht. Sie setzte ihre Hauptհoffnung auf Erneuerung der Heirathskomödie, die sie jetzt positiv zum letzten Male spielte. Die Dame zählte 45, der

Freier 24 Jahre. Es war dieses sicherlich keine würdevolle Politik. Was ihre Coquetterie mit dem Bruder Alençons so lächerlich und abstoßend gemacht hatte, mußte dem jüngeren Bruder gegenüber wiederholt und noch überboten werden. Um das Mißtrauen, welches ihre frühere Aufführung hervorgerufen hatte, zu zerstreuen, war sie genöthigt, ihre Betheuerungen zu übertreiben, eine persönliche Liebesbewerbung zuzulassen, Regungen der Liebe zu heucheln und mit Alençon zu kosen und zu tändeln. Aber Elisabeth ließ sich nie durch Rücksicht auf ihre persönliche Würde von der Verrichtung der Geschäfte abhalten. Was für die meisten Frauen eine unerträgliche Demüthigung gewesen wäre, das verursachte ihr nicht den geringsten Schmerz, das amüsirte sie sogar".

Niemand, der die in dem Kalendar of the Manuscripts of the Marquis of Salisbury Part. II veröffentlichten Dokumente studirt hat, wird obiger Auffassung beistimmen, sondern darin eine ganz unwürdige Coquetterie und Thorheit, wenn nicht noch etwas Schlimmeres entdecken. Der Herzog von Alençon und sein Vertrauter Simmier waren so grundverdorbene und unsittliche Subjekte, daß sie kein Bedenken trugen, der gefallsüchtigen Königin alle die Huldigungen darzubringen, nach denen sie so großes Verlangen trug. Für die Nation erwuchs aus diesen Liebeshändeln kein Vortheil, dem Charakter und guten Ruf der Königin fügten sie den größten Schaden zu. Beesly gibt an einer andern Stelle zu: „Leider war die Art, mit welcher sie die Verliebte spielte, so realistisch, daß sie nicht bloß Zeitgenossen getäuscht, sondern auch moderne Geschichtsschreiber glauben gemacht hat, sie sei wirklich von einer entehrenden Leidenschaft für den Herzog von Alençon entflammt gewesen" (S. 125). Einer wahren Liebe und Freundschaft war Elisabeth unfähig, dafür fehlte ihr das Herz; aber von glühender Leidenschaft für Männer war sie so wenig frei als ihre Mutter. Wie undelikat sie gewesen, zeigen ihre Liebeshändel mit Seymour, dem Bruder der dritten Frau Heinrichs, welche

wenigstens indirekt den Tod der eigenen Mutter herbeigeführt hatte, sowie ihr Verhältniß zu dem Earl von Leicester, einem der zügellosesten Männer des Jahrhunderts, den sie nicht aufgeben konnte und wollte. Klugheit, politische Berechnung und die Liebe zur Freiheit trug jedoch jedesmal den Sieg über ihre Neigung davon. Elisabeth konnte ohne Liebhaber nicht leben, wollte aber, daß dieselben ihre Sklaven blieben und keineswegs ihre Herren würden. Staatsraison hatte mit ihren Liebeshändeln nichts zu thun.

In dem 7. Kapitel, das manche gute Bemerkung enthält, tritt Beesly der Behauptung Froude's entgegen, welcher der Ansicht ist, wenn es erlaubt sei, behufs Vertheidigung der nationalen Unabhängigkeit die offenen Feinde im Kriege zu tödten, dann sei man noch mehr im Recht, wenn man den geheimen Verschwörer hinrichte, der im Namen Gottes Lehren vortrage, welche für die nationale Wohlfahrt verhängnißvoll seien Beesly bemerkt hierzu richtig, durch solche Grundsätze könne man die scheußlichsten Greuel der französischen Revolution rechtfertigen; er verurtheilt auch die von Burghley geltend gemachten Gründe der Verfolgung der Katholiken und namentlich die Anwendung der Folter, die unter Elisabeth eingeführt wurde. Beesly meint, „man könne darüber streiten, ob Burghley den großen Staatsmännern beizuzählen sei, jedenfalls sei er ein guter Polizeiminister gewesen" (S. 144). Hallam hat behauptet, Elisabeth habe die Tortur abgeschafft; Beesly sagt, es sei kein Beweis dafür erbracht, ebenso weist er die Behauptung zurück, man habe bei Anwendung der Folter keine Fragen betreffs der Religion gestellt, oder Verleugnung des Glaubens gefordert. „Wenn, so sagt Beesly, die armen Opfer gefragt wurden, was sie über das Recht des Papstes, Könige abzusetzen, dächten, was war das anders als ein Lehrpunkt, den die ganze Christenheit einst angenommen hatte, was blieb dem Gefragten anders übrig als eine Lüge oder der Strick und das Messer? Anglikanische Bischöfe empfahlen die Folter, weil sie Fanatiker waren;

aber Burghley war ebensowenig ein Fanatiker als seine Herrin. Um eine bestimmte Lehrform kümmerten sie sich wenig, denn sie hatten beide unter Maria sich der alten Religion anbequemt, wohl aber betonten sie das königliche Recht, den Unterthanen ein Glaubensbekenntniß vorzuschreiben. Alles beweist, daß die Kirchenpolitik der ersten Regierungsjahre mit ihren Ausnahmsgesetzen, die jedoch nicht ausgeführt wurden, weit vortheilhafter gewesen wäre". Richtiger wäre es wohl zu sagen: Keine Nation war so reif für religiöse Duldung, als England, nirgends hat das Aufdrängen einer Staatsreligion, welche keinen Einfluß auf die religiös Gestimmten ausübte, schlimmere Früchte getragen.

Fünfundzwanzig Jahre verhältnißmäßigen Friedens mußten in einem an Hilfsmitteln so reichen Lande wie England den allgemeinen Wohlstand erhöhen, aber auch dem Herrscher klar machen, wie unweise es sei, das Werk des Friedens zu unterbrechen. Elisabeth verdient unsere Anerkennung, daß sie sich durch ihre Minister nicht zu offenem Krieg gegen Spanien verleiten ließ, als England noch erschöpft und schwach war; sie hätte aber jedenfalls ihren Unterthanen eine größere Wohlthat erwiesen, wenn sie Frieden mit Philipp II. gehalten hätte. Sie hätte die Unterstützung der irischen Rebellen durch Spanien und manche andere Schwierigkeiten vermieden. Wenn Elisabeth die Fürsprache Philipps für die verfolgten Katholiken Englands zurückwies, dann hatte sie kein Recht, von Philipp II. Duldung für seine protestantischen Unterthanen zu verlangen und denselben im Falle der Weigerung mit Krieg zu überziehen.

Die englische Nation war unzufrieden mit dem gegen Spanien geführten Krieg, wie Beesly (S. 159) selbst zugibt. „Die Spanier waren von unsern Landsleuten geliebt und geachtet. Ihre ernste Würde und ihre Grandezza und das Gefühl der geistigen Ueberlegenheit waren der unsrigen zu ähnlich, um nicht Sympathie zu erwecken. Dagegen würde jeder Engländer vom Edelmann bis herab

zum Bauer einen Kampf mit den Franzosen gern gesehen haben." War der Krieg unklug, so war die Bestellung des Earl von Leicester zum Führer der Expedition wahrhaft lächerlich. Beesly ist auch hier anderer Meinung, als die meisten Geschichtsschreiber, und behauptet kühn, die Wahl hätte keine bessere sein können (S. 166). Nicht ein kriegserfahrener Mann wäre nöthig gewesen, sondern ein einflußreicher Edelmann, der Eifer für die gute Sache zeigte; Leicester habe diese Eigenschaften im höchsten Maße besessen und habe auch die „molles aditus et tempora" gekannt. Solche Behauptungen verdienen keine Widerlegung. Leicester fehlten alle Eigenschaften, er war unfähig, abstoßend und verletzend, und erfüllte auch nicht eine der Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte. Ein guter Offizier würde jedenfalls mehr geleistet haben. Beesly scheint solche Freude am Widerspruch zu haben, daß er kühn behauptet, die Armada hätte von Anfang an keine Aussicht auf Erfolg gehabt, ganz abgesehen von dem Geschick der englischen Matrosen und dem für die spanische Flotte so ungünstigen Winde. Ja er meint sogar, der Herzog von Parma würde, wenn ihm die Landung gelungen wäre, keine Aussicht auf Erfolg gehabt haben, selbst wenn er die königlichen Truppen in einigen Gefechten besiegt hätte. Letzteres kann man wohl vom modernen England behaupten, nicht von Englands früheren Zeiten, wo jeder Eroberer nach dem ersten Sieg auch die Herrschaft errungen hat. Das Volk war mit der Regierung Elisabeth's nicht so zufrieden, wie spätere Geschichtschreiber uns glauben machen wollen. Patriotismus, wie wir ihn heutzutage in England finden, gab es damals nicht, der Selbstsüchtigen, die nur den eigenen Vortheil suchen, gab es eine große Zahl. So lange die Spanier nicht gelandet, keine Siege erfochten, regte sich natürlich Niemand.

Man traut übrigens seinen Augen kaum, wenn man bei Beesly liest: „Die Niederlage der großen Armada war der wohlverdiente Triumph, der dreißig Jahre einer guten

Regierung nach innen und einer weisen äußeren Politik krönte, einer Politik, in welcher Vorkehrungen für die Sicherheit des eigenen Landes gepaart waren mit strenger Enthaltung von Abenteuern und Aggression." Hat denn nicht Beesly selbst die Geduld, ja Zaghaftigkeit Philipp's den Angriffen der englischen Königin gegenüber hervorgehoben? wie reimt sich das mit der strengen Enthaltsamkeit? Der aufmerksame Leser wird übrigens in Beesly's Darstellung das Correktiv für manche schiefe Behauptung in diesem Buche finden. Wir wollen wenigstens einige solche Stellen namhaft machen.

„Man macht, sagt Beesly (S. 223), viel Aufhebens von einer Debatte, die in dem letzten Parlamente (1601) stattfand, weil dieselbe das Aufkommen eines Geistes des Widerstandes gegen die königliche Prärogative an den Tag lege. Nach meiner Ansicht wird der, welcher den Bericht über diese Debatte ohne Vorurtheil liest, diesen Geist der Widersetzlichkeit kaum entdecken. Keiner der Redner bestreitet die Prärogative. Alle beklagen sich, daß dieselbe in einer das öffentliche Interesse schädigenden Weise ausgeübt werde. Wären die Monopole unbedeutend gewesen, hätten die Privilegirten ihre Privilegien weniger selbstsüchtig benützt, dann wäre es zu keiner Klage über das den Privilegien unterliegende Princip gekommen. Die Königin mischte sich ein und versprach Abstellung der Mißstände. In der That blieb es beim Alten."

Ueber die in der Kirche eingeführten Aenderungen wird im Ganzen richtig bemerkt (S. 224—5): „Ueber die historische Stellung der Kirche bestehen zwei sich direkt widersprechende Ansichten. Nach der einen war die englische Kirche während des ganzen Mittelalters eine nationale und katholische Kirche. Die durch die Reformation eingeführten Neuerungen haben hieran nichts geändert, und die Continuität der Kirche nicht unterbrochen. Sie ist keine protestantische, sondern eine nationale katholische Kirche, die auf denselben Grundlagen beruht, denselben Titel trägt, wie in

den Tagen Dunstan's und Becket's. Nach der andern (natürlich einzig richtigen) Ansicht sind die Beinamen national und katholisch ein Widerspruch. Eine Kirche, welche radikalen Aenderungen in ihrer Regierung, ihrem Gottesdienst und ihrer Lehre unterworfen wurde, ist nicht mehr dieselbe, sondern eine neue, und muß als eine von der Autorität begründete angesehen werden, welche die Neuerungen eingeführt hat, also in unserem Fall als eine von Königin und Parlament gegründete Kirche. Welche Ansicht auch immer die richtigere sei, das steht fest, durch die Gesetzgebung Elisabeth's wurde die englische Kirche — was sie im Mittelalter nicht war — eine geistige vom Staate ganz und gar abhängige Organisation. Und das ist sie geblieben, die Suprematie wurde im folgenden Jahrhundert virtuell vom König auf das Parlament übertragen." Bei der Einführung des Kirchenregiments und der Gottesdienstordnung (1559) und Fixirung der Lehre (1571) wirkte das Parlament mit; aber weitere Gesetzgebung behielt sich die Königin vor und wies jede Einmischung des Parlaments entschieden zurück. Die religiösen Gemüther wandten sich dem Katholicismus oder Puritanismus zu. „Elisabeth's Absicht war, beide extreme Parteien zu einer äußerlichen Unterwerfung unter die Staatskirche zu zwingen." Bei Froude und besonders bei Hubert Hall (Society of the Elizabethan Age, London 1887) findet man Belege für die schlimmen sittlichen Folgen der Kirchenpolitik Elisabeth's; Beesly geht auf diesen Punkt nicht näher ein. Was über die Verfolgung der Katholiken und Nonconformisten durch Elisabeth gesagt wird, beschränkt das Lob, welches der Königin an andern Orten ertheilt wird.

„Die große Mehrheit der Katholiken", sagt Beesly (S. 226), „zeigte den Geist der Loyalität und des Patriotismus beim Erscheinen der Armada. Sie wurden aber von der Regierung nicht mit Vertrauen behandelt. Eine große Zahl wurde eingekerkert oder in den Häusern protestantischer Edelleute in Haft gehalten, als Vorsichtsmaßregel beim

Herannahen der Armada. Kein Katholik wurde, so viel ich weiß, mit einem Commando zu Land oder Wasser betraut, und nachdem die Gefahr vorüber war, wüthete die Verfolgung mehr als je zuvor. Hiefür war um so weniger Grund vorhanden, als es kein Geheimniß war, daß die Weltpriester und die große Mehrheit der englischen Katholiken der kleinen jesuitischen (!) Faktion bitterfeind war, welche so viele Trübsal über die loyalen Religionsgenossen gebracht hatte.“ Hier sei nur bemerkt, daß die Jesuiten beim Papste eine mildere Auslegung der Excommunikationsbulle erwirkten, daß selbst der Jesuit Parsons nie gegen die Königin agitirt haben würde, wenn dieselbe die Ausrottung des Katholicismus nicht in ihr Programm aufgenommen hätte. Warum konnte Elisabeth nicht einen Unterschied machen zwischen loyalen und disloyalen Katholiken, und ersteren Gewissensfreiheit gewähren? Daß sie es nicht that, war doch wahrhaftig nicht die Schuld der Jesuiten, denen der Verfasser Dinge aufbürdet, mit denen sie gar nichts zu thun hatten.

„Für die äußerste Strenge Elisabeth's gegen die Nonconformisten,“ sagt uns Beesly S. 228, „gibt es gar keine Entschuldigung. Sie war unnöthig. Sie scheint auch unpolitisch gewesen zu sein. Diese Strenge hat ihren Grund in der Eigenmächtigkeit, einer für Herrscher guten Eigenschaft, die bei großen Herrschern oft auf die Spitze getrieben wird... Barrow, Greenwood, Penry und andere wurden für die Verbreitung von Schriften, welche gegen den gesunden Menschenverstand als aufrührerisch bezeichnet wurden, in der That religiösen Inhalts waren, zum Tode verurtheilt. Sie hatte sich in einen Kampf mit unerschrockenen und eigensinnigen Leuten eingelassen. Die überfüllten Gefängnisse waren ein augenfälliger Beweis, daß sie dieselben nicht zur Unterwerfung zwingen konnte; alle hängen zu lassen, war außer Frage. 1593 ging eine Akte durch, vermöge der alle verbannt wurden, welche sich weigerten, die Kirche zu be-

suchen. So ward man der Independenten los; andere gingen einmal monatlich in die Kirche und kamen erst herein, wenn der Gottesdienst beinahe vorüber war.“ Uniformität war somit in weitere Ferne gerückt als je; die Königin hatte durch ihre Kirchenpolitik die Parteien mehr zerklüftet als bevor.

Beesly glaubt, durch die Kirchenpolitik Elisabeth's sei ein Krieg zwischen Katholiken und Protestanten abgewendet worden, der viel blutiger geworden wäre, als der Krieg zwischen Anglikanern und Puritanern im 17. Jahrhundert. Es ist dieses eine bloße Vermuthung, für die gar nichts spricht. Allem Anscheine nach hätte sich der Protestantismus in den östlichen Grafschaften concentrirt, in denen er die zahlreichsten Anhänger hatte, während die Katholiken sich in den übrigen Grafschaften behauptet hätten. Zu entscheiden, welcher Theil die größte Thatkraft und Vitalität besessen, ist schwer und fordert eine Untersuchung, die überaus langwierig ist. Wir bemerken nur, daß die katholische Kirche Englands wohl zu keiner Zeit so viele geistig bedeutende, wahrhaft fromme Männer aufzuweisen hatte. Wenn dieselben vom Continent oder den Schlupfwinkeln Englands aus, wo sie gegen die Spione der Regierung einige Sicherheit fanden, so großen Einfluß ausübten, was hätten sie nicht leisten können, wenn ihnen volle Freiheit gewährt worden wäre?

Beesly citirt einen französischen Schriftsteller, der sein Urtheil über Elisabeth in die Worte zusammenfaßt: „Ihre Feinde selbst haben sie als die glorreichste und glücklichste aller Frauen, die je eine Krone getragen haben, gepriesen.“

Wenn das der Fall ist, dann haben sie ihr Ende nicht gekannt, das wahrhaft bejammernswerth war. Der Tod Maria Stuarts auf dem Schafott war ehrenvoller und trostreicher als das Hinscheiden Elisabeth's, die es nicht wagte, zu Bette zu gehen. „Während ihrer Krankheitsanfälle,“ sagt Lingard (VI, 316), „ward sie erschreckt durch Bilder,

welche ihre lebhafte Phantasie heraufbeschwor. Zuletzt weigerte sie sich standhaft, wieder zu Bette zu gehen, und saß Tag und Nacht auf einem mit Kissen gepolsterten Stuhl, mit dem Finger in dem Mund und die Augen auf den Fußboden geheftet, nur selten ließ sie sich herab, eine Frage zu beantworten, und wies jede Nahrung zurück." Die Bischöfe und Lords richteten mit ihren Ermahnungen und Bitten nichts aus; erst der Admiral Nottingham konnte sie bereden, eine Tasse Fleischbrühe zu nehmen; aber auch ihm schlug sie seine Bitte, sie solle zu Bette gehen, ab, mit den Worten: „Hätte er gesehen, was sie gesehen, so würde er sicherlich seine Forderung nicht gestellt haben." Sie wies jeden geistlichen Trost zurück, denn als der geheime Rath den Erzbischof von Canterbury und andere Prälaten zu ihr schickte, war sie beim Anblick derselben sehr erzürnt, fuhr sie zornig an, befahl ihnen, sich weg zu packen und sagte, sie sei kein Atheist und wisse ganz genau, daß sie nur Winkelpfaffen seien; es wäre eine Schmach für sie, mit ihnen zu sprechen (Beesly S. 237—238). Bald darnach starb sie. Sie hatte Jakob zu ihrem Nachfolger bestimmt.

Den wahrhaft großen Herrschern kann Elisabeth nicht beigezählt werden, denn ihr fehlte der geistige Schwung, jedes höhere Ziel. Sie haschte wohl nach Popularität, that aber nichts für die geistige und sittliche Hebung des Volkes, Versöhnung der Parteien, sie stellte sich im Gegentheil an die Spitze einer Partei, welche ihr die meisten Zugeständnisse machte. Elisabeth kann ebensowenig mit dem Gründer der preußischen Monarchie verglichen werden, der trotz der größten Schwierigkeiten mit geringen Mitteln durch seine Energie und Ausdauer und seine hohen Talente große Erfolge erzielte; denn Elisabeth hat keine mächtigen Feinde gehabt, konnte selbst im Falle der Niederlage immer darauf rechnen, daß einer ihrer Nachbarn, der König von Spanien oder Frankreich, ihre Vernichtung verhindern würde. Friedrich II. fing nie einen Krieg an, ohne alle die Chancen be-

rücksichtigt zu haben; Elisabeth war weder für den Angriff noch die Vertheidigung gerüstet und vernachlässigte die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln. Eine erfolgreiche Regierung ist noch kein Beweis der Tüchtigkeit des Herrschers, sonst müßten wir auch Georg III., unter dem England weit mehr an Machtausdehnung gewonnen als unter einem seiner Vorgänger, den großen Monarchen beizählen, was bis jetzt noch Niemandem eingefallen ist. Uns dünkt, daß Elisabeth für ihre innere und äußere Politik einfach die Grundsätze ihres Vaters adoptirt hat, mit dem Unterschied jedoch, daß sie sich mehr zu Frankreich hinneigte, während Heinrich vielmehr das gute Verhältniß zu Spanien zu erhalten suchte, und hierin mit dem Volkswillen übereinstimmte. Heinrich VIII. war freigebig, verschwenderisch, Elisabeth sparsam, geizig: wohl mehr aus Noth als aus Neigung, denn die Auferlegung schwerer Steuern hätte ihr ihren Thron kosten können. Im Großen und Ganzen wird man über Heinrich VIII. und Elisabeth dasselbe Urtheil fällen müssen: beide haben dieselbe Rolle gespielt, sich derselben Mittel zur Vergrößerung ihrer Macht bedient, mit derselben Rücksichtslosigkeit ihre Gegner niedergeworfen, ihren Lüsten gefröhnt, ihre Parlamente zu Werkzeugen ihrer Willkür gemacht, die Religion als Deckmantel ihrer Herrschaft gebraucht.

A. Zimmermann S. J.

V.

Zeitläufe.

Streiflichter auf die innerlichen Zustände in Rußland; zum Kieler Besuch. I.

Den 24. Juni 1892.

Der Gegenbesuch des russischen Selbstherrschers bei dem deutschen Kaiser ist in diesen Blättern vorweg genommen worden, ebenso wie der des Königs Umberto. Es ist wenig nachzutragen, außer daß der Czar sich lange besonnen, und daß er sich doch nicht bis Berlin bemüht hat. Es ist glaublich, daß Kaiser Wilhelm einem stillen Wunsche entgegengekommen ist, indem er sich entschloß, die Begegnung in Kiel zu empfangen. Der Czar mag den Wasserkopf an der Spree nicht gut leiden, und weder hier, noch auf der langen Fahrt von Kiel oder Danzig her wäre eine so hermetische Absperrung möglich gewesen, wie es das Bombenfieber des hohen Reisenden verlangt, und wie sie auf dem kurzen Wege vom Kieler Hafen nach dem Schlosse daselbst bloß noch durch das Fernrohr einen Blick offen ließ.

Ein politisches Interesse gewann die Kieler Zusammenkunft erst dadurch, daß gleichzeitig an der deutsch-französischen Grenze zu Nancy aus Anlaß des Besuchs des Präsidenten der Republik ein Nationalfest gefeiert wurde, bei dem plötzlich, telegraphisch angemeldet, der Großfürst Constantin aus einem nahen Badeort erschien, um Herren Carnot zu begrüßen. Selbstverständlich durfte der Großfürst einen solchen Schritt

auf eigene Faust nicht wagen, und da auch die czechischen Turner nach Nancy gekommen waren, um ihr Vaterland an Frankreich und Rußland zu verrathen, so gab es ein Gaudium, das sich neben Kronstadt sehen lassen konnte. Der Czar mochte sich allerdings denken, das Caprivi'sche „Gleichgewicht" verlange es so: grüße er Wilhelm II. in Kiel, so dürfe auch Herr Carnot in Nancy nicht ungegrüßt bleiben. Nach Bismarck'schem Geschmack war das jedenfalls nicht, und man darf umsomehr glauben, das einzige Ergebniß der zehn Stunden zu Kiel sei gewesen, daß — „Alles beim Alten bleibe".

Das heißt: Hangen und Bangen in schwebender Pein, nach wie vor, und neue Kriegsrüstung. Wie konnte sich der Exkanzler doch nur darüber täuschen? Selbst wenn er Rußland im Orient hätte befriedigen können auf Kosten Oesterreichs, wäre immer noch die Hauptschwierigkeit bestehen geblieben. Man hat es freilich in seinen Kreisen sehr übel vermerkt, als die amtliche Petersburger Zeitung schon vor bald fünf Jahren erklärte: „Frankreich solle in Europa seine legitime und für das allgemeine Gleichgewicht nothwendige Stellung zurückerlangen". Aber es blieb dabei, und damals begannen die russischen Rüstungen an der Grenze. „Wenn die deutsche Diplomatie", bemerkte die Petersburger Presse den Berliner Officiösen, „das Recht hat, für die Verstärkung der Kampfbereitschaft der deutschen Armee durch Rathschläge und Hinweise an die Kriegsministerien Oesterreich-Ungarns und Italiens zu sorgen, so sind wir keineswegs verpflichtet, solchen Sorgen gegenüber passive Zuschauer zu bleiben, wie wir denn auch das Recht haben, die Herstellung der internationalen Rolle Frankreichs in einer Zeit zu wünschen, in welcher die deutsche Regierung Alles daran setzt, um die internationale Bedeutung Italiens zu erhöhen und zu befestigen".[1]) Was kann sich in Kiel daran geändert

1) Petersburger Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. November 1888.

haben? Der Czar wußte ja auch, daß gleich nach ihm König Umberto nach Berlin kommen würde.

Jedermann begreift's, was Frankreich für Rußland werth seyn muß seit der Gründung des neuen deutschen Reichs. Nur Bismarck wollte nicht begreifen, daß Skobelew der richtige russische Prophet sei. Auch nach innen blieb hier bis heute „Alles beim Alten". Als der Sohn des von Mordbomben zerrissenen zweiten Alexander als Herkules am Scheidewege sich für die „streng nationale innere Politik" entschieden hatte, im Gegensatze zur liberalisirenden des Vaters, da erschienen unter dem Titel: „Russische Wandlungen" einige geheimen Denkschriften, deren letzte sogar dem entlassenen Minister Loris-Melikow persönlich zugeschrieben wurde. Ihr Schlußergebniß lautete: „Das Verlangen nach einer auswärtigen Diversion ist zur ultima ratio der Partei geworden, von der man annehmen sollte, daß sie das höchste Interesse daran habe, durch Erhaltung des Friedens ihre Stellung und ihren dominirenden Einfluß zu wahren... Die Entwicklung Rußlands drängt einer gewaltsamen Lösung zu; Revolution oder Krieg: Alexander III. hat beinahe keine andere Wahl. Vor eine solche Alternative gestellt, pflegt auch ein friedliebender Monarch kaum zu schwanken, und Ignatiew wird schon dafür sorgen, daß eine gewaltsame äußere Ableitung der im Innern des Staatskörpers hausenden Krankheit unvermeidlich wird". [1])

Seitdem sind zehn Jahre vergangen, und heute kann man in den, einst bis zur Anbetung russenfreundlichen, Blättern der preußisch-conservativen Partei tagtäglich dasselbe lesen. Auch von der Bismarck'schen Presse ist gerade nach diesen zehn Jahren zugegeben worden: man könne es nachträglich begreiflich finden, wenn in Mitteleuropa die Vorstellung Platz gegriffen habe, daß man unmittelbar vor einer kriegerischen Aktion stehe. „Auch kann mit größter

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 23. Febr. 1882.

Bestimmtheit versichert werden, daß diese Krisis bestanden hat, und daß es nicht die Mäßigung des Czaren oder gar die Friedensliebe der (französischen) Republik gewesen ist, die uns vor dem Unheil bewahrte, sondern die trotz aller vorausgegangenen Ankündigungen und Warnungen dennoch überraschend eingetretene völlige Mißernte in einem Drittel des gesammten russischen Staatsgebiets. Erst die Besorgniß vor dem Hunger, dann der Hunger selbst hat Frieden geboten". [1])

Was ist es nun mit jener Revolution, die dem Czar den Zwang auferlege, zwischen ihr und dem Ventil nach außen zu wählen? Und was ist es dann mit der russischen Hungersnoth, der wir es verdanken sollen, daß wir nicht bereits mitten im Weltkrieg stehen?

Rußland ist das Land der Unbegreiflichkeiten. Man kann Jahre lang den Aeußerungen über die Verhältnisse des Czarenreiches aufmerksam gefolgt seyn, ohne doch zu einem sicheren Urtheile durchzudringen. Glaubwürdige Zeugen vergleichend zu hören, ist Alles, was übrig bleibt; auf Eines Autors Wort zu schwören, ist unräthlich. So ist es insbesondere auch bezüglich der Frage von der drohenden — russischen Revolution. Allerdings konnte man unter der Regierung Alexander's II., namentlich seit 1861, an den Ausbruch einer ober- oder unterirdischen Bewegung glauben. Gräuel folgten sich auf dem Fuße, die dem Nihilismus zugeschrieben wurden; dann wieder regte es sich unter dem Adel und dem Mittelstande, soweit ein solcher in Rußland überhaupt existirte, liberalisirend, so daß eine 1848ger Revolution im Anzuge schien. Bis heute kommen immer wieder düstere Gerüchte über schlimme Entdeckungen der Polizei; selbst das Attentat auf den Thronfolger im fernen Japan wurde mit den geheimen Fäden nihilistischer Verschwörer in

1) Berliner Hauptcorrespondent der Münchener „Allg. Zeitung" vom 19. Januar 1892.

Verbindung gebracht, und gewiß ist es, daß seit der furchtbaren Explosion auf dem Eisenbahndamm von Borki der Czar in einer zitternden Aufregung lebt, als wenn er auf der dünnen Decke eines brodelnden Vulkan stehe und schlafe. Schon vor zwei Jahren hat ein guter Beobachter darüber geschrieben:

„Man glaubt um zwölf Jahre zurückversetzt zu sein, wenn man die Meldungen vernimmt, welche theils direct und theils auf dem Umwege über London aus Rußland kommen. Diese Meldungen berichten von vereitelten Attentaten, confiscirten revolutionären Druckschriften, von blutigen Bauernaufständen, von offenen und geheimnißvollen Agitationen in Finnland und in Polen. Wie der Widerschein einer Feuerlinie, welche glimmend das gewaltige Czarenreich umschließt und an seinen Pfeilern emporzüngelt, leuchtet es nach dem Westen herüber, und in diesem Widerscheine bewegen sich unheimlich gleich drohenden Schatten die Studenten sämmtlicher russischen Universitäten, von der Polizei verfolgt, welche gegen die ungestüme Auflehnung der akademischen Jugend die Knute schwingt, die noch immer in Rußland die ultima ratio der Staatsweisheit ist. Genau das nämliche Bild war es, in dem sich vor zwölf Jahren die inneren Zustände präsentirten. Auch damals begann das Sturmwehen an der landschaftlichen Petrowski-Akademie in Moskau, um sich über alle Hochschulen des Reiches fortzupflanzen, auch damals flogen revolutionäre Druckschriften aus mysteriösen Druckereien auf, auch damals wurden in dunklen Complotten die Meuchelmörder ausgelost. Nur daß damals der Nihilismus als die einzige Quelle der revolutionären Propaganda galt und daß in der westlichen Peripherie des Reiches der Nihilismus keinen Boden fand, ist der Unterschied. Jetzt scheinen Weichsel und Düna nicht mehr die Grenzen der Bewegung zu bilden, jetzt scheint auch der Nihilismus alle Gesellschaftsschichten so durchsetzt zu haben, daß er den Charakter einer allgemeinen constitutionellen Erkrankung angenommen hat, auf die der alte Name gar nicht mehr paßt.“ [1])

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 5. April 1890. — Vgl. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 18. Juni 1890.

Obwohl der Berichterstatter selber bemerkt, daß es schwer sei, aus den lückenhaften und bruchstückweisen Nachrichten, die aus Rußland nach dem Westen gelangen, das Richtige herauszufinden, schließt er doch ein Jahr später seine Darstellung mit den Worten: „Ein ungeheures Schicksal schwebt über Rußland, und es reift auf ungeheuerlichen Etappen seiner Vollendung entgegen. Europa steht diesem Schicksal gegenüber wie einem verheerenden Elementar-Phänomen, das sich ankündigt, indem es, noch bevor es sich einstellt, alle Schrecken erschöpft, welche das Verhältniß zwischen Herrscher und Volk erschüttern können“.[1]) Was soll man davon halten? Sehr viel nüchterner und augenscheinlich sachkundig äußert sich fast gleichzeitig ein aus Rußland versprengter Socialdemokrat; von seinem Standpunkte klingt die Schilderung sogar in eine Klage über schlechte Geschäfte aus:

„Nicht allein Gewaltmaßregeln gegen die revolutionäre Intelligenz stehen der russischen Regierung zu Gebote. Sie weiß auch andere, gleichsam hygienisch-prophylaktische Mittel gegen die Intelligenz überhaupt mit Geschick anzuwenden. Hieher gehören z. B. die moralische Corruption und geistige Abtödtung der studirenden Jugend von zartestem Kindheitsalter an. Mag die junge Generation noch so moralisch und geistig verlumpt aus den Unterrichtsanstalten in das Leben eintreten, was kümmert das die Regierung? Für den Staatsdienst, für die Rolle dienstfertiger, serviler Beamten sind ja solche Gebildete gerade gut genug. Und zu etwas Anderem hat die russische Regierung die ‚Köpfe‘ der Intelligenz überhaupt nicht nöthig. In der That hat die Regierung ihr Ziel vollständig erreicht. Die alte revolutionäre Generation ist nur noch auf den Friedhöfen, in den Peter-Pauls- und Schlüsselburger Festungen, in den Einöden Sibiriens und endlich im Auslande, als vereinzelte politischen Flüchtlinge, zu finden: die social-revolutionären Bestrebungen der Intelligenz sind mit den Trägern derselben

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 13. Mai 1891.

niedergeschlagen. Und die neue intelligente Generation? Der weitaus größte Theil derselben will nichts mehr von Idealen, von ‚Volkswohl' 2c. wissen; er lebt nur noch seiner Carriere und seinen Vergnügungen. Ja, es gibt gegenwärtig russische Studenten, die sich vollkommen wie jeunesse dorée geriren; die systematische reaktionäre Schulpolitik, die den ärmeren bürgerlichen Elementen den Zutritt in die Unterrichtsanstalten verwehrt, die die Spionage unter den Gymnasiasten und Studenten zu einem Erziehungsmittel erhoben: diese Politik hat reichliche Früchte getragen. Die übrigen ‚intelligenten' Elemente, welche von der, durch die Regierung geschaffenen, verpesteten Atmosphäre nicht angesteckt worden sind, bieten auch ein wenig erfreuliches Bild: die Einen ergeben sich mit Leib und Seele der reaktionären, religiös-philanthropisch gefärbten, die individuelle Seelenrettung predigenden Lehre des Grafen Leo Tolstoi (es sind die sogenannten Tolstisti; die Anderen, keinen Ausgang aus der trostlosen Lage sehend, in sich selbst entzweit, ohne Glauben an die alten Formeln und Programme, füllen die Reihen der in Rußland so typischen Enttäuschten, leben in Verzweiflung dahin, und jagen sich mitunter eine Kugel durch den Kopf. Was endlich diejenigen, nur noch sehr dünn gesäeten, ‚Intelligenten' anbetrifft, die den früheren revolutionären Ueberlieferungen treu geblieben sind, so fühlen sie sich zumeist isolirt, hülf- und kraftlos: es fehlt ihnen an einem klaren, den veränderten Verhältnissen angepaßten Programm, um welches sie sich zu einem neuen zielbewußten, beharrlichen Kampf schaaren könnten. Die alten Programme, darunter auch das Programm der „Narodnaja Wolja," sind nicht mehr im Stande, die neue revolutionär gesinnte Generation zu befriedigen; es dürfte jetzt in Rußland kaum noch einen einzigen Revolutionär geben, der an die ‚Usurpation der Gewalt' oder an das ‚Zusammenfallen der politischen mit der socialen Revolution in Rußland' glaubte. Die völlige Machtlosigkeit der jetzigen revolutionären Intelligenz äußert sich aufs Deutlichste darin, daß sie immer und immer wieder am alten Ruhm der ‚Narodnaja Wolja' zehrt, ohne an das Programm derselben zu glauben, ohne mit veralteten Theorien und Ansichten ein- für allemal brechen zu können. Was noch von dem Programm der ‚Narodnaja Wolja' für die

Meisten als unerschüttert fest gilt, das ist einzig der Terrorismus. Der ‚Terror', der nackte Terror, der systematische Terror wird von diesen als das einzige Heil- und Rettungsmittel verherrlicht und gepredigt. Wohl verstanden, gepredigt, aber nicht, wie ehedem, in's Werk gesetzt, denn dazu fehlt eben die Kraft. Es ist höchst bezeichnend für die heutigen ‚Terroristen', daß sie in allerletzter Zeit ihre terroristischen Versuche — im Auslande anstellen." [1])

Das mehrgenannte nihilistische Blatt ist seinerzeit in Genf erschienen, und der russische „Terrorismus" ist gleichbedeutend mit dem „Anarchismus". Für unsern Verfasser aber beruht die einzige Hoffnung auf der Ausbreitung der Socialdemokratie bei den städtischen Arbeitern. Die russische Regierung hat alles Mögliche gethan, um die Industrie im Lande zu heben, und Rußland von der Produktion des Auslandes unabhängig zu machen. In Verbindung mit den ländlichen „Reformen" hat sich so das alte Czarenreich in doppelter Beziehung verwandelt. „Rußland", sagt der Verfasser, „schreitet immer mehr der gänzlichen Auflösung der alten patriarchalisch wirthschaftlichen Verhältnisse in Stadt und Land, dem Siege des Capitalismus entgegen." Aus den dürftigen Anfängen eines Mittelstandes ist bereits eine Bourgeoisie erwachsen, und ihr gegenüber nimmt die Arbeiterwelt allmählig dieselbe Stellung ein, wie überall. Der 1. Mai ist schon 1891 auch in St. Petersburg, natürlich insgeheim, durch vier Versammlungen gefeiert worden.[2]) Wunderbar muß es dabei erscheinen, daß die Regierung, obgleich beflissene Fördrerin des Capitalismus, als die einzige in der

---

1) B. Kritschewski: „Die russische revolutionäre Bewegung einst und jetzt" in der Stuttgarter „Neuen Zeit". 1890/91 Nr. 22 S. 703 f. — Merkwürdig: während in den großen deutschen Blättern brauchbare Originalcorrespondenzen aus Rußland immer seltener werden, mehren sie sich in der socialdemokratischen Presse.

2) Berliner „Vorwärts" vom 8. Juni d. Js.

civilisirten Welt doch wieder Ernst gegen das ausbeutende Judenthum macht und Millionen Juden aus dem Lande treibt. Aber das ist gerade das Bezeichnendste der Volkszustände. Die jüdische Finanz behält man, aber die Landjuden will man weg haben, damit der russische Bauer nicht vollends aufgefressen wird.

Und nun die Hungersnoth. Sie ist überraschend über 30 Millionen Seelen meist Großrußlands hereingefallen. Noch kurz vorher konnte man bei uns von gewiegten Finanzmännern mit eigenen Ohren behaupten hören: Rußland sei das Land, welches der glänzendsten finanziellen Zukunft entgegengehe. Aber Kenner der Lage waren nicht erst jetzt der Ueberzeugung, „der großartige Getreideexport, welcher in normalen Jahren aus dem Czarenreiche stattfindet, verdecke höchstens Unkundigen die verzweifelte Lage der russischen Ackerbauer, und daß die Landwirthschaft, das Rückgrat der russischen Volkswirthschaft, in Wahrheit dem Untergang nahe und beinahe zu einem Fluche für die Bevölkerung geworden sei." [1]) Bald darauf hatte das Reuter'sche Bureau in London einen eigenen Berichterstatter nach Rußland geschickt; er schrieb nach Hause:

„Ich habe jetzt die meisten nothleidenden Provinzen bereist und überall hat sich mir dasselbe Bild gezeigt. Ueberall begegnet die leichtsinnigste Verschwendung dem Auge. Die Wälder sind frevlerisch niedergehauen, die Flüsse sind vernachlässigt und das Klima ist ruinirt worden. Der Bauer, dem man durchschnittlich 80 Mill. an Steuern abschröpft, wird durchaus nur als Steuern zahlendes Objekt betrachtet. Seine Wohlfahrt, seine Zukunft, sein leibliches und geistiges Gedeihen sind völlig gleichgültig. Wenn ich jetzt Rußland wieder verlasse, so geschieht es mit den wehmüthigsten Gedanken. Das Reich steht vor dem Bankerott. Der Grund und Boden ist erschöpft, das Klima

---

1) Beilage zur Münchener „Allg. Zeitung" vom 5. Februar d. Js.

ist anders geworden und die bestehende Ackerbauwirthschaft ist hoffnungslos schlecht. Der Bauer und der Herr verstehen sich nicht. Sie sind einander so fremd, als ob sie zwei verschiedenen Nationen angehörten. Dem Bauern hat die Emancipation keinen Nutzen gebracht, sondern er ist nur ärmer geworden. In vielen Distrikten nagt er fast am Hungertuche. Die gegenwärtige Noth hat die Dinge nun auf die Spitze getrieben, und überall erkennt man an, daß etwas geschehen muß. Aber was? Das ist die große Frage." [1])

Aber die entsetzlichen Erlebnisse des vorigen Winters haben auch die Frage nahe gelegt, ob denn wirklich bloß traurige Elementarereignisse und klimatische Störungen an dem Verderben die Schuld trügen? Die Antwort war, daß das Uebel in den Menschen selber wurzelt. Vorerst davon abgesehen, daß das Elend niemals so weite Ausdehnung hätte annehmen können, wenn Rußland, wo doch der Bauer Alles vom Czaren erwartet und denselben geradezu verpflichtet hält, ihn zu ernähren, eine Verwaltung hätte wie der „faule Westen". Aber die allseitige Nichtsnutzigkeit derselben ist längst sprüchwörtlich geworden; schon Czar Nikolaus hat seine Beamtenschaft unverholen für eine organisirte Diebsbande gehalten. Seitdem nun auch noch das hergebrachte patriarchalische Verhältniß beseitigt wurde, hat auch die russische Bauerschaft ein Aussehen angenommen, wie in keinem andern christlichen Lande. Die Klagerufe darüber sind nicht neu. Hören wir darüber einen Bericht, der mit einem von dem später berühmt gewordenen Herrn Katkow im November 1866 in dessen Moskauer Zeitung veröffentlichten „Brief vom Lande" beginnt. Die Zuschrift soll ungeheueres Aufsehen erregt haben; sie sagte unter Anderm Folgendes:

„Die allgemeine Signatur unserer Gegend bilden Niedergeschlagenheit, Apathie, Leben in den Tag hinein, Trägheit, Trunk und Diebstahl. Alle Vorgänge, kleine und große, selbsterfahrene und von Anderen berichtete, hatten Grund und Quelle

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 21. April d. Js.

in einem der hier genannten Laster. Am Montag arbeitet Niemand, sei es an fremder, sei es an eigener Arbeit, jeder Fest- und Heiligentag wird mindestens drei Tage lang gefeiert. Nimmt man Arbeiter auf Zeit an, so darf man auf den Monat nicht mehr als fünfzehn Arbeitstage rechnen; miethet man Arbeiter auf Stücklohn, so ist die Enttäuschung noch größer. Der Arbeiter schleppt die Arbeit endlos fort, erscheint wochenlang gar nicht. Was treiben die Leute in dieser Zeit? Sie leben in dulci jubilo und vertrinken den empfangenen Lohn in der Schenke. Aus einem Feiertagsvergnügen ist das Saufen eine Werktagsgewohnheit geworden. Früher bildete ein betrunkenes Weib immerhin eine Ausnahmeerscheinung, jetzt begegnet man ebenso vielen Weibern als Männern im Zustande der Trunkenheit. Wo es sich um die Ausführung gemeinsamer, eine Genossenschaft erfordernder Arbeiten handelt, pflegt der Preis ein unerschwinglich hoher zu sein; verspricht man zwei bis drei Eimer Branntwein, die viel weniger kosten, als Preis, so wird die Arbeit ohne baare Zahlung geleistet. Der Grund liegt darin, daß am Genusse des Branntweins Alle, auch Weiber und kleine Jungen, theilhaben, während das baare Geld in den Händen der Familienoberhäupter bleibt."

„Als die ‚Moskauer Ztg.' diese Schilderung an die Spitze eines Aufsatzes stellte, der den Rückgang der russischen landwirthschaftlichen Cultur im Einzelnen nachwies, stand sie im Rufe eines verständigen Liberalismus und theilte sie die Meinung, daß die kurz zuvor angeordnete Reform der Justiz und die Einführung der landschaftlichen und provinciellen Selbstverwaltung eine Besserung der Zustände herbeiführen werde. Desto größer war der Eindruck, den eine zwei Jahre später veröffentlichte Broschüre des Slawophilen-Führers und ehemaligen polnischen Finanzministers Koschelew machte, in dessen Schrift ‚Stimme aus der Landschaft' u. a. die Behauptung aufgestellt wurde, daß es seit dem Inkrafttreten der neuen Justiz- und Landschaftseinrichtungen nicht besser, sondern schlechter geworden sei. ‚Die fortschreitende Verarmung und sittliche Verwilderung der Bauern ist eine unbestreitbare Thatsache. Dieselbe rührt her: von der entsetzlichen Unordnung, welche in der bäuerlichen Selbstverwaltung herrscht, von der Abwesenheit jeder Art von Justiz in

den bäuerlichen Bezirksgerichten und von der maßlosen Vermehrung der Schenken. Fast alle Gemeindebeamten sind Säufer. Die Bezirks- und Gemeindeversammlungen führen kein Geschäft zu Ende; ohne dabei Branntwein zu trinken. Die maßlose Vermehrung der Schenken hat dahin geführt, daß es in Dörfern mit 500 Seelen gewöhnlich sieben Schenken gibt. Nicht nur an Sonn- und Feiertagen wälzen Trunkene sich auf allen Gassen, auch an den Wochentagen, namentlich den Montagen, sieht man Schaaren Taumelnder. Selbst Weiber und Knaben tragen das erworbene Geld in die Schenke und saufen, bis sie umfallen."

„Um dieselbe Zeit (November 1868) veröffentlichte ein Staatsmann, dessen politisches Glaubensbekenntniß zu demjenigen der Koschelew und Katkow in diametralem Gegensatz stand, Geheimrath von Lilienfeldt, die vielbesprochene Schrift ‚Land und Freiheit', welche das Geständniß ablegte, daß sittliche Zucht und Respekt bei dem Landvolke vollständig aufhörten, daß die bäuerliche Selbstverwaltung nach dem eigenen Urtheil der Bauern lediglich demoralisirend gewirkt habe, daß der Werth des Grund und Bodens in unaufhaltsamem Sinken begriffen sei und daß der Unterschied gegen früher sich darauf beschränke, daß der russische Bauer weniger producire und mehr consumire, d. h. mehr trinke, als jemals früher."

„Darüber sind zwanzig Jahre vergangen, zwanzig Jahre, welche zur Eingewöhnung in die neuen Lebensformen und zum richtigen Gebrauch der dem Bauernstande gewährten Selbstverwaltung hätten benützt werden können. Und wie lautet das Urtheil, welches die hochpatriotische, beständig von der Ueberlegenheit Rußlands über das westliche Europa redende ‚Moskauer Zeitung' über die ländlichen Zustände des ausgedehntesten Reiches der Erde fällt? Wir geben dieses Urtheil im Wortlaut wieder:"

‚Allen, Gutsbesitzern wie Bauern, droht vollständiger Ruin. Das Land wird demnächst ein Bild gewähren, welches von demjenigen nicht verschieden sein wird, das unsere mittelalterlichen Chronisten von den Tagen des Tartarenjochs entwerfen. Noch vor zwei Jahren war es unerhört, daß das Baueruseigenthum wegen Steuerrückständen verkauft werden mußte: jetzt ist's eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Dörfer, wo es über zehn und mehr Tausende an Gemeindecapital gab, müssen die

letzten Pfennige zusammenlesen, um die Staatsabgaben zu bezahlen, und Verkauf des Eigenthums ist die nächste Aussicht. In Folge von Futtermangel sind die Pferde vieler Bauern erschöpft, so daß sie Bauholz nicht einmal bis zu dem 15 Werst entfernten Marktplatz fahren können; und doch hatten wir im vorigen Jahre eine gute Ernte. Das Geld, über das die reichen Bauern zu verfügen hatten, ist aus dem Dorfe verschwunden, Gott weiß, wohin, und der Reiche ist dem Armen gleich geworden.'[1])

In letzterer Beziehung müssen sich indeß die Dinge in kurzer Zeit verändert haben. Kritschewski behauptet: die urwüchsige öconomische Gleichheit in der Gemeinde („Mir") mache einer Spaltung der Gemeindegenossen in eine wohlhabende Minderheit von Ausbeutern („Kulaki") und in eine verschuldete verarmte Masse von Ausgebeuteten immer mehr Platz, so daß letztere massenhaft ihre Heimathsdörfer verlassen; mit Einem Worte: die capitalistische Ausbeutungsweise gewinne in Rußland auch auf dem Lande immer mehr an Boden. Das Berliner Centralblatt des Dr. Braun sieht gleichfalls in der Bedeutung, welche dem russischen Nothstande als Moment in der capitalistischen Entwicklung des Reichs zukomme, das Wichtigste vom socialpolitischen Standpunkte: „Der gegenwärtige Nothstand ist, wirthschaftlich aufgefaßt, ein Resultat der capitalistischen Entwicklung Rußlands und wird seinerzeit auf diesen Proceß beschleunigend einwirken."[2]) Ebenso, aber deutlicher, spricht sich darüber der Reiseberichterstatter des „Daily Chronicle" in London aus. So erklärt sich ihm auch die höchst befremdliche Erfahrung, daß er wiederholt auf einen großen Zwiespalt der Meinungen darüber stieß, ob in Rußland überhaupt eine wirkliche Hungersnoth vorhanden sei! In Petersburg und Moskau leugneten es viele hochgestellten Persönlichkeiten

1) „Russische Urtheile über russische ländliche Zustände" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 16. Mai 1888.

2) „Socialpolitisches Centralblatt" vom 30. Mai d. Js.

geradezu, aber auch in den Nothstandsprovinzen selbst kam es vor. Während der Berichterstatter in den Dörfern das entsetzlichste Elend fand, kümmerte sich in den Städten keine Seele darum. Weiter wird über seine Eindrücke berichtet:

„Alles Geld ist in den Händen der Wucherer (Kulaki) und der Kaufleute (Kupzi). Ihnen ist der Nothstand sehr nützlich gewesen, da ihnen die enorme Steigerung aller Preise großen Gewinn gebracht hat. Das Getreide haben sie den verschuldeten Bauern im Herbst noch billig abgekauft, ihr Vieh und Land haben sie später auch noch für fast nichts erstanden; das Emporschnellen der Getreidepreise hat sie alle im Handumdrehen bereichert. Für den hungernden Bauern, aus dessen Stande sie selbst hervorgegangen sind, haben sie weniger Herz, als für ein verendendes Stück Vieh. Unbekümmert um seine Noth halten sie ihre gefüllten Scheuern geschlossen, um noch mehr Gewinn zu erzielen. Würde all das von ihnen aufgespeicherte Korn auf den Markt gebracht, so hätte allerdings alle Welt zu leben. Aber daran ist gar nicht zu denken. Es ist charakteristisch für den Geist dieser reichen Classen in Rußland, daß sie, während vor ihren Thüren Leute Hungers starben, üppige Feste abhielten. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen eine hochgestellte Dame dem Engländer sagte: Wenn es bei uns nicht besser wird, ist das Leben nicht mehr der Mühe werth. Die gegenwärtige Lage der Dinge ist einfach unerträglich. Alles geht rückwärts. Die Bauern sind betrunken und unwissend, und die Aristokratie und die Grundbesitzer sind fast ausnahmslos ruinirt. Es ist keine Ordnung im Lande. Heute erlaubt die Regierung etwas, morgen verbietet sie es. Niemand weiß, wo aus noch ein!“ [1])

Was nun? Auch diese Frage ist nicht erst durch die Hungersnoth aufgeworfen worden. Sie wird allerdings seitdem eifriger studirt, aber der Befund lautet schon deßhalb trostlos, weil in Rußland nach alter Erfahrung bei derartigen Fragen man sich damit begnüge, Commissionen niederzusetzen,

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 2. Juni d. Js.

unermeßliches schätzbares Material aufzustappeln und schließlich Alles beim Alten zu lassen. So sei es schon seit Anfang der fünfziger Jahre, wo das jetzt eingetretene Unheil bereits genau vorhergesagt worden sei, gemacht worden und fast zwei Menschenalter lang sei nichts geschehen. Nicht nur der Nationalrusse, selbst westeuropäisch Gesinnte mußten sich gestehen, daß im Verhältniß zu den jetzt bestehenden Zuständen die russischen Bauern in den Zeiten der Leibeigenschaft noch glückliche Menschen gewesen seien.[1]) Auf der Gegenseite hatte der vielgenannte Fürst Meschtschersky in seinem Blatt schon zwei Jahre früher kurzweg erklärt: es gebe nur Ein Heilmittel, so sehr man sich auch dagegen sträuben möge — die Wiedereinführung der Leibeigenschaft! Er sagte in seinem durch viele Blätter mehr oder weniger gewürdigten Artikel aus der Zeit vor der Hungersnoth:

„Der wirthschaftliche Rückgang sei eine Folge der Verarmung des Adels, und erst dadurch sei auch der Bauer arm geworden. Sieben Millionen Dessjätinen Landes hätten die russischen Bauern dank dem ihnen leichtfertig gebotenen Credit der Bauernbank an gutsherrlichem Lande erworben, und früher oder später würde auch der Rest von zehn Millionen Dessjätinen ihnen verfallen müssen. Vergeblich nehme der Gutsherr seinerseits den Credit der Adelsbank in Anspruch; sie halte den Bankerott auf, ohne ihn zu verhindern. Einer nach dem andern ziehen die adeligen Gutsherren von ihren Gütern in die Städte, ein unsicheres Brod zu finden, und an ihrer Stelle rücken als Nachfolger ein: Wucherer, Spekulanten, die Leibeigenen von gestern, welche weder Pietät, noch Interesse an den Boden knüpft. Wo aber der Gutsherr geschwunden sei, da habe der Bauer den Berather und Helfer verloren, zu dem er seit Generationen aufzuschauen sich gewöhnt hatte. Und nun gehe Alles zurück: der Wald werde verhauen, der Garten verwildere, in wahrhaft erschrecklicher Weise sinke der Bestand an Vieh

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 19. Mai d. Js.

und Pferden. Das endliche Facit sei, wohin man auch blicke: Zerstörung, Armuth, Lüderlichkeit!“ [1])

Aber wenn der Adel ebenso ruinirt ist wie der Bauer; die Adels-Agrarbank selber am Bankerott steht und ihm nicht emporhelfen kann; er unter dem Druck der allgemeinen Entsittlichung selbst an politisch-moralischem Gewicht und Ansehen unberechenbar verloren hat: wie soll er Helfer und Berather des Bauern werden oder woher sollen sonst solche Kräfte gewonnen werden? Im „faulen Westen“ hat die Leibeigenschaft, wenigstens in der mildern Form der Hörigkeit, noch bis tief in's vorige Jahrhundert fortgedauert, nachdem doch die Bauerschaft durch viele Generationen im lebendigen Christenthum herangereift war; in Rußland hat die entgeistigte schismatische Staatskirche einen solchen erziehlichen Einfluß niemals zu üben vermocht, und so traf die große Maßregel vom 3. März 1861 unvorbereitet den Herrn wie den Knecht.

Was in Rußland ferner werden mag, wird die schwere Sorge Europa's bleiben, nachdem es nun einmal durch die Thaten Bismarck's zum „Zünglein an der Waage“ erhoben worden ist. Dem Frieden würde das fortschreitende Verderben sicherlich nicht dienen, im Gegentheil würde die „russische Gefahr“ immer mehr zur Hunnengefahr werden, wie vor anderthalbtausend Jahren.

---

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 4. Mai 1890.

VI.

Römische Notizen.

Der sogenannte Transformismus in der italienischen Politik endigte mit Depretis. Die Stellung seiner Politik gegenüber dem Vatikan im Allgemeinen und der römischen Frage im Besonderen entsprach dem Schaukelsystem, das er auch den politischen Parteien gegenüber anwandte. Seine gewaltige parlamentarische Gewandtheit und Fähigkeit gestatteten ihm das sarkastische Lächeln, mit dem er die heftigsten Tiraden der Opposition anhörte, ohne sie jemals einer ernstlichen Erwiderung zu würdigen. Er machte aus den Deputirten gelehrige Kinder, die ihm ganz zu Wunsch und Willen waren, wenn er es darauf anlegte. Dieses System der Regierung konnte sich eigentlich nur halten, so lange das geeinigte Italien noch in den Kinderschuhen seines Daseins steckte, und eine in ihrer Art nicht ganz verschiedene Regierungsweise hat auch Bismarck angewendet, als es sich darum handelte, das neugeborene deutsche Reich durch die Jahre der Kinderkrankheiten hindurchzuführen.

Dem Transformismus, der zu völliger Zerrüttung der Parteien und absoluter Verschiebung der Programmgrenzen führte, folgte Crispi. Mit seiner trotzigen Energie und seinem rücksichtslosen Charakter hat er nie, wie Depretis, honigsüß redend, größere Erfolge erzielt. Vielmehr galt es bei ihm: biegen oder brechen. Die Kirchenpolitik seiner Gewaltherrschaft trug auch ganz diesen Charakter, als deren bezeichnendste Aeußerung wir die schmachvolle Absetzung des Sindaco von

Rom, Duca di Torlonia zu registriren haben, weil jener sich unterfangen hatte, dem Cardinalvikar Sr. Heiligkeit im Namen der Stadt Rom die Glückwünsche zum goldenen Priester-jubiläum des Papstes auszusprechen.

Die stets in discretester Form ausgeführte, metallisch klingende, „Bekehrung" hartnäckiger Oppositionsdeputirten durch Depretis wurde von Crispi zu offenem Bestechungssystem ausgearbeitet. Auch darin bewies sich sein Trotz, indem er den Deputirten nicht nur seine Meinung aufzwang, sondern daß er auch ihre persönliche Ehre in einer Weise preisgab, die in südamerikanischen Republiken sogar zu den Seltenheiten gehört. Indem er das Parlament im Allgemeinen tief herabwürdigte, suchte er mit ausgesuchter Bosheit die Parteien im Besonderen durch öffentliche Beleidigungen, denen sie nicht entgegen zu treten wagten, mundtodt zu machen, und den Individuen nahm er jeden Anspruch auf die allgemeine Achtung, indem er sie beim Lichte der Mittagssonne durch Bestechungen moralisch tödtete.

An allen Parteien hatte Crispi sein Müthchen gekühlt, nur die Rechte harrte noch des Strafgerichtes. Doch auch diese üble Stunde kam und Crispi ließ sich im Zorne zu der Aeußerung verleiten, daß die Rechte sich an das Ausland verkauft habe. Die Leser werden sich vielleicht noch an die dramatische Scene erinnern, als der Führer der Rechten, Marchese di Rudini, bei diesen Worten Crispi's aufsprang, sein schon versprochenes günstiges Votum für den Catenaccio (Sperrzoll) zurückzog und damit durch die Opposition seiner getreuen Achtzig das Schicksal des Diktators entschied.

Rudini selbst folgte als Ministerpräsident nicht ohne das Bleigewicht eines Mitgliedes und Führers der Linken, Nicotera's, als Minister des Inneren mit sich herumzuschleppen. Dadurch war das Unerhörte geschehen: die Rechte und die Linke waren friedlich vereint in demselben Ministerium. Italien hat niemals einen fähigeren Minister des Innern gehabt, als wie Nicotera. Er ist der geborene Schnüffler und Polizeisoldat. Er weiß Alles, beherrscht Alles und kann, selbst an einem 1. Mai, die völlige Ruhe Italiens garantiren. Er

gehört zur neapolitanischen Camorra. Wer da glaubt, daß das eine Einrichtung sei, die nur unter den Taschendieben, truffatori und mascalzoni bestehe, der irrt sich gewaltig. Nicotera ist eines der Häupter und als solches kennt er seine Pappenheimer. Aus diesem Grunde weiß er auch um alle Pläne, Anschläge und Anzettelungen. Wenn man demnach bei den Camorristen seinem Rathe und seinen Drohungen kein Gehör schenkte, dann steckte er die Kerle einfach ein und er war dann sicher, daß er die Führer dingfest hatte, ohne welche die anderen nichts anfangen.

Zudem ist vor Allem zu beachten, daß Nicotera, der alte Volkstribun, wie man ihn allgemein heißt, nur einen Wunsch, einen glühenden Wunsch hat, nämlich Minister des Innern zu sein. Wer immer ihm diese Gunst verschafft, kann darauf rechnen, daß sich Nicotera um andere Dinge sozusagen nicht kümmert. Will man es etwas craß ausdrücken und vielleicht nicht ohne einen Schimmer von Uebertreibung, so kann man mit einem seiner Freunde sagen: Nicotera ist auf Wunsch Minister des Inneren unter einem Cabinet der Rechten, der Linken, des Centrums, unter einer Republik, einem Königreich oder einem Kaiserreich, nur gebt dem Manne die Gewalt in die Hand; das Uebrige gilt ihm gleich.

Das eigentliche Problem, das sich darbot, als ein Marchese di Rudini sich einen Nicotera an die Seite setzte, gewinnt, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, neues Leben und erklärt, was man früher als ziemlich unverständlich angesehen hatte. Aber noch ein zweiter, wichtigerer Punkt ist bei dieser eigenthümlichen Coalition zu beachten. Als Rudini, der Führer der „80“ Nichtfreimaurer, an's Ruder kam, hegte er den festen Willen, zu einem Abkommen mit dem Vatikan zu kommen. Man gab sich damals in den Kreisen der Regierung der fast sicheren Hoffnung hin, daß solches gelingen könnte. Hierfür einen geeigneten Minister des Inneren zu finden, der seine Principien, soweit er welche hatte, zu opfern bereit war, konnte nicht leicht sein. Aber Nicotera's glühender Drang, um jeden Preis an's Ruder, in den Palazzo Braschi zu kommen, ließ ihn die Evolution leicht mitmachen.

Wie der Ausgang dieses Unternehmens war, ist bekannt. Die Verhältnisse trieben das Ministerium in Lagen, daß es, um sich zu halten, in Antiklerikalismus machen mußte. Sogar Bruno Chimirri, als Cultusminister, wurde gezwungen, im öffentlichen Parlamente die blos in facie ecclesiae geschlossenen Ehen als Concubinate für den Staat zu bezeichnen, als es sich darum handelte, wie man diejenigen Officiere behandeln sollte, die eine Civilehe — die vom Consens des Kriegsministers und einer entsprechenden Mitgift abhängig gemacht ist — aus Mangel an Mitgift auf Seiten der Frau nicht hatten eingehen können. An dem hierdurch heraufbeschworenen Zwiespalt ging das mit großen Hoffnungen begrüßte Ministerium zu Grunde; weil nun auch die Radikalen, trotz Nicotera, sich gegen Rudini wandten, und die Erneuerung des Dreibundes eine in weiten Kreisen unbeliebte Sache war, so kam der Fall Rudini's schneller, wie man hatte erwarten können. Es ist bekannt, welche Rolle die Finanzen des Einheitsstaates in dieser Sache ebenfalls gespielt haben, und so hinterließ denn Rudini seinem Nachfolger einen pasticcio, der keineswegs appetitlich aussah. Die Kirchenpolitik, mehr verfahren, wie je; die äußere Politik, durch die Anwendung von Großmachtdusel in Sachen der Lynchung der Italiener in New-Orleans und durch Erneuerung des Dreibundes, verbunden mit der Episode des Grafen Taverna, in trostlosestem Zustande; die Finanzen in aussichtslosester Verwirrung; die Parteiverhältnisse im Parlamente in heilloser Confusion; und über allem diesem thront als Wahrzeichen die Kelle und das Schurzfell, Symbole, denen sich Italien jetzt mehr beugen muß, als wie es bisher der Fall war.

Der augenblickliche Sieg Giolitti's in der Frage des esercizio provvisorio kann nur dann mit Erfolg ausgenützt werden, wenn Giolitti die rettende Hand ergreift, die ihm von der Via Gregoriana aus, von Crispi, entgegen gestreckt wird. Die Veränderungen im Ministerium nach der Seite von Crispi und Zanardelli hin stehen bevor, so daß man über die eigentliche Richtung des zukünftigen Wahlkampfes kaum mehr ernstlich im Zweifel sein kann.

Was die Aussichten der Kirche in diesem neuen Entwick-

lungsprozeß angeht, so ist die Meinung ziemlich allgemein verbreitet, daß man in schroffster Weise vorgehen werde. Das Wenige, was noch an Kirchengut zu rauben ist, wird auch noch eingesteckt, und die Zahlung der Coupons der convertirten Güter wird nach Maßgabe der Ebbe im italienischen Staatssäckel einfach suspendirt, so daß wir in Bälde an einem regelrechten „Kladderadatsch“ angekommen sein werden. Dove andremo a finire? Wie wird das endigen?

Aus Rom. Ende Juni.

VII.

O. Willmann's Didaktik. [1])

Welch' eine wichtige Rolle dem Bildungswesen in der Geschichte und im Leben aller Culturvölker zukommt, ist im Allgemeinen bekannt. Schon die Kämpfe um das Schulwesen, welche seit einer Reihe von Jahren in den Parlamenten verschiedener europäischer Staaten geführt worden sind, geben von der großen Bedeutung, welche das Bildungswesen in der civilisirten Welt hat, Zeugniß. Ungeachtet dieser Wichtigkeit des Bildungswesens ist dasselbe in seinem ganzen Umfange erst spät zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung und Darstellung gemacht worden. Ueber den Grund dieser Verspätung hat der

---

1) Didaktik als Bildungslehre, nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt von Otto Willmann. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. Erster Bd. 1882. 421 Seiten. Zweiter Bd. 1889. 514 Seiten. (18 ℳ)

Verfasser des Werkes, welches uns hier beschäftigt, in der Einleitung S. 26 und 27 sich ausgesprochen, an deren Schluß er in bescheidener Weise sein Werk als „Versuch einer Gesammtdarstellung des Bildungswesens“ bezeichnet.

Ueber den Inhalt der 98 Seiten umfassenden Einleitung sei hier nur soviel bemerkt, daß in derselben der Begriff der Bildung und sein Verhältniß zu den damit verwandten Begriffen der Erziehung und Cultur näher bestimmt wird. Sodann wird das Verhältniß der Didaktik zur Pädagogik erörtert und die Möglichkeit der Erhebung der Didaktik zu einem besondern in sich geschlossenen Untersuchungsgebiete nachgewiesen.

Von den zwei Bänden, aus welchen das Werk besteht, behandelt der erste die historischen Typen des Bildungswesens. Dieser erste Band bildet also den historischen Theil des ganzen Werkes, wogegen der zweite den systematischen Theil enthält. Referent hätte daher erwartet, daß der Autor das Ganze zunächst in zwei Haupttheile, einen historischen und systematischen zerlegt hätte, was jedoch nicht der Fall ist; denn der Gesammtinhalt des Werkes ist vielmehr in fünf Abschnitte zerlegt und der erste Abschnitt, welcher die geschichtlichen Typen des Bildungswesens behandelt, füllt mit der Einleitung den ganzen ersten Band, während die vier andern Abschnitte, von den Bildungszwecken, dem Bildungsinhalt, der Bildungsarbeit und dem Bildungswesen den Inhalt des zweiten Bandes ausmachen. Uns dünkt, daß es den formellen Forderungen einer logischen Eintheilung besser entsprochen hätte, wenn das Ganze zunächst in zwei Haupttheile, einen historischen und einen systematischen zerlegt worden wäre. Dann hätte die Stofftheilung zugleich mit der Zahl der Bände correspondirt, auch wäre der logische Grund der Zweitheilung unmittelbar einleuchtend, was bei der fünfgliedrigen Haupteintheilung nicht der Fall ist.

Was übrigens den Inhalt der beiden Bände betrifft, so gesteht Referent sehr gern, daß er noch selten ein Werk von so reichem Inhalt, wie das vorliegende ist, und mit so vollkommener Befriedigung durch die Qualität des Inhaltes gelesen hat. Er will versuchen, dieses summarische Urtheil durch Aushebung einiger Hauptpunkte zu motiviren.

Im historischen Theile sind acht verschiedene geschichtliche Typen des Bildungswesens in ihren charakteristischen Grundzügen dargestellt, nämlich 1) die morgenländische Bildung der Völker in Ostindien, Aegypten, Babylonien, Palästina und China; 2) die griechische Bildung; 3) die altrömische; 4) die altchristliche Bildung auf römischem Boden; 5) die Bildung des Mittelalters; 6) die der Renaissance; 7) die Bildung der Aufklärung; 8) die moderne Bildung.

In welchem Geiste und von welchem Standpunkt aus der Autor jene historischen Bildungstypen aufgefaßt und dargestellt hat, das erhellt am deutlichsten aus jenen Kapiteln, welche von der altchristlichen und von der mittelalterlichen Bildung handeln. Bei Besprechung der altchristlichen Bildung auf römischem Boden äußert sich der Verfasser I, 213 also: „Der vertiefende und verinnerlichende Einfluß, den das Christenthum auf alle Richtungen des Schaffens ausgeübt hat, und vermöge dessen sich die Schöpfungen der christlichen Welt so bestimmt von denen der vorchristlichen unterscheiden, daß letztere bei aller Größe und Formvollendung doch oft kalt, selbst seelenlos erscheinen, erging je länger, je mehr wie auf die Musik und die bildenden Künste, so auch auf Dichtung und Sprachkunst und mittelst letzterer auf Bildung und Unterricht". Auch dem vielverleumdeten Mittelalter läßt unser Autor Gerechtigkeit widerfahren, indem er I, 291 über dasselbe bemerkt: „Man hat es beklagt, daß das Mittelalter den Geist, indem es ihn auf das Jenseitige fixirte, von der menschlich schönen und harmonischen Gestaltung des Diesseits abhielt, und daß sein einseitiger Spiritualismus das Verständniß der Alten, den Verkehr mit der Natur, die unbefangene Schätzung der menschlichen Kräfte nicht aufkommen ließ; man sollte aber auch in Anschlag bringen, was es an jenem tiefen und ernsten Zuge nach der andern Welt und an seiner Richtung auf das Spirituelle und Innerliche besessen hat; und wenn in solchen Dingen Beschwerden überhaupt an der Stelle sind, so drängt sich bei unbefangener Betrachtung vielmehr die Klage auf, wie wenig doch das menschliche Bewußtsein und Gemüth zu umspannen vermöge — und wie eng unser Sehfeld ist, daß ihm, wenn die Erde darin Platz nimmt, der Himmel zu entschwinden droht."

In den letzten Paragraphen des historischen Theiles, welche von dem Charakter und Inhalt der modernen Bildung und vom modernen Schulwesen handeln, werden nicht bloß die Lichtseiten, sondern auch die Mängel des modernen Bildungswesens hervorgehoben. So lesen wir S. 388: „Es hieße zu optimistisch sein, wenn man der modernen Bildung wahren Reichthum und echte Tiefe zusprechen wollte. Was ihr dazu fehlt, ist die Kraft, die Menge des Stoffes und die Vielheit der Gesichtspunkte auf ein leitendes und organisirendes Princip zurückzuführen. Ein solches gebricht unsrer Zeit." — „Wir neigen dazu, unsere geistige Arbeit nach dem Principe der Fabrik einzurichten, daß Jeder nur Eines recht machen könne, und machen gleichzeitig das Widerspiel der Fabrik, die Polytechnik zum Princip der Jugendbildung". S. 389.

Indem wir zur Besprechung des Inhaltes des zweiten Bandes, welcher die Systematik des Bildungswesens enthält, uns wenden, wollen wir nur einige Grundzüge, welche zugleich als Vorzüge sich darstellen und durch das Ganze hindurch gehen, hervorheben. Ein solcher Grundzug und Vorzug ist die nachdrückliche Geltendmachung des religiösen Momentes im Bildungswesen. In allen vier Abschnitten dieses Theiles bekundet der Autor seine Hochschätzung der Religion, als des Centrums des gesammten Bildungswesens. Der erste Abschnitt dieses Bandes (resp. der zweite des ganzen Werkes) handelt in 4 Kapiteln von den Bildungszwecken und ein besonderer Paragraph dieses Abschnittes (35) ist dem transcendenten, d. i. religiösen Zug der Bildungsarbeit gewidmet, während in zwei späteren Paragraphen (37 und 39) von der Bestätigung und Regulirung der Bildungsmotive durch die religiöse Auffassung und vom Ersatz der Bildung durch sittlich religiöse Gesinnung gehandelt wird. Was der Autor mit dem Ersatz der Bildung durch sittlich religiöse Gesinnung meint, hat er S. 52 durch ein Citat aus Palmers Pädagogik ausgesprochen, welches lautet: „Der einfachste Christ, in welchem das Evangelium den Egoismus und Materialismus überwunden hat, ist in der That ein gebildeter Mann, weil das Christenthum seinem Denken, Reden und Thun ein Ebenmaß verleiht, alles Rohe und Gemeine ihm abthut".

Im zweiten (resp. dritten) Abschnitt, der vom Bildungsinhalt handelt, nämlich von den verschiedenen Lehrzweigen, als da sind Philologie, Mathematik, Philosophie, Theologie ꝛc., gibt die zuletzt genannte Wissenschaft dem Autor wieder Gelegenheit zur Hervorhebung der fundamentalen Bedeutung der Religion für das Bildungswesen. „Die Theologie, sagt er, gleicht den steinernen Pfeilern in unsern Sternwarten, welche aus dem Grundbau aufsteigen und durch alle Stockwerke hindurchgehend den Instrumenten einen Standort gewähren, der den Erschütterungen entrückt ist, welchen das Gebäude unterliegt. In jedem werdenden Geistesleben müssen solche Pfeiler angelegt werden“. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Diktion dieses Werkes überhaupt an schönen und passenden Vergleichungen reich ist. Der vierte Abschnitt handelt von der Bildungsarbeit und gibt gegen den Schluß Lehrproben aus verschiedenen Zweigen des Unterrichts. Zur Lehrprobe im darstellenden (resp. historischen) Unterricht ist ein religionsgeschichtliches Thema, nämlich die Einführung des Christenthums in Deutschland gewählt und ziemlich eingehend ausgeführt.

Im letzten Abschnitt sodann, vom Bildungswesen, worin die der Bildung dienenden socialen Veranstaltungen, also die verschiedenen Schulen und das Verhältniß der Familie, des Staates und der Kirche zum Schulwesen erörtert werden, hat der Autor mit aller Entschiedenheit für das Anrecht der Kirche auf die Schule und für die Confessionalität derselben sich ausgesprochen. Ich kann mir nicht versagen, diejenige Stelle, worin die Gründe für die Confessionalität der Schule ebenso klar als bündig ausgesprochen sind, anzuführen; sie findet sich S. 491. „Da das moderne Wesen auf eine Mehrheit von religiösen Bekenntnissen gestellt ist, so kann der religiöse Charakter der Schule nur in ihrer Confessionalität zur Geltung kommen. Die Confessionalität der Schule beruht auf historischen und innern Gründen: auf historischen, insofern die Volksschule aus der Pfarrschule sich entwickelt hat und dieser den idealen Kern verdankt, innere Gründe aber vindiziren der Volksschule den confessionellen Charakter, indem die Kinderlehre ein Theil der Seelsorge ist, die Religionsgemeinschaften also die Pflicht der religiösen Unter-

weisung der Unmündigen haben, so daß sie bei gewaltsamer Ausweisung aus der Schule eigene Anstalten dazu herstellen müßten, was aber hieße, das Zusammengehörige zerreißen. — Den confessionellen Unterricht aber an zweite Stelle setzen und etwa einen Moralunterricht zum Mittelpunkte zu machen, ist unstatthaft, denn ein solcher wird sich entweder gegen den Religionsunterricht kehren und damit Bildung und Sittlichkeit zugleich gefährden, oder er wird ein kraftloses Scheinleben führen. — Die Confessionalität ist auch für die höheren Anstalten das Normale, so gewiß die sittlich-religiöse Bildung den Kern der intellektuellen ausmachen muß".

Ich glaube hiemit den religiösen Standpunkt, den der Autor durch das ganze Werk hindurch einnimmt und festhält, genügend charakterisirt zu haben und wende mich zu einer andern ebenfalls durch das ganze Werk hindurch sich kundgebenden guten Eigenschaft; diese ist eine gesunde und gründliche Psychologie. Da es Menschenseelen sind, welche durch das Bildungswesen gestaltet werden sollen, so leuchtet ein, daß eine richtige und gründliche Theorie des Bildungswesens nur auf einer richtigen und gründlichen Psychologie aufgebaut werden kann. Daß der Autor des besprochenen Werkes eine solche Psychologie zu Grunde gelegt hat, zeigt sich an vielen Stellen, so z. B. besonders in Abschnitt IV. §. 67, wo das psychologische Princip der Abstufung der Unterrichtsgegenstände erörtert und die Mittelstellung der Mathematik zwischen Sprachunterricht und Philosophie nachgewiesen wird. (S. 207 f.).

Aber nicht bloß in der Psychologie, sondern auch in andern Wissenszweigen, besonders in der Logik, Metaphysik, Geschichte der Philosophie, bekundet unser Autor umfassende Kenntniß der Literatur, und, was wohl höher anzuschlagen ist, in den wesentlichen Punkten ein richtiges Urtheil. In logischer Hinsicht hat mich ganz besonders die Erörterung über das Verhältniß des Conkreten und Abstrakten im Lehrverfahren (§. 79) angesprochen; nur Eines hat mich in logischer Beziehung nicht ganz befriedigt, nämlich dieß, daß in §. 80, der die Artikulation (Gliederung) der Lehrinhalte behandelt, auch von jenen Gedächtnißhilfen, welche vorzugsweise auf der Association der

Vorstellungen beruhen, gehandelt wird. Da die Association ein psychologischer Vorgang und ein psychologisches Mittel zur Unterstützung des Gedächtnisses ist, so hätte nach meiner Meinung die Besprechung dieser Sache mehr in jenen Paragraph, der die psychologischen Momente im Lehrverfahren behandelt (§. 78), als in jenen von der Gliederung der Lehrinhalte, welche eine specifisch logische Arbeit ist, gepaßt.

Wir schließen die Besprechung dieses Werkes mit der Bemerkung, daß dasselbe auch durch eine sehr klare und fließende Darstellungsform, welche die Lektüre nicht bloß belehrend, sondern auch angenehm macht, sich empfiehlt. Möge das sehr zeitgemäße Werk viele Abnehmer und Leser finden, möchten es insbesondere solche, die durch ihre Stellung auf das Bildungswesen Einfluß üben können, aufmerksam lesen.

Dr. Xaver Pfeifer.

VIII.

Das Concil von Bologna.[1])

Im Anschluß an seine Schrift: „Die Verlegung des Concils von Trient" (Regensburg, 1890) schildert uns der Verfasser die Vorgänge, welche sich nach dieser Zeit abspielen.

Da Kaiser Karl V. noch immer auf eine Vereinigung der deutschen Protestanten mit den Katholiken hoffte, wenn das allgemeine Concil in einer zum Reiche gehörigen Stadt ab=

1) Dr. Vermeulen, Das XIX. allgemeine Concil in Bologna. Regensburg, Habbel, 1892. 8°. 112 Seiten. (ℳ 2.40).

gehalten würde, so schien ihm die Verlegung des Concils nach Bologna eine Unklugheit gegenüber den Protestanten und ein Nachtheil für die Kirche zu sein; er befahl deßhalb den in Trient verbliebenen Bischöfen seiner Staaten das Verbleiben. Das Concil sah sich unter diesen Umständen zur Unthätigkeit verurtheilt und hielt nur zwei (IX. und X.) Sitzungen, im Jahre 1547. Um so eifriger war die Politik thätig; statt eines Concils sollte trotz der oftmaligen traurigen Erfahrungen eine Conferenz die Uebereinkunft mit den Protestanten in Deutschland zu Stande bringen.

In diese trüben Winkelzüge der Diplomatie führt uns ausführlich die fleißige Arbeit ein: wir vernehmen die Reden und Gegenreden, wir werden an die Intriguen des französischen Königs Heinrich II. erinnert, der die Uneinigkeit in Deutschland fördert; wir sehen das Augsburger Interim entstehen, auf dem kein Segen ruhen konnte u. s. w. Dabei erfreuen den Leser das correkte Urtheil und die richtigen Grundsätze, die ihm aus dieser Schrift entgegentönen. Der Verfasser darf daher auf das volle Interesse nicht bloß der gelehrten Welt, sondern auch aller jener Kreise rechnen, welche die immer wachsende Aufhellung der Wirren des 16. Jahrhunderts mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen.

Die Ausstattung des Büchleins ist sehr lobenswerth; auf Seite 4 sollte es „15“ (Bischöfe) statt „13“ heißen.

A. Weber.

IX.

Ambrosius Pelargus.

Ein Dominicaner der Reformationszeit.

(Schluß).

Pelargus denkt nicht im geringsten daran, in dieser Schrift der Toleranz das Wort zu reden; er sucht vielmehr nachzuweisen, daß die weltliche Obrigkeit das Recht habe, die hartnäckigen Ketzer nöthigenfalls mit dem Tode zu bestrafen. Man strafe mit aller Strenge die Ehebrecher, die Diebe, die Mörder; warum sollte man dann die Häretiker verschonen, die sich eines schwereren Vergehens schuldig machen? Doch müsse man vor allem die Irrenden durch Güte und Milde zu gewinnen suchen. Letzteres sei der Anwendung der Gewalt bei weitem vorzuziehen. Wollte man zu sehr die Strenge hervorkehren, ohne die Irrenden von der Wahrheit unserer Religion zu überzeugen, so wäre zu fürchten, daß wir statt der Ketzer falsche Christen bekämen, die ihren Irrthum blos verhehlen, ohne denselben innerlich abzulegen. Solche Heuchler seien aber für die Kirche viel gefährlicher als offene Feinde.[1]) Man suche deshalb zuerst die Irrenden durch

---

1) Jurare ausim, non esse remedium praesentius quam si charitate medeamur deceptis. Jam periculum est, ne si mox in ignem conjicias haereticos, potentia magis obruti quam ratione convicti videantur . . . . Postremo vereor ut hac

Güte zur Wahrheit zurückzuführen. Sollte dies nichts nützen, so beginne man mit der Anwendung geringerer Strafen, z. B. mit Geld- oder Gefängnißstrafen. Nur im Falle, daß die Ketzer verstockt bleiben, solle man über sie die Todesstrafe verhängen, um zu verhüten, daß das Uebel nicht weiter um sich greife.

Solchen Grundsätzen gegenüber behauptete Brenz, man solle die Häresie nur strafen, wenn sie mit Aufruhr verbunden sei. Aber, erwidert Pelargus, sind denn die Neuerer nicht als Aufrührer anzusehen? Wenn man mit Luther die Leute auffordert, im Blute der Geistlichen die Hände zu waschen; wenn man mit Zwingli behauptet, das Evangelium dürste nach Blut, macht man sich hierdurch nicht des Aufruhrs schuldig? Und hat denn nicht Oecolampad in Basel die Revolution angestiftet? Ist es denn keine aufrührerische Handlung, wenn man die rechtmäßige Obrigkeit gewaltsam vertreibt?[1]) Verübt man keine Gewaltthätigkeiten, wenn man den Geistlichen das Ihrige raubt, die Klöster zerstört und die rechtgläubigen Christen zwingt, den Ketzern sich anzuschließen? Wahrlich! Die Urheber eines solchen Umsturzes sind nicht blos geistig zu bekämpfen; auch mit dem Schwerte müsse man das gemeine Wohl und die öffentliche Ruhe gegen sie in Schutz nehmen (S. 157).

---

ratione pro haereticis fictos habituri simus christianos, qui errorem dissimulent, non excutiant. Sunt autem ejusmodi multo nocentiores quam hostes professi. p. 150.

1) Auch Brenz erklärte in einem Gutachten vom Jahre 1568, der zwinglische Geist sei „ein aufrührerischer Geist, als der, wo er überhandnimmt, die Reformation der Kirche mit Bildstürmen, mit Veränderung gewöhnlicher und nützlicher Ceremonien, auch, mit Entsetzung des ordentlichen Magistrats anfängt, wie dasselbige öffentliche Beispiele beweisen." Bei Th. Pressel Anecdota Brentiana. Tübingen 1868. S. 522. Nur hatte Brenz, ein eifriger Lutheraner, vergessen, daß die von ihm gerügten Handlungen nicht blos von Zwinglianern verübt worden waren.

Pelargus, wie schon erwähnt worden, richtete diese Abhandlung hauptsächlich gegen Johann Brenz, der vor Kurzem über denselben Gegenstand eine eigene Schrift veröffentlicht hatte.[1]) Die „bloße Ketzerei", die nicht mit Aufruhr verbunden sei, hatte Brenz im Jahre 1528 gelehrt, solle man mit dem geistlichen Schwert, mit dem Worte Gottes bekämpfen, nicht mit materiellen Waffen. „Was geht die weltliche Obrigkeit der Unglaube oder die Ketzerei an?" hatte er hinzugefügt. „Sie lug zu, daß sie weltlichen Frieden und Ehrbarkeit erhalte, und nehme sich eines Dinges nicht an, das ihr zu strafen nicht befohlen ist".

Daß eine solche Lehre vom katholischen Mönche nicht gebilligt wurde, darf uns nicht in Erstaunen setzen; wollte doch auch der „milde" Melanchthon durchaus nichts davon wissen. „Brenz ist allzu milde", schrieb er Anfangs 1530 an Myconius; „was mich betrifft, so bin ich der Ansicht, daß die weltliche Obrigkeit die Wiedertäufer, auch wenn sie keine aufrührerischen Artikel lehren, zum Tode verurtheilen soll".[2])

„Wie die weltliche Obrigkeit schuldig ist, öffentliche Gotteslästerungen zu wehren und zu strafen", schrieb er 1536 an Philipp von Hessen, „also ist sie auch schuldig, öffentlich falsche Lehre, unrechten Gottesdienst und Ketzereien in ihrem Gebiete und an Personen, darüber sie zu gebieten hat, zu wehren und zu strafen". Nicht allein die wider das weltliche Regiment lehrenden Wiedertäufer, sondern auch solche, welche falsche Artikel aufstellen über Kindertaufe, Erbsünde u. s. w., seien mit dem Tode zu bestrafen.[3])

---

1) Ob ein weltliche Oberkeit mit göttlichem und billichem rechten möge die Widerteuffer durch Feuer oder Schwerdt vom Leben zu dem Tode richten lassen. Johannes Brentz. Am Schlusse des mir vorliegenden Exemplars (1558, ohne Ort) heißt es: „Christlicher Leser, wisse, daß vorstehenden Bericht der Herr J. Brentius zum ersten ausgehen hat lassen an. 1528."

2) Corpus Reformatorum II, 18.

3) Corpus Reformatorum III, 177—200.

Man glaube indessen nicht, daß Brenz seiner freisinnigen Ansicht treu geblieben sei. Einem Vertheidiger der Gewissensfreiheit, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich auf Brenz berufen wollte, konnte Theodor Beza antworten: „Ich weiß, daß Brenz viel zu gottesfürchtig ist, um deiner Sekte anzuhängen. Auch ist er viel zu bescheiden, um seine Ansicht, daß man die Ketzer nicht strafen solle, der übereinstimmenden Lehre so vieler Kirchen entgegen zu setzen".[1]) Beza urtheilte hier ganz richtig; denn in seinen späteren Schriften zeigt sich Brenz in der Bekämpfung der Gewissensfreiheit mit allen andern sogenannten Reformatoren vollkommen einverstanden.

Den Katholiken gegenüber hatte er übrigens gleich am Anfange die allergrößte Unduldsamkeit an den Tag gelegt. Fort und fort mahnte er die weltliche Obrigkeit, die „papistische Abgötterei" abzuschaffen. So forderte er 1529 mit seinen Amtsgenossen, der Magistrat von Hall solle die Messe, die noch in der einen und andern Kirche gelesen wurde, nicht dulden; „denn E. Weisheit ist wohl berichtet, daß die päpstische Messe ein solcher Greuel vor unserm Herrn ist, daß er wegen derselben, wie bei den Juden wegen ihrer Abgötterei, also bei den Christen Land und Leut verderbt, verheert und ganz verschleift".[2]) Dieselbe Unduldsamkeit bekundet Brenz öfters in seinen Schriften.[3]) Im Jahre 1545 z. B. lehrte er, der Magistrat sei verpflichtet, die „Abgötterei", d. h. die katholische Religion abzuschaffen und die Gegner der reinen Lehre, d. h. des Protestantismus, zu strafen.[4]) Im alten Testamente, so erklärte er 1560,

---

1) Th. Beza, De haereticis a civili Magistratu puniendis libellus. Genf 1554. S. 34.

2) Pressel, Anecdota Brentiana 89.

3) Opera Brentii. Tübingae 1576. I, 496, 507, 568, 1054; II, 919.

4) Magistratus suum officium facere debet, ut abrogata mani-

wurde der Abfall von der wahren Religion auf's strengste geahndet; auch heute noch müsse in dieser Hinsicht Strenge obwalten, da der Abfall von der wahren Religiou ein viel größeres Verbrechen sei, als Diebstahl, Raub, Mord und Ehebruch.[1])

Im Jahre 1528 hatte Brenz behauptet, der weltlichen Obrigkeit stehe kein Recht zu, Unglauben und Ketzerei zu strafen. Wie ganz anders lehrte er aber in einem späteren Gutachten![2]) Jetzt macht er es der Obrigkeit zur Pflicht, in ihren Gebieten „falsche Lehren auszurotten“.

Aber, so frägt er sich selber, ist es denn keine Gewissensbedrängung, „so man die Schwärmer, Wiedertäufer oder Irrigen strafe, die doch ihr Ding nicht weniger, als wir das unsere, für recht, christlich und dem Gotteswort gemäß halten?“ Nein, erwidert der protestantische Prediger, dies ist kein Gewissenszwang. Denn „wo ein Gewissen sein soll, da muß zuvor ein Wissen sein, kann also keines sein ohne die Wahrheit. Darum haben alle, die durch des Teufels Betrug

---

festa idololatria, Evangelion Christi locum habeat et adversarii sanae doctrinae ac blasphemi coerceantur et reprimantur, Opera VI, 282.

1) Nec sentiendum est quod Deus apud Israelitas tantum severissime prohibuerit reductionem a vera religione. Certe haec severitas testificatur, defectionem et seductionem a vera religione esse scelerum longe omnium maximum et horribilissimum. Latrocinia, homicidia, furta, adulteria sunt quidem et ipsa scelera digna severissimis suppliciis; sed deficere et seducere a vera religione atrocitate sua superat omnia reliqua scelera. Opera I, 1043.

2) Ob eine Obrigkeit, wenn sie falsche Lehre ausrottet, darum über die Gewissen herrsche, und ob von der Obrigkeit die Irrigen wider ihr Gewissen können zu anderm Glauben gezwungen werden. Bei Fel. Bidembach, Consiliorum Theologicorum Decas III et IV. Frankfurt 1608. S. 168—173. Leider wird nicht angegeben, in welchem Jahre Brenz dies Gutachten verfaßt habe.

irrig in Lügen und Verführung wandeln, eigentlich zu reden kein Gewissen, als allein ein falsches, gestümpeltes, wie die falsche Münze nicht Münze, ein gemalter Mann nicht ein Mann ist. Wenn der Glaube hinweg ist, da ist Herz, Weisheit und Verstand auch hin; darum handelt man nicht wider die Gewissen, so man wider solche Leute handelt. Wo der Glaube weg ist, da darf man kein Gewissen mehr suchen oder achten. Wo kein Glaube ist, sondern nur eine hartköpfige Irrung befunden wird bei einem Menschen, als daß er zänkisch ist und der Wahrheit nicht gehorchen will, da darf man keine Schon haben. Es ist nicht genug, daß die Schwärmer ihr Ding für recht, christlich und dem Gotteswort gemäß achten, sie müssen auch gewiß sein und Gottes Wort nicht wider sich haben. Dasselbige fehlt ihnen aber gar weit. Wenn nun die Obrigkeit falsche Lehre verbietet, die Verführer straft und also Gott zu Dienst die Wahrheit fördert, so thut sie nichts zu Beschwerung der Gewissen, dringt auch Niemand, wider sein Gewissen zu thun, sondern arbeitet dahin, daß dieselben rechte, gute Gewissen überkommen, das Brandmal der Bestie ablegen und zur Wahrheit gelangen. Wenn es aber dahin kommen sollte, daß ein jeder gottloser Frevler sein Gewissen vorwändte und doch heilsamen Bericht göttlicher Wahrheit nicht hören noch annehmen wollte, so müßte man Niemand strafen noch verhindern in seiner Narrheit. Was nun recht ist, das bleibt recht, dem handle man nach, es ärgere sich daran, wer da wolle".[1])

So der „Reformator" von Württemberg. Doch kehren wir wieder zu unserm Pelargus zurück.

---

1) J. Hartmann und K. Jäger (Johann Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Hamburg 1840 f.) haben zwar aus Bidembach 180—218 die Schrift aus dem Jahre 1528, in welcher sich Brenz gegen die Ketzerstrafen ausspricht, fast vollständig abgedruckt. Das spätere Gutachten aber, worin Brenz so sonderbare Theorien über die Gewissensfreiheit aufstellt, haben sie mit keiner Silbe erwähnt.



Bald nach seiner Ankunft in Freiburg hatte er mit Erasmus von Rotterdam, der sich ebenfalls in diese Stadt zurückgezogen hatte, einen freundschaftlichen Verkehr begonnen, worüber er selber in einer zu Köln 1539 herausgegebenen Schrift Näheres berichtet.[1])

Man könnte fast staunen, daß der berühmte Humanist, der sonst dem Predigerorden nicht recht gewogen war, mit einem Dominicaner vertraulichen Umgang pflog. Pelargus war indeß in humanistischen Kreisen ganz wohl zu Hause. Daß er die klassischen Studien, auch das Griechische, mit Eifer betrieben hat, zeigen seine Schriften zur Genüge. Auch konnte seine kurz gefaßte, elegante Schreibweise, sein Streben nach Classicität des Ausdruckes selbst einen Erasmus zufrieden stellen.

Schon mehrmals war Pelargus mit dem Humanisten zusammengekommen, und jedesmal war er freundlich von ihm empfangen worden. Er faßte sich nun ein Herz und in einem Briefe vom 7. Juli 1529 bat er Erasmus um die Erlaubniß, mit ihm über einige Stellen seiner Schriften, die er für unrichtig oder zweideutig halte, schriftlich oder mündlich discutiren zu dürfen. Erasmus zeigte sich über diesen Vorschlag hoch erfreut.[2]) „Fürchte nicht," antwortete

---

1) Bellaria Epistolarum Erasmi Rot. et Ambrosii Pelargi vicissim missarum. Adjectum est his Judicium Amb. Pelargi de Declarationibus Erasmi ad Censuras Theologorum Parisiensium. Nunc primum aedita. Coloniae apud Heronem Alopecium. 1539. 68 Bl. 8°. Vorrede des Pelargus an den Leser, Trier, 31. März 1539. Diese Schrift, die meines Wissens noch niemals verwerthet worden ist, enthält 21 Briefe von Pelargus an Erasmus, 14 von Erasmus an Pelargus, zudem einen Brief von Erasmus an den Trierer Erzbischof, 1. Sept. 1534. Alle diese Briefe fehlen in der Leydener Ausgabe der Werke des Erasmus von Le Clerc. Tom. III.

2) Vix consequi queam, Pelarge doctissime, quantum mihi hanc meam felicitatem gratuler, cui contigerit exploratae fidei



er dem Dominicaner, „daß du mich durch eine freimüthige Kritik beleidigen wirst; bin ich doch dergestalt gestimmt, daß ich sogar von einem Kinde Belehrung annehmen würde. Auch gestehe ich offen, daß ich in meinen Schriften mehr als einmal geirrt habe“.[1])

So begann denn zwischen den beiden Gelehrten ein wissenschaftlicher Verkehr, der längere Zeit fortdauert. Noch im Jahre 1532 ersuchte Erasmus seinen Freund, ihm seine Meinung mitzutheilen über eine Schrift, die er neu herausgeben wollte. Bekanntlich hatte die Pariser Sorbonne viele Sätze des zweideutigen Humanisten für verwerflich erklärt. Gegen diese Verurtheilung hatte Erasmus im Jahre 1531 eine Vertheidigungsschrift erscheinen lassen. Ueber dies Buch sollte nun Pelargus ein Gutachten abgeben.[2])

Der Dominicaner beeilte sich, dieser Aufforderung nachzukommen.[3]) Da Erasmus in seiner Antwort an die Sorbonne mehrere seiner früheren irrthümlichen Behauptungen zu mildern gesucht hatte, so ward dem Kritiker die Arbeit einigermaßen erleichtert; es kommen eben in dieser Apologie viel weniger anstößige Stellen vor, als in andern Schriften, worin der Verfasser seinem spöttelnden und rationalistisch angehauchten Geiste freien Lauf läßt.[4]) Doch hatte Eras-

---

Theologus, quocum in veritatis inquisitione humaniter conversari liceat. Bellaria A 4b.

1) Solche Betheuerungen darf man allerdings nicht allzu ernst nehmen. Vgl. Janssen II[15], 10.

2) Cogor recognoscere Declarationes meas typographis efflagitantibus. Quare te rogo, mittas quae notasti, ut videam, si quid faciant in rem meam. Non enim est animus Lutherana meis admiscere. Bene vale, Pelarge charissime. Bellaria B 6a.

3) Judicium Pelargi de Declarationibus Erasmi. B 7a—G 8b. Nur bemerkt Pelargus in der Vorrede, daß er das ursprüngliche Gutachten vor der Veröffentlichung in einigen Punkten umgearbeitet habe.

4) Auch von katholischer Seite hat man es Janssen verübelt, daß

mus auch jetzt noch manches beibehalten, was ein katholischer Theologe nicht ungerügt lassen konnte. Pelargus erlaubt sich denn auch mehreres zu tadeln.

Besonders macht er den Freund darauf aufmerksam, durch sein „Lob der Narrheit“ und seine „Vertraulichen Gespräche“ mit vollem Rechte von der Sorbonne censurirt worden seien. „Deine Absicht bei Abfassung dieser Gespräche“, schreibt Pelargus an den Humanisten, „mag wohl gut gewesen sein; doch beklage ich die Folgen, wenn es wenigstens wahr ist, was manche heilig betheuern, daß ein großer Theil der Jugend durch deine Gespräche viel schlechter geworden sei“. Diese Schrift, sage man, habe nicht wenig dazu beigetragen, die religiösen Uebungen lächerlich zu machen. „Daß du die vorhandenen Mißbräuche tadelst, ist ganz recht, und hierin stimme ich dir gänzlich bei. Nur hättest du dies mit größerer Mäßigung und mit Ernst thun sollen, und nicht in scherzhaften Büchern, am wenigsten in solchen, die für die Jugend bestimmt sind“. [1])

Erasmus scheint die Bemerkungen seines Freundes äußerst wenig berücksichtigt zu haben; denn manches, was Pelargus in der Antwort an die Sorbonne beanstandet hatte, findet man wieder in der zweiten Ausgabe, die bald

---

er Erasmus so streng beurtheilt habe; man hat auf andere in neuester Zeit erschienene Werke hingewiesen, in denen der Humanist in einem viel vortheilhafteren Lichte erscheint. Man hätte auch noch den französischen Mönch J. Rischard anführen können, der schon im 17. Jahrhundert für die Orthodoxie des Erasmus in einer besonderen Schrift eine Lanze gebrochen hat. Der ziemlich unbefangene S. Heß (Erasmus von Rotterdam. Zürich 1790. I, 470) sagt jedoch sehr treffend von diesen Vertheidigern des Erasmus: „Sie nehmen ihre Beweise meist aus seinen Apologien her und vergessen es ganz, daß er eben in diesen selten natürlich erscheint. Man sieht ihm da zu oft Zwang und Furchtsamkeit an.“

1) Bellaria G 2. Vgl. Janssen II, 16, 21.



nachher veröffentlicht wurde.[1]) Wohl erhielt der Dominicaner für seine Mühe und Arbeit ein ansehnliches Hono rar zugeschickt; aber aus dem Tone des Begleitschreibens konnte er nur zu leicht merken, daß sich der Humanist gekränkt fühlte. Das gestand ihm übrigens letzterer ganz offen in einer Unterhaltung, die bald nachher stattfand. Pelargus suchte sich indessen so gut als möglich zu entschuldigen, und es gelang ihm auch den gekränkten Gelehrten zu besänftigen. Beide Männer schrieben sich wieder einander Briefe, statteten sich wieder Besuche ab, alles mit der früheren Vertraulichkeit. Da drohte aber auf einmal im Spätjahr 1532 ein unliebsamer Zwischenfall das freundschaftliche Verhältniß gänzlich zu zerreißen.

Den 5. September 1529 hatte Erasmus an Thomas Morus einen Brief geschrieben, worin er sich über den Basler Domprediger und über den Prediger bei den Dominicanern bitter beklagte, als hätten diese beiden den Aufruhr zu Basel hervorgerufen.[2]) Auf diesen Brief stieß nun von ungefähr Pelargus, als er eines Tages in einer Freiburger Buchhandlung die neu erschienenen Bücher durchmusterte. Man kann sich wohl denken, daß ein solches Schreiben ihn auf's höchste erbitterte. Und in der That war der Vorwurf des Erasmus sehr ungerecht. Wie hätten wohl die beiden Prediger an dem entstandenen Aufruhr Schuld sein können, da doch Oecolampad schon lange vorher mehrmals

---

1) Declarationes Des. Erasmi Roterodami ad Censuras Lutetiae vulgatas sub nomine Facultatis Theologicae Parisiensis, vigilanter recognitae per autorem et auctae. In officina Frobeniana. An. 1532, mense Septembri.

2) Erat bona spes rem ad moderatum statum redituram, sed duo monachi, alter concionator iu summo templo, alter apud suos Dominicanos, excitarunt nobis hunc tumultum. Illi quidem fugerunt, alii vero male feriuntur. Erasmi Epistolarum opus. Basileae 1558. p. 1022.

erklärt hatte: wenn der Magistrat die „papistische Abgötterei“ nicht abschaffe, so werde das Volk selber eingreifen?

Nach Hause zurückgekehrt, richtete alsobald Pelargus an den „treulosen“ Humanisten ein heftiges Schreiben, worin er sich über die ihm zugefügte Unbild bitter beklagte. „Ist denn das ein Zeichen deiner Freundschaft“, schrieb er entrüstet, „daß du einen Unschuldigen öffentlich verleumdest?“ Erasmus suchte sich zu entschuldigen: Er habe ja in seinem Briefe Niemand genannt; zudem habe er gar nicht gewußt, daß Pelargus damals im Dominicanerkloster Prediger gewesen sei.[1]) Der Dominicaner wollte zwar eine solche Ausrede nicht gelten lassen. Doch gelang es dem früheren Basler Universitätsprofessor Ludwig Ber, die beiden hadernden Gelehrten miteinander auszusöhnen, und von da an setzte sich der freundschaftliche Verkehr ungetrübt fort bis zur Uebersiedelung des Dominicaners nach Trier, die im Sommer 1533 erfolgte.[2])

Auch von Trier aus sandte Pelargus noch einmal, am 1. September 1534, an Erasmus einen längeren Brief, worin

---

1) Um dieselbe Zeit, den 5. Oktober 1532, schrieb Erasmus an Glareanus: Quid Luscinio (Nachtigall) acciderit, nescio; sed nuper apud Carthusianos in convivio dixit: Erasmum esse nebulonem, et omnes qui legunt ipsius libros fieri nebulones. Instigatus est, ut opinor, a Pelargo Dominicano, qui multis beneficiis a me affectus, quum dare desiissem, degustato hominis ingenio tentavit mecum agere injuriarum, quod in epistola quadam ad Morum inessent haec verba, folgt die oben angeführte Stelle. Bei H. Schreiber, Glareanus. Freiburg 1837. S. 78. Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß Erasmus hier den Sachverhalt gänzlich entstellt.

2) Kurz vor seiner Abreise schickte einmal Pelargus dem Freunde einen Zettel mit dem launigen Inhalte: Pelargus sum, animal quidem bipes, sed implume; volare non licet, sed tamen avolo. Erasmus erwiderte etwas boshaft: Vereor ut si hinc ad semigallos avoles, totus gallus aliquando, non Pelargus nobis redeas. Bellaria I.

er der Trierer Bevölkerung ein herrliches Zeugniß ausstellt und von der dortigen schönen Landschaft eine begeisterte Schilderung entwirft. Am Schlusse dieses Briefes heißt es dann noch: „Ich bitte dich, du wollest die armen Klosterfrauen, die meiner Fürsorge anvertraut gewesen, mit deinen Wohlthaten gütig unterstützen".

Daraus geht hervor, daß Pelargus einem der Dominicanerklöster, deren man damals in Freiburg nicht weniger als vier zählte, als geistlicher Führer vorgestanden hatte. Zugleich hatte er den jungen Theologen, wie er selber in seinen Briefen von Erasmus erwähnt,[1]) exegetische Vorlesungen gehalten. Ob er dies an der Universität oder nur im Dominicanerkloster gethan, wird nicht berichtet. Dagegen wissen wir, daß er sich im Jahre 1533, kurz vor seiner Abreise nach Trier, an der Freiburger Hochschule den Doktortitel erwarb.[2])

Seine hervorragende theologische Gelehrsamkeit, der die katholischen Zeitgenossen großes Lob spenden,[3]) kam ihm zu Trier sehr zu statten. Gerade zur Zeit, wo er in dieser Stadt sich niederließ, ging der Erzbischof Johann von Metzenhausen mit dem Gedanken um, die Trierer Hochschule, die mehr oder weniger in Verfall gerathen war, wieder

---

1) Bellaria A 5b, H 4b.

2) H. Schreiber, Geschichte der Universität zu Freiburg. Freiburg 1857. II, 285.

3) Der katholische Rechtsgelehrte Conrad Braun, einer der vornehmsten Vertheidiger der Kirche um die Mitte des 16. Jahrhunderts, lobt unsern Pelargus als vir sacrarum litterarum absolute doctus. C. Brunus, de Caeremoniis. Moguntiae 1548. p. 33. Auch Joh. Hoffmeister nennt ihn vir insigniter doctus. Dialogorum libri duo. Ingolstadii 1546. p. 48a. Hoffmeister hatte ohne Zweifel Pelargus in Freiburg persönlich kennen gelernt. Wenigstens ließ er ihm Anfangs 1541 durch Nausea Grüße übermitteln. Epistolarum miscellanearum ad Nauseam libri X. Basileae 1550. p. 303.

neu zu beleben. Wie glücklich schätzte er sich nun, einen Mann wie Pelargus gefunden zu haben! Der gelehrte Dominicaner wurde bald eine der schönsten Zierden der Trierer Universität,[1]) und auch als Domprediger fand er reichliche Gelegenheit, seinen großen Wissensschatz für die Kirche nutzbar zu machen.[2])

Seine Wirksamkeit blieb indessen nicht auf Trier beschränkt; mehrmals mußte er in wichtigen Angelegenheiten die Stadt für einige Zeit verlassen. So finden wir ihn Ende 1540 in Worms, wo er im Auftrage des Mainzer Cardinals am Religionsgespräch theilnahm.[3]) Mit Eck und Mensing stand Pelargus in der ersten Reihe der katholischen Wortführer.[4]) Da mehrere Wochen verstrichen, bevor das Gespräch seinen Anfang nehmen konnte, so benutzte Pelargus diese Zeit, um die griechische Liturgie des hl. Chrysostomus in's Lateinische zu übersetzen. Diese Uebersetzung ließ er noch während seines Wormser Aufenthaltes mit vielen Anmerkungen im Druck erscheinen.[5]) Es ist dies die letzte

1) Venerat per hos quoque dies in Treviros A. Pelargus ornamentum ac columen futurus Academici nominis, cujus certe accessione magna Joanni Archiepiscopo commendatio crevit ad posteros. Chr. Browerus, Antiquitatum et Annalium Trevirensium libri XXV. Leodii 1670. II, 362.

2) Hontheim, Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica Aug. Vindel. 1700. II, 551, 680 f.

3) J. P. Roeder, de Colloquio Wormatiensi. Norimbergae 1744. p. 74, 76, 81, 173.

4) In einem Briefe von Melanchthon an Luther, 17. Dezemb. 1540, werden diese drei Theologen als antesignani erwähnt. Corpus Reform. II, 1227.

5) Divina ac sacra Liturgia S. Joannis Chrysostomi, Interprete Ambrosio Pelargo Niddano. Ad exemplar divi Simeonis, quod apud Belgicam Treverim habetur vetustissimum. Vormatiae excudebat Sebastianus Wagner 1541. 4°. Widmungsschreiben des Uebersetzers an den Trierer Erzbischof Johann Ludwig von Hagen. Worms 17. November 1540.

Schrift, die Pelargus der Oeffentlichkeit übergab. Es werden zwar noch verschiedene andere Werke von ihm erwähnt; sie scheinen jedoch nie veröffentlicht worden zu sein.[1])

Ob Pelargus auch beim Religionsgespräch, das im Frühjahr 1541 zu Regensburg stattfand, zugegen war, wird nicht berichtet; sicher ist, daß er sich an den Verhandlungen nicht betheiligte. Auch am zweiten Regensburger Religionsgespräch, im Jahre 1546, nahm unser Dominicaner keinen thätigen Antheil; doch war er den katholischen Wortführern als Beisitzer zugeordnet worden.[2])

Von Regensburg begab sich Pelargus auf das Trienter Concil, als Procurator des Trierer Erzbischofs. Den 20. Mai 1546 wurde ihm sein Platz nächst den Bischöfen angewiesen, vor den Aebten und Ordensgeneralen. Doch

---

1) Der Colmarer Dominicaner Balthasar Werlin, der Fortsetzer von Trithemius, de Scriptoribus ecclesiasticis. Coloniae 1546. p. 427, berichtet über Pelargus: A. Pelargus, vulgo Storch, vir in divinis et prophanis literis exercitatissimus ac R. Archiepiscopi Trevirensis Ecclesiastes vigilantissimus, multa praeclara adversus haereses edidit opuscula, de quibus ego duntaxat subjecta reperi. Nach Anführung der oben erwähnten Schriften, fährt der Verfasser fort: Scripsit de morte non timenda libellum, nondum praelo commissum; dialogum, nondum typis excusum, virorum et mulierum lutheranae sectae antesignanorum. De coelibatu sacerdotum edidit libellum. Praeter haec annumerata opera et innumeras scripsit conciones ac in diversos Bibliorum libros exegeses doctissimas, sed nondum in lucem editas. Supera vescitur aura anno virginei partus 1546, complura in gratiam studiosorum conscripturus. Die Schrift de coelibatu sacerdotum, die Pelargus, Werlin zufolge, herausgegeben hätte, habe ich sonst nirgendwo erwähnt gefunden. Wäre es nicht vielleicht die Schrift Dietenberger's, de Votis monasticis, die mit einer Vorrede von Pelargus erschien?

2) Der Handlungen des letzten Colloquiums zu Regensburg gehalten . . . warhafftige Erzelung. Ingolstadt 1546. S. 4 a.

sollte er nur berathende, keine entscheidende Stimme haben.[1]) Als das Concil nach Bologna verlegt wurde, schloß sich Pelargus den päpstlich gesinnten Concilsvätern an und begab sich ebenfalls in die italienische Stadt. Doch bewirkte der Kaiser, daß er im Sommer 1547 von seinem Erzbischof zurückberufen wurde.[2]) So erklärt es sich, daß wir ihn mit dem Trierer Kurfürsten Johann von Isenburg auf dem Augsburger Reichstage 1547—48 anwesend finden.[3])

Gleich nach dem Schlusse dieses Reichstags wurde in Trier, wie fast in allen andern Diöcesen, eine Synode abgehalten. Pelargus, der mit der Eröffnungsrede betraut wurde, ermahnte mit eindringlichen Worten die versammelten Geistlichen, sich ihres hohen Berufes würdig zu zeigen; besonders hob er auch hervor, wie nothwendig es sei, daß man die größte Sorgfalt den Schulen zuwende. Fleißiges Studium und tugendhaftes Leben, dies waren die zwei Punkte, die er den Zuhörern mit heiligem Ernste an's Herz legte.[4])

Als Concilsredner begegnet uns Pelargus wieder zu Trient, wo er im Spätjahr 1551 mit dem Trierer Erzbischof eingetroffen war.[5]) Am fünften Sonntag nach Epiphanien 1552 hatte er hier vor den versammelten Concilsvätern eine Predigt zu halten. Zum Gegenstand seines Vortrages erwählte er das sonntägliche Evangelium, die Parabel nämlich vom guten Samen und vom Unkraut, das

---

1) Pallavicini, Istoria del Concilio di Trento. P. I, lib. 7, c. 5, n. 2.

2) Pallavicini. P. II, lib. 10, c. 2, n. 6; c. 4, n. 4.

3) N. Mameranus, Catalogus familiae totius aulae Caesareae ... omniumque Principum ... in Comitiis 1547 et 1548 praesentium. Coloniae 1550. p. 64:

4) Hartzheim, Concilia Germaniae VI, 401—405; auch abgedruckt bei Hontheim II, 721—725.

5) Brower II, 378.

mitten unter den Waizen gesäet wird. Wie der Hausvater, so führte er aus, nicht wollte, daß die Knechte das Unkraut ausreißen, aus Furcht sie könnten zugleich den Waizen ausreißen, ebenso müsse man auch bisweilen die Ketzer dulden, weil sie sonst noch Schlimmeres unternehmen könnten. Ueber diese Predigt beklagten sich nun die auf dem Concil anwesenden Protestanten, als hätte der Redner gefordert, man solle ihnen das sichere Geleit entziehen. Da jedoch die Predigt vor zahlreichen Zuhörern gehalten worden war, so konnte man leicht nachweisen, daß der Dominicaner die ihm zugeschriebene Aeußerung nicht gethan habe. Es wurde denn auch diesem Zwischenfalle keine weitere Folge gegeben.[1])

Ein letztes Mal erscheint uns der verdienstvolle Gelehrte Anfangs 1561 zu Trier, bei der feierlichen Aufnahme der Jesuiten in den akademischen Lehrkörper der Trierer Hochschule. Als Commissarien des Erzbischofs ertheilten Pelargus und der damalige Rektor Johann Houstius den vor Kurzem eingetroffenen Vätern der Gesellschaft Jesu das Recht, an der Universität Philosophie und Theologie, sowie die Humaniora zu lehren.[2])

Da Pelargus um diese Zeit nahezu 70 Jahre zählte, so wird er wohl bald nachher gestorben sein. In welchem Jahre er das Zeitliche gesegnet, ist nicht bekannt.[3]) Seine sterbliche Hülle wurde in der Dominicanerkirche beigesetzt,[4]) während der unsterbliche Geist zu Dem zurückkehrte, für dessen Ehre er hienieden unermüdlich gekämpft und gearbeitet hatte.

N. Paulus.

---

1) Pallavicini. P. II, lib. 13, c. 2, n. 4.

2) Hontheim II, 545.

3) Petrus Merssäus Cratepolius, Electorum ecclesiasticorum, id est, Coloniensium, Moguntiniensium ac Trevirensium Catalogus. Coloniae 1580. p. 289, läßt Pelargus irrthümlich schon 1557 sterben.

4) Hontheim II, 552.

X.

Bayrisch-mailändischer Briefwechsel im 12. Jahrhundert.

In Mailand finden sich im Archiv des erzbischöflichen Kapitels zehn Briefe eines Paul und Gebhard; sie sind erhalten in einer Abschrift des 15. Jahrhunderts und in dieser Abschrift ist den Namen Paul und Gebhard die Bezeichnung: presbyteri Ratisponenses beigefügt. Die Briefe sind gerichtet an den Schatzmeister (thesaurarius) des erzbischöflichen Domkapitels, Namens Martin, und an die Erzbischöfe Anselm und Obert. Von Canonikus Martin ist auch eine Antwort erhalten. Gedruckt wurden diese Briefe theilweise bei Mabillon,[1] bei Sormann[2]) und neuestens bei Pflugk-Harttung.[3]) Es ist eingehend von May (Neues Archiv 1887) und besonders von Max Hermann (Neues Archiv 1889) nachgewiesen worden, daß die beiden Schreiber dieser Briefe: Paul und Gebhard mit dem bekannten Verfasser der Vita Gregorii (VII.) und der Vita Herlucae, mit Paul von Bernried und seinem Zöglinge Gebhard identisch sind. Beide hatten Regensburg wegen der Parteinahme für die päpstliche Sache verlassen müssen, waren in das Augustinerkloster Bernried eingetreten, kehrten aber um 1130 nach Regensburg zurück, wo

---

1) Museum italicum, I², 95 ff.

2) Apologismorum Mediolanensium, I, 45 ff.

3) Iter italicum, I, 472 ff.

Gebhard ein Canonikat erlangt hatte. Dort gründete Gebhard das Kloster St. Mang zu Stadtamhof, dessen erster Propst er wurde. Die Annahme, daß dieser Gebhard mit dem Stifter des Klosters Paring, einem Grafen von Roning, identisch gewesen sei, widerlegt Hermann. Zweifellos gehörte Gebhard einem vornehmen und wohlbegüterten Patrizier= oder Adelsgeschlechte an. Der Name dieses Geschlechtes wird aber wohl nicht mehr eruirt werden können. Im Uebrigen verweisen wir bezüglich der persönlichen Verhältnisse der Briefschreiber auf die erwähnten Abhandlungen von May und Hermann. Wir beschränken uns, dem Briefwechsel einige für die Kirchen= und Culturgeschichte interessante Mittheilungen zu entnehmen.

Im Jahre 1122 waren Paul und Gebhard von Bernried in Rom, um eine Schutzbulle für das neugegründete Bernrieder Augustinerkloster zu erlangen; Papst Calixt II. gewährte diese Urkunde, welche in den Monumenta Boica bereits gedruckt, aber irrthümlich dem Jahre 1123 zugewiesen ist. Auf dem Rückwege wandten sie sich nach Mailand und feierten dort das Pfingstfest 1123. In Verona glückte ihnen ein interessanter Fund, die Erklärung des hl. Ambrosius über den 15. Psalm Sie sandten den Fund nach Mailand an den Schatzmeister Martin. Später theilte Paul dem Mailänder Canonikus mit, daß auch eine Schrift des hl. Ambrosius über den Propheten Isaias in der Kirche von Rheims aufgefunden worden sei; dagegen sei es ihnen nicht geglückt, auch nur eine Spur von den Briefen des hl. Ambrosius an Pansophius und an die Königin der Marcomannen zu entdecken. Sollte in Mailand hierüber etwas gefunden werden, so bat Paul um Mittheilung. Außerdem ersuchte er um ein Verzeichniß der Suffragane des Erzbisthums Mailand, ehe durch die Gründung des Erzstiftes Mainz eine Beschränkung der Ausdehnung des Mailänder Metropolitangebietes erfolgte. Paul setzte hinzu: nequaquam enim invidemus, immo plurimum congaudemus amplitudini honoris Ambrosiani.

Paul und Gebhard durften hoffen, durch die Erlangung der Suffragane des Erzbisthums Mailand Aufschluß über die älteste bayerische Kirchengeschichte zu gewinnen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Noricum und beide Rhätien nicht

unter Mailand, sondern unter der Metropole Aquileja standen.[1]) Aus dem Briefwechsel ergibt sich nicht, daß Paul und Gebhard ein Verzeichniß der Suffragane erhielten; dagegen bestätigten sie den Empfang des Kataloges der Erzbischöfe von Mailand. Sämmtliche Mailänder Erzbischöfe trugen sie in das einheimische (Regensburger) Martyrologium ein.[2]) Aus dieser Angabe mag man abnehmen, wie übereilt so manche Schlüsse sind, wenn aus den Namen der Eingetragenen auf den Ort der Abfassung geschlossen wird. Da das von Paul und Gebhard bei St. Magnus in Stadtamhof angelegte Martyrologium die Namen sämmtlicher älterer Mailänder Erzbischöfe enthielt, liegt der Schluß nach einer Abfassung in Mailand näher. Wie falsch dieser Schluß wäre, zeigt der Briefwechsel.

Paul und Gebhard zeigten das größte Interesse für die gottesdienstliche Ordnung in Mailand. Sie hörten, daß Petrus Damiani[3]) heilig gesprochen sei und in Mailand bereits verehrt werde. Sie erbaten sich Mittheilung über den Tag, an welchem das Fest des neuen Heiligen gefeiert wurde. Sie wußten, daß in Mailand nicht blos in den vier Quatemberzeiten, wie in Deutschland, die heiligen Weihen an Alumnen ertheilt wurden, sondern auch in der Charwoche. Da einer ihrer Zöglinge die Weihe in der Fastenquatember versäumt hatte, schickten sie ihn zur Ordinirung in der Charwoche nach Mailand.

Das größte Interesse brachten sie dem ambrosianischen Ritus entgegen, so daß Erzbischof Anselm seine Verwunderung

---

1) Vgl. unsere Abhandlung in den Histor.-polit. Blättern 1890, Bd. 106, S. 66.

2) Omnes sanctos pontifices tuos, quos nobis in brevi destinasti suis in locis in martyrologio nostro collocavimus praeter Amprelium, cujus annuum diem tu praetermisisti.

3) Dieser Heilige starb zu Faenza im Jahre 1072, wurde also wenige Jahrzehnte später bereits als Heiliger verehrt. Der obige Brief ist um das Jahr 1136 geschrieben. Dixisti, Petrum Damiani inter beate defunctos computari, nos tamen qualemcumque memorialem diem ejus libenter scimus.

aussprach, daß sie, nachdem sie sich doch des römischen Ritus bedienen, eine solche Vorliebe für die Gebräuche der Mailänder Kirche an den Tag legten. Paul und Gebhard ersuchten ihren Freund Martin, er möge ihnen ein Sacramentarium und Antiphonarium, ferner Anfang und Ende der Lektionen aus den Evangelien und Apostelbriefen zur Messe senden.[1]) Martin zweifelte anfänglich, was sie unter Sacramentarium verstanden. Er meinte eine Abhandlung des hl. Ambrosius über die heiligen Sakramente. Sie schrieben ihm darauf, daß sie unter Sacramentarium ein Meßbuch verstehen, welches nur die Orationen und Präfationen der Messe enthält. Die Stelle ist so bezeichnend, daß wir sie im Wortlaute mittheilen: nos nullum appellamus sacramentarium, nisi librum missalium orationum, absque lectionibus evangelicis, apostolicis et propheticis. . . sacramentarium cum solis orationibus et praefationibus Ambrosianis. Außerdem gaben sie eine ausführliche Erklärung, was sie unter Antiphonarium verstanden.[2]) Sie wünschten die Antiphonen ausdrücklich mit Noten: mitte nobis antiphonarium cum notulis. Auf Hymnen verzichten sie, da sie davon einen solchen Ueberfluß hätten, wie die Mailänder.

Martin sandte ein Buch, welches das gesammte Officium der Mailänder Kirche[3]) umfaßte. Der Preis betrug die außerordentlich hohe Summe von 45 Solidi. Und selbst um diese Summe war die Abschrift schwer zu haben (pretium libri est sol. XLV et vix pro tanto habere potuimus).

Paul und Gebhard zeigten der Mailänder Kirche die Namen der Verstorbenen ihres Klosters mit der Bekanntgabe des Todestages an;[4]) sie standen also in einer Verbrüderung und in einem

---

1) Ut nobis initia et fines evangelicarum et apostolicarum lectionum, secundum morem vestrae ecclesiae ad missas legendarum in breviario comprehendas.

2) Duplicem antiphonarium diurnum videlicet et nocturnum, exceptis orationibus, quas jam misisti, et hymnis, quorum non minor copia nobis est, quam tibi.

3) Ibi poteris invenire omne officium; et cantus illi, qui sunt absque notulis, et abbreviati omnes sunt cum notula inantea.

4) Commendamus tibi animam confratris et conpresbyteri nostri, Kal. Martii defuncti nomine Marcwardi.

Bündnisse mit der Kirche von Mailand Diese Verbrüderung bedingte, daß nicht blos alljährlich am Todestage des Verstorbenen beim Gottesdienste gedacht, sondern daß auch der Gottesdienst von der Kanzel aus dem Volke verkündet wurde. Bei der Erneuerung eines solchen Bündnisses zwischen dem Kloster Scheyern und dem Stifte Ilmünster vom 4. August 1477 wurde sogar bestimmt, daß mit der Todesanzeige das Läuten aller Glocken zu verbinden sei (ipso vel proximo die sequenti faciemus pulsus omnium campanarum et demum proximo die festo in ambone denunciari coram populi multitudine mandabimus diem, quo peragere volumus et debemus pro remedio animae fratris nostri defuncti vigilias cum missarum solemniis et ceteris caeremoniis candelarum et pulsis).[1])

Auch der Lebenden wurde in Freundeskreisen im Gebete gedacht,[2]) wie Paul und Gebhard an Martin schrieben, er möge den Erzbischof grüßen, dessen sie, wie auch ihres Freundes Martin selbst, täglich gedächten.

Bei jedem Briefwechsel wurden durch die Boten kleine Geschenke übermittelt, welche eine nützliche Verwendung im Dienste der Kirche finden konnten. Mit Vorliebe wurden geweihte Wachskerzen dazu auserſehen. Zweimal ist dies in den Briefen ausdrücklich bemerkt. So heißt es einmal: angustias nostras commenda Deo et S. Ambrosio, cui etiam cereum globum mittimus, ut consuevimus. Dies geschah also regelmäßig. In einem anderen Briefe heißt es: cereo globo in purificatione S. Mariae per ministrum nostrum sanctificato salutamus splendores sanctorum tuorum Ambrosii, Gervasii etc.

Nicht blos Paul und Gebhard erbaten sich von Mailand die Kenntniß der dortigen Heiligen, es geschah auch umgekehrt. Canonikus Martin in Mailand wünschte nähere Mittheilungen über die Patrone des Klosters St. Magnus, speciell über diesen Heiligen selbst und dann über den heiligen Ulrich, Prior

---

1) Vgl. Merz: Geschichte von Ilmünster (unter Propst Theodorich).
2) Saluta refugium nostrum archiepiscopum, cum nos ejus quotidianam memoriam sicut et tuam faciamus.



von Zell. Dieser heilige Ulrich war in Regensburg geboren[1]) und einem Geschlechte entsprossen, welches mit dem berühmten hl. Bischofe von Augsburg in verwandtschaftlichem Abstammungsverhältnisse stand. In dem Briefe, in welchem Paul und Gebhard, um das Jahr 1139, nach Mailand berichteten, sagten sie von Ulrich: Si curas scire nomen Sancti, cujus mentionem scribentes episcopo[2]) fecimus, cujusque festum primitus hoc anno pridie idus Julii (14. Juli), praecipiente papa celebravimus: Odalricus nominatur, tracto nomine pro cognatione a sancto Odalrico, Augustensi praesule, claris parentibus a Deo datus per clara merita magni confessoris, possessor quondam, sed pro Christo relictor hujus amoenae curiae,[3]) in qua modo nos habitamus et tam ipsius quam sancti Magni memoriam frequentamus.

Dieser hl. Ulrich[4]) war um das Jahr 1015 geboren, kam frühzeitig an den Hof des Kaisers Heinrich III. und wurde dem Dienste der Kaiserin Agnes beigegeben. Bald indeß widmete er sich dem geistlichen Stande und erscheint als Diacon zu Freising unter dem Weihbischofe Nilo. Er machte, wie so viele seiner Zeitgenossen, eine Wallfahrt nach Jerusalem, wo er mit Noth, im Jordan badend, der Ermordung entging. Von da an schenkte er alle seine Besitzungen weg und trat als Mönch in das Kloster Clugny. Abt Hugo (1049—1121) übertrug ihm die Stelle eines Beichtvaters am Frauenkloster von Marcignac bei Autun. Später wurde er als Prior von Payerne im Bisthume Lausanne berufen. Er kam da in heftigen

1) Mon. Germ. XII, 251.

2) An Erzbischof Anselm von Mailand.

3) Es war ein Besitz bei Stadtamhof, wo Ulrich schon ein Kloster zu bauen beabsichtigte; aus Furcht vor den Anfeindungen des Bischofs von Regensburg gab er diese Absicht auf, und vertheilte seinen Besitz. Hermann ist der Ansicht, daß damals St. Magnus in Stadtamhof jene amoena curia geschenkt erhielt. Neues Archiv XIV, 581.

4) Der hl. Ulrich hat in einem Mönche seines Klosters im Schwarzwald einen Biographen gefunden: „Leben und Wunderthaten des hl. Ulrich von Zell.“ Augsburg und Freiburg 1756.

Gegensatz zum Bischof Burchard (1057—89), welcher ein eifriger Anhänger des Kaisers Heinrich IV. war. Ulrich zog sich neuerdings in das Kloster Clugny zurück, wurde aber bald wieder nach Deutschland geschickt, als Clugny ein Gut zu Grüningen bei Breisach als Geschenk erhielt. Nicht auf dieser Besitzung, sondern im Schwarzwald gründete Ulrich mit Zustimmung des Bischofs Burkard von Basel (1072—1105) das Klösterlein Zell, welches den Namen prioratus de Sella oder auch Cella Vilmari erhielt. Ulrich schrieb eine Biographie des hl. Markgrafen Hermann und drei Bücher über die Einrichtungen (consuetudines) von Clugny. Am 10. Juli 1093 starb er. Seine Canonisation durch den Papst war bereits um das Jahr 1139 erfolgt, wie obiger Brief der Stifter von St. Magnus beweiset. Die Stifter feierten das Fest des hl. Ulrich auf besonderen Befehl des Papstes und zwar am 14. Juli

Von großem Interesse ist ein Brief um das Jahr 1146 an Erzbischof Obert von Mailand. Aus diesem Briefe ist nämlich zu entnehmen, daß die Baugenossenschaften von Como den Bau von Kirchen und Klöstern in Deutschland übernahmen. Daraus erklärt sich die Nachahmung so vieler italienischer Vorbilder in den romanischen Kirchen Bayerns, bis der einheimische gothische Styl herrschend wurde. Der Baumeister Gebhard's, des Stifters von St. Mang, war von einem Trupp von Maurern und Ziegelarbeitern wegen Lohndifferenzen beim bischöflichen Gerichte in Como verklagt worden. Der Baumeister mußte sich vor diesem Gerichte verantworten, muß also selbst aus Como gewesen sein, sonst würde er das bischöfliche Gericht zu Como abgelehnt haben. Gebhard bat den Erzbischof von Mailand, dem Beklagten zur größeren Sicherheit eine Begleitung von Mailändern nach Como mitzugeben und beim Bischofe von Como sich für den mit Unrecht Beklagten zu verwenden.

Der Brief ist für die Baugeschichte Bayerns weder von Sighart, noch von Berthold Riehl verwerthet worden. Er verdient aber eingehende Würdigung für die Geschichte der romanischen Bauten in Bayern.

München. Dr. R.



XI.

Der Cato auf der Hinnenburg †.

Am 20. Mai ds. Js. verschied auf dem Schlosse Hinnenburg in Westfalen Diederich Busso Graf von Bocholtz-Asseburg, nach fast vierwöchentlicher Krankheit in nahezu vollendetem 80. Lebensjahre. Er entschlief selig im Herrn, seinen Kindern, Enkeln, Angehörigen und allen Hausgenossen ein imponirend ergreifendes Beispiel gebend, wie ein Mann, ein katholischer Christ sterben soll.

Von ihrem ersten Entstehen an bis an seinen Tod war er ein eifriger Freund dieser „Blätter“, drum seien dem wenig im öffentlichen Leben hervorgetretenen Mann, der in seiner ganzen Existenz in heutiger Zeit zu den hohen Seltenheiten gehörte, diese Zeilen eines Nachrufs gewidmet.

In der Zeit der kurzen Fremdherrschaft des Königreichs Westfalen wurde er dem Grafen Hermann von Bocholtz-Asseburg und dessen Gemahlin Franziska gebornen Freiin von Haxthausen — Schwester der in weiteren Kreisen bekannten Brüder Werner und August Freiherrn von Haxthausen — auf der Hinnenburg am 25. Mai 1812 als ältester Sohn geboren. Gerade hundert Jahre waren vergangen, seit dem Hause Hinnenburg der letzte Sohn — zugleich der letzte männliche Sproß des Asseburgischen Geschlechts Westfälischer Linie — der jüngste Bruder des nach-

maligen Paderborner Fürstbischofs Wilhelm Anton Freiherrn von der Asseburg geboren worden war. Große Freude erfüllte das Herz des Vaters, den sein mütterlicher Großvater, der älteste Bruder der beiden vorgenannten, auf Grund einer mit diesen vereinbarten Successionsordnung und nach Umwandlung in Kunkellehn, testamentarisch zum Erben und Nachfolger eingesetzt hatte.

Der Verstorbene machte seine Gymnasialstudien in Paderborn, besuchte die Universitäten Bonn, Heidelberg und Berlin und diente wieder in Bonn bei dem dort garnisonirenden 7. Uhlanen-Regiment sein einjähriges freiwilliges Jahr ab. Während dieser Dienstzeit wurde er gewürdigt eine erste öffentliche Probe seines katholischen Glaubens abzulegen. Er weigerte sich bei der Kirchenparade mit in die protestantische Kirche hineinzugehen — und von dieser Zeit an wurde der militärische Zwang abgestellt. Das offene freimüthige Bekenntniß wurde die Signatur seines Lebens. Am 29. August 1837 vermählte er sich und feierte im Jahre 1887 seine goldene Hochzeit.

Nicht nur ein weiter Kreis alter Erinnerungen ist mit ihm zu Grabe getragen, sondern auch ein Mann ist von dieser Welt geschieden von edlem, hervorragendem Charakter, von beispiellos freier, unabhängiger Gesinnung, der stets den Muth besaß, seine katholischen wie politischen Anschauungen unbekümmert und rückhaltlos auszusprechen, so sehr, daß man bei seiner Beisetzung die unwidersprochenen Worte hörte: „Solch ein Mann wird in hundert Jahren und noch länger auf der Hinnenburg nicht wieder geboren“. Von der Natur hoch begabt, ein Idealist, ohne doktrinär zu sein, war er, obschon Autodidakt im weitesten Sinne, feingebildet, ein warmer Freund noch mehr der Kunst als der Wissenschaft, denn Glauben stand ihm höher als Wissen. Mit scharfem politischem Urtheil und umfassendem Blick, voll lebendigsten, regsten Interesses für alle dahin einschlagenden Fragen, liebte er es seinen Auffassungen nicht immer suaviter in modo,

aber stets fortiter in re Ausdruck zu geben Philosophirende Betrachtung der Geschichte und eifriges, unausgesetztes Verfolgen der politischen Zeitströmungen in der Gegenwart waren ihm so sehr Bedürfniß, daß er, im höchsten Grade anregend, in oft drastischer Weise mit beredten und flammenden Worten ein lebensvoll gruppirtes Bild der politischen Lage ebenso treffend zu skizziren und die Zeichen der Zeit deutend, zu prognosticiren im Stande war, als ob er, statt still auf dem Lande zu leben, mitten im Getriebe des öffentlichen Lebens gestanden hätte. Aber nur selten, in den letzten Jahren fast nie, verließ er seine Burg und seine heimathlichen Berge; fest und zäh wie eine Eiche wurzelnd in den Eigenthümlichkeiten seines Landes und seines Stammes und an ihnen mit Liebe hängend, erkannte er, nicht nur gestützt auf eigene Erfahrungen, sondern auch auf die seines von ihm sehr geliebten Vaters, der hochgebildet und geistreich, ein Altersgenosse Napoleons I. war, klar seine Zeit, ihre Fehler, ihre Gefahren und sprach oftmals im Widerspruche mit den meisten seiner Zeitgenossen seine Erwartungen für die Zukunft aus, welche durch die Thatsachen hinterher nicht selten wunderbar bestätigt wurden. Nachdem im Jahre 1848 der christliche Staat vor dem modernen capitulirt hatte, verbot ihm seine Feindschaft gegen die Revolution jede fernere politische Thätigkeit — er hatte noch im Jahre 1847 an dem von Friedrich Wilhelm IV. zusammenberufenen Vereinigten Landtag theilgenommen — und in jenen Tagen pflegte er oft die Verse Geibels anzuführen:

Die Freiheit hab ich stets im Sinn getragen,
Doch haß ich eins noch grimmer als Despoten —
Das ist der Pöbel, wenn er sich den rothen
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Und doch wurde trotz seiner Zurückgezogenheit sein in Waldeseinsamkeit gesprochenes Wort weithin gehört und geachtet als das eines überzeugungstreuen Mannes, der

demüthig vor Gott fest stand im Sturm der Zeiten. Aber mißverstanden von der Mehrheit seiner Zeitgenossen, wurden seine politischen Ansichten und Auffassungen zumeist mit der Phrase „Abstinenzpolitik“ gekennzeichnet — eine ähnliche Beurtheilung, wie er sie z. B. mit einem Theile der französischen Legitimisten theilte — während sein Antagonismus gegen den Constitutionalismus nur die strenge Consequenz war von seiner unbestreitbar richtigen Auffassung des Wesens der Revolution als wurzelnd in uns geboren aus der Lüge. Ihm war der modern-staatliche Constitutionalismus ein Pakt mit der Lüge; zu ihm wollte und konnte er nicht schwören ohne sein Gewissen zu verletzen; grundsätzlich hat er demgemäß an keiner Wahl, welche Beschwörung mit sich brachte, sich betheiligt und selbst nie einen Eid auf die Verfassung geleistet. Mit besonderer Genugthuung begrüßte er daher auch die von Papst Pius IX. für die Katholiken Italiens. mit Ausnahme der Municipalwahlen, für die übrigen Wahlen ausgegebene und auch jetzt dort noch geltende Parole ‚nè elettori nè eletti‘ als eine Bestätigung seiner Ansicht. Und seit der Feier seiner goldenen Hochzeit hätte er im Rückblick auf die letzten fünfzig Jahre fast mit gewisser Befriedigung sagen können: „Was ist jetzt das Resultat der seit ungefähr fünfzig Jahren herrschenden modern-staatlichen Strömung, der ich einsam, beinahe allein, mich nicht hingegeben habe? Es ist nicht zu bestreiten, daß es in politischer und socialer Beziehung schlechter geworden ist. Corruption, Feilheit, charakterlose Halbheit sind allgemeiner als damals; die Verbrechen haben zugenommen; politische und sociale Gefahren sind größer geworden, ja sie wachsen unaufhaltsam — immer mehr. Mit der Verarmung des Volks durch stets zunehmende Lasten, neben den Blutsteuern, nährt sich die allgemeine Unzufriedenheit. Die Confiskation des Rechts durch den modernen Staat statuirt die Sklaverei! Und das Alles — Dank den durch den modernen Staat zur Macht gelangten liberalen Ideen, deren Wurzel anzugreifen man theils nicht

den Muth, theils nicht Erkenntniß noch Willen hatte, denen man vielmehr aus Opportunitätsrücksichten Rechnung tragen zu müssen glaubte! Und Deutschland! Innerhalb der katholischen Kirche in Deutschland ist es wohl besser geworden, als vor hundert Jahren, aber ihr Erstarken datirt nicht vom Revolutionsjahr 1848, sondern von dem Kölner Ereigniß des Jahres 1837. Ob seit 1848 eine Besserung stattgefunden hat, ist noch nicht erwiesen".

Das waren seine, wenn auch in anderer Form, oft und vielmals ausgesprochenen Anschauungen. Treu ist er ihnen geblieben bis an sein Ende, aber Hoffnung auf Besserung der socialen wie politischen Zustände in absehbarer Zeit hatte er nicht. Ob er mit seinen pessimistischen Erwartungen Recht behält, wie so oft mit seinen geschichts-philosophischen Beobachtungen und Thesen — das wird die Zukunft lehren.

Viel Leid hat er, zurückgezogen auf seiner Burg, mit seiner ihm treu zur Seite stehenden Gemahlin lebend, mit christlicher Ergebung getragen. Sein einziger Sohn sank vor ihm in's Grab. Aber eine bis in seine letzten Tage andauernde Freude, ja eine Art Trost, gewährte ihm die von seinem Vater unternommene, von ihm selbst fortgesetzte Verbesserung seines Besitzes und dabei besonders Neubewaldung und dessen mit reichem Erfolge gekrönte landschaftliche Verschönerung. Hier war es besser geworden. Und gern citirte er dabei die seine Thätigkeit anerkennende Aeußerung eines alten Bauern: „Süß was et hy olltydt Winter, nu is et Sumer woren." Daß bei dem Malen in der Natur und den vielen Schönheiten, die er dadurch geschaffen, stets sein fromm-religiöser Sinn zu Tage trat, beweisen die vielen Heiligenbilder, die er auf seinem Territorium errichten ließ. Aus seiner Burg auf bewaldete Höhen, fruchtbare Thäler und Gefilde herabblickend, hatte er das des hl. Antonius vor Augen mit der Gebetsinschrift:

Sankt Antony auserkoren,
Stell zurücke was verloren,
Wollest gnädig niedersehen,
Wenn zu Dir wir aufwärts flehen!
In Gefahren, Noth und Trauer,
Krankheit, Irrthum Wetterschauer,
Halt auf Berge, Leut' und Land
Schützend deine Wunderhand!

Fromm, geistreich, vornehm und liebenswürdig im Verkehr hat seine Gegend ihren Mittelpunkt, mancher seinen besten Freund, seine Familie ihr Haupt und ihre Zierde und die Armen eine stets offene Hand verloren. — —

Im Jahre 1865 war die Paderborner Abtheilung des Vereins für Geschichte und Alterhumskunde Westfalens einer Einladung des Herrn der Hinnenburg gefolgt, um auf dortiger Schloßterrasse die am Morgen in Brakel abgebrochenen Vorträge fortzusetzen. Die Anzeige in der belletristischen Beilage der „Kölnischen Blätter" über die als Erinnerung daran mit entsprechender Widmung erschienenen „Beiträge zur Geschichte Westfalens von Seibertz, Kayser, Spancken und Giefers" enthält u. a. Folgendes:

„Sage und Geschichte haben die Hinnenburg von innen und von außen durchwandelt und umwoben; Jahrhundert auf Jahrhundert hat seine Spur da oben zurückgelassen, nicht bloß den Eindruck seiner Zähne, sondern auch die Werke seiner Hand, die gar nicht selten in jeglicher Kunst wohlgeübt war. Allein dergleichen möchte sich auch anderswo noch finden und nicht deswegen ist die Hinnenburg ein so einzig merkwürdiger Fleck. Die Sache ist: da oben, da hält sich auf das — soviel uns bekannt — einzige noch lebende Exemplar einer sonst untergegangenen oder degenerirten Race, ein Exemplar der früher sehr verbreiteten Spezies: Edelmann, alter, westfälischer Stur und hartnäckig und dicköhrig als Westfale, tiefgemüthlich und leidenschaftlich als Wald-Paderborner; trocken

sarkastisch als Enger; ernst und kindlich gläubig als Katholik, der nicht anders denken kann als katholisch; wenig zu Hause bei der gegenwärtigen Menschheit als antiker Feudalbaron, grob und gerade als Kind der Berge; wohl unterrichtet, fein, höflich, künstlerisch gebildet als rechter Aristokrat, nicht schmeichelnd, noch biegend nach unten oder oben als unabhängiger Mann; Jahr aus Jahr ein auf seinem Horste hockend oder durch seine Wälder streifend; kein Hofmann, kein Fabrikant, kein Krautjunker, kein Münchhausen, kein Don Quixote; der alten Zeit angehörig, die neue nicht verkennend; wehmüthig, hoffnungsvoll, zornig, ergeben, ein Conglomerat anscheinend contradiktorischer Eigenschaften — so lebt da oben noch ein alter westfälischer Edelmann mit ziemlich allen Tugenden und Mängeln der ausgestorbenen Gattung und vielen Vorzügen des lebenden Individuums daneben, ein Wesen, dessen Schilderung nur der Meisterhand des Sir Walter Scott gelingen könnte. Selbigem Abkömmling der alten Asen — der naturgemäß in sich selber als sonderbarer Kauz, in der öffentlichen Meinung aber ebenso naturgemäß als hirnverbranntes Anomalon zu existiren pflegt — selbigem Hinneburger ist das Schriftchen dedicirt . . .“.

XII.

„Zum socialen Frieden." [1])

Wie in allen „civilisirten" Ländern, so klopft auch im jungen Deutschen Reiche die sociale Frage, anfangs überhört, mit eisernem Finger von Tag zu Tag lauter und heftiger an die Thür einer Gesellschaft, welche „Beute der Geldgier und des Ehrgeizes scheint". Mit der Gewalt eines Daseinskampfes erzwingt sie selbst von dem Widerwilligen Beachtung. Die riesenhafte Bewegung, welche zunächst von dem gelernten Arbeiter des Großbetriebes ausgehend mehr und mehr die gesammten unteren Schichten der Gesellschaft ergreift, scheint in ihrem Gegensatze zu dem Bestehenden eine Gefahr für unsere ganze Cultur. Das deutsche Volk zerfällt in zwei Nationen, zwischen denen jedes Verständniß, jede Berührung fehlt, die anders fühlen, anders denken, die sich, wie einst Disraeli von seiner Heimath sagte, „so fremd sind, als wären sie unter verschiedenen Zonen geboren".

England dagegen, so behauptet der Verfasser, befindet sich „auf dem Wege zum socialen Frieden", es sei

1) Zum socialen Frieden. Eine Darstellung der socialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im 19. Jahrhundert. Von Dr. Gerhart von Schulze-Gävernitz. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890. Bd. I. XVI, 467 S. Bd. II. VI, 510 S, gr. 8°. (ℳ 18.)

einer friedlichen Lösung der socialen Schwierigkeiten und Gegensätze sicher.

„Kein Engländer zweifelt daran, gleichviel ob er auf der Rechten oder Linken stehe, Arbeiter oder Arbeitgeber sei. Nirgends gibt es jene uns wohlbekannte Stimmung des socialen Pessimismus, nirgends in den unteren Schichten der Gesellschaft den Glauben, daß das Heil allein im Umsturze und der Vernichtung des Bestehenden liege, nirgends in den oberen den Gedanken, daß es lediglich darauf ankomme, vorher alles gethan zu haben, ‚um mit ruhigem Gewissen das Schwert ziehen zu können.‘ Nirgends begegnet der volkswirthschaftliche Forscher auf Seiten des englischen Arbeiters jenem tiefgewurzelten Mißtrauen, welches den Deutschen in jedem Manne mit besserem Rock einen Feind und meist einen Geheimpolizisten vermuthen läßt. Das englische Volk ist *eine* Nation. Dieß verstehe ich unter socialem Frieden, nicht einen Zustand, der nichts zu thun übrig ließe. Ein solcher ist nicht von dieser Welt. Vielmehr sind die Ziele der englischen Arbeiterbewegung weit gesteckt, ihre Kämpfe oft schwer und langwierig, aber beides auf dem Boden des Bestehenden. Die Wissenschaft, die Religion, die Cultur der oberen Klassen wird von den unteren nicht bekämpft, weil es *ihre* Wissenschaft, *ihre* Religion, *ihre* Cultur ist, weil sie sich mehr und mehr als Erben und Träger dieser Güter fühlen“ (I, S. X).

Freilich vor wenigen Decennien noch befanden sich die arbeitenden Klassen Englands in einer geradezu „*entsetzlichen Lage*“. „Man mag annehmen, daß Friedrich Engels und Lord Ashley, der spätere Graf Shaftesbury aus entgegengesetzten Motiven übertrieben haben. Aber unparteiische Berichterstatter, so z. B. der Arzt Gaskell, zeitgenössische Romanschriftsteller, wie Dickens, Kingsley, Disraeli, endlich auch die zahlreichen Parlamentscommissionen, die insbesondere auf Anregung des Grafen von Shaftesbury zur Untersuchung der Lage der arbeitenden Klassen eingesetzt wurden, bestätigen selbst die unglaublichsten Einzelheiten, welche die erstgenannten Beobachter mittheilen. Das alles

überblickend, kommt man zu dem Urtheil, daß ein solcher Druck, wie er in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auf dem englischen Arbeiterstande lastete, zu keiner Zeit von den unteren Klassen eines Volkes, selbst nicht von einer Sklavenbevölkerung, erduldet worden ist“ (I, 42). Bei den Arbeitern war die Ueberzeugung verbreitet, daß „sie ihre Menschheit nur durch Haß und Empörung gegen die herrschenden Klassen retten könnten“. So mußte es damals als eine sichere Prophezeiung erscheinen, daß eine gewaltsame Umwälzung in naher Zukunft bevorstünde. Verbreitet war diese Ueberzeugung gerade in denjenigen Kreisen, wo man die Erscheinungen der Zeitgeschichte am ernstesten und sorgsamsten prüfte. Dort hatte man das Gefühl, auf einem Boden zu stehen, dessen plötzliche Zertrümmerung täglich zu befürchten sei. Man glaubte, daß „ein Krieg der Armen gegen die Reichen, der grausamer als alle früher geführten Kriege sein werde, in nächster Zukunft bevorstehe“.

Die öffentliche Meinung aber stand der Bewegung innerhalb der Arbeitermassen rathlos gegenüber. Man führte dieselbe — wie später anderwärts — auf persönliche Einflüsse bestimmter Agitatoren zurück. Man beruhigte sich, von „Verführung“ und „Verhetzung“ zu sprechen, ohne zu bedenken, daß eine große und weite Kreise erfassende revolutionäre Bewegung nicht ohne Grund und nie ohne Schuld der herrschenden Klassen entsteht, gegen die sie sich richtet. Die Arbeiterschutzgesetzgebung hatte mit dem Widerstande fast der ganzen Nation zu kämpfen. Bezeichnend ist, daß das erste Gesetz (1802) in dieser Richtung, zum Schutze der den Fabriken von der Armenpflege anvertrauten Kinder, aus Furcht vor den Epidemien entstanden ist, welche die Behandlung dieser Kinder hervorrief. Der Graf von Shaftesbury hebt ausdrücklich hervor, daß die Torys nicht weniger seinen Bestrebungen abgeneigt gewesen seien, als die Liberalen (I, 71 ff.).

Aber seit den 50er Jahren hat sich „ein ungeheurer

Umschwung" vollzogen, sowohl in der Lebenshaltung der Arbeiter, als auf dem Gebiete des Denkens und der Weltanschauung der Nation, man bekehrte sich vom Individualismus, Utilitarismus und Materialismus zu socialen, humanen, ethischen Anschauungen und Gefühlen. Man half den Arbeitern, daß sie „sich selbst helfen" konnten.

Diese wahrhaft „wunderbare" Wendung zum Besseren ist vor allen in erster Linie Carlyle zu verdanken, dem einflußreichsten Schriftsteller Englands, dem „Jesaias des 19. Jahrhunderts". Carlyle ist diejenige Quelle, auf welche alle die zurückgehen, welche die Beurtheilung der socialen Erscheinungen vom capitalistischen Standpunkt verwerfen und durch eine vom Standpunkt der Arbeit ersetzen. Carlyle ist mithin der „Vater" aller Richtungen und Bestrebungen, die gegenwärtig in England an einer friedlichen und gerechten Lösung der socialen Frage mit Eifer und Hingebung arbeiten (I, 88). Der Darstellung seiner Ansichten und seines Wirkens ist daher das ganze erste, mehr als 200 Seiten umfassende Buch gewidmet.

Nach Carlyle ist der Schriftsteller der einflußreichste moderne Mensch, der eigentliche Herrscher unserer Zeit. Er übt den Beruf aus, der in früherer Zeit dem Propheten und Priester zukam. Er leitet oder mißleitet die Mitwelt. Er hat jene Periode des Skepticismus heraufgeführt, welche den Glauben zersetzt und mit dem Zerfall der bestehenden Gesellschaftsorganisation endigt. Er hat die Folgerungen dieser Richtung gezogen: im Materialismus, Utilitarierthum und Pessimismus.

Obgleich den Umsturzparteien innerlich so entgegengesetzt, wie nur möglich, betrachtet Carlyle sie doch mit einer Art Ehrfurcht, „wie ein frommer Mönch etwa dereinst den Attila angestaunt haben mag". Sie sind ihm der Finger Gottes in der Gegenwart: „Was die Assyrer einst den Juden gewesen, was die Barbaren für die üppigen Völker des Mittelmeeres, das ist die socialrevolutionäre Partei für euch: eine

Zuchtruthe in der Hand der Gerechtigkeit, zudem ein Kind eurer eigenen Sünde, das euch zur Umkehr zwingen oder vernichten wird." Carlyle erklärt offen, daß er in seinem Glauben wankend geworden wäre inmitten einer ungläubigen Welt, hätten ihm nicht die Revolutionen, vor Allem die französische Revolution bewiesen, daß eine Gesellschaft, die auf Unglauben, wie er es ausdrückt, auf der „Nicht-Gott-Hypothese" fuße, nicht auf Wahrheit, sondern auf Unwahrheit aufgebaut und deshalb dem Untergange verfallen sei. Die Revolutionen sind mitten unter Scheinexistenzen wieder große Realitäten, vor denen nichts Stand halten kann, als was selber Realität ist. Ein Gesellschaftssystem, dessen Formen nicht mehr von Glaubensinhalt erfüllt sind, steht ihnen wehrlos gegenüber. „Alles, was verbrennbar ist, wird verbrannt werden." In Augenblicken, da die Noth besonders hoch gestiegen oder die Staatsgewalt besonders geschwächt ist, erfolgen revolutionäre Ausbrüche in immer kürzeren Zwischenräumen. Die Macht des Staates ist im Abnehmen, die Aussicht der socialen Revolutionäre im Wachsen. Positive Elemente fehlen freilich auch ihnen. Folge hievon ist, daß die Revolution zwar siegen, aber nicht die Bedingungen der Revolution zu beseitigen vermag. Vielmehr pflegen, nachdem wieder Ruhe eingetreten ist, die arbeitenden Klassen schlechter daran zu sein, als zuvor. „Die größte Frage, die Arbeitsfrage, welche schon zwei Generationen früher begonnen haben sollte, hätten wir die Stimme des Himmels gehört, kann nicht länger aufgeschoben werden, ohne die Stimme der Unterwelt zu vernehmen".

Diesen „Bußpredigten" Carlyles ist der großartige Umschwung zu verdanken, der in England seit einem Menschenalter eingetreten ist, wie Schulze-Gävernitz immer von neuem versichert. „Thomas Carlyles personality dominates the Victorian era — Carlyle ist der beherrschende Geist der victorianischen Aera": das ist das Motto des ersten Buches und der Refrain aller übrigen. Der Einfluß des Socialismus

in der ganzen Welt beruht auf seinem tiefen Mitleid mit den Leiden des Volkes, und der einzige Weg, ihn durch sittlichen Einfluß zu übertreffen und eine Revolution zu verhindern, ist der, die berechtigten Ansprüche der Arbeit anzuerkennen und sie zu befriedigen. Was immer die besitzenden und befriedigten Klassen denken mögen, seit Christus kam, ist die Welt gerichtet. Eine „neue Erde“ ist in Aussicht. Das Ideal muß verwirklicht werden; es kann und wird es nur durch einen großen, weitverbreiteten und lang dauernden Umschwung, einen Umschwung zuerst des inneren Menschen. Das Hauptgebot des Christenthums muß endlich zur praktischen Wahrheit werden: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Carlyle war der Erste und das Haupt einer zahlreichen Schaar begeisterter Nachfolger, die in seinem Geiste heute rastlos thätig sind und schon staunenswerthe Erfolge erzielt haben. Die „christlichen Socialisten“ (Christian Socialists), die „Genossenschaftsbewegung“, die „Universitätsbewegung“ (I, 291—467) sind durch Carlyle mehr oder minder hervorgerufen und beeinflußt; ebenso die „Fabische Gesellschaft“ (Fabian Socialists), die eine friedliche Fortbildung der bestehenden Gesellschaft als Ziel aufstellt. „Ihre Politik ist die des Fabius Cunctator: ein schrittweises Vorrücken“ (II, 124 ff.). Zusammengesetzt aus gebildeten, zum Theil studirten Elementen hat sie als besonders wichtiges Feld der Propaganda die Universitäten in's Auge gefaßt. „In der That sind die liberalen und radikalen Kreise der Universitäten heute mehr und mehr im Begriff socialistisch zu werden, wie mir z. B. eine Debatte über Socialismus in dem Oxforder Palmerstonklub bewies. Unter den jungen Rechtsanwälten, Aerzten und namentlich unter der Geistlichkeit findet man heute zahlreiche Socialisten, die keine Scheu tragen, sich Socialdemokraten zu nennen“. Doch, wohlgemerkt, betonen alle diese „Socialisten“ nachdrücklichst: die Idee der Aufrichtung einer Gesellschaftsutopie auf dem Wege des Umsturzes sei nicht nur

unpraktisch, sondern wissenschaftlich völlig unhaltbar. Aller Fortschritt sei nur als Fortentwicklung der Ordnung denkbar. Theils aus philanthropischen, theils aus christlichen Gesichtspunkten erblicken sie in den Fabrikanten, den Bourgeoisöconomen, dem Individualismus und Capitalismus ihre Hauptgegner. Besonders die christlich-socialistische Propaganda gewinnt mehr und mehr Boden.

„Viele kirchliche und religiöse Zeitungen haben ihre Spalten Besprechungen des Socialismus in durchaus freundschaftlichem Tone geöffnet, so z. B. die Church Times, die Church Review; Blätter, so ‚respektabel' wie der Record, und so weit verbreitet wie die methodistische Christian World, haben den Socialdemokraten H. H. Champion eingeladen, in ihnen über Socialismus zu schreiben. Schon bei seinem früheren Aufenthalte in England redete Henry George mit großem Erfolge vor 500 Geistlichen im Sion College zu London. Bei seiner letzten Anwesenheit hielt H. George seine erste Ansprache gar in einer Kirche vor einer großen Versammlung, welche vom christlichen Jünglingsverein arrangirt und zum großen Theil aus Geistlichen zusammengesetzt war. . . Die ganze Propaganda H. George's hat einen religiösen Grundton. — Auch vor den Diöcesanversammlungen ist die Frage des Socialismus bereits vielfach besprochen worden. In der Versammlung der Diöcese von Rochester äußerte sich z. B. der (anglikanische) Bischof: ‚Die einzige Sicherheit der Kirche besteht im Leiten. Sie sollte überall und mit allen Mitteln, sowohl in Dingen dieser Welt wie jener, den arbeitenden Massen beistehen'. Das Wichtigste aber war, daß auf der ‚Pananglikanischen Bischofsconferenz' zu Lambeth 1888, welche als Vertretung der Kirche gilt und von sämmtlichen Prälaten besucht wird, der Socialismus in die Liste der zur Besprechung gelangenden Gegenstände aufgenommen ward. Die ‚Gilde des hl. Matthäus' hatte ein ehrerbietiges Memorial übersandt, in dem sie lebhaft für den Socialismus Partei nahm. Auch die Stellung der Bischöfe war eine sympathische; es wurde den Geistlichen ausdrücklich erlaubt, an den Vereinen und Versammlungen der Socialisten Theil zu nehmen".

In dem encyklischen Sendschreiben der Conferenz wird dem Klerus wie den Laien das Studium des „Socialismus“ als das wichtigste Problem der Gegenwart empfohlen (II, 172 ff.). „Der Socialismus trägt in England, insbesondere aber in Schottland vielfach eine christliche Färbung. In allen socialistischen Gesellschaften finden sich Leute entschieden christlichen Glaubens. Außerdem aber gibt es ausgesprochen ‚christlich socialistische‘ Organisationen, deren bedeutendste die ‚christlich socialistische Gesellschaft‘ und die obengenannte ‚Gilde des hl. Matthäus‘ sind“ (II, 164). „Es wimmelt unter der Angehörigen der höheren Klassen von begeisterten und sich selbst hingebenden Männern, die sich Socialisten, ja Socialdemokraten nennen und es mehr oder weniger auch wirklich sind. Dabei welche Fülle von Nuancen!“ (II, 474). Es sind zumeist Schüler von Pusey, Maurice, Kingsley, Ruskin, Toynbee 2c. Sie alle treten eifrigst für Arbeiterschutz, Fabrikgesetze, sittliche und materielle Hebung der Lage der unteren Klassen, als der wirthschaftlich Schwachen, Gedrückten und darum Hifsbedürftigen auf. Mit dem politisch wie kirchlich hochconservativen R. Oastler erklären sie, daß die herrschende capitalistische Produktionsweise, welche die Arbeiter leiblich und geistig degradire, gegen das Gesetz Gottes und daher gegen den Geist der britischen Verfassung sei. Auch stelle sie den christlichen Arbeitgeber vor die Wahl, entweder dem gewissenlosen Unterdrücker es gleich zu thun oder durch die Concurrenz jenes zu Grunde gerichtet zu werden. Die Verfassung eines christlichen Staates und das bestehende Fabriksystem seien daher „so entgegengesetzt wie Licht und Finsterniß“.

Dank ihren menschenfreundlichen und einsichtsvollen Bemühungen ist es, nach Schulze-Gävernitz, dahin gekommen, daß die englischen Arbeiter sich seit 50 Jahren wirthschaftlich in einem Aufschwunge befinden, welcher ihnen die Grundbehauptung socialrevolutionärer Bestrebungen unannehmbar macht, die nämlich, daß die Lage des Arbeiters unabänderlich

schlecht sei und nach Naturgesetz immer schlechter werden müsse. Sie besitzen zudem entsprechend den politischen Verhältnissen Englands die Macht und sind daran, die politische Schulung zu erwerben, mittelst deren sie mögliche Forderungen auf Grund des Bestehenden verwirklichen können — ein Grund, weshalb selbst die weitestgehenden Socialisten friedliche Mittel befürworten. Die öffentliche Meinung, insbesondere ihre Führer in Universitäten und Kirche, betrachten infolge des von Carlyle und der Menge seiner Nachfolger eingeleiteten Umschwungs die socialen Verhältnisse nicht mehr vom Standpunkte des „Capitalismus". Sie neigen vielmehr eher einer Betrachtung vom Standpunkt der Arbeit zu, welche in Bezug auf die Gesetzgebung „Socialismus" genannt werden mag, ebenso wie eine von den besitzenden Mittelklassen ausgehende Betrachtung zu der Lehre vom Laissez-faire führte. Dies beseitigt Klassengegensätze und erhöht die Aussicht friedlicher Fortschritte. In erster Linie verlangt man Sicherstellung des materiellen Daseins und Betheiligung der Arbeiter an den Gewinnen der Industrie, deren ausschließliche Aneignung durch das Capital als Ungerechtigkeit empfunden wird. Aber diese Forderung gilt nur als Mittel für die geistige Hebung, die Ausgleichung der auf den Verschiedenheiten des Denkens und der Bildung beruhenden Klassenunterschiede und die ungehinderte individuelle Entwicklung eines Jeden. „Die neue Richtung ist entgegengesetzt der älteren Nationalökonomie, welche Capitalanhäufung als Zweck des gesellschaftlichen Daseins setzte. Dagegen stimmt sie mit der Behauptung des Christenthums überein, wonach jedem Menschen ein schlechthin und mit allem Irdischen unmeßbarer Werth zukommt. Wie sie ohne diese Annahme im Grunde unhaltbar ist, so trägt sie auch darin das Wesen eines Glaubens, daß sie begeisternd den Menschen erfaßt und den einzelnen, oft unter dem Opfer persönlichen Wohlseins, zu socialem Handeln antreibt. Wunder-

bare Erscheinung, eine solche Macht noch in dem Jahrhundert Benthams und Ricardos!" (II, 487).

„Mit der Gesetzgebung von 1871—1876 ist auch der Grund des Mißtrauens gefallen, welcher bisher die Arbeiter von den oberen Klassen, insbesondere den Arbeitgebern trennte. Es ist wunderbar, in wie kurzer Zeit sich seitdem der Umschwung vollzogen hat, welcher aus den früher als staatsgefährlich geltenden Gewerkvereinen ein wichtiges und mehr und mehr einflußreiches Glied der liberalen Partei macht. Nicht viel mehr denn 10 Jahre, seitdem die capitalistische Presse die Austilgung der Arbeiterverbündungen durch die Schärfe des Gesetzes verlangt hatte, waren vergangen, als der Schriftführer des parlamentarischen Ausschusses der Gewerkvereine, Hr. Broadhurst, ein Mann, der sich vom einfachen Maurer zum Vorsteher seines Gewerkvereins emporgearbeitet hatte, Unterstaatssekretär im Ministerium Gladstone (1880) wurde. Diese Thatsache ist mehr bezeichnend als alles Andere für die nicht nur theoretisch ausgesprochene, sondern politisch wie gesellschaftlich verwirklichte Gleichberechtigung der Arbeiter. . . Hiermit wird auch wieder ein persönliches Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter möglich, nachdem das alte Autoritätsverhältniß hinweggefallen ist. Freilich ist jede Spur von Abhängigkeit der Arbeiter geschwunden; die Beziehungen beider, so weit sie nicht rein wirthschaftlicher Natur, wie die zwischen zwei Kaufleuten sind, tragen den Charakter eines politischen Bündnisses selbständig denkender Männer, welches auf Grund des gemeinsamen Interesses, nämlich der industriellen Größe Englands, und derjenigen Ideen abgeschlossen ist, welche heute in gleicher Weise den fortgeschrittenen Theilen der Arbeiter wie Arbeitgeber am Herzen liegen".

Die Geschichte der socialen Entwicklung in England, sagt G. Howell, ein früherer Arbeiter und heute angesehener nationalöconomischer Schriftsteller, lehre den herrschenden Klassen, daß Repressionsgesetze sowohl unwirksam als gefährlich und unterdrückend sind. Ihre Wirkung ist Demoralisation der Gesinnung; die Begriffe von Recht und Unrecht werden verwirrt, bis ein Gefühl erlittener Ungerechtigkeit die

schlimmsten Uebel der Gewaltthat und Wildheit hervorbringt". Den Arbeitern lehrt, nach Howell, die Geschichte der socialpolitischen Kämpfe „die Weisheit der Mäßigung in allen ihren Forderungen einsehen, sowie verstehen, daß ihre Pflicht gegenüber dem Staat, dessen Glieder sie sind, gebietet, friedlich und in verfassungsmäßiger Weise ihre Ziele zu verfolgen, indem früher oder später ihre Forderungen, wenn gerecht, von der Gesetzgebung bewilligt werden müssen. Bei ihrer gegenwärtigen politischen Macht, wenn diese weise angewandt wird, kann kein Anspruch, der auf Gerechtigkeit sich gründet, zurückgewiesen werden. Aber die, welche die Ungerechtigkeit Anderer anklagen, müssen Acht haben, nicht einer gleichen Verurtheilung sich schuldig zu machen durch Abweichung von den Grundsätzen der Gerechtigkeit".

Das Werk von Schulze-Gävernitz ist ein populär-wissenschaftliches; es hat die löbliche Tendenz, in Deutschland zu gleich ernster und redlicher Inangriffnahme socialer Reformen anzuspornen, wie sie England zum Theil schon aufzuweisen hat. Es beruht auf umfassenden Studien, die Ergänzung gefunden haben durch längeren Aufenthalt in England und zahlreiche persönliche Informationen seitens dortiger Gelehrter, Politiker, Fabrikanten und Arbeiterführer. So ist es sehr lehrreich für kritische Leser. Der Grundfehler des Verfassers ist ein sanguinischer Optimismus, Hand in Hand gehend mit einer starken Ueberschätzung der von ihm behandelten Männer und der Bedeutung der von ihnen erzielten Erfolge. Zur Erklärung und Entschuldigung seines Optimismus mag das Wort seines Lehrers, Prof. L. Brentano, dienen, das er selbst (II, 474) anführt: „Alle Menschen, die sich für eine Idee aufopfern, sind nothwendig Optimisten, und täuschten sie sich nicht über ihren Erfolg und ihre Zukunft, so würden sie überhaupt nicht wirken können". Unbefangene und urtheilsfähige Autoren aller Richtungen stimmen darin überein, daß weder die gegenwärtige Lage noch die sociale Zukunft Eng-

lands in so rosigem Lichte erscheinen, als Hr. von Schulze-Gävernitz es darstellt.

Dieser Meinung war auch der von ihm so hochgepriesene Carlyle, der ja selbst noch mehr als 40 Jahre Gelegenheit hatte, den angeblich so „wunderbaren und beispiellosen Umschwung und Aufschwung" Englands zu beobachten. Bis zu seinem 1881 erfolgten Tode wurde er durch nichts so sehr gereizt, als wenn man ihm vom „Fortschritt und vom beispiellosen Gedeihen" der Jetztzeit vorredete. „Fortschritt wohin? Gedeihen worin?" pflegte er zu fragen. „Die Leute reden, als ob jeder Schritt, den sie thäten, auch ein Schritt nach oben sei, als ob ein Fortschritt abwärts, zur Hölle, gar nicht existire". Der einzige Fortschritt, den Carlyle als solchen anerkennen wollte, war moralischer Fortschritt; conditio sine qua non desselben sei ein organisches Ganze, wo die Weisen regierten und die Unwissenden gehorchten; daher war ihm der Fortschritt, der in der Untergrabung der Autorität bestand, und darin, daß es Jedermann überlassen blieb, seinem eigenen Willen und seiner Lust zu folgen, ein Fortschritt nach abwärts, dem Teufel zu.

Das war nach Carlyle's Meinung das augenscheinliche Ziel, dem alle Welt so frohen Muthes entgegenging. Wie in seiner Edinburgher Rektoratsrede (1866), so pflegte er, nach dem Zeugnisse seines Freundes und Biographen Froude, von dem gegenwärtigen Zeitalter stets zu reden: als von einer Aera der Anarchie und der Auflösung, in welcher alle Dinge, die nicht aus Asbest gemacht, ihrer Vernichtung entgegengingen.[1]) Gerade wenn er als Greis seine Prophezeiungen eine nach der anderen sich erfüllen sah, wurde ihm damit immer klarer, daß die künftige Entwicklung weniger leicht und durchsichtig sein werde, als die liberalen Professoren, Journalisten, Parlamentarier und sonstigen Klug-

1) Vergl. J. A. Froude, Life of Carlyle. 1884. IV, 305, 453. Fischer, Leben Carlyles. 1887. II, 333, 390.



schwätzer vermeinten. Ihm war die Zukunft „nicht von Butter, sondern von Eisen". Wir haben leider gar zu viele und zu gewichtige Gründe, die uns befürchten lassen, daß Carlyle hierin Recht behalten wird. Möchten wir uns irren!

Petershagen. W. Hohoff.

X.

Die religiöse Erziehung der Kinder

hat Dr. Karl Schmidt, Oberlandesgerichtsrath in Colmar, dessen gründliche geschichtliche Untersuchung über das Jus primae noctis ihm rasch einen angesehenen und hochgeachteten Namen in der Gelehrtenwelt verschafft hat, zum Gegenstande einer eingehenden Erörterung gemacht.[1]) Diese neue, ebenso gründlich als objektiv durchgeführte Arbeit sichert dem Verfasser den Ruf eines scharfsinnigen Juristen und gewissenhaften Forschers. Bei allem Streben nach erschöpfender Vollständigkeit bleibt die Darstellung immer frisch und anregend, die Sprache fließend, der Styl anziehend. Man liest das Buch durch, ohne durch jene Schwerfälligkeit, welche juristisch-historischen Untersuchungen eigen zu sein pflegt, ermüdet zu werden.

Wie der Verfasser selbst angibt, verdankt das Buch seine Anregung und Entstehung dem „Entwurfe zu einem bürgerlichen Gesetzbuche für das deutsche Reich". Schmidt bemerkt

---

1) Die Confession der Kinder nach den Landesrechten im deutschen Reiche. Von Dr. Karl Schmidt. Freiburg, Herder. 1890. S. VII. und 550.



in der Vorrede: „Im wiedererrichteten deutschen Reiche sind alle aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte aufgehoben; eine Ehe kann rechtsgiltig nur vor dem Standesbeamten geschlossen werden; das Verbot von Ehen zwischen Christen und Juden ist aufgehoben. Allein die Landesgesetze von 1826 und aus älterer Zeit über die confessionelle Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen sind zum großen Theile noch heute unverändert in Geltung. Elsaß-Lothringen, worin kein Gesetz dieser Art besteht und fast kein Streit darüber vorkommt, ist wiedergewonnen. Gleichwohl will der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches an jenen Landesgesetzen nicht rütteln. Nach §§. 1508 und 1658 des Entwurfs sollen die Landesgesetze darüber entscheiden, in welchem Religionsbekenntnisse ein Kind zu erziehen ist."

Gegen diese Stellungnahme des Entwurfs will der Verfasser *seine* Ansicht begründen, nämlich die buntscheckigen Landesgesetze, welche einer abgelebten Zeitperiode, der „Aufklärung" in den ersten drei Jahrzehnten dieses Säkulums ihre Entstehung und ihr Gepräge verdanken, durch ein Reichsgesetz zu beseitigen. Zu diesem Behufe mußte er die Unzulänglichkeit dieser Landesgesetze und die Rechtsprechung in den Kreis seiner Erörterungen ziehen. Damit wurde der Verfasser sofort vor eine zweite, *praktische* Aufgabe gestellt. Er wollte durch Zusammenstellung aller einschlägigen Gesetze in den einzelnen Ländern des deutschen Reiches über die religiöse Erziehung der Kinder und durch die Heranziehung der Auslegung dieser Gesetze durch die Gerichte allen Betheiligten ein Handbuch zur Belehrung bieten. Gerade auf diesem Rechtsgebiete fehlte bisher ein Wegweiser für Rechtssuchende, namentlich für Eltern und Vormünder, für Rechtsanwälte und sonstige Vertrauenspersonen, die in solchen Streitfragen Rath ertheilen sollen, für Seelsorger, die zur Gesetzgebung und Rechtsprechung Stellung zu nehmen haben. „Die Hauptaufgabe — sagt der Verfasser — ging dahin, den geltenden Rechtszustand objektiv darzustellen, also die Landesgesetze zu erläutern, die Rechtsprechung mitzutheilen und die Richtigkeit der ergangenen Entscheidungen auf Grund der bestehenden Landesgesetze zu prüfen".

Dieser praktische Theil zeigt uns ein Bild der religiösen und politischen Zerrissenheit Deutschlands von der Reformation bis zur Gegenwart. Jedes Ländchen hatte seine gesonderte Gesetzgebung, und selbst im Umfange der jetzigen deutschen Staaten gelten heute noch die verschiedensten Bestimmungen je nach der Zusammensetzung der Gebiete. Noch mehr als diese Zersplitterung der Gesetzgebung macht die Rechtsprechung einen geradezu deprimirenden Eindruck. Ein und dasselbe Gericht gibt in kurzen Zwischenräumen die entgegengesetztesten Entscheidungen. Gerade die Urtheile von obersten Gerichtshöfen sind mitunter am meisten anfechtbar. Wer die Entscheidungen der Gerichte, welche der Verfasser in großer Anzahl und mit umfassender Genauigkeit wiedergibt, einer objektiven Würdigung unterzieht, wird von der Rechtssprechung des 19. Jahrhunderts wenig erbaut sein. Jüngst sagte uns ein renommirter Münchener Rechtsanwalt, daß nach seiner Erfahrung von hundert richterlichen Urtheilen 60 objektiv falsch seien. Wir waren auf's höchste erstaunt über diesen Ausspruch; nachdem wir die praktischen Entscheidungen der Gerichte in den vom Verfasser mitgetheilten Fällen durchgelesen haben, ist unsere Verwunderung über die Erfahrungen des Münchener Rechtsanwaltes im Schwinden begriffen! Eine Rechtssicherheit ist selbst dann nicht mehr gegeben, wenn schon inappellable Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe und Cassationsgerichtshöfe vorliegen. Denn es kommt vor, daß die Entscheidung in einem gleichen Falle eine entgegengesetzte wird, wenn eine andere Zusammensetzung des Senates erfolgt oder wenn nur ein anderer Referent fungirt.

Trotz des unerquicklichen Bildes, welchen der praktische Theil des Schmidt'schen Werkes bietet, verleiht doch gerade die Darlegung der Landesgesetze und die Mittheilung der Rechtsprechung dem Buche den hervorragendsten Werth. Wer über die religiöse Erziehung der Kinder in Deutschland sich informiren muß, findet im vorliegenden Werke die umfassendste und gründlichste Darstellung des für alle Gebiete in Deutschland geltenden Particularrechtes. Dazu hat der Verfasser der Entwicklung der Landesgesetze noch eine Untersuchung über die Grundsätze des gemeinen Rechtes für all' diejenigen Fragen vorausgeschickt, worüber spezielle Landesgesetze fehlen. Das

Buch ist dadurch für Eltern und Vormünder, Rechtsanwälte und Seelsorger unentbehrlich.

Von eminenter Wichtigkeit erscheint uns die Kritik des bestehenden Rechtszustandes und die Stellungnahme gegenüber dem „Entwurfe zu einem bürgerlichen Gesetzbuche". Der Verfasser plädirt dafür, daß durch Reichsgesetz alle Landesgesetze über die religiöse Erziehung der Kinder aufgehoben werden.

„Zu einer einheitlichen Lösung drängt namentlich die Freizügigkeit. Das Gesetz über die Freizügigkeit ertheilt jedem Deutschen das Recht, sich im deutschen Reiche dort niederzulassen, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich verschaffen kann. Es tritt da leicht der Fall ein, daß Eltern oder Wittwen einem harten Gesetze sich unterwerfen müssen. weil ein Vertrag, der in einem Gebiete ungiltig ist, im anderen Gebiete bindende Kraft hat, nicht rechtzeitig oder nicht in richtiger Form errichtet wurde. Wer mit Glücksgütern gesegnet ist, kann allen Unannehmlichkeiten und Gewissensbeschwerden aus dem Wege gehen, wenn er sich ein anderes Rechtsgebiet als Wohnsitz aussucht. Allein den Armen und allen denjenigen, die durch ihren Beruf oder ihre Familie an einen bestimmten Ort gebunden sind, ist dies Auskunftsmittel entzogen. Es wird daher ein Segen besonders für die Armen sein, wenn die bestehenden Landesgesetze über die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen durch Reichsgesetz beseitigt werden. Auch alle Gerichte und Verwaltungsbehörden, die über solche Streitigkeiten zu entscheiden haben, werden durch Aufhebung jener Gesetze von einer unerquicklichen Aufgabe befreit".

Dazu kommen für den Verfasser noch maßgebende principielle Gesichtspunkte. Er schreibt: „Die bestehenden Landesgesetze widersprechen mehr oder minder den im deutschen Reich sonst anerkannten Grundsätzen der elterlichen Gewalt und der Gewissensfreiheit. Von diesem Gesichtspunkte aus sind am schärfsten diejenigen Gesetzesvorschriften zu tadeln, die den Eltern jede Entscheidung über religiöse Erziehung durch ein strenges, unabänderliches Gebot entziehen wollen. Fast ebenso verfehlt sind diejenigen Gesetze, die eine Abweichung von der gesetzlichen Vorschrift nur auf Grund eines vor der Ehe geschlossenen unabänderlichen Vertrages gestatten. Ein vor der

der Ehe etwa auf Eindringen von Verwandten, oder andern Personen, geschlossener Vertrag tritt während der Ehe leicht in Widerspruch mit den beiderseitigen Wünschen der Eltern und mit dem eigenen Besten der Kinder; er trifft über das Geschick eines Menschen schon vor seinem Dasein eine Entscheidung, die erst zur Zeit der Ausführung dem Gewissen des Ausführenden anheimfällt. Insofern sind diejenigen Gesetze vorzuziehen, die den Eltern gestatten, ihren Vertrag während der Ehe zu ändern; doch kann auch ein solcher bindender Vertrag leicht zu großer Härte führen, da er durch den Tod des Vaters oder der Mutter unabänderlich wird, und der überlebende Vater oder die überlebende Mutter selbst nach Eingehung einer zweiten Ehe an jenen Vertrag gebunden ist. Alsdann wirkt der Vertrag oft unter Verhältnissen fort, die durch den Tod des Ververstorbenen völlig geändert worden sind, so daß die Verabredung zwecklos und sogar unpassend wird. Aehnliche Uebelstände ergeben sich aus denjenigen Vorschriften, die nur für den Fall gelten, daß die Eltern sich nicht anders einigen: wenigstens treten jene Uebelstände dann ein, wenn die Vorschriften nach dem Tode des Vaters oder der Mutter unbedingt maßgebend sind, so daß der Ueberlebende unter keinen Umständen die religiöse Erziehung der Kinder ändern kann, oder wenn ein Mann seine Frau und seine Kinder böslich verlassen hat, und gleichwohl die Mutter gezwungen wird, ihre Kinder im Religionsbekenntnisse ihres pflichtvergessenen Vaters zu erziehen. Die Kirche schreibt den Eltern, die zu ihr gehören, die Erziehung ihrer Kinder im gleichen Glauben als eine wesentliche Verpflichtung vor. Die Unterstützung dieser Verpflichtung durch bürgerlichen Zwang beruht aber immer auf einem Vorzug und Uebergewicht, den die Staatsgewalt einem bestimmten Glaubensbekenntnisse ertheilt, also auf der Annahme einer Staatsreligion. Wo daher die drei christlichen Confessionen in einem Lande mit gleichen Rechten recipirt sind, muß die Auswahl derselben für die Kinder lediglich den Eltern überlassen bleiben, so daß, wenn beide einig sind, die Staatsgewalt in deren natürliches Erziehungsrecht nicht eingreifen darf. Wenn aber bei eintretender Meinungsverschiedenheit das Einschreiten

der Gerichte nothwendig wird, muß der Wille des Vaters den Vorzug erhalten."

„Wird während der Ehe dem Vater das Recht zugestanden, die religiöse Erziehung der Kinder zu bestimmen, und auch kein Recht der Kirche, sich hineinzumischen, anerkannt, dann ist damit der Keim alles wirksamen Zwistes auch über die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischter Ehe zerstört. Dieser Satz wird durch die Erfahrung bestätigt. Wo keine besonderen Gesetze über die Confession der Kinder bestehen, sind keine Klagen über den Rechtszustand zu vernehmen. Die Erfahrung drängt daher zu dem Vorschlage, die Ausnahmegesetze über die Confession der Kinder aus gemischten Ehen aufzuheben und damit zu den Grundsätzen des gemeinen deutschen Rechtes zurückzukehren, die dem natürlichen Rechte der Erziehung entsprechen."

„Gänzlich unhaltbar ist nach den Erfahrungen der neuen Zeit das in Bayern gesetzlich anerkannte Recht der geistlichen Oberen, in Streitigkeiten über die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen Anträge zu stellen und Beschwerden zu erheben. Dasselbe beruht nicht einmal auf einem folgerichtigen Gedanken. Die Gesetzesvorschrift gewährt den anerkannten christlichen Kirchen das Recht, die Befolgung eines Staatsgesetzes zu verlangen, das ohne ihre Mitwirkung erlassen wurde. In der Regel können die betheiligten geistlichen Oberen verlangen, daß von den Kindern aus gemischten Ehen die Söhne dem Bekenntnisse des Vaters und die Töchter demjenigen der Mutter folgen; doch kann ihnen dieß Recht ohne ihre Zustimmung durch die Eltern entzogen werden. Hätte der Staat die Aufgabe, die Kinder aus gemischten Ehen unter die anerkannten Kirchen zu vertheilen, so dürfte er folgerichtig den Eltern nicht gestatten, dieß Recht der Kirchen zu ändern. Könnte aber ein Recht der Kirche durch Vertrag der Eltern geschaffen werden, so müßte wiederum die Aenderung des Vertrages ohne Zustimmung der Kirche unstatthaft sein."

Wir haben vorstehend die Ansicht des Verfassers über die Frage der religiösen Erziehung der Kinder, soweit es sich de lege ferenda handelt, ausführlich mitgetheilt. Die Frage wird viel umstritten sein, sobald das bürgerliche Gesetzbuch für das

deutsche Reich der Berathung der gesetzgebenden Körper unterbreitet werden wird. Von protestantischer Seite widerstrebt man dem Vorschlage, die bestehenden Gesetze über die Erziehung der Kinder zu beseitigen. Man erblickt in den bestehenden Gesetzen eine Schutzwaffe gegen die Einflüsse der katholischen Geistlichkeit. Man behauptet, gegenüber der Macht der katholischen Kirche befinde sich die protestantische Confession im Stande der Nothwehr. Es sei Pflicht der Protestanten, das Kleinod der protestantischen Glaubens- und Gewissensfreiheit zu erhalten. Zum Schutze des Protestantismus müsse der Staat eintreten, durch gesetzliche Feststellung des Grundsatzes, daß Personen verschiedener Confession nicht eher aufgeboten werden dürfen, als bis sie nachgewiesen haben, daß über die Erziehung der in ihrer Ehe zu erzeugenden Kinder vor der weltlichen Obrigkeit ein unabänderlicher Vertrag von ihnen abgeschlossen worden sei.

Bei diesen protestantischen Erwägungen, welche nicht von Rechtsgrundsätzen, sondern von Zweckmäßigkeitsrücksichten ausgehen, ist selbstverständlich eine Lösung im Sinne des Verfassers durch den Bundesrath und Reichstag nicht in Betracht zu ziehen. In Preußen steht das protestantische Interesse noch so sehr im Vordergrunde vor Recht und Billigkeit, daß jeder protestantische Offizier sofort seine Stelle quittiren muß, sobald er in gemischter Ehe katholische Kindererziehung vereinbart.

Aber auch von katholischen Canonisten werden Einsprüche erhoben, welche freilich rein principieller Natur sind. Von katholischen Canonisten wird ausschließlich katholische Kindererziehung in gemischten Ehen gefordert, weil es einem rechtgesinnten Katholiken nach seinem Glauben unmöglich ist, seine Kinder ruhig in einer anderen Religion erziehen zu lassen, während es dem Protestanten nicht an Beruhigungsmitteln fehlt. Hiegegen bemerkt Dr. Schmidt: „Ein derartiges Gesetz ist in Deutschland unmöglich, weil es gegen die in den Verfassungen aller Bundesstaaten anerkannte Gleichberechtigung der katholischen und evangelischen Kirche verstößt; es ist weder vom päpstlichen Stuhle oder von katholischen Bischöfen, noch von den Vertretern der katholischen Bevölkerung des deutschen Reiches jemals beantragt worden."

Praktisch hat sicherlich der Vorschlag des Verfassers viel für sich, vor allem die Erfahrung, daß dort, wo kein Gesetz über die Confession der Kinder besteht, wie in Elsaß-Lothringen, auch fast kein Streit darüber vorkommt.

Ob wir das Buch des Verfassers über die Confession der Kinder nach den bestehenden Landesrechten betrachten, oder ob wir seine Vorschläge über künftige Regelung dieser Angelegenheit in's Auge fassen, in jeder Beziehung bietet es ein so vollständiges und klar verarbeitetes Material, daß wir das Werk auf's beste zur Benützung und Belehrung, als Handbuch und Wegweiser in einer der schwierigsten Fragen empfehlen können.

München. Dr. R.

XIV.

Päpstliche Intervention zum Schutz religiöser Interessen.

(Eine Stimme vom Rheinland.)

Das Eingreifen des Papstes in die französischen Parteiverhältnisse wirbelt vielen Staub auf durch die stellenweise recht ungeschickte und geradezu unrichtige Vertheidigung seitens des „Osservatore Romano", dessen Redaktion ganz offenbar der Sache nicht gewachsen ist. Allerdings hat der Papst von seiner apostolischen Autorität Gebrauch gemacht, erst durch Rathschläge, dann durch Bitten, hierauf durch Mahnungen, endlich durch förmliche Weisungen; allerdings bewegen sich diese Maßnahmen vornehmlich auf religiösem Gebiete, weil ihr Zweck ausschließlich ein religiöser ist, nämlich die Verhinderung des Untergangs der Kirche in Frankreich. Aber diese Maßnahmen sind kein Ausfluß der unfehlbaren Lehrgewalt des Papstes, sondern es sind Ver

waltungsmaßregeln. Nun ist zwar der Papst auf dem kirchlichen Verwaltungsgebiet nicht unfehlbar, ebensowenig wie der König von Preußen auf dem politischen Verwaltungsgebiet. Aber ebensogut wie den Befehlen des Königs von Preußen, gebührt auch seinen Befehlen nicht blos unbedingte Ehrfurcht in der Aufnahme, sondern auch wahrer Gehorsam in der Ausführung, auch dann, wenn das eigene vernünftige Ermessen des Untergebenen über die Zweckmäßigkeit der Weisung noch so sehr abweicht. Denn wenn auch der Vorgesetzte auf dem Verwaltungsgebiete keineswegs unfehlbar ist, also als Fehlbarer einem Fehlbaren gegenübertritt, so hat er doch das für sich, daß er als Vorgesetzter handelt, und dies gibt den Ausschlag, und zwar auf dem kirchlichen Verwaltungsgebiete umsomehr, als hier blos einzelne, wenn auch noch so sehr bedauerliche Mißgriffe des Papstes selbst von nur partikulärer, wenngleich noch so nachtheiliger Wirkung vorkommen können. Hingegen ist der Papst durch den Beistand Gottes absolut davor bewahrt, im Großen und Ganzen Maßregeln zu ergreifen, durch welche die Kirche als solche zu Grunde gerichtet würde; während kein Fürst, auch der bestgesinnte und weiseste, in Bezug auf sein Reich ohne eine besondere Begnadigung und Offenbarung Gottes wird sagen können: „Ich bin davor bewahrt".

Dies ist die Kette von Wahrheiten, von denen der „Osservatore Romano" in aller Ruhe und Gelassenheit, welche ihm in diesem Fall mangelten, hätte ausgehen müssen. Diese Wahrheiten mußte er nach allen Seiten entwickeln und beleuchten. Wie schon die „Altkatholiken" hervorhoben, ist die oberste apostolische Autorität des Papstes auf dem Gebiete der Kirchenverwaltung wenigstens in den Augen der Welt ungleich einschneidender, als die Unfehlbarkeit des Papstes auf dem Gebiete der Kirchenlehre. Das durfte der „Osservatore Romano" dreist zugeben, weil ein Blick auf die Kirchengeschichte, namentlich des Mittelalters, dies unwidersprechlich erhärtet, wo die Päpste immer nur auf ihre

oberste apostolische Autorität sich beriefen, wie der deutsche Theologe Molitor als der wärmste Freund, der deutsche Canonist Schulte als der heftigste Gegner des apostolischen Stuhles gegen die liberalistische Lehre des persönlich bestgesinnten Franzosen Gosselin dargethan haben. Ich will nun nicht der Redaktion des „Osservatore Romano" gegenüber behaupten, daß ein Molitor, wenn er noch lebte, und ein Schulte, wenn er noch ein römischer Katholik wäre, die richtigen Politiker wären, um der Aufgabe des „Osservatore Romano" gerecht zu werden. Dieses Blatt redigiren, ist ein wichtigeres Amt, als den ersten Lehrstuhl der Dogmatik oder des canonischen Rechts in Rom versehen; denn die Redaktion des „Osservatore Romano" steht beständig vor der ganzen Welt auf dem Lehrstuhl der Dogmatik und des canonischen Rechtes. Nunmehr aber sind die Mißverständnisse bis auf den Punkt gediehen, daß der Papst selbst genöthigt ist, dieselben zu lichten; trotzdem aber geziemt es sich, die oben ausgesprochenen Grundsätze näher zu beleuchten, damit es nicht, nachdem der Papst selbst wird gesprochen haben, heiße, jene Grundsätze seien neu und unerhört.

Es gibt manche gutgesinnte Katholiken, welche sagen: „Der hl. Vater beurtheilt die französischen Zustände ganz richtig, auch hat er ganz correkt gehandelt; aber es ist nicht opportun; es nutzt ja doch nichts; seht nur den Staub, welcher umsonst aufgewirbelt wurde!" Hierauf antworte ich: „Ob's nutzt, bleibt doch abzuwarten. Mag der Untergebene noch so sehr meinen, die Maßregel des Obern sei inopportun, so lange dieser sie für opportun erklärt, ist doch an ihrer Rechtskraft nicht zu zweifeln. Staub aufwirbeln ist aber eine bekannte Kriegslist." — Wieder Andere sagen: „Jedermann sieht ja ein, daß der heilige Vater in der Sache recht hat; es wäre ja höchst klug, wenn die Katholiken Frankreichs es schon längst so gemacht hätten, wie der hl. Vater sie anweist. Aber er redet zu ihnen nur als Freund, nur als Joachimo Pecci, freilich als ein bevor-

zugter und zu bevorzugender Freund, weil er auch der Papst ist, aber doch nur als Privatmann; er greift nicht autoritativ in die französischen Parteiverhältnisse ein; denn es handelt sich um rein politische Angelegenheiten. Sagen, der Papst regle nur die religiöse Seite der französischen Parteiverhältnisse, es sei also eine religiöse Pflicht der französischen Katholiken, den Weisungen zu folgen, ist eine unsinnige Uebertreibung, welche den Zielen des hl. Vaters nur hinderlich sein kann". Das ist denn auch der Standpunkt desjenigen Theiles der französischen Royalisten, welcher auch jetzt noch dem hl. Vater opponirt. Sie sagen: „Als Katholiken beugen wir uns achtungsvoll vor der unfehlbaren Autorität des Papstes in Glaubenssachen". Aber um eine päpstliche Entscheidung in Glaubenssachen handle es sich nicht in dem Streite zwischen ihnen und dem heil. Vater. Ferner sagen sie: „Als Bürger beanspruchen wir das Recht, uns frei über alle Fragen auszusprechen, welche für das Vaterland von Wichtigkeit sind; das Recht, nie unsere Treue gegen unser Königshaus zu vergessen, nie unsere Hoffnungen auf Zurückführung desselben fahren zu lassen; das Recht, nie zur Anerkennung der Republik gezwungen zu werden; das Recht, den vollen Bestand unserer politischen Rechte zu wahren; speciell das Recht, in Ausübung der politischen Mandate jederzeit auf Abänderung der Verfassung zu Gunsten des Königshauses zu dringen." Alle diese Ansprüche stützen sich aber auf eine Reihe irriger Grundsätze, welche in dem Sinne, in welchem sie das Wort „frei" gebrauchen, enthalten sind.

Sie beanspruchen nämlich absolute Freiheit für ihre Bestrebungen, d. i. eine Freiheit, welche unter allen Umständen, in jedem Sinne und in jeder Hinsicht unabhängig ist von der obersten kirchlichen Verwaltung, wie von dem zeitweiligen weltlichen Regime. Sie behaupten: „In politischen Dingen hat die Kirche nichts zu sagen, weder direkt, noch indirekt." Aber nur das erste ist richtig, nämlich die

Kirche hat keine direkte, keine unmittelbare Gewalt, in die politischen Dingen maßgebend, bestimmend einzugreifen. Wohl aber hat sie eine indirekte Gewalt, in politischen Dingen mitzusprechen, und zwar gebietend, zwingend, nämlich dann, wenn die absoluten, höchsten religiösen Interessen dieses Eingreifen gebieterisch erfordern. So z. B. darf der Papst unmöglich zulassen, daß in einem Lande wie Frankreich durch politischen Hader die absoluten, religiösen Güter des Landes zu Grunde gehen. Das Urtheil darüber, ob ein Fall vorliege, welcher ein solches seinem Zwecke gemäß rein religiöses Eingreifen fordert, kann nur dem zustehen, welcher diese absoluten Interessen der Menschheit zu wahren hat. Daß der Papst diese indirekte Gewalt über politische Dinge besitzt, ist zwar keine Glaubenswahrheit, aber doch eine Kirchenlehre, welche aus einer Glaubenswahrheit folgt, nämlich aus der von Christus dem Papste verliehenen Vollgewalt, die Kirche Gottes zu verwalten. Leiten viele Fürsten aus ihrem Rechte, die geringeren politischen, relativen Interessen ihres Volkes zu wahren, auch eine indirekte Gewalt über das Höhere, Absolute, Geistliche her und üben sie im größten Maßstabe, ohne doch für das Eine oder Andere einen Rechtsgrund anführen zu können, so liegt die indirekte Gewalt der Kirche über das Politische tief begründet in der absoluten Superiorität der religiösen Ziele der Menschheit über den politischen.

Mit dieser Kirchenlehre und ihrer Herleitung aus obiger Glaubenswahrheit verhält es sich ähnlich, wie mit dem Rechte des Papstes, die quaestio facti unfehlbar zu entscheiden und seiner Herleitung aus dem von Christo verliehenen Rechte, die quaestio iuris unfehlbar zu entscheiden. Daß der Papst die Gewalt hat, unfehlbar zu entscheiden, ob eine Lehre richtig ist oder irrig, ist eine Glaubenswahrheit. Daß der Papst auch die Gewalt hat, unfehlbar zu entscheiden, ob die betreffende irrige Lehre im Sinne des Verfassers in dem betreffenden Buche steht, ist eine aus jener Glaubenswahr-

heit gefolgerte Kirchenlehre, wegen deren Verwerfung die Jansenisten noch jetzt Schismatiker sind. Der Papst urtheilt demnach zwar nicht mit Unfehlbarkeit — denn es handelt sich um ein Urtheil auf dem Verwaltungsgebiete — aber doch mit autoritativer Berechtigung, ob eine gewisse politische Haltung mit den religiösen Interessen vereinbar sei oder nicht, und gibt da, wo es noth thut, diesem Urtheile gemäß eine autoritative Weisung.

Der hl. Vater Leo XIII. hat dafür gehalten, daß ein solcher Fall, wo es noth thue, in Frankreich vorliege; daß nämlich die verschiedenen einander bekämpfenden politischen Bestrebungen durch die Zwietracht, welcher sie Nahrung geben, die wirksame Vertretung der religiösen Interessen unmöglich machen. Direkt ist's also eine religiöse Sache, welche der Papst auf Grund dieses seines Urtheils regulirt, indirekt eine politische. Von dieser indirekten Gewalt über die politischen Dinge macht die Kirche immer Gebrauch, wann sie muß. Der Umstand, daß sie dies im Mittelalter öfter mußte, gab diesem theilweise sein besonderes Gepräge. Die Royalisten sagen: „Noch nie hat der hl. Stuhl den Anhängern eines früheren Regiments in Frankreich jene Bestrebungen gegen das zeitige Regime verwehrt, welche er jetzt uns verwehrt". Nun mag es ja so sein; heute aber thut's wahrhaftig noth. Der Papst sagt nicht, das jetzige Regime sei rechtlich entstanden, aber er sagt, es bestehe thatsächlich zu Recht; es sei dazu da, die bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Royalisten geben diese Erklärung für einen unrechtmäßigen Zwang und Druck aus, bekennen aber dadurch sich für eine revolutionäre Partei. So stehen die Herren auf dem Standpunkte Philipp des Schönen, welcher am 28. Juni 1298 an den Papst schrieb, er willige ein, daß der Papst zwischen ihm und dem englischen Könige für einen vorliegenden Fall Schiedsrichter sei, doch nicht als Papst, sondern als Benedetto Gaetano; er erkenne nämlich in weltlichen Dingen

keinen andern Herrn über sich, als Gott, auch nicht hinsichtlich der Sünden, die er sich in Behandlung der weltlichen Dinge zu Schulden kommen lasse.

Hiegegen erklärten die Cardinäle in einem Schreiben an den König vom August 1302, daß der Papst die Unterordnung der Könige und der Reiche unter den Papst in zeitlichen Dingen nicht so lehre, als wolle er weltlicher Oberkaiser der Könige sein, sondern nur so, daß ihm die geistliche Pflicht obliege, nach Möglichkeit der Sünde und der Ungerechtigkeit im Auftreten der Könige gegen ihre Unterthanen, und der Untergebenen gegen ihre Obrigkeit zu steuern; daß übrigens der Papst weiter als sonst jemand davon entfernt sei, den von Gott gesetzten Unterschied beider Gewalten zu leugnen.[1]) Es kommt nun freilich in der Praxis alles darauf an, wie der Papst diese heikle Pflicht ausübt; denn auf dem Verwaltungsgebiete ist der Papst nicht unfehlbar. Aber die Theorie, welche durch die Bulle Unam sanctam vom 18. Nov. 1302 förmlich als Kirchenlehre festgestellt ist, empfiehlt sich auch jedem Laien in der Theologie schon dadurch, daß sie weder der Tyrannei der Regenten, noch dem Liberalismus der Regierten günstig ist.

Also die renitenten Royalisten stehen auf dem Standpunkte Philipp's des Schönen. Sie bestimmen, ob der Papst, wenn er ihnen eine Weisung gibt, auf kirchlichem Gebiete sich befindet oder nicht; sie bestimmen seine Competenz; sie bestimmen die Grenzen des Gehorsams gegen ihn. Kein Wunder, daß sie stolz die „fremde Einmischung“ ablehnen, wie sie die Bemühungen des Papstes nennen, die Katholiken Frankreichs dahin zu bringen, daß sie sämmtlich ihren sonderheitlichen politischen Bestrebungen entsagen, damit sie sich fest aneinanderschließen zur Vertheidigung der Religion. Dabei bemerken diese Opponenten gar nicht, in

1) So Häusle, welcher den Papst sonst scharf beurtheilt, im Freiburger Kirchenlexikon s. v. Bonifacius S. 93.

welchen Widerspruch sie sich setzen zu ihrem Benehmen vom Jahre 1873. Denn es sind theilweise die nämlichen Persönlichkeiten, welche damals in Pius IX. drangen, bei der Wiederherstellung des Königthums mitzuwirken, namentlich auch durch Genehmigung der künftigen Verfassung Pius IX. willigte ein, und an ihm lag es nicht, daß die Bemühungen scheiterten. Wenn nun die Royalisten den Papst vom Jahre 1873 dankbar bewundern, wie dürfen sie doch den Papst vom Jahre 1892, welcher sich genau der nämlichen Pflicht zum Heile der Kirche in Frankreich unterzieht, undankbar verdammen?[1]) Sachlich hatte also der Erzbischof von Bordeaux ganz recht, indem er im kirchlichen Amtsblatt alle jene als „Aufrührer gegen die vom hl Vater gegebene Weisung" bezeichnet, welche auch ferner in den getadelten Bestrebungen fortfahren würden, dadurch „Aergernis erregenden Ungehorsam begehend und eine ernste Schuld auf sich ladend".

Hiezu bemerken etliche Blätter, Wahres und Falsches durcheinander werfend: „Das ist übertrieben. Die Weisung betrifft nicht die Lehre, sondern ist nur ein politischer Rath. Die Monarchisten haben das unbeschränkte Recht, nach ihrem eignen vernünftigen Ermessen den Inhalt des Rathes zu acceptiren oder nicht. Auch das deutsche Centrum sah sich im Jahre 1887, als der Papst wünschte, es möge dem Septennate zustimmen, gezwungen, dem Wunsche entgegenzuhandeln." Darüber bemerken wir: Rathschläge, Mahnungen hatte der hl. Vater längst vorausgeschickt; dieses Mal gab er eine Weisung im eigentlichsten Sinne, einen förmlichen Befehl. Daß die Redaktionen den religiösen, kirchlichen Charakter aller dieser Rathschläge, Bitten, Mahnungen, sowie endlich der Weisung nicht aus dem entschieden religiösen Zwecke derselben erkannt haben,

1) Cf. Baunard, La Vie de l'Evêque Pie de Poitiers, Cardinal.

beweist wiederum, daß ein guter Politiker doch auch etwas vom Theologen und Canonisten in sich haben soll. Wahr ist, daß die Weisung nicht die Lehre betrifft, mithin nicht unfehlbar ist. Aber unwahr ist, daß sie nur ein politischer Rath ist. Sie ist wesentlich gar nichts Politisches, sondern etwas wesentlich Kirchliches, und betrifft nur uneigentlich und indirekt die politischen Dinge. Dies ergibt sich aus der Motivirung der Weisung: „Durch eure Agitationen leiden wesentlich die religiösen Interessen. Da aber diese die höhern, unbedingt zu wahrenden sind, so müßt ihr jene Agitationen einstellen, und, mögt ihr dies nun einsehen oder nicht, mögt ihr meine Maßregel für zweckmäßig halten oder nicht, ich weise euch dazu an." Woher sollte nun den Opponenten das Recht erblühen, der Weisung irgendwie entgegen zu handeln? Aus der Fehlbarkeit des Vorgesetzten? Aber ist denn die Fehlbarkeit eines Untergebenen eine bevorzugte? Oder befinden wir uns hier auf einem Gebiete, auf welchem das Gewissen befehlen kann, das Gebot des Vorgesetzten unbeachtet zu lassen, wie z. B. wenn der Vorgesetzte befiehlt, Gott zu lästern, die Ehe zu brechen, zu morden? Objektiv also oder an sich liegt eine im Gewissen verpflichtende Weisung vor, wie auch ein Vater, ein Hausherr, ein Fürst innerhalb seiner Competenz sie erließ. Dem deutschen Centrum aber legte der Papst im Jahre 1887 keine Weisung vor, sondern nur einen Wunsch, und zwar, wenn ich nicht irre, gar nur einen bedingten: „wenn Ihr nur eben könnt!" Welch' ein Unterschied! Die Weisung fordert sofortige Unterwerfung, wie Graf de Mun sie leistete; der Wunsch ersehnt erneuerte Erwägung vor der Entscheidung, ob so oder anders gehandelt werden solle, indem er eine der Alternativen bevorzugt und dadurch veranlaßt, das Gewicht der Gründe für diese Alternative nochmals zu prüfen. Das Centrum bediente sich der ihm gelassenen Freiheit, sagte indeß nicht: „Heiliger Vater! Dies sind rein politische Dinge, und in diesen bist Du auf keine

Art competent, auch nicht indirekt!" Der Papst mochte wohl sogar, nach Lage der Dinge, die Pflicht haben, den Wunsch vorzutragen; das Centrum dagegen die Pflicht, dennoch anders zu handeln, ohne daß deßhalb der Wunsch in jeder Hinsicht so ganz vergeblich vorgetragen worden wäre.

Ueberhaupt wäre es besser, auch bei Beurtheilung jedes anderen Falles vor Allem von der Pflichtlage des Papstes auszugehen; denn die klarste offenbare Pflicht, zum Besten der absoluten Interessen einzugreifen, setzt das Recht voraus, welches nur behufs Erfüllung der Pflicht gegeben wurde. Solch' eine Pflichtlage wird aber naturgemäß demjenigen eher klar, welcher die betreffende Pflicht zu üben hat, zumal dann, wenn er auf eine hohe Warte gestellt ist, von welcher aus er als Unparteiischer, ungeblendet und unbeirrt durch die Ergüsse der Leidenschaften der niederen Regionen, die Verhältnisse nach ihren guten und schlimmen Seiten leichter und schneller beurtheilt. Trotzdem aber ist der Papst in seinen Maßnahmen auf diesem Gebiete nicht unfehlbar. Daher verwerfe ich auf's Entschiedendste folgenden Satz einer Pariser Correspondenz des „Osservatore Romano": „Heute gibt es bezüglich der Unterwerfung unter den Papst keinen Mittelweg. Endweder man gehorcht ihm in Allem oder in gar nichts. Rechtlicher Träger des Glaubens-Depositums und unfehlbarer Ausleger dieses Schatzes ist der Papst. Demgemäß ist der Papst die erste und zwar ständige Autorität, religiös-sittliche wie politisch-sociale."

Auch hier ist Wahres und Falsches durcheinander gemengt. Der Papst kann allerdings die religiösen Wahrheiten unfehlbar feststellen, welche allen religiösen, sittlichen, politischen, socialen Bestrebungen und Maßnahmen zu Grunde liegen müssen, wenn dieselben nicht in Widerstreit mit dem Glaubensdepositum kommen sollen. Aber in seinen eigenen Bestrebungen und Maßnahmen auf allen diesen Gebieten ist der Papst ganz sicher fehlbar, was Einzelnheiten anbe-

langt — ich will nicht rekurriren auf die Aufhebung des Templerordens, wohl aber auf die des Jesuitenordens — er ist nicht geschützt vor einzelnen Mißgriffen, wenngleich er durch den Beistand Gottes absolut davor bewahrt ist, im Großen Maßregeln zu ergreifen, durch welche die Kirche zu Grunde gerichtet würde Ganz unsinnig aber sind die ersten Sätze: „Heute gibt es bezüglich der Unterwerfung unter den Papst keinen Mittelweg: entweder man gehorcht in Allem oder in gar nichts".

Daß der Papst sündigen kann, also auch in den Fehler gerathen kann, Jemanden eine offenbare Sünde zu gebieten, daß aber in diesem Falle Niemand ihm gehorchen darf: dies sind so banale Wahrheiten, daß es nicht nöthig sein sollte, selbe zu erwähnen. Indeß die Fälle, in denen der Papst incompetent ist, sind leicht erkennbar. Dahin rechnen wir auch den Fall, „daß der Papst je einmal die deutschen Katholiken auffordern könnte, dafür einzutreten, daß Elsaß-Lothringen wieder mit Frankreich vereinigt würde." Warum man gerade diesen Teufel an die Wand malt? Der Papst wird sich nicht einmischen, selbst wenn er weiß, wie die systematische, höchst geschickte und ungemein erfolgreiche Förderung des Protestantismus in Elsaß-Lothringen nach Bismarck'schen Rezepten betrieben wird. Wenn jemals wieder auf einem Völkercongreß Vergleichsverhandlungen stattfinden und dann — was ich aber nicht zu erleben wünsche — auch Elsaß-Lothringen ein Vergleichsobjekt wäre, so dürfte es eher der Fall sein, daß diesem uralten Spielball zwischen den West- und Ostfranken eine Mittelstellung à la Luxemburg gegeben würde. Doch zur Sache!

Durch die Fälle, in denen dem Vater, dem Fürsten wegen offenbarer Incompetenz der Gehorsam nicht gebührt oder sogar zu versagen ist, werden jene Fälle nicht in Frage gestellt, in denen der Vater, der Fürst competent ist und Gehorsam heischen darf, obgleich der Untergebene über die Zweckmäßigkeit der befohlenen Sache eine abweich-

ende Ueberzeugung hat. Was aber vom Vater, vom Fürsten gilt, das gilt mindestens ebensosehr vom Papste. Wenn der Papst in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben in einer Angelegenheit, welche das Wohl und Wehe der Kirche in einem großen, wichtigen Land betrifft, auch nur eine Meinung, geschweige einen Rath, eine Bitte, eine Mahnung, oder gar einen Befehl ausspricht, so streitet schon von vorneherein die Vermuthung dafür, daß man es mit einem Ausspruch von hoher kirchlicher, speciell hier administrativer, kirchenpolitischer Weisheit zu thun hat, also mit einem Ausspruch, welchen, auch wenn er nur in der Form einer bloßen Meinung geäußert wird, doch nur der Befangene unbesehen von sich abwirft. Wenn nun aber der Papst in dieser Weise befehlend auftritt, zumal dann, nachdem er schon wiederholt Bitten vorgebracht und, unter Berücksichtigung der kirchlichen Gründe des Papstes, den Beifall einsichtsvoller Geister aller Nationen geerntet hatte: so gebührt ihm unzweifelhaft Gehorsam, allerdings nicht ihm als dem unfehlbaren Lehrer, wohl aber ihm als dem Verwalter der Kirche, auch seitens derer, welche auch jetzt noch nicht von der Zweckmäßigkeit der Verwaltungsmaßregel überzeugt sind.

Genau das Nämliche kommt alle Tage auf dem Gebiete der weltlichen Verwaltung vor. Um ein loyaler Bürger eines bestimmten Staates zu sein, genügt es keineswegs, die Staatsverfassung als rechtsverbindlich anzuerkennen, sondern dazu gehört auch, daß man alle die Verwaltungsmaßregeln als rechtsverbindlich anerkennt, welche der Fürst, wie er sagt, auf Grund und in Ausführung der Verfassung trifft, so lange nicht unzweifelhaft feststeht, daß solch' eine Maßregel der Verfassung absolut in jeder Hinsicht widerstreitet, mag andererseits die betreffende Maßregel dem Untergebenen noch so unzweckmäßig erscheinen. Ich berufe mich in dieser Beziehung auf das preußische Centrum; denn das ganze Verhalten desselben von Anfang an war auf das augenscheinlichste von diesem Grundsatze beherrscht. Was

dem obersten weltlichen Fürsten im Interesse der weltlichen Ordnung billig ist, das ist dem obersten geistlichen Fürsten im Interesse der geistlichen Ordnung wahrlich recht. Befürchtet man hier Gefahren für die staatliche Selbständigkeit, für die nationale Eigenart, für die nationale Entwicklung: so muß man consequent noch weit größere Gefahren für die kirchliche Selbständigkeit, für die kirchliche Eigenart, für die kirchliche Entwicklung befürchten, da **dem kirchlichen Fürsten keine Kanonen zu Gebote stehen**, um seinen in Ausführung der Kirchenverfassung getroffenen Verwaltungsmaßregeln Geltung zu verschaffen, zumal gegenüber widerstreitenden Verfügungen, welche seitens der weltlichen Oberhäupter in Ausführung der Staatsverfassungen getroffen wurden. Leidet aber die kirchliche Selbständigkeit an und für sich nicht darunter, daß wir dem Staatsoberhaupte das Recht zugestehen, in Ausführung der Staatsverfassung Maßregeln zu treffen: so ist es nicht minder wahr, daß die staatliche Selbständigkeit an sich ebensowenig darunter leidet, daß wir dem Kirchenoberhaupte das Recht zugestehen, in Ausführung der Kirchenverfassung Verwaltungsmaßregeln zu treffen. Wer aber diese letztern „Auswüchse“ nennt, obgleich sie den absolut zu erstrebenden Interessen dienen, wird folgerichtig um so mehr die erstern so nennen, da sie nur den relativen Interessen dienen. Wäre nun dies die Proklamirung der Anarchie auf politischem Gebiete, so ist folgerichtig jenes die Proklamirung der Anarchie auf kirchlichem Gebiete.

Im Vorstehenden habe ich das Eingreifen des Papstes in die französischen Parteiverhältnisse vom rein principiellen Standpunkte aus beleuchtet, also ganz unabhängig von etwaigen Nebenmotiven, wie sie von Vielen dem Papste unterschoben werden. „Es liege ihm nämlich daran. durch die Einigung aller glaubenstreuen Katholiken Frankreichs das russisch-französische Bündniß zu stärken gegen das preußisch-italienisch-österreichische der Beförderung des Pro-

testantismus dienende Bündniß, um durch den Sieg des erstern auch den Kirchenstaat wieder zu erlangen.“ Angenommen, diese Nebenmotive existiren wirklich, so müßten die Katholiken Preußens bei Beurtheilung derselben zunächst bedenken, daß sie immerhin Partei sind; sodann, daß der Kirchenstaat nicht im persönlichen Interesse des jeweiligen Papstes, sondern im sachlichen Interesse der Verwaltung der ganzen Kirche doch wirklich ein Gegenstand ist, welcher die ernstesten Bemühungen des Papstes verdient und herausfordert. Denn wie der Papst, so gehört auch der Kirchenstaat der ganzen Kirche, der ganzen Welt, allen Völkern. Nun steht es aber fest, daß Preußen, der Hort des Protestantismus in der ganzen Welt, nun und nimmer den Kirchenstaat wieder herstellen wird. Hat die römische Curie je das Gegentheil geglaubt, hat sie, wie Etliche meinen, deßhalb bei der Bestattung des Culturkampfes in der scharfen Gangart so große Nachgiebigkeit gezeigt, so ist sie von jenem Irrthum für immer gründlich geheilt worden. Was aber blieb nun, da sie doch in ihren Bemühungen um die Restitutio in integrum durchaus nicht erlahmen darf, übrig, als auf Frankreich ihre Hoffnung zu setzen, natürlich nicht auf die augenblicklich am Ruder befindlichen Persönlichkeiten? Da nun aber diese, je nach dem Ausfalle der Wahlen, gesetzlich wechseln, so ist es naturgemäß die Aufgabe des heil. Vaters, alle glaubenstreuen Katholiken so zu begeistern, daß sie bei den Wahlen festgeschlossene Phalanxen, compakte Einheiten bilden.

Das wäre also, würde der Eine oder Andere sagen, die Lage, wie sie in Frankreich unter Mac Mahon kurz vor dem Sturze desselben bestand; indeß haben sich seitdem die Verhältnisse so verschlimmert, daß es dem Papste mit aller Anstrengung doch nicht gelingen wird, auch nur jene Lage wieder zu erreichen. Das mag ja wohl so sein! Aber dennoch ist es Pflicht des Vaters der Christenheit, gerade im Interesse derselben die Hoffnung und seine Bemühung

nicht aufzugeben. Dies zeigt ja auch die neueste Publikation eines der angesehensten Liberalen Italiens, des Attilio Bruniati in der Einleitung zum neuesten Bande der Biblioteca delle scienze politiche. In der erwähnten Einleitung ist das Hauptthema das Gesetz, durch welches der italienische Staat dafür garantirt, daß der Papst innerhalb des Vatikans volle Souveränität habe. Bruniati, welcher öfter Anlaß nahm, das Verhalten der Regierung, z. B. bezüglich der Errichtung protestantischer Bethäuser im Centrum von Rom, der Insulten gegen die Leiche Pius' IX., der Absetzung des Sindaco Torlonia, der Conversion der Propagandagüter, der Connivenz gegen die Excedenten vom 2. Oktober 1891 zu beklagen, freut sich, daß das Gesetz da ist, wirft aber die Frage auf, ob der italienische Staat gemäß demselben unter allen Umständen die erwähnte Garantie leiste, und antwortet: „Beileibe nicht; ja sogar ohne irgendeine Herausforderung seitens der römischen Curie könnte es sich ereignen, daß die italienische Regierung das Gesetz suspendiren müßte, sei es theilweise, sei es ganz; vor Allem im Falle eines Krieges gegen Italien, insbesondere einer Belagerung Roms.“ Gerade dann also, sagt das Wiener „Vaterland“, wenn die Garantie ihre Probe bestehen soll, wird sie hinfällig. Während es ein Segen der frühern politischen Lage des Papstes war, zwischen den kriegführenden Staaten als Neutraler zu vermitteln, wird er jetzt in das Geschick des kriegführenden neu-italienischen Staates verflochten, und wird sein Angebot, zu vermitteln, als Auskunftsmittel angesehen, um sich die Ungelegenheiten des Krieges vom Halse zu schaffen. Verfolgte also der Papst die erwähnte Politik, so identificirte er sich nicht mit Frankreich-Rußland im Sinne des „Moniteur de Rome“; so ist seine Politik wegen seiner universalen Tendenz noch immer eine universale und keine französisch-russische, wenngleich er sich auf Frankreich-Rußland zu stützen hoffte. Seine Schuld ist es nicht, daß diese Stütze keine absolut einwandsfreie ist. Seine Schuld ist es auch nicht,

daß Preußen-Deutschland ihm nicht die geringste Aussicht bietet, und daß Oesterreich-Ungarn dazu verurtheilt ist, auf unabsehbare Zeit sich jeder Intervention zu enthalten, statt die Rolle eines Pipin des Kleinen, eines Karl des Großen zu übernehmen.

Einige haben noch gemeint, die principielle Untersuchung der päpstlichen Ansprüche sei inopportun. Wenn Jemand von der päpstlichen Meinung abweiche, so sei er doch derselben, eben weil sie die Meinung des Papstes sei, eine ehrerbietige Prüfung schuldig, und dies allein thue schon eine wunderbare Wirkung; dies habe man vor Kurzem an Irland gesehen, und sehe es jetzt an Frankreich. Aber es ist leicht einzusehen, daß eine aus bloßer Ehrfurcht vor der Weisheit des Papstes hervorgehende Prüfung der päpstlichen Meinung, über welche wegen ihres Urhebers nicht wie über die Meinung des ersten Besten gleichgültig hinweggegangen wird, diese wunderbare Wirkung unmöglich hat. Diese „ehrfurchtsvolle Prüfung" erinnert überdieß nur zu sehr an das jansenistische in theoria verbindlichere „ehrfurchtsvolle Schweigen" über die Abweichung von der päpstlichen Entscheidung bezüglich der Frage, „ob die betreffende Lehre in dem betreffenden Buche enthalten sei." Wird aber der Papst geradezu wie Christus gefragt: „Vermöge welcher Vollmacht thust Du dies?" mit dem Nebensinne: „Du hast offenbar keine Vollmacht dazu; Du gehst ersichtlich zu weit!" so ist die principielle Untersuchung und Erörterung unvermeidlich, die Untersuchung für jeden glaubenstreuen Katholiken, welcher Belehrung wünscht, speciell für jeden, welcher die Welt- und Kirchengeschichte mit richtiger Beurtheilung der in das Leben eingreifenden Päpste vortragen will; die Erörterung für jeden, welcher der Wahrheit nicht geflissentlich aus dem Wege geht, wie die Schriftgelehrten dem durch Gegenfrage antwortenden Heiland, sondern welcher den Schluß als zwingend anerkennt: Das Recht, welches dem weltlichen Fürsten zur Ausführung der relativen Zwecke seines Volkes billig ist, eben dieses

Recht ist dem obersten geistlichen Fürsten zur Erreichung der absoluten Zwecke der Menschheit doppelt und dreifach billig. Irrt aber der Papst je einmal in der Zweckmäßigkeit seiner Maßregel, so wird er schneller wie sonst Jemand durch die Consequenzen der Unzweckmäßigkeit derselben in Folge der Macht der täglichen Weiterentwicklung der Verhältnisse zur Einsicht gebracht und auf den rechten Weg geführt. Clemens XIV. rief bald sein: „Coactus feci", und seine Nachfolger thaten alles Mögliche, um den Fehlgriff in seinen Folgen zu mildern. — Bin ich bei allen Erörterungen wie nothwendig scharf in der Sache gewesen, so erhoffe ich doch auch das Zeugniß, maßvoll in der Form, wie ebenfalls nothwendig, geblieben zu sein.

C. a. Rh. Dr. X.

XV.

Ein Lebensbild der Königin Marie von Bayern.[1])

Drei Jahre sind bereits verflossen, seit die hohe fürstliche Frau, der das vorstehende, würdig ausgestattete Gedenkblatt gewidmet ist, auf dem Schlosse zu Hohenschwangau von hinnen geschieden. Das Andenken an diese edle, durch persönliche Anmuth, reinste Herzensgüte und großartigen christlichen Duldermuth hervorleuchtende Königin ist im Volke noch nicht erloschen. Wie könnte auch ein so einzigartiges Geschick so bald der Vergessenheit anheimfallen? Gleichwohl erscheint es gerechtfertigt, daß schon bei Zeiten aus dem Munde von Mitlebenden die

---

1) Marie, Königin von Bayern. Ein Lebensbild von Marie Schultze. München, Heinrich Korff. 1892. (ℳ 2.20.)

Zeugnisse gesammelt und die Züge zusammengestellt werden, welche das Bild ihres Wesens und Waltens der Nachwelt rein und wahrheitsgetreu überliefern, wie sie es verdient. Als ein erster Versuch dazu ist die Schrift von Marie Schultze zu begrüßen, deren Mutter der Königin nahe gestanden und die sich für ihre Darstellung zugleich auf Mittheilungen der Prinzessin Therese sowie mehrerer Hofdamen und Klosterfrauen stützen konnte. Was sie bietet, will keine eigentliche Biographie sein, sondern nur eine in einzelnen Partien breiter angelegte Lebensskizze. Es war der Verfasserin darum zu thun, das Charakterbild einer edel veranlagten Frau auf den Höhen des Lebens zu zeichnen, welche das Glück nicht geblendet und welche in den Tagen des Unglücks ein unvergeßliches Beispiel erhabenen Duldersinnes gegeben hat. Das ist ihr gelungen, und in solchem Sinne verdient das mit Geschick entworfene, mit taktvollem Zartgefühl und der Herzenswärme eines Frauengemüthes ausgeführte, dazu mit Porträts und landschaftlichen Illustrationen geschmückte Lebensbild der Aufmerksamkeit in weiten Kreisen empfohlen zu werden.

Eine Prinzessin von Preußen, geboren am 15. Okt. 1825, war Marie das jüngste Kind und der Liebling ihrer Eltern, welche noch die ganze Schwere der napoleonischen Occupation und Gewaltherrschaft durchgelebt und erlitten hatten. Von ihrem Vater, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, wird berichtet, daß er im Jahre 1808, um den corsischen Sieger gegen das gänzlich niedergetretene Preußen milder zu stimmen, dem Imperator in Paris sich als Geisel angeboten habe, von Napoleon aber mit den Worten abgewiesen wurde: „Das ist edel, aber unmöglich.“ Ihre Mutter, Marianne, war eine Landgräfin von Hessen-Homburg, eine religiös gesinnte Frau, deren Lieblingsspruch lautete: Dulde und enthalte dich! Es verdient erwähnt zu werden, daß in der fürstlichen Kemenate ihres Schlosses zu Fischbach neben anderen frommen Gemälden auch das Bild der hl. Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen, in Ehren gehalten ward, von welcher Prinzessin Marie mütterlicherseits in gerader Linie abstammte.

Die schönsten Tage ihrer Jugendzeit verlebte Prinzessin Marie in dem ländlichen und landschaftlich schönen Sommer-

sitze zu Fischbach, einem gothischen Schlosse in Schlesien, das, mit seinem herrlichen Park und dem Blick auf die waldigen Höhen des Riesengebirges, auch der Lieblingsaufenthalt ihrer Eltern war. „In dieser ländlichen Einsamkeit nahm der Prinzessin unschuldvolles Herz eine weihevolle Empfänglichkeit für Naturschönheiten auf, die ihr zur Quelle unvergeßlicher, tröstlicher Erinnerungen geworden ist.“ Alles, was über diese Zeit ihres Lebens berichtet wird, gleicht einer lieblichen fürstlichen Idylle.

Das sorglose Prinzeßchen zählte erst sechszehn Jahre, als der Thronerbe Bayerns um ihre Hand warb. Sie war noch so holdkindlichen Gemüthes, daß die Sage ging, sie habe beim Abschied von Fischbach sich nicht von ihrer Lieblingspuppe trennen können und dieselbe nach München mitgenommen Am 11. Oktober 1842 zog die jugendliche und jugendschöne Braut bei sonnig blauem Himmel in München ein, worauf am 12. Oktober, dem Namenstag des Kronprinzen Maximilian, in der Allerheiligen-Hofkapelle die Trauung durch den Erzbischof erfolgte. 36 Brautpaare, von den acht Kreisen des Landes ausgestattet, wurden am gleichen Tage in der Residenzstadt getraut und zogen beim Oktoberfest in ihren schmucken Landestrachten an den Majestäten und dem Kronprinzenpaar vorüber, zur größten Freude der Kronprinzessin, die hier zum erstenmal Gelegenheit hatte, die buntfarbige und eigenartige Kleidung der bayerischen Stämme zu beobachten, und wohl darüber vergaß, daß sie selbst der gesuchte und bewunderte Mittelpunkt der jubelnden Volksmenge war. Von dem Liebreiz ihrer Erscheinung war alles entzückt.

Zehn Jahre zuvor hatte Kronprinz Maximilian das von Erinnerungen an Welfen und Staufen umwobene Schloß Hohenschwangau erworben und durch Künstler wieder herstellen und ausschmücken lassen. Dahin führte er nun seine junge Gemahlin, die sich in dem ritterlichen, von der Alpenherrlichkeit umrauschten Schlosse sogleich wie angeheimelt fühlte: hier war alles wie zu Hause, in dem trauten Fischbach, nur alles grandioser; die Großartigkeit der Natur wirkte überwältigend. Es wurde ihr Lieblingssitz. In der That gewann der Name Hohenschwangau eine tiefe Bedeutung in ihrer ganzen Lebensgeschichte.

Es ist jener Sitz, in dem sie als Kronprinzessin und Königin die glücklichsten Tage ihres Lebens verbracht, in dem sie als Wittwe und Königin-Mutter die schmerzlichsten Prüfungen erlitten und bestanden hat.

Sechs Jahre stillen Glücks flossen dahin, ehe das Sturmjahr 1848 die Thronentsagung Ludwig's I. herbeiführte. Die Geburt eines Prinzen hatte das häusliche Glück erhöht, ein zweiter wurde geboren, als Maximilian II. eben den Thron bestiegen hatte und Marie Königin von Bayern geworden war. Wie sodann die hohe Frau als Königin gewaltet, lebt noch frisch in der Erinnerung des bayerischen Volkes, und in der biographischen Skizze treten die Hauptzüge dieses sanften Waltens in wohlansprechenden Umrissen heraus Wir lesen, wie sie als erste Frau des Landes mit dem Beispiel erster Frauentugend vorangeleuchtet; wie sie auf den Rundreisen mit dem königlichen Gemahl in den Provinzen durch ihre holde Freundlichkeit, leutselige Einfachheit und lieblich natürliche Anmuth die Herzen des kernhaften Bayernvolkes gewann; wie sie, ohne sich in Sachen der Politik zu mischen, ihren fürstlichen Beruf erfüllt, wo es galt, neben der Majestät und Stärke des Königthums sanfte Hoheit, Milde und Zartsinn zum Ausdruck zu bringen; wie sie in den Werken der Charitas als Protektorin der Wohlthätigkeitsanstalten eine unermüdliche Helferin gewesen; — aber auch, wie sie im Hochland, in ihrem lieben Schweizerhaus bei Hohenschwangau sich der zwanglosen Geselligkeit und Naturfreude überließ.

Dieses hochgelegene Schweizerhaus war die Nachbildung eines im väterlichen Park befindlichen, womit sie von ihrem Gemahl eines Tages in den Bergen überrascht wurde Hier herrschte der Frohsinn, hier galt Einfachheit und ländlicher Haushalt, und man sah die Königin nicht leicht glücklicher, als wenn sie bei dem Mahle des Königs und seiner Jagdgenossenschaft in ihrem lieben Schweizerhaus als fürsorgliche Hausfrau schalten und walten konnte. Die idyllischen Tage ihrer ersten Jugend schienen hier wiederzukehren.

Es existirt noch ein französisches Gedicht, das den Eindruck eines solchen Tages (am 2. Sept. 1855) festzuhalten sucht; es ist betitelt: La Reine des Alpes und beginnt:

Aujourd'hui je tiendrai ma cour
Sur l'herbe tendre et la fougère
Dans la montagne tout un jour.
Ah! qu'il est doux d'être bergère!

— — — — — — — —

Un peu de lait, du pain, des fleurs,
Le bleu du ciel et ses splendeurs,
Un repas simple, une chaumière
Ornée d'un beau feston de lierre,
M'ont fait oublier ma puissance.
Je sens au fond de mon coeur:
Il faut bien peu pour le bonheur! . . .

Aber Glück und Leid, die schwarzen und die heiteren Loose, ruhen nahe bei einander.

Eine plötzliche Aenderung brachte das Jahr 1864. Am 10. März dieses Jahres starb ganz unerwartet König Max II., und ein neuer Abschnitt begann damit für die königliche Wittwe, die, erst 39jährig, den Gatten um 25 Jahre überlebte Sie trug ihr Leid in stiller Zurückgezogenheit, nunmehr unter dem Namen, unter welchem sie volksthümlich geworden, als Königin-Mutter. Anderes Weh brachte der Bruderkrieg von 1866, in dem die Regierung ihres angestammten Landes das Land bekriegte, das ihr zur Heimath geworden. Da zeigte sich die hohe Frau als thatkräftige Helferin und Trösterin. Sie richtete aus eigenen Mitteln zwei Spitäler ein, besuchte die Kranken und Verwundeten, stand mütterlich tröstend bei den Sterbenden, waltete aneifernd im Frauenverein und gab überall ein Beispiel in allen Werken der Barmherzigkeit. Die gleiche hochherzige Samariterthätigkeit entfaltete sie, wo möglich in erhöhtem Grade, in dem Kriege von 1870—71. Ihre Erscheinung in den Lazarethen war wie ein Lichtblick für die Leidenden und wirkte beruhigend auf die Schwerstverwundeten.

Mehr und mehr zog es der Königin Herz und Sinn nach der stillen Erhabenheit der Berge, aus denen sie nur für etliche Wintermonate nach der Hauptstadt zurückkehrte, zumal seitdem sie Elbigenalp im Lechthal entdeckt hatte. Der jugendliche König, der einen Ritt dahin unternommen, hatte seiner Mutter eine so begeisterte Schilderung von den Naturschönheiten des Lechthals gemacht, daß sie einen Ausflug dorthin beschloß und ausführte. Auf dieser Fahrt sah sie Elbigenalp, den Hauptort des obern Lechthals; die schön gelegene Ortschaft gefiel der Königin so ausnehmend, daß sie in der Folge immer wieder dahin zurückkehrte und sich eine Sommerwohnung daselbst einrichtete, wo sie die schönsten Monate des Jahres zuzubringen liebte.

In der Stille der Zurückgezogenheit hatte sich eine Wendung

vorbereitet, welche für ihr inneres Leben von entscheidender Bedeutung war: im Jahre 1874 vollzog sie ihren Eintritt in die katholische Kirche. Es war ein lang erwogener, aus tiefster Ueberzeugung hervorgegangener Schritt. Die Verfasserin sagt darüber: „Die Königin, welche in ihrer Jugend und ersten Heimath die katholische Lehre nur vom Hörensagen gekannt hatte, war in ihrer zweiten Heimath mit derselben mehr und mehr bekannt, ja vertraut geworden; sie erfaßte sie in ihren Tiefen, begriff die Stärke und Kraft, mit der sie Zeitliches und Ewiges verbindet, und nachdem die fromme Fürstin vor dem Gewissen, wie im Herzen sich entschieden hatte, that sie das Gleiche auch vor der Welt. Es ist selbstverständlich, daß dem Uebertritt Jahre schweren inneren Ringens vorausgegangen waren; aber Verschwiegenheit war ihr Erbtheil von Seite der Mutter her. . . Eine Pfingstpredigt des Cooperators Lechleitner in Breitenwang (bei Reutte) über die Autorität der Kirche hatte ihren Entschluß gereift. Diesem würdigen und geistvollen Manne, der später Kaplan in Elbigenalp wurde, bewahrte die Königin bis zu seinem Tode dankbare Anhänglichkeit".

Am 12. Oktober, der ihr Hochzeitstag und der Namenstag ihres verewigten Gemahls war, legte sie in der Kirche zu Waltenhofen, wo Hohenschwangau eingepfarrt ist, das tridentinische Glaubensbekenntniß in die Hände des Bischofs Haneberg ab, dessen einfache, geistvolle und tiefe Art ihr von jeher (als er noch Abt von St. Bonifaz und zeitweilig auch Religionslehrer ihrer Söhne war) das größte Vertrauen eingeflößt hatte, weshalb sie sich von ihm auch kurz zuvor noch unterweisen ließ. Prinz Otto wohnte der Feier bei und umarmte am Schluß derselben gerührt seine Mutter.

Die Religion gab der fürstlichen Dulderin auch die Kraft, die schweren Heimsuchungen der späteren Jahre mit klagloser Ergebung zu tragen, Prüfungen und Schicksalsschläge, wie sie das Herz einer liebevollen Mutter und Fürstin nicht schmerzlicher treffen können: die geistige Erkrankung ihres jüngeren Sohnes Otto und das tragische Schicksal des Erstgebornen, König Ludwig's II. — Das Alterthum, bemerkt die Verfasserin an eine bekannte Vergleichung anknüpfend, kannte eine Mutter, die über den Tod ihrer Kinder aus Schmerz versteinerte; das Christenthum stellt uns eine Mutter vor Augen, die unter dem Kreuz ihres Sohnes in edler Fassung aushält und mitduldet. „Der Mutter unter dem Kreuze hat die Königin nachgestrebt. Das Volk nannte sie gern eine Schmerzensmutter, und es hat Recht gehabt. Es war ihr nicht gegeben, eingreifend zu handeln oder ein düsteres Verhängniß aufzuhalten: ihre Aufgabe

war zu dulden und zu tragen. Ihre Kraft suchte sie im Gebete".

In der lebendigen Bethätigung ihres Glaubens blieb sie sich ununterbrochen gleich. Unzählige haben sich erbaut, wie die königliche Frau so demüthig und schlicht in der Kirche mitten unter dem Volke kniete, mit dem sie sich vor Gott gleich fühlte; Unzähligen diente das hehre Beispiel gewissenhaften Kirchenbesuchs zum eigenen Trost und Sporn. Denn „kein Wetter war ihr zu schlecht oder zu kalt; nie fehlte sie an ihrem Platze, weder auf dem Lande zu Hohenschwangau und Elbigenalp, noch in der großen Hauptstadt München".

Einer Frau, die so Schmerzliches erlitten, kommt der Tod als friedebringender Erlöser. Auf Erden hatte sie nichts mehr zu erhoffen:

> Was ich suche, was ich sehne,
> Ist nicht Glück, nur Friede, Friede!

Mit der christlichen Fassung, mit der sie ihr Geschick getragen, ja mit wahrer Seelenruhe blickte sie dem Tod entgegen, der sie von dem Erdenleide befreien sollte. Auf dem Schlosse zu Hohenschwangau, wo sie so gern geweilt, erwartete sie auch das Ende. Ueber die letzten Tage der Scheidenden konnte die Verfasserin Aufzeichnungen der Prinzessin Therese von Bayern benützen, der besten und treuesten Zeugin, welche der kranken Königin bis zum letzten Athemzuge die zärtlichste Sorgfalt und die liebevolle Hingebung einer Tochter erwiesen. Es sind wahrhaft rührende Blätter, die man unverkürzt lesen muß. Blätter, welche die leidende Frau in der Erhabenheit christlicher Seelenstärke zeigen und über das Charakterbild der Kreuz- und Kronenträgerin einen Zug von Verklärung breiten. Erbauend wie ihr langes Krankenlager war auch der Hingang selbst (17. Mai 1889). Die Königin verschied bei vollem Bewußtsein, von ihrer Umgebung liebreich Abschied nehmend, allen dankend und sie segnend. Das Hinscheiden war so heiligmäßiger Art, sagt die erlauchte Augenzeugin, „daß es eine erhebende Erinnerung all' jenen geblieben ist, welchen es vergönnt war, beiwohnen zu dürfen. Es war kein Tod, es war ein Einschlafen im Herrn, ein von heiliger Sterbensfreudigkeit beseeltes Hinübergehen in eine bessere Welt". —

„Ros' ohne Dorn, eine Taube sonder Gallen": so hat einst Walther von der Vogelweide die liebliche griechische Kaisertochter Irene, Gemahlin Philipp's von Schwaben, im Liede begrüßt. Man kann das poetische Bild des ritterlichen Minensängers auf die Fürstin anwenden, die in diesem gemüthvoll verfaßten Gedenkblatt geschildert ist.

XVI.

Die socialen Reformatoren Englands und die Gesetzgebung zu Gunsten der Kinder.

In keinem Lande Europas hat man so viel für Erziehung und Hebung der niederen Klassen, für Beschützung der Arbeiter gegen die Arbeitgeber, der Kinder gegen die Vergewaltigungen durch gewissenlose Eltern und Vormünder, der Frauen gegen die Brutalität ihrer Männer gethan, aber auch nirgends war eine Reformation nothwendiger als in dem Lande der Freiheit. Die Rechte eines freien Bürgers waren für die herrschende Klasse, den Adel und die Geldaristokratie vorbehalten, die Bauern und ganz besonders die arbeitenden Klassen erduldeten die allerschlimmste Sklaverei. Weil die Arbeiter nicht Eigenthum der Arbeitgeber waren, deshalb trugen letztere keine Sorge für das Leben ihrer Arbeiter; es fanden sich ja immer wieder „neue Hände". (Der Ausdruck Hände für Arbeiter ist bezeichnend und zeigt, wie wenig man die Rechte des Nebenmenschen respektirte, wenn man persönlich ein Opfer zu bringen hatte). Man kann die herrschende Klasse nicht mit ihrer Unwissenheit oder ihrem Vorurtheil entschuldigen, denn sie nahm den lebhaftesten Antheil an der Abschaffung der Sklaverei in den Colonien und dem Verbot des Sklavenhandels, und erkannte die Menschenrechte an: man muß ihr im Gegentheil den Vorwurf der Habsucht und Heuchelei machen, der unglaublichsten Gefühllosigkeit und Härte.

Suchen wir uns vorerst eine Vorstellung zu bilden von der Lage der Kinder gegen Ende des 18. Jahrhunderts, und sehen wir, wie allmählig, Dank den Bemühungen edler Männer, eines Owen, Oastler, Shaftesbury, Manning, Waugh und Anderer nach langem Kampf und bitteren Enttäuschungen die schreiendsten Mißbräuche gesetzlich abge schafft werden,[1]) und die öffentliche Meinung, welche vorher das größte Hinderniß gewesen, umgestimmt wird, so daß England in der Sorge für die Kinder andern Staaten als Muster dienen kann.

Gegen Anfang des 19. Jahrhunderts hatte sich eine große Aenderung in England vollzogen, waren Fabriken an die Stelle der kleinen Werkstätten getreten, löste sich das engere Verhältniß der Meister zum Gesellen und zum Lehrling immer mehr, und wurde eine Schranke errichtet zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Die neuen Herren, sagt Marshall,[2]) waren meistens Leute, welche durch eigene Anstrengung ein großes Vermögen erworben hatten, kräftige, energische und unternehmende Männer, welche glaubten, die Armen verdienten für ihr Unglück mehr Tadel als Mitleid. Nach ihnen war nichts nothwendiger, als freie Conkurrenz, „der Stärkere war vollkommen berechtigt, den Schwächeren zu unterdrücken“. Nach diesem Grundsatz sahen sich die Fabrikanten nach den wohlfeilsten Arbeitern um, die ganz von den Arbeitgebern abhängig waren, und fanden die gediegensten Werkzeuge in den Kindern. Hören wir einen Augenzeugen, Dr. Aikin, einen Arzt aus Lancashire, der uns im Jahre 1795 folgende Beschreibung[3]) gibt: „Die Erfindung und Verbesserung von Maschinen, welche Handarbeit

1) Hutton A. W., Cardinal Manning with a bibliography London 1892. Spencer Walpole, History of England. 5 Bände. London, Longman's 1878—85.
2) Elements of Economies of Industry. London 1892 p. 20.
3) History of Factory Movement I, 117.

ersparen, hatte einen erstaunlichen Einfluß auf die Ausdehnung unseres Handels und brachte Arbeiter von allen Theilen Englands hierher, namentlich Kinder für die Baumwollenfabriken. Darin werden ganz junge Kinder beschäftigt, manche werden von den Armenhäusern Londons und Westminsters zusammen gebracht und in ganzen Schaaren nach Hunderte von Meilen weit entfernten Städten transportirt, wo sie als Lehrlinge angestellt werden. Da dienen sie unbekannt, unbeschützt und vergessen von denen, deren Obsorge die Natur und das Gesetz dieselben anvertraut hat. Diese Kinder sind gewöhnlich viel zu lange zur Arbeit angehalten, in engen Räumen oft auch während der ganzen Nacht". Erst 50 Jahre später wurde durch eine Akte die Arbeitszeit auf 10 Stunden fixirt.

Da große Nachfrage nach Kindern war, so wandten sich nicht nur die Fabrikanten an die Vorsteher der Armen- und Waisenhäuser, um ganze Schiffs- oder Wagenladungen von Kindern zu erhalten, sondern es erschienen auch Agenten und Unterhändler in den Städten des Südens, welche die Kinder untersuchten, ob sie gesunde Glieder hätten; gerade wie man in Rom und Griechenland die Sklaven auf dem Markte geprüft hatte. Um die drückende Armensteuer herabzusetzen, ließen sich die Vorsteher in der Regel auf den Handel ein, und überlieferten die Waisenkinder diesen modernen Sklavenhändlern, welche die armen Kinder in den dunklen Kellern Manchesters oder anderer Städte hielten, bis ein Fabrikherr ihnen dieselben abkaufte. In der Fabrik fing eigentlich erst das Leiden an. Die Fabriken waren Tag und Nacht im Gang zu jener Zeit, wo die großen Baumwollenspinner wie Lancashire nicht Hunderte, sondern Tausende von Prozent Profit machten. Eine Abtheilung von Kindern löste die andere ab. Müde und erschöpft standen sie von ihren Betten auf, noch müder legten sie sich nieder. Krankheit, Tod und Laster, denn man hielt oft nicht einmal die Geschlechter von einander getrennt, nahmen unter den Kindern furchtbar über-

hand. Die Nahrung war die wohlfeilste und so karg zugemessen, daß die Kindern mit den Schweinen ihres Herrn um den Abfall in dem Schweinstroge sich stritten. Dabei mußten sie 16—18 Stunden fortarbeiten, bisweilen noch länger. Manches todmüde Schlachtopfer, jung an Jahren, alt im Leiden, betete wohl, der Tod möge kommen und es erlösen. Bisweilen versuchten sie zu entfliehen, aber der Versuch war in der Regel erfolglos und erhöhte, wenn man sie wieder gefangen hatte, nur noch ihre Qualen. Selbst jungen Frauen wurden, wenn man sie nur im Verdacht hatte, daß sie fliehen wollten, die Knöchel in Eisen geschlagen, die mit ihren Ringen und Gliedern bis an die Hüfte reichten. In diesen Eisen mußten sie zur Fabrik gehen, in ihnen mußten sie sich zu Bette legen. Wenn die Armen ihre Arbeit nicht vollendet hatten, wurden sie schwer gezüchtigt, wenn sie erschöpft für einige Augenblicke ruhen wollten, sauste die Peitsche des Aufsehers auf sie herunter und trieb sie zur Eile an. Der Tod, der natürlich zahlreiche Opfer forderte, war für diese elenden, von allen verlassenen Kinder eine Wohlthat.

Lord Romilly 1811 und Sir Robert Peel (der Vater des großen Ministers) 1816 haben dieselben traurigen Thatsachen zu berichten. „Kleine Geschöpfe, sagt Letzterer, wurden aus ihren Betten gerissen und mußten im Alter von 6 Jahren von früh Morgens bis spät Abends arbeiten, etwa 15 bis 16 Stunden“. Im Jahre 1802 hatte Peel eine Bill eingebracht, der zufolge die Arbeitszeit auf 12 Stunden beschränkt, Arbeiten bei Nacht allmählig abgeschafft und Inspektoren der Fabriken bestellt werden sollten. Von der Gesetzgebung bis zur Ausführung war jedoch ein weiter Schritt; man mußte vorerst der herrschenden Klasse ihr Unrecht zu Gemüthe führen und ihr die Pflichten der Nächstenliebe klar machen. Selbst Peel betrachtete es als vollkommen gerecht und billig, so viele Lehrlinge zu nehmen, als man wolle; die Kinder Londons würden im Diebstahl unterrichtet, nichts sei demnach

ersprießlicher für dieselben, als aus ihrer früheren Umgebung herausgerissen zu werden. Wortley, ein anderes Parlamentsmitglied, hob hervor: „Die Anhänglichkeit an die Familie bei den Kindern der höheren Klassen zu wecken und zu fördern, sei in der That die Quelle jeder Tugend; das sei aber nicht der Fall bei den niederen Klassen, im Gegentheil müsse man die Kinder ihren elenden und entarteten Eltern wegnehmen. Der Annahme vieler Lehrlinge ein Hinderniß in den Weg legen, würde dem Volke nachtheilig, nothwendig den Arbeitslohn erhöhen und dadurch auch den Verkauf der englischen Fabrikate beeinträchtigen."

Während, Dank der Habsucht und Selbstsucht der herrschenden Klasse, Peel's Gesetz ein todter Buchstabe blieb, handelte Robert Owen, der seit 1797 der Direktor und bald darauf, infolge seiner Verheirathung mit der Tochter des Eigenthümers, Besitzer einer großen Baumwollenfabrik in New Lanark geworden war. Die 4—500 Kinder, welche er daselbst vorfand, sollten nach der Angabe der Händler im siebten bis zwölften Lebensjahre stehen, waren aber durchgängig um zwei Jahre jünger. Owen machte sofort den Versuch, für den Geist und Leib der Kinder Sorge zu tragen, und wurde der Gründer von Kleinkinderschulen. Im Gegensatz zu andern Fabrikherren, welche ihre Arbeiter zwangen, ihre Viktualien und Waaren aus den Läden der Fabrikanten zu beziehen und 25 Prozent mehr zu zahlen, ließ Owen die besten Waaren zum niedrigsten Preise seinen Arbeitern verabfolgen und bahnte so den Weg für das in neuester Zeit so weit verbreitete System, wonach die Kunden ihren Antheil an dem Reingewinn des Geschäftes erhalten. Um hohen Gewinn war es ihm nicht zu thun, deshalb enschädigte er die Theilhaber an seinen Fabriken und führte das Geschäft allein bis zum Jahre 1828. Staatsmänner, sociale Reformatoren, ja selbst der russische Kaiser Nikolaus pilgerten nach Lanark. Hier fanden sie zufriedene und gesunde Arbeiter, gut unterrichtete Kinder; Unsittlichkeit war eine große Selten-

heit, die Trunksucht ganz ausgerottet. Weil Owen seinen Arbeitern unzweideutige Beweise seiner Uneigennützigkeit gab, für ihre leiblichen und geistigen Bedürfnisse sorgte, bemühten sich dieselben, solcher Wohlthaten sich würdig zu zeigen. Leider wurde von Owen die religiöse Erziehung vernachlässigt; es bildete sich bei ihm in Folge der Opposition eine Gesinnung aus, die den sonst so verdienten Mann auf Abwege führte. Im Jahre 1817 trat Owen mit einem Vorschlag vor die Oeffentlichkeit, welcher die Bildung von Arbeitergemeinden empfahl. Zwölfhundert Personen sollten in einem großen Gebäude mit gemeinsamen Küchen und Speisesälen zusammen wohnen und 1000—1500 Morgen Landes bewirthschaften. Die Arbeit und die Löhne sollten gleichmäßig vertheilt werden; die einzelnen Familien sollten unter einem Aufseher stehen. Um 1825 wurden zu Orbiston in der Nähe Glasgows und 1824 in New-Harmony in den Vereinigten Staaten Niederlassungen gegründet, die jedoch nicht gediehen — in letzterer Niederlassung büßte Owen sein ganzes Vermögen ein. Owen, der geisteskrank geworden war, fuhr fort, nach seiner Art die Interessen des Arbeiterstandes zu vertheidigen, gegen alle Religion, gegen die Ehe und gegen das Eigenthum zu eifern. Die besseren Klassen, welche ihn früher unterstützt hatten, und manche seiner Schüler wendeten sich von ihm ab, bei den Massen dagegen, welche von dem Unglauben angesteckt waren, fanden die Grundsätze nur zu günstige Aufnahme.[1] Owen starb 1858 in in seinem 78. Lebensjahre. Man kann begreifen, wie Owen dazu kam, die bestehenden Religionsgesellschaften als gemeinschädlich, ja verderblich zu betrachten; denn die Geistlichen der Staatskirche und der zahlreichen andern Sekten Englands (die Katholiken scheinen ihm unbekannt geblieben zu zu sein) zeigten kein Mitgefühl für die Leiden der Armen

1) Cf. Walpole l. c. IV, 46.

und suchten jeden wahren Menschenfreund als Rebellen und Aufrührer zu verdächtigen.

Owen hatte gezeigt, daß die Arbeiterklasse nicht unverbesserlich sei, daß ihre Laster auf Rechnung der Arbeitgeber zu setzen seien, daß man endlich einmal Hand an's Werk legen müsse. Wie gewöhnlich nahm man wieder seine Zuflucht zu einer Commission, die sich sofort ans Werk machte und Erkundigungen über die Lage der Arbeiter einzog. Die Thatsachen, welche die Untersuchungen der königlichen Commission 1816 an's Licht brachten, waren haarsträubend. Man hatte nebst den Habseligkeiten eines Mannes, welcher Bankerott gemacht hatte, auch seine drei Kinder zum Verkaufe ausgeboten; ein Fabrikant hatte die Lehrlinge, welche er von einer Pfarrei Londons erhalten, einem andern verkauft. Man hatte viele Kinder förmlich durch übermäßige Forderungen getödtet. Gleichwohl gelang es den Freunden der Fabrikanten, die so nothwendigen Reformen zu verhindern, bis endlich 1819 ein Gesetz durchging, das die bestehenden Mißstände zu beseitigen suchte.

Die Hauptbestimmungen desselben sind folgende: 1. Kinder unter 9 Jahren dürfen nicht angestellt werden. 2. Die Arbeitszeit für Kinder unter 16 Jahren beträgt 12 Stunden. 3. Während der Arbeitszeit darf man seine Mahlzeit einnehmen. 4. Die Mauern und die Zimmerdecken müssen zweimal im Jahr geweißt werden. Diese Verordnungen hatten jedoch nur Geltung für die Baumwollen-, nicht für die Wollen- und Kammwollen-Spinnereien. Das Gesetz wurde ungestraft übertreten. Die reichen Fabrikanten und Großgrundbesitzer hatten viel Wichtigeres zu thun, als sich um den armen Lazarus zu kümmern, der mit Geschwüren bedeckt vor ihren Thüren lag, oder sich in ihren Fabriken zu Tode arbeitete. Die Sklavenfrage, die Leiden der Schwarzen in den Colonien Westindiens hatten die meisten so in Anspruch genommen, daß sie an ihre armen Mitbürger in England nicht denken konnten. Zu diesen Männern

zählte auch Richard Oastler, der Verwalter der Güter eines Herrn Thornhill. Derselbe besuchte eines Tages seinen Freund John Wood in Horton Hall in der Nähe Bradford's und unterhielt sich mit demselben über die Abschaffung der Sklaverei. „Warum, sagte Wood, der ein großer Fabrikbesitzer war, haben Sie Ihre Aufmerksamkeit nicht auf das bei uns bestehende Fabrikwesen gerichtet?" „Warum sollte ich? erwiderte Oastler. Die Fabriken gehen mich nichts an". „Vielleicht ist es so, entgegnete der Freund; aber ich versichere Sie, in unsern Spinnereien werden täglich Akte der Grausamkeit gegen junge Kinder verübt, welche Sie zu verhindern suchen würden, wenn sie dieselben kennten". Darauf entrollte er vor dem erstaunten Hörer ein Bild der Gräuel der Fabriken. Selbst in seinen Fabriken, sagte Wood, müßten die Kinder von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends arbeiten und hätten nur 40 Minuten Unterbrechung für ihre Mahlzeiten; in anderen Spinnereien gebe man keine Ruhezeit und treibe die Kinder durch grausame Mittel zur Arbeit an. Sie müßten eine Geldstrafe erlegen, würden mit Riemen, Stöcken und Geißeln geschlagen, die Mädchen müßten sich höchst unanständige Behandlung gefallen lassen.

Oastler sandte am 29. September einen Brief an die in Yorkshire weit verbreitete Zeitung „The Leeds Mercury" ein, und behauptete, die furchtbarste Art der Sklaverei bestehe in England, in den Spinnereien von Bradford, Morpeth, Huddersfield und andern Städten des Nordens. Tausende von Kindern, Mädchen und Knaben von 6—14 Jahren, würden gezwungen, 13—16 Stunden unter der Peitsche des Aufsehers zu arbeiten. Der Brief machte Sensation, keines der von Oastler vorgebrachten Details konnte bestritten werden; von überall liefen Schreiben ein, welche weitere Beweise lieferten. Am 22. November fand in Bradford eine große Versammlung der Fabrikanten statt, in der man beschloß, eine Petition an das Parlament einzureichen. Die Fabrikanten von Halifax reichten eine Gegenpetition ein. Oastler

fand treffliche Bundesgenossen an T. Hobhouse und T. Sadler, die beide im Unterhause saßen. Sadler versprach einen Antrag im Parlament einzubringen, der die Arbeitszeit auf 10 Stunden herabsetzen sollte. Der Antrag kam zur zweiten Lesung im März 1832. Wir wollen aus der Rede Sadler's nur einige Stellen ausheben. „Unsere Vorfahren hätten es nicht für möglich gehalten, die Nachwelt wird es unglaublich finden, daß ein Geschlecht von Engländern existiren könnte oder existirt hat, das stammelnde Kinder, die nur wenige Sommer zählen, zur Arbeit trieb, unbekümmert um ihr Lächeln oder ihre Thränen, ungerührt durch ihre widerstandslose Schwachheit, zu einer Arbeit von 13—16 Stunden während des Tages und einen Theil der Nacht. . . Um sie wach zu erhalten, zur Arbeit anzuspornen, schlägt man sie mit Riemen. Ja, das weibliche Geschlecht, Alt und Jung, wird geschlagen, geschlagen in dem freien Arbeitsmarkt, gleich den Sklaven. Sie werden durchgepeitscht vor ihren Gefährten, als wären sie Hunde, von ihrem tyrannischen Aufseher".

Die Eltern, welche oft keine Arbeit finden konnten und durch das Armengesetz demoralisirt worden waren, zeigten sich vielfach nur zu bereit, sich auf Kosten ihrer Kinder zu ernähren. In einigen Gegenden ging man keine Heirath ein, wenn man nicht sicher war, Kinder zu erzielen, denn da die Kinder schon vom 6. Lebensjahre an arbeiten durften, konnten die Eltern ungestraft dem Müßiggang sich ergeben. Weder die Eltern solcher Kinder, noch die Arbeitgeber sahen die Nothwendigkeit einer Reform ein. Sadler selbst wurde 1832 nicht wieder in's Parlament gewählt. Oastler und seine Freunde verloren indeß den Muth nicht und suchten das Volk aufzuklären durch Veröffentlichung aller Grausamkeiten, deren sich die Aufseher schuldig machten. Hier folgen nur einige Fakta, die damals großen Unwillen erregten. Wenn gegen Ende des Tages Kinder ihre Arbeit nicht mehr verrichten konnten und einschliefen, dann wurden sie durch

Schläge geweckt und durch Schläge wach erhalten. In Duntrim, einer großen Spinnerei, wurden die Kinder während ihrer Arbeit am Tage eingeschlossen und ebenso bei Nacht in Schlafhütten gesteckt, in denen sie die Nacht zubringen mußten. Da die Schlafhütte der Knaben nicht alle fassen konnte, schickte man Knaben in die Schlafhütte der Mädchen. Wenn einige der älteren Mädchen entfliehen wollten, weil sie sich nicht mißbrauchen lassen wollten, wurden sie mit Ruthen geschlagen, oder, weil sie den Vertrag nicht gehalten, in's Gefängniß geworfen. So wurde ein erwachsenes Mädchen ein ganzes Jahr eingekerkert und mußte dann ein ganzes Jahr nach abgelaufener Lehrzeit für ihre Kost arbeiten, um den Herrn schadlos zu halten, weil sie im Gefängniß gewesen und für ihn nicht hatte arbeiten können. In Huddersfield war ein Knabe lahm und fand es schwierig, zeitig bei der Arbeit zu sein. Sein Bruder und seine Schwester nahmen ihn daher unter den Arm und schleppten ihn fort. Wenn dieselben einige Minuten zu spät kamen, schlug der Aufseher mit dem Riemen oder der Peitsche auf sie los. Um Mädchen zu bestrafen, band sie der Aufseher zuweilen an eine Kette zusammen und trieb sie mit Peitschenhieben vor sich her. Nicht daß so viele arme Kinder unterlagen, ist auffallend, sondern daß sie Jahre lang ihre furchtbaren Qualen ertragen konnten.

Auf die Fabrikherren machten die Reden und Zeitungsartikel Oastler's wenig Eindruck, wohl aber auf das Volk und ganz besonders auf die Arbeiterbevölkerung selbst, und auf die Vormünder und Eltern der armen Kinder, welche sich des schreienden Unrechtes bewußt wurden, das man an den Kindern beging. Oastler setzte die Agitation fort und gewann manche Bundesgenossen, welche gleich ihm über die Beobachtung der bereits bestehenden Gesetze wachten. Die Magistrate kehrten sich vielfach nicht an die Klagen, oder legten den Uebertretern der Fabrikgesetze ganz leichte Strafen auf, während sie die Rechte des Meisters über den Lehrjungen

immer gegen die armen Fabrikarbeiter betonten. Die Fabrikherren hatten manche Kinder angelockt durch das Versprechen, sie ein Handwerk zu lehren, hatten aber in der Regel auch nicht eine der Pflichten des Meisters erfüllt. Die Kinder lernten nichts, ihre Beschäftigungen waren rein mechanisch, ihre Kost und Wohnung schlecht, die Mehrzahl starb während der Lehrzeit; die, welche alle Strapazen überstanden hatten, waren verkrüppelt oder schwach und für jede andere Arbeit unfähig. Erst 1836 versprach die Regierung die Beobachtung der bestehenden Fabrikgesetze einschärfen zu wollen.

Oastler, gleich so vielen großen Wohlthätern der leidenden Menschheit, wurde nicht nur die Zielscheibe des Spottes und der Verachtung der herrschenden Klasse, sondern auch in's Gefängniß geworfen, in welchem er vier Jahre lang blieb. Als Agent des Herrn Thornhill hatte Oastler einen Gehalt von 300 Pfd., der, nachdem er die Agitation begonnen hatte, ganz ungenügend war. Er hatte Schulden machen müssen und erklärte Herrn Thornhill, er müsse resigniren. Dieser erhöhte das Gehalt seines Agenten auf 500 Pfd., und erlaubte ihm die contrahirten Schulden allmählig abzutragen. 1838 resignirte Oastler, was natürlich in der Nachbarschaft großes Aufsehen erregte und Anlaß zu scharfen Bemerkungen gegen Herrn Thornhill gab. Obgleich Oastler kein Wort der Klage entschlüpft war, wurde er doch von seinem ehemaligen Herrn gerichtlich belangt und in die Fleet, ein Gefängniß Londons, geworfen, weil er die seinem Herrn schuldende Summe von 500 Pfd. nicht bezahlen konnte (1840). John Walter, der Herausgeber der „Times", und Andere sammelten 3000 Pfd., zahlten die Schuld, die Zinsen und Gerichtskosten, und so wurde Oastler wiederum frei, 1844. Nachdem die 10 Stunden-Akte endlich im Jahre 1847 durchgegangen, zog sich Oastler vom öffentlichen Leben zurück. Er lebte arm und vergessen in Guildford, einem Dörfchen der Grafschaft Surrey, und starb 1861. Seine Frau, die ihm während der Agitation treu zur Seite gestanden, starb schon 1845. Ohne Murren

und ohne Klagen trug Oastler sein Loos, er konnte sich damit trösten, für die gute Sache Wohlstand, Ansehen und Ehren zum Opfer gebracht zu haben.

Noch weit unglücklicher war die Lage der Kinder, welche in den Bergwerken arbeiteten. Mit Recht konnten die Besitzer der Spinnereien die socialen Reformer auf die Mißbräuche in den Kohlenbergwerken hinweisen, die wohl Tausenden bekannt waren, aber unbeachtet blieben, weil niemand dieselben in ihrer ganzen Abscheulichkeit geschildert hatte. Lord Ashley, später Earl von Shaftesbury, einer der größten Philanthropen Englands, der schon vorher eine Beschränkung der Arbeitszeit gefordert hatte (1833), beantragte im Parlamente 1840, daß man eine Commission behufs Prüfung der in den Bergwerken bestehenden Mißbräuche niedersetze und daß dieselbe das Recht habe, Zeugen zu verhören. Der Antrag ging durch, die Commission machte sich sofort an die Arbeit und veröffentlichte zwei Jahre später einen furchtbaren, aber ganz wahrheitsgetreuen Bericht, der alle Besserdenkenden mit Entsetzen und Scham erfüllte. Wir können aus diesem Bericht, der auch Zeichnungen enthielt, nur Einiges anführen.

Nicht bloß erwachsene Männer wurden in den Schachten beschäftigt, sondern auch Kinder, Knaben und Mädchen im Alter vom 7.—21. Jahre; manche Kinder waren fünf, einige sogar nur 4 Jahre alt. Die Gänge in den Bergwerken waren nicht etwa breit und hoch, so daß man bequem in denselben gehen konnte, trocken und gut ventilirt, sondern fast ohne alle Ventilation 18 Zoll breit, 2 Fuß hoch; das Wasser floß an den Wänden herab, Mäuse, Ratten und Ungeziefer fanden sich in den Gängen, die meist ganz dunkel waren. In diesen Gängen nun waren ganz junge Kinder als Thüröffner (trappers) beschäftigt. Sobald sie einen Kohlenwagen heran- oder zurückkommen hörten, mußten sie das Thor oder die Klappe öffnen und dann wieder schließen. Wehe ihnen, wenn sie es je vergaßen, einschliefen, oder nicht sogleich zur

Stelle waren. Sich auf den nassen Boden zu setzen, sich an die nassen Wände zu lehnen, war gleich gefährlich, ebenso das Auf- und Abgehen im dunklen Gang. Welche Angst mögen die armen Kinder in dieser Finsterniß ausgestanden haben! Wenn sie älter wurden, dann avancirten sie und wurden Karrenzieher. Diese Arbeit war noch viel beschwerlicher, Mädchen und Knaben wurden an den Kohlenwagen gespannt, eine an dem Wagen befestigte Kette ging zwischen den Beinen durch und war an einen Gürtel befestigt, der die Taille umschloß. Knaben und Mädchen trugen meist nur Hosen, der Oberkörper war ganz entblößt, kleinere Kinder trugen ein Hemd; die Männer waren meistens ganz nackt. Weil die Gänge so niedrig waren, mußten die Kinder auf den Händen und Knieen mit dem Wagen vorankriechen; auch so stießen Rücken und Füße gegen die Seitenwände und die Decke, oft stolperten die Kinder und verletzten sich schwer, bisweilen waren sie dem Ersticken nahe. An ein Ausruhen war nicht zu denken. Das Sonnenlicht sahen sie nur am Sonntage. Die Kohlenträger trugen große, mit Kohlen gefüllte, dem Rücken angepaßte und mit Riemen um die Stirne befestigte Körbe. Mit gekrümmtem Rücken mußten die Armen die hohen Leitern oder Stufen hinaufsteigen, denn sonst wären die Kohlen aus den Körben gefallen. Die Kinder hatten je nach ihrem Alter mit Lasten von einem halben bis zu anderthalb Centnern jeden Tag eine Höhe hinaufzutragen, die vierzehnmal größer war, als die Höhe des Thurmes der Paulskirche. In den unteren Schichten wurden auch Kinder zum Auspumpen des Wassers verwendet. Sie standen meistens im Wasser, das bis an die Knöchel ging; bisweilen hatten dieselben zwei Tage nacheinander d. h. 36 Stunden zu arbeiten.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß die Erduldung von Grausamkeiten grausam macht, daß ein grausamer Herr nicht nur immer Aufseher findet, die seine Grausamkeit überbieten, sondern daß der Sklave der härteste Bedrücker seiner

Mitsklaven ist. Die Bergleute Englands machten von dieser Regel keine Ausnahme. Nicht blos wurden Kinder und erwachsene Mädchen von den Männern verführt und mißbraucht, sondern auch auf's grausamste gestoßen und geschlagen, mit Füßen getreten und verstümmelt. Für die armen Kinder gab es keine Magistrate oder Richter, keine Anwälte oder Vertheidiger, keine Polizei; denn diese wagte nicht in das unterirdische Reich einzudringen, in welchem Diebe und andere Verbrecher eine Zufluchtsstätte fanden. Die Geistlichen scheinen gleichfalls ihre Hände in den Schooß gelegt zu haben, bis ihnen endlich der Bericht die Augen öffnete.

Der Aufschwung von Handel und Gewerbe, die Verwendung der Maschinen statt der Handarbeit, das Aufkommen der großen Fabriken hatten den Reichthum und den Wohlstand der Nation noch erhöht, aber auf Kosten der Arbeiter. Mit Recht konnte man geltend machen, daß die Fabrikherren ihre Mitbürger schlimmer behandelten, als der Amerikaner seine Sklaven, als der Landwirth sein Vieh. Sie alle hatten einen hohen Preis für Sklaven und Pferde gezahlt und kannten den Werth derselben, und suchten sich dieselben zu erhalten; der englische Fabrikherr wußte, daß Menschenfleisch wohlfeil zu haben war, daß gewissenlose Armenpfleger, von Hunger und Elend heimgesuchte Familien ihre Kinder hergeben würden, daß die Proteste der edlen Männer, welche gegen diese Tyrannei eiferten, wirkungslos verhallen würden, und ging ruhig seines Weges. Glücklicherweise hatte sich die herrschende Klasse verrechnet. Die Stimmung des Volkes war zu unzweideutig, der Unwille gegen die Bedrücker zu groß, als daß die Regierung sie länger hätte schützen können. Es ging ein Gesetz durch, des Inhalts: Kinder unter 13 Jahren dürfen nicht mehr unter der Erde arbeiten; die Arbeit selbst wurde leichter gemacht. In der Zehnstunden-Akte (1847) wurde die Arbeitszeit auf 10 Stunden beschränkt, meistens von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, mit Unterbrechungen für die Mahlzeiten.

Statt die Gesetze auf alle Fabriken und Werkstätten und auf alle Arbeiter auszudehnen und der Willkür der Arbeitgeber eine Schranke zu setzen, ließ das Parlament sich nur mit Widerstreben eine Reform nach der andern abnöthigen. Die Arbeitgeber mußten von den Reformatoren aus jeder Position verdrängt werden, bis endlich für die Kinder mehr und mehr Freiheit erobert wurde. Wir geben hier nur einige Wohlthaten, welche den Kindern in den letzten 20 Jahren zu Theil geworden sind.

Bis zum Jahre 1871 hatte man den Leiden der in den Ziegelbrennereien arbeitenden Kinder keine Beachtung geschenkt. In diesem Jahre lenkte der unermüdliche Earl von Shaftesbury die öffentliche Aufmerksamkeit auf die dort beschäftigten Kinder. Im Oberhause erklärte er[1]): „Es befinden sich in England ungefähr 3000 Ziegelbrennereien, in denen ungefähr 30,000 Kinder, meist Mädchen vom 4.—17. Lebensjahre beschäftigt sind. Ich ging, um eine dieser Brennereien zu besuchen, und glaubte, als ich in die Nähe kam, 8 oder 10 große Säulen von Lehm zu erblicken, die wohl die Tiefe der Ziegelerde anzeigen sollten. Aber wie erstaunte ich, als ich diese vermeintlichen Säulen sich bewegen sah und beim Näherkommen entdeckte, daß ich Kinder vor mir hatte, deren Gesichter und Kleider mit Ziegelerde bedeckt waren. Als sie meiner ansichtig wurden, stoben sie auseinander und schrieen, als ob der Gottseibeiuns unter ihnen erschienen sei. Da sah ich nun Kinder, drei Viertel ihres Körpers unbedeckt, mit nasser Ziegelerde beladen, daherwanken, einige trugen die nasse und triefende Ziegelerde auf dem Kopfe oder den Schultern, andere hielten dieselbe mit den Händen gegen den Unterleib gedrückt. Sie mußten dann zum Ziegelofen gehen und sich in so heißen Räumlichkeiten aufhalten, daß ich es in denselben nicht über 2—3 Minuten aushalten

---

1) **Life of the Earl of Shaftesbury III, 290.**

konnte“. Die Arbeitszeit betrug 14—16 Stunden. Das Parlament steuerte diesem Unfug.

Wer heutzutage die Hauptsitze der Industrie im Norden Englands besucht, die Kinder in den Schulen sieht, oder am Sonntag beim Gottesdienst, oder nach dem Mittagessen auf ihren Spaziergängen, dem wird der Unterschied von einst und jetzt sofort klar werden. Weil die Gesetzgebung die Kinder gegen die Grausamkeit der Arbeitgeber beschützt hat, weil die Kinderfreunde die Kindesliebe praktisch geübt haben, hat auch das geistig verwilderte und verwahrloste Volk die edleren Triebe der Liebe gegen die Kinder wieder ausgebildet. Durch die Liebe der Eltern zu den Kindern läßt sich auch eine sittliche Hebung der Eltern selbst erzielen, eine Uebung jener Tugenden, welche durch das früher herrschende System fast ausgerottet wurden. Daß so viele Eltern ihre Pflichten gegen ihre Kinder heutzutage erfüllen, das danken wir einem Owen, Oastler, Shaftesbury und Anderen. Wir haben hier die Grafschaften Lancashire und Yorkshire im Auge, wo sich Beschäftigung für alle die Erwachsenen in der Familie findet; in den großen Städten und bei den Taglöhnern und andern, welche weder Geschick noch Liebe für die Arbeit haben, ferner auf dem Lande, wo Arbeit selten ist, werden die Kinder noch immer bedrückt.

Erst in den jüngsten Tagen gelang es Waugh, Cardinal Manning und Andern, gesetzlichen Schutz für die Kinder gegen grausame und herzlose Eltern zu erhalten; nur der Nationalen Gesellschaft behufs Verhütung von Grausamkeit gegen Kinder ist es zu verdanken, daß die 1889 vom Parlamente gutgeheißenen Gesetze beobachtet werden. Diese Gesellschaft macht sich nämlich zur Pflicht, Eltern und Vormünder, welche ihre Pflichten gegen die Kinder gröblich verletzen, gerichtlich zu belangen. Zeigen wir nach Peek[1]) kurz den

1) Social Wreckage. 4 Ed. London 1890. Introduction p. XXXV.

Unterschied zwischen Einst und Jetzt. Vor dem Jahre 1889 war ein Vater zur Ernährung seiner Kinder gesetzlich nicht verpflichtet, ebensowenig die Mutter. Die Kinder fielen dann der Gemeinde zu oder verkümmerten und starben des Hungertodes, wenn Niemand sich ihrer annahm.

Die Armenpfleger sahen sich in der Regel nicht zum Einschreiten veranlaßt. Sie waren die Wächter der Armen, die der Gemeinde zur Last fielen, nicht der Armen, welche in der Gemeinde sich befanden, machten demnach einen Unterschied zwischen den Armen in der Pfarrgemeinde und den Armen, unterhalten von der Pfarrgemeinde (The poor in and on the parish).. Wenn das Kind starb, weil man keinen Arzt gerufen, oder keine Medizin gereicht, überhaupt die Krankheit vernachlässigt hatte, so konnte der Leichenbeschauer wohl eine Untersuchung anstellen, und Eltern und Vormünder verklagen, was, wenn es sich um Kinder der Armen handelte, selten geschah. Es bestanden schon lange Gesetze gegen Thierquälerei, die strenge eingeschärft wurden. Man durfte ein Pferd mit wunden Füßen nicht zur Arbeit gebrauchen, man durfte Hunde nicht an Wagen spannen; aber Niemand verwehrte es einem Vagabunden oder Bettler, Kinder von zartem Alter mit sich zu schleppen und Meilen weit mit denselben zu gehen, trotz der Wunden an den Füßen der Kinder, trotz der Erschöpfung ihrer Kräfte. Nichts war gewöhnlicher, als Kinder an die Wagen von Hausirern angespannt zu sehen, die Steingut, Pfannen und andere Waaren enthielten; anderswo mußten sie Boote oder Kähne auf den Kanälen ziehen. Niemand konnte die Eltern, Vormünder oder landfremde Menschen, in deren Gewalt ein Kind gerathen war, gegen die Grausamkeit dieser Menschen schützen, die jeden Verweis sehr übel aufgenommen und das arme Kind hätten entgelten lassen.

Ganz unvernünftig war die Praxis, daß man das Kind, wenn es über dem Bettel ertappt wurde, bestrafte, die Eltern und Vormünder, welche das Kind angeleitet oder

förmlich zum Betteln gezwungen hatten, straffrei ausgehen ließ. Es waren natürlich nur wenige so gefühllos, daß sie das Kind, wenn es bettelte, der Polizei angezeigt hätten. Nach dem an und für sich richtigen Grundsatze, Niemanden zum Zeugen zu nehmen, der die Natur des Eides nicht versteht, wurde das Zeugniß von Kindern beim Gerichtshofe nicht angenommen, es war aber verkehrt, diesen Grundsatz auf alle Fälle auszudehnen und die Aussagen der Kinder einfachhin zu verwerfen, wo man schon im Interesse der Menschlichkeit eine Ausnahme hätte machen sollen. Durch dieses falsche Verfahren ermuthigte man Eltern und Vormünder, die Kinder zu mißhandeln, denn das Zeugniß der Kinder galt nichts bei den Richtern.

Das ist nun alles glücklicherweise geändert, Dank den Bemühungen großer Kinderfreunde, zu denen vor allen Cardinal Manning und Benjamin Waugh zählen. Letzterer hat seinem hochverehrten Freunde, dem Cardinal, einen schönen Nachruf gewidmet, von dem wir Einiges mittheilen wollen. Vor 7½ Jahren, sagt Waugh,[1]) in Folge gemeinsamen Interesses, das wir an der Verbesserung des Criminalgesetzes betreffs der Kinder nahmen, lernte ich den großen Mann kennen, durch dessen Tod seine Kirche ihren schönsten Juwel und unser Vaterland einen ihrer edelsten Söhne verloren hat, dessen Leben mir seit diesem Tage wie ein schöner heiliger Gesang vorgekommen ist. Ich war vor ihm gewarnt worden, als dem Fürsten von Proselytenmachern, und jetzt traf ich mit dem Manne zusammen. „Gut", sagte er, indem er seine Hand in meine drückte, „Sie wollen arbeiten für die leidenden Kinder, Gott segne Sie und helfe Ihnen" ... Alle seine äußere Würde, seine Gelehrsamkeit, seine Geschichte hatten sich vor mir aufgelöst in eine Liebenswürdigkeit und Heiligkeit, wie ich nie bevor bemerkt, außer in der heiligsten

1) Contemporary Review, February 1892, p. 189.

und vollkommensten Kindheit des Menschenlebens. Sein heiliger Ernst, seine ungekünstelte Freude, sein sich Versenken in alles, was ich zu sagen hatte, sein stark entwickelter Gerechtigkeitssinn, die klaren Ziele, die er sich gesetzt hatte, seine Wärme und der verklärte Ausdruck seines Gesichtes gaben mir Fassung und Freude in seiner Gegenwart. Wie das Kind Heth's, so glaube ich auch von Cardinal Manning sagen zu können: „Höre uns Gebieter, du bist ein mächtiger Herr unter uns".

Manning hatte sich wie alle guten Männer von jeher durch Liebe zu Kindern ausgezeichnet, noch als Cardinal sah man ihn häufig in die Parke gehen, wo er alle die Kinder, die er sah, segnete und für sie betete. Die Thränen der Kleinen zu trocknen, ihr Leben angenehm zu machen, sie mit guten Einflüssen zu umgeben, für ihren Unterricht in der Religion und den für ihren Stand nothwendigen Kenntnissen zu sorgen, betrachtete er als eine Hauptaufgabe seines Lebens. Wenn er seinem Freunde Waugh bemerkte, jede von einem Kinde in Folge erlittenen Unrechts vergossene Thräne ist ein Blutfleck auf dieser Erde, so fühlte er, was er sagte. Als Waugh einst über die Erfolglosigkeit seiner Arbeit klagte, erwiderte der Cardinal:[1]) „Was, nennen Sie das ein schlechtes Resultat, die Thränen von 70 Kindern getrocknet, die Leiden von 70 Kindern erleichtert zu haben? nein, das ist ruhmvoll." Als er hörte, in Irland hätten alle politischen Parteien beschlossen, den Agenten der Gesellschaft zum Schutze der Kinder nach Kräften beizustehen, da klatschte er in die Hände und rief: „Wie glücklich würde der alte Prophet gewesen sein. Die guten Tage nahen. Das kleine Kind wird der Führer sein. Die Völker werden in den Kindern sich als Brüder finden." Manning gehörte nicht zu den engherzigen Menschen, die das Gute Anderer

1) Contemporary Review p. 191.

nicht anerkennen, welche nur das empfehlen, was durch sie oder die eigene Religionsgesellschaft geleistet wird, nein, ihm war jeder, welcher in edler Absicht für die Kinder arbeitete, willkommen, die Priester seiner Diöcese, die zahlreichen Nonnen und Krankenschwestern, die Mitglieder katholischer Vereine, die Ritualisten, die Evangelikalen wie Lord Shaftesbury, der Manning sehr hoch schätzte, Agnostiker und Positivisten. Manning war überzeugt, daß die Bethätigung der Nächstenliebe ein Schritt sei zur Erkenntniß und Liebe Gottes, ein Mittel, die verirrten Schafe auf den rechten Pfad zurückzuführen.

Wie grundverschieden ist Manning von seinem Freunde Shaftesbury. Dieser glaubte, „die beste Handlung des Menschen sei verdammungswürdig, wenn man an sie den göttlichen Maßstab anlege", Manning dagegen anerkannte den Werth jeder guten Handlung und versprach sich von derselben die Huld und Barmherzigkeit Gottes. Die Worte Christi: „Laßt die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich. Was ihr immer an den Kleinen thut, das betrachte ich als an mir selbst gethan", waren tief eingeschrieben in das Herz des Cardinals. Wie er selbst bereitwillig alles hergab für die Armen, besonders für die Kinder, so suchte er auch Andere für ähnliche Werke zu begeistern. Er vermochte die Armenpfleger, die katholischen Waisenkinder in katholische von Nonnen oder Brüdern geleitete Anstalten zu schicken, und einen Beitrag zum Unterhalt derselben zu geben, für andere Kinder, welche keine Staatshilfe beanspruchen konnten, sorgte er selbst. Man braucht nur die Schilderung der Armenhäuser Londons bei Peek zu lesen, um sich zu überzeugen von der Wohlthat, die er katholischen Kindern durch sein Verwenden bei den Armenpflegern erwiesen hat.

Weil der Cardinal einen so großen Einfluß übte auf Hoch und Niedrig, auf Minister, Richter, Magistrate, gelang es ihm, gleiches Recht für die Katholiken zu erlangen und die Vorurtheile, welche die Engländer gegen katholische Geist-

liche haben, zu zerstreuen. Ein bekannter Staatsmann äußerte Waugh gegenüber: „Manning ist kein (engherziger) Geistlicher, er gehört uns allen an.“ Was Manning für die geistige Ausbildung der armen katholischen Kinder gethan, müssen wir hier übergehen. Er war gleich seinem göttlichen Meister ein wahrer Kinderfreund, und hat deßhalb auch einen Ehrenplatz unter den großen Philanthropen Englands errungen.

A. Zimmermann S. J.

XVII.

Luther's dreimalige Flucht aus Wittenberg in seinem letzten Lebensjahre.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn die im Vorstehenden behauptete Thatsache sich beweisen läßt, dadurch ein dunkler Schatten auf das Leben und Wirken des „Reformators“ fallen muß.

Nun läßt sich aber, wie wir sehen werden, das Faktum aus Luthers und Melanchthons Briefen auf das evidenteste beweisen, und nur das Eine könnte dabei von unserer Seite eine gewisse Verwunderung hervorrufen, daß man von Seiten der katholischen Geschichtsschreibung das Ereigniß noch niemals genügend gewürdigt hat. Was würden wohl die protestantischen Historiker gethan haben, wenn einmal ein Papst plötzlich den Stuhl Petri verlassen hätte und unstät in der Welt umhergeirrt wäre? Ganze Bücher hätte man darüber geschrieben und fast in allen protestantischen Elementarschulen wüßte man davon zu erzählen.

Ueber die dreimalige Flucht Luthers im Jahre 1545 schwieg aber schon Cochläus, obschon er ein regelmäßiges Tage- resp. Jahrbuch über Luther („De actis et scriptis Lutheri") führte. Ulenberg in der „Vita Lutheri" (Coloniae 1589) erwähnt nur eine einmalige Flucht, und Gretser S. J. in der „Historia parallela vitae Doctoris Martini Lutheri et Martini Episcopi Turonensis" sagt (S. 10) nur, daß „Lutherus moriturus nullibi locorum quietus esse poterat, nunc huc nunc illuc perferebatur". Wie oft und wohin Luther entflohen, sagt Gretser nicht. Die übrigen katholischen Autoren des 16. Jahrhunderts, welche sich sonst eingehender mit der Person des „Reformators" befaßten: Wizel, Surius, de Coster und Nas schweigen gänzlich über die in Rede stehenden Vorgänge.

Von den neueren Autoren erwähnt Döllinger sowohl in der „Skizze" über Luther als in dem Werke über die „Reformation" nur eine einmalige Flucht aus dem Jahre 1545, Janssen (V, 535) meint, daß Luther mit einer zweiten Flucht nur „gedroht" habe; Evers hingegen erwähnt das dreimalige Entweichen des „Reformators" als Thatsache (am Schlusse des letzten Bandes), ohne indeß die weittragenden Folgerungen daraus zu ziehen.

Protestantischerseits spricht auch die älteste Lutherbiographie, welche wir besitzen, das aus 15 Predigten zusammengesetzte Buch des Mathesius (erschienen 1564) nur von einem einmaligen Entweichen. Der Autor schildert den Casus wie folgt:

„Als D. Luther, wie der alte Abraham, von Tag zu Tag abnahm und schwächer ward, als der sich an seinem Mose (Exegese) abgemattet, richtet der Teufel immer ein Aergerniß über das andere an in seinem Sprengel, denn es kamen auch garstige und unfläthige Bälge mit ein; die vergifteten viel junger Studenten; solches that unserm Senior trefflich wehe, weil man seine Seele, wie Lot zu Sodom und den alten Polykarp von Tag zu Tag quälte; er predigte und schrieb dawider und

wird auch so heftig darüber bewegt, daß er dies Jahr (1545) von Wittenberg wegtrachtet und hielt sich eine Zeit lang beim Fürsten von Anhalt zu Merseburg auf; aber die Universität forderte ihn wieder durch eine ehrliche Botschaft; da ließ er sich bereden, gleich wie im 29. Jahre (1539), da er verredet, er wollte nimmer wieder auf die Kanzel kommen. — Das liebe Alter hat seine Schwachheit und Gebrechlichkeit, das sollen junge Leute lernen gut zu halten und sich der Alten Seufzer und Thränen fürchten lernen. Wie er wieder heim kommt, vollendet er seine Genesis am 17. November, daran er zehn Jahre mit höchstem Fleiß gearbeitet hatte; mit sehr sehnlichen Worten beschließt er diese seine Lection öffentlich: ‚Das ist nun die liebe Genesis', sagt er im Lectorio, ‚unser Herr Gott gebe, daß Andere nach mir besser machen, ich kann nicht mehr, ich bin schwach, orate Deum pro me, daß er mir ein gutes seliges Stündlein verleihe'".

So Mathesius in der 14. Predigt. Um dieselbe Zeit schrieb Ratzeberger seine handschriftliche Geschichte über Luther.[1]) Ratzeberger war der kurfürstliche Leibarzt und sein Bericht ist insofern von besonderem Belang, als er (außer der „Botschaft", welche die Universität an Luther bei dessen erstem Fluchtversuch nachgesandt) vom Kurfürsten mit einem besonderen Schreiben an den „Reformator" abgesandt war, um diesen zur Rückkehr nach Wittenberg zu bewegen. Ueber diesen Vorgang berichtet Ratzeberger (nachdem er des Zwiespaltes erwähnt, den Luther mit Melanchthon in der Abendmahlfrage gehabt):

„Nachdem aber neben angezeigten Unrichtigkeiten auch allerley Unordnungen ex relaxatione disciplinae sich zutrugen, welches D. Lutheri herz also krenckete und schwechete, Das er einen Vordruß bekam, lenger zu Wittenbergk zu sein, begab er sich daraus, der meinunge, nicht wieder darein zu kommen, sondern viel eher anderswo hunger und noth zu

1) Neuerdings herausgegeben von Neudecker, Jena 1850.



leiden, wie solches sein schreiben an seine liebe haussfrau gethan genugsam bezeuget, Begab sich derhalben gen Mersebургk und Zeitz, Da solches der Churfurst Herzog Johann Friedrich erfur, gieng es Ihm sehr zu hertzen, Dan er Doctor Luthern sehr liebete und werd hielte, fertigte derwegen Doctor Mattheum Ratzebergern seiner Churf. G. leib Medicum, als den Doctor Luther gar wol leiden konte, zu Ihm mit Instruction undt Credenzschreiben abe, sein gemute zu endern, begab sich darauf zu dem Churfursten gen Torgau, und endtlich von Dannen wiederumb gen Wittebergk. Wie ubel er aber dazumal mit Wittebergk zufrieden gewesen, bezeugen seine schriften und harte erinnerungen an die Abgesandten von der Universitet."

Ratzeberger erwähnt dann noch, daß Luther gegen Ende seines Lebens sich dreimal nach Eisleben resp. Mansfeld zur Schlichtung der dortigen Bergwerksstreitigkeiten begeben, und meint, daß der „Reformator" in allen drei Fällen gerufen worden sei; wir werden später sehen, daß er nur in einem Falle gerufen worden war.

Der Inhalt des kurfürstlichen Schreibens wird von Ratzeberger nicht angegeben; der Wortlaut findet sich aber in der Historia Lutheranismi des Seckendorf und ist von dort in andere Werke übergegangen. Das Document datirt vom 5. August 1545. Der Kurfürst spricht sein Befremden darüber aus, daß Luther sich heimlich aus Wittenberg entfernt — sonst reiste der „Reformator" nach eingeholter ausdrücklicher kurfürstlicher Erlaubniß — und bedeutet ihm, daß wenn er Beschwerden vorzubringen habe, diese nach Kräften abbestellt werden sollen. Vor Allem aber mahnt der Fürst, daß Luther durch dauerndes Wegbleiben den „Feinden des göttlichen Worts", ganz besonders aber denen, welche „auf itzigen kaiserlichen Maj. Reichstage zu Worms" versammelt seien, nicht eine Freude bereiten solle.

Luther begab sich darauf persönlich zum Kurfürsten (der damals in Torgau weilte) und nachdem dieser seine Vorstell-

ungen mündlich wiederholt, ging der „Gottesmann" nach Wittenberg zurück.

Daß aber sein vorangegangener Entschluß, niemals zurückzukehren, ein wohl überlegter war, geht aus dem Briefe hervor, den er aus seiner Irrfahrt an seine „Hausfrau" am „Knoblochstage" (24. Juni)[1]) gerichtet hatte. Dieser Brief lautete[2]):

„G. und F. Liebe Käthe, wie unser Reise ist gangen, wird dir Hans alles wohl sagen; wiewohl ich noch nicht gewiß bin, ob er bey mir bleiben solle,[3]) so werdens doch D. Caspar Creuciger und Ferdinandus wohl sagen. Ernst von Schönfeld

---

1) Nach Keil, Luthers merkwürdige Lebensumstände, S. 224, wird in der Gegend von Torgau der St. Johannistag der Knoblochstag genannt, „weil an selbigem der Knobloch gebunden wird, daß er in der Erde viel Zwiebeln bekomme".

2) Nach der halb modernisirten Orthographie De Wette's V, 752.

3) Luther hatte eine ungewöhnliche Liebe zu seinen Kindern; auf seiner letzten Reise nach Mansfeld ließ er sich von seinen drei Söhnen begleiten. Als ihm sein Töchterchen Magdalena starb, war er untröstlich. Alle Bibelsprüche, die er sich selber hersagte, konnten ihn nicht aufrichten. Schon im Jahre 1544 wollte er der Käthe und Wittenberg entfliehen; angeblich ließ er sich durch die „Thränen" der Universitäts- und Kirchen-Deputirten bestimmen, es nicht zu thun (Leipz. Ausg. von Luther's Werken Tom. XXII); wahrscheinlich aber unterließ er es in Rücksicht auf die noch unerzogenen Kinder. — Ganz besonders schmerzte es ihn, daß die Juristen seine Kinder, sowie die anderer Prediger nach den im deutschen Reiche geltenden Grundsätzen des canonischen Rechtes nicht als legitim erkannten. In zahlreichen Fällen hatten bereits Seitenverwandte die Predigerkindern testamentarisch ausgeworfenen Summen mit Erfolg angefochten, und Luther wurde von demselben Kummer geplagt. Darum ließ er auch sein Testament, in welchem seine Kinder als Erben eingesetzt waren, vom Kurfürsten rechtskräftig machen. Der Kurfürst erklärte, daß wenn das Testament auch gegen die bestehenden Rechtsnormen sei, es dennoch ausnahmsweise Geltung haben solle.

hat uns zu Lobnitz schon gehalten, noch viel schoner Heinz Scherle zu Leipzig. Ich wollts gerne so machen, daß ich nicht durft wieder gen Wittemberg komen. Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin, wollt auch, daß du verkauftest Garten und Hufe, Haus und Hof; so wollt ich M. G. H. das große Haus wieder schenken, und wäre dein Bestes, daß du dich gen Zulsdorf setzest, weil ich noch lebe, und kunnte dir mit dem Solde wohl helfen, das Gutlin zu bessern, denn ich hoffe, M. G. H. soll mir den Sold folgen lassen, zum wenigsten ein Jahr meines letzten Lebens. Nach meinem Tode werden dich die vier Element zu Wittemberg doch nicht wohl leiden, darumb wäre es besser bey meinem Leben gethan, was denn zu thuen seyn will".

„Vielleicht wird Wittemberg, wie sichs anläßt, mit seinem Regiment nicht S. Veits Tanz, noch S. Johannis Tanz, sondern den Bettler-Tanz oder Belzebubs Tanz kriegen; wie sie angefangen, die Frauen und Jungfrauen zu bloßen hinten und vornen, und niemand ist, der da strafe oder wehre, und wird Gottes Wort dazu gespottet. Nur weg und aus dieser Sodoma. Ist Lecks Bachscheiße, unser ander Rosina und Deceptor, noch nicht eingesetzt, so hilf, was du kannst, daß der Bosewicht sich bescheißen musse. Ich habe auf dem Lande mehr gehort, denn ich zu Wittemberg erfahre, darumb ich der Stadt mude bin, und nicht wieder komen will, da mir Gott zu helfe".

„Uebermorgen werde ich gen Merseburg fahren, denn Furst George hat mich sehr drumb lassen bitten. Will also umbherschweifen, und ehe das Bettelbrod essen, ehe ich mein arm alte letzte Tage mit dem unordigen Wesen zu Wittemberg martern und verunruigen will, mit Verlust meiner sauren theuren Erbeit. Magst solches (wo du willt) D. Pomer und Mag. Philipps wissen lassen, und ob D. Pomer wollt hiemit Wittemberg von meinenwegen gesegenen; denn ich kann des Zorns und Unlusts nicht länger leiden. Hiemit Gott befohlen, Amen.

Dienstag Knoblochstag, 1545.

Martinus Luther".



Der vorstehende Brief enthüllt die Stimmung Luthers in unzweideutiger Weise. Erst mit diesem Schreiben kündigt er seiner Frau seinen Entschluß an, nicht wieder zurückzukehren; er hatte sein „Gemahl“ also beim Abschied in dem Glauben lassen, daß er wiederkommen wolle; sonst hätte sie wohl auch noch vor der Abreise die Universität und den Kurfürsten in Bewegung gesetzt.

Dem Kurfürsten sollte das „große Haus“, d h. das Kloster, in welchem die neue eigenartige Familie wohnte, „wieder geschenkt“ werden; Käthe sollte mit den Kindern nach Zulsdorf, einem kleinen, für sie angekauften Landgut ziehen, wo sie auch in der That nach Luthers Tod verweilte.

Unter den Gründen, welche den „Reformator“ zur Flucht bestimmten, gibt er folgende an: 1. Die Wittenberger Frauen und Jungfrauen entblößen sich ungestraft; 2. Gottes Wort wird dazu gespottet, d. h. die neue Moral und die neue Dogmatik hatten ein „Sodoma“ geschaffen; 3. die „andere Rosina“ hat Luther nach seiner Abreise noch mehr Kummer bereitet, als es in Wittenberg geschehen war, denn auf dem Lande hatte er noch mehr gehört. Ueber die erste Rosina beklagte er sich schon in einem Briefe an Lauterbach d. d. 9. November 1542, daß sie auf dem Lande bei den Predigern herumlaufe und ihn verleumde. Die drastische Art, wie er sich dabei ausdrückte, läßt kaum einen andern Schluß zu, als daß er von der Rosina beschuldigt wurde, sie verstoßen zu haben, nachdem er unerlaubte Beziehungen mit ihr unterhalten. (Vgl. Schütze's Luthers Briefe 1783. S. 117.)

Luther gibt hier nur die Gründe an, welche seiner Frau am nächsten lagen. Ratzeberger erwähnt noch des dogmatischen Streites, der mit Melanchthon bestand. Melanchthon unterwarf sich aber noch dem Meister, begnügte sich mit den Ohrfeigen, die ihm privatim bisweilen manu propria Reverendissimi applicirt wurden, und vermied jeden öffentlichen Scandal. Nicht so die Anhänger Karlstadt's,

Agricola's, des Lemnius rc. Ueber diese „Rottengeister“ beklagt sich Luther bitter in seinen letzten Predigten. Obgleich eine eiserne Censur Alles, was nicht im lutherischen Sinne gedruckt war, unterdrückte, resp. bereits Gedrucktes verbrannte, obgleich Karlstadt, Agricola, Lemnius u. A. aus dem kursächsischen Gebiete hatten flüchten müssen, so glimmte doch der „Aufruhr“ unter der Asche fort und Luther sah es kommen, daß er nach seinem Tode in hellen Flammen ausbrechen würde.

„Was frage ich nach Doktor Martinus?“ — so hatten Viele zu des „Reformators“ größter Bestürzung schon 1542 sich geäußert,[1]) und zu dem sinkenden dogmatischen Ansehen gesellte sich in Folge seiner häuslichen Verhältnisse das schwindende persönliche Renommee, in welches er gerathen war.

Trotzdem nahm er noch immer eine hohe Stellung ein. Seit 1535 war er continuirlich Dekan der theologischen Fakultät an der Wittenberger Universität; er schrieb den Predigern von Wittenberg und dessen Sprengel die Themata zu den sonntäglichen Kanzelvorträgen vor oder er hatte die ihm mitgetheilten Themata zu genehmigen; er war der oberste Büchercensor und setzte z. B. noch in seiner letzten Brandschrift gegen den Herzog von Braunschweig einen Passus durch, welchen der Kurfürst gestrichen haben wollte.[2])
Endlich war er der kurfürstliche General-Kirchenvisitator, „ordinirte“ „Priester“ und „Bischöfe“ u. s. w.

In seinen akademischen Vorlesungen stand er bei der Erklärung der Genesis, als er eines Morgens oder vielleicht

1) De Wette V, 439.

2) Es war der Satz, daß der Papst dem Herzog zum Kriege Geld geschickt habe, was der Kurfürst für unwahr hielt, Luther aber aus purem Romhaß drucken ließ. Die ganze Schrift beruhte übrigens auf einer gemeinsamen Intrigue Luthers und des Kurfürsten. Abgedruckt u. A. bei De Wette VI, 385.

gar in der Nacht plötzlich aus Wittenberg entfloh. Was sollte nun aus den Studenten, aus dem Dekanate, aus den Predigern, kurz aus der ganzen jungen „Kirche" werden, wenn deren Begründer in der Welt „umherschweifte", sein „Bettelbrod aß bei Verlust seiner sauren theuren Arbeit"?

Da zuletzt auch Melanchthon mit seinem Abzuge drohte, falls Luther nicht zurückkehre (wie Ratzeberger l. c. erzählt), so war die Existenz der gesammten Universität in Frage gestellt und es ist erklärlich, daß sowohl der akademische Lehrkörper wie der Kurfürst eine „Botschaft" an den Entwichenen abordneten, um ihn zur baldigen Rückkehr zu bewegen. Diese Mission hatte indeß nur einen theilweisen Erfolg; noch in demselben Jahre drehte Luther zweimal Wittenberg den Rücken; nur nahm er beide Male noch den Melanchthon mit.

Ob er letzteres zu seiner moralischen Deckung gethan, um nicht von neuem als Flüchtling zu erscheinen, oder ob er den Melanchthon allein in Wittenberg nicht regieren lassen wollte, läßt sich aus den hinterlassenen Briefen und anderen Zeugnissen nicht entscheiden; merkwürdig aber ist es, daß sein nochmaliges zweimaliges Entweichen im Jahre 1545 so wenig bekannt oder gewürdigt ist.

Schon Seckendorf l. c. spricht nur von einer Reise im Oktober 1545 nach Eisleben (außer der oben erwähnten längeren Irrfahrt). Und diejenigen von den neueren protestantischen Lutherbiographen, welche zugeben, daß noch ein zweimaliges Entweichen (nach Mansfeld resp. Eisleben) stattgefunden hat, entschuldigen ihren Helden mit der Angabe, derselbe sei von den Grafen von Mansfeld zur Schlichtung ihrer Bergwerkshändel eingeladen worden. Wir wollen sehen, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Unterm 5. Oktober 1545 schreibt Paul Eber aus Wittenberg an Joachim Camerarius:[1] „Mandavit mihi D^ns^

1) Bei Kolde, Analecta Lutherana 418.

Philippus vt tibi subitam profectionem suam ejusque causam indicarem, quam tibi miram videri non dubito. Accidit n. nobis quoque preter expectationem et angit nos propter recens exortos tumultus, quos Deus clementer sedet. Aduenerat huc ciuis Mansfeldensis, qui nescio quibus rationibus persuavit D^no doctori Martino vt proficisceretur ad comites. Ejus itinere comitem secum multa excusantem frustra abstraxit Philippum."

Hier leuchtet aus jeder Zeile das Allen Unerwartete des Vorgangs hindurch. Man ist deshalb versucht, anzunehmen, daß Luther nur einen Grund gesucht hat, um den ihm unter den Füßen brennenden Boden Wittenbergs abermals zu verlassen, diesmal aber den Melanchthon, der früher mit eine Ursache seiner Flucht gewesen, mitzunehmen.

An falschen Vorwänden für irgend ein Unternehmen war Luther niemals verlegen. Als er im Januar 1546 zum dritten Male nach Eisleben reiste, in welchem Falle er wirklich eingeladen war, wo er aber auch keine Ruhe fand, bestimmte er den wegen Krankheit in Wittenberg zurückgebliebenen und sonst ehrlicheren Melanchthon, daß dieser den Kurfürsten veranlaßte, in einem unwahren Schreiben die Nothwendigkeit seiner schleunigen Rückkehr zu verlangen (De Wette V, 785).

Niemand weiß, wer Derjenige ist, welcher Luther zur plötzlichen Reise nach Eisleben im Oktober 1545 aufgefordert hat. Von Seiten der Grafen ist sicher keine Erforderung ergangen, denn diese waren, wie aus dem Schreiben Melanchthons vom 10. Oktober 1545 an Camerarius (Corp. Reform. V, 864) hervorgeht, gar nicht zu Hause, sondern bereits im Kriegslager,[1]) so daß Melanchthon sein Bedauern darüber ausspricht, daß sie „zur unrechten Zeit" (alieno tempore) gereist seien.

1) Sei es im Feldzug gegen den Herzog von Braunschweig oder in Vorbereitungen zum schmalkaldischen Kriege.



Diesmal waren aber noch akademische Ferien, so daß der Weggang Luthers und Melanchthons kein Aufsehen machte. Sie kehrten denn auch beide bald wieder nach Wittenberg zurück und am 17. November beendete Luther, wie wir oben aus Mathesius ersehen, seine Vorlesungen über die Genesis.

Zu Anfang December 1545 will er aber schon wiederum nach der Grafschaft Mansfeld reisen, ohne daß er auch für dieses Mal von den Grafen eingeladen worden wäre. Daß dies sich so verhielt, ergibt sich aus folgendem Briefe an den Grafen Albrecht[1]):

Dem Edlen, Wohlgeborenen Herrn, Herrn Albrecht, Grafen und Herrn zu Mansfeld, meinem gnädigen und lieben Landesherrn. Gnad und Fried im Herrn, und mein arm Pater noster zuvor. Gnädiger Herr! abermal bin ich willens gewest, bey E. G. zu seyn, auf den nächsten Montag, wie ich mich erbotten habe, so kompt mir heute diese Stunde eine Schrift von M. G. Herrn Grafen Philipps und Graf Hans Georgen, darinnen sie mir sehr gnädigen Antwort geben auf meine vorgethane Schrift, daß ich sehr erfreuet bin, und erbieten sich sehr gütig auf Handelung gegen E. G. mit Anzeigung, ich soll einen Tag nennen, nach dem nächsten Leipsischen Markt. Also muß ich abermals hie bleiben; denn ich diese Weihnachten mir furgesetzt hatte, zu Mansfeld bleiben. Weil sie sich so gütig gegen E. G. und so gnädig gegen mir erbieten, will ich balde am Ende des Leipsischen Markts zu Mansfeld erscheinen, und euch beyde Parthen einen Tag selbest lassen ernennen, und wen sie zu und bey sich haben wollen, bescheiden. Es muß umb ein 8 Tage nicht Noth haben, wiewohl ich viel zu thun habe, die ich dran wagen will, damit ich mit Freuden in meinen Sarg mich legen muge, wo ich zuvor meinen lieben Landesherrn vertragen, und freundlichs, einmüthigs Herzen ersehen habe. Ich zweifel nicht, E. G. werden sich ihrem Erbieten

---

1) De Wette V, 770.



nach halten, und diese Unlust gern sehen hingelegt. Hiermit dem lieben Gott befohlen. Die Nicolai, anno 1845.

E. G. williger

Martinus Luther D.

Luther hatte also, nachdem er die Grafen im Oktober nicht angetroffen, diesen geschrieben, er wolle bei ihnen am Montag nach dem 6. December sein, erhielt aber zur Antwort, er solle erst nach dem Leipziger Markt kommen. Damit war, wie Pasig („Luthers letzte Lebenstage, Leipzig 1846," S. 5) commentirt, und wie sich auch aus dem Zusammenhange ergibt, die Leipziger Neujahrsmesse gemeint.

Das war aber dem „Reformator" ein zu später Termin. Er hatte sich, wie er oben schrieb, vorgenommen, „diese Weihnachten zu Mansfeld zu bleiben", und nun sollte er „abermals hie bleiben", d. h. wiederum ein Weihnachtsfest in Wittenberg verleben. Das war ihm unerträglich und so beschloß er denn, gleichviel ob er eingeladen war oder nicht, zu Weihnachten 1545 und im Januar 1546, wie letzteres die Grafen gewünscht, nach Mansfeld zu reisen. Wiederum mußte ihn Melanchthon begleiten.

Aus Luthers Briefen, soweit sie uns bei Schütze, De Wette und Burkhardt mitgetheilt sind, läßt sich diese Reise nicht mit voller Sicherheit nachweisen, aber sie ergibt sich zur Evidenz aus Melanchthons Briefen, welche sich im Corpus Reformatorum Vol. 5 finden. Bretschneider, der Herausgeber des Corpus, leitet den betreffenden Abschnitt der Briefe mit der Ueberschrift ein: „Melanthon altera vice proficiscitur Mansfeldiam cum Luthero".

Der erste Brief Melanchthons, welcher hierauf folgt, ist vom 23. Dezember 1546 — wie aber Bretschneider hinzufügt, ist er 1545 geschrieben, denn am 23. December 1546 war Luther schon todt — datirt. Melanchthon schreibt an seinen Sohn. Es folgen dann, auch vom 23. December

1545, noch zwei Briefe und einer vom 24. December, alle drei aus Halle (auf der Hinreise nach Mansfeld); vom 26. December 1545 datirt Melanchthon bereits aus Mansfeld. Ueber die Verhandlungen mit den Grafen wird nirgends etwas mitgetheilt; es schienen überhaupt die Grafen noch nicht ex castris zurückgekehrt zu sein. Luther hatte nur seinen ursprünglichen Vorsatz, zu Weihnachten in Mansfeld zu sein und Wittenberg zu fliehen, ausgeführt.

Auch Pasig, l. c. S. 5 bemerkt, daß Luther im Widerspruch zu seinem oben mitgetheilten Briefe noch im December 1545 die Reise nach Mansfeld angetreten habe, woselbst er in Begleitung Melanchthons (und des Justus Jonas aus Halle) „am Vorabend des Christfestes eingetroffen" sei.

Hierauf kehrte Luther Anfangs Januar nach Wittenberg zurück und predigte unterwegs am Drei-Königstage in Halle.[1]) Erst am 23. Januar 1546 trat er seine officielle Reise nach Mansfeld, resp. Eisleben an, d. h. auf Einladung der Grafen, die ihn dann auch vor Eisleben mit 113 Pferden einholen ließen.

Den Melanchthon nahm er diesmal nicht mit, zunächst weil dieser, wie schon oben erwähnt, krank war — obschon Luther einige Zeit vorher ein „Wunder" der Lebensrettung an ihm vollzogen haben wollte — wahrscheinlich aber, weil der akademische Senat gegen das viele Wandern Melanchthons sich erklärt hatte, womit letzterer sehr zufrieden war. An Luther aber fortwährend neue Deputationen abzusenden, die ihn zur Rückkehr bewegen sollten, wäre zwecklos gewesen, und Melanchthon, welcher noch im Jahre vorher gedroht hatte, selbst auszuwandern, falls Luther nicht zurückkehre, aber über den bald darauf eintretenden Tod seines „Tyrannen"

1) Diese Predigt erschien im Separatdruck und ist später einzelnen Ausgaben von Luthers Werken einverleibt worden.

sich gefreut hatte (Ratzeberger l. c. 141),[1]) richtete sich auch bereits so ein, als wenn er an Luthers Stelle die akademische und kirchenregimentliche Leitung hätte.

In der That hat ja auch mit staatlicher Hilfe Luthers „Kirche“ ihren Stifter überlebt; aber in welcher geistigen Verfassung muß sich der „Reformator“ befunden haben, wenn er im Stande war, in seiner letzten Lebenszeit dreimal den Schauplatz seiner Thätigkeit zu fliehen!

Man findet im Leben anderer Häresiarchen, daß auch diese zuletzt vielfach mit Muthlosigkeit zu kämpfen hatten; bis zu dem Grade wie bei Luther hat sich wohl aber die Desperation nur bei Montanus gesteigert.

In den vier Leichenreden, welche auf Luther von Jonas, Cölius, Bugenhagen und Melanchthon gehalten wurden, kehrt überall der Gedanke wieder, daß er gerade in der Zeit seines Ablebens der jungen „Kirche“ am allernöthigsten gewesen sei, und doch hatte der Hirt wiederholt die Heerde verlassen, die seiner so dringend bedurfte. Diese Thatsache war so offenkundig, daß vor Allem der Pfarrer von Wittenberg, Bugenhagen, sie in der Leichenrede nicht leugnen konnte; aber nach Art aller Lutherdichter wußte er sich mit ihr abzufinden.

„Es sind auch vorgehende Anzeigungen gewesen“, sagte er, „daß unser lieber Vater, Doktor Martinus, in ein besser Leben wandern würde, denn dies ganze Jahr durch hat er oft zu uns gesagt, er begehre an einen andern Ort zu ziehen; ist auch öfter in diesem Jahre vor seinem

---

1) Der Stellen, in welchen Melanchthon über Luthers Tyrannei sich beklagt, gibt es viele und es erscheint fast räthselhaft, wie Melanchthon so lange Zeit in einer solchen Lage aushalten konnte. Schon am 25. Nov. 1527 wünschte er, daß ein damals ihm geborner Sohn lieber sterben möchte, „als wenn er lebend in solches Leid gerathen sollte, in welches ich nun einmal, ich weiß nicht wie, geschleudert bin“. (Corp. Ref. I, 913).

Tode ausgezogen, denn zuvor in vielen Jahren, nämlich in sein Vaterland gen Mansfeld, zum Bischofe gen Zeiz, gen Merseburg, gen Halle". Die eingestandene verzweiflungsvolle mehrmalige Flucht des „Vaters" von seinen Kindern als eine „Anzeigung" der Wanderung in ein „besseres Leben" zu deuten: das setzt allen diesen Mythen die Krone auf.

P. M.

XVIII.

Lombardische Bau-Innungen in Bayern.

Die antike Welt ging am Egoismus zu Grunde. Die griechisch-römische Weltanschauung kannte nur das Recht des Stärkeren im Kampfe um's Dasein. Das Erwerbsleben war der egoistischen Ausbeutung überlassen, wodurch die Arbeit zum Sklaventhum erniedrigt, die Natur rasch erschöpft wurde. Italiens fruchtbare Gefilde wurden zu Sumpf. Dauernden wirthschaftlichen Fortschritt und sociale Erhebung gibt es nur bei der christlichen Weltanschauung, welche den Egoismus in Schranken weist durch die ideale Forderung, daß im Erwerbsleben nicht die Selbstsucht des Stärkeren, sondern die Widmung für das allgemeine Wohl maßgebend sein muß. Dieser Wahrheit verschloß sich die antike Welt und darum ging sie zu Grunde. Merkwürdig erscheint aber, daß die damaligen Gesellschaftsretter schon zu denselben Mitteln riethen, wie heutige conservative Kreise. „Zwangsinnungen" sind heute das Schiboleth derjenigen, welche den gewerblichen Mittelstand retten zu können hoffen.

Auch damals suchte man schützende Zwangsorganisationen durchzuführen und festzuhalten. Der Colone (Bauer) wurde an seinen Boden, der Handwerker an seine obligatorische Innung, der Decurio (Staatsbeamte) an sein Amt gebunden. Auch die Kinder wurden durch das Gesetz innerhalb des Rahmens der Zwangsorganisationen festzuhalten versucht. Der Codex Theodosianus strotzt von Gesetzen zur Aufrechterhaltung der Zwangsorganisationen. Es gelang nicht. Die Auflösung der Gesellschaft machte Fortschritte, die Arbeitsorganisationen sind verkommen.

Einige wenige Zwangsinnungen erhielten sich jedoch,[1]) überdauerten die Völkerwanderung, erlangten Schutz in der germanischen Gesetzgebung und übten in der ersten Hälfte des Mittelalters großen Einfluß. Hieher gehört die Organisation der Bauarbeiter von Como. Diese Innungen erscheinen auch in der Gesetzgebung des Longobardenkönigs Rothari (seit 657 König) und zwei Edikte sind ihnen gewidmet. An der Spitze der Innungen standen Meister (magister). Die Mitglieder werden in den Edikten bald als consortes, bald als collegantes bezeichnet. Beide Edikte regeln die Unfälle bei Bauarbeiten und dürften die erste Gesetzgebung auf diesem Gebiete sein.[2]) Die eine gesetzliche Bestimmung hat den Fall im Auge, daß ein Bauherr die Aufführung eines Hauses gegen eine feste Summe Geldes der Bauinnung von Como (magister comacinus cum consortibus) überläßt. Ereignet sich bei einem solchen Bau ein Unfall (aliquem per ipsam domum vel aut materiam elapsum aut lapidem mori), so soll entschädigungspflichtig nicht der Bauherr, sondern die Bauinnung sein. Sie soll den Schaden tragen, da sie auch den Gewinn nach einer

---

1) Vgl. Monumenta Patriae, tom. XVI (Leges municipales tom. II), p. 358. Dieser Band enthält die städtischen Gesetze von Como, Mailand, Novara, Bergamo, Vercelli u. s. w.

2) Vgl. Monum. Germ. leg. IV, 33 (cap. 144 und 145).

festen Summe erhält. Eine andere gesetzliche Bestimmung ist gegeben für den Fall, daß der Bau den Innungen nicht in Akkord gegeben wird, sondern daß die Meister und Mitglieder der Innungen gegen festen Lohn arbeiten. In diesem Falle trifft die Entschädigung für den Unfall den Bauherrn. Im Eingange dieser letzteren Bestimmung heißt es: „Wenn Jemand Meister von Como, Einen oder Mehrere, in Lohn nimmt“ (Si quis magistros comacinos unum aut plures conduxerit). Es bestunden also in Como zur Zeit des Königs Rothari, in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, verschiedene Bauinnungen. Dies ist auch für das folgende Jahrhundert durch Inschriften bezeugt. Es werden im Jahre 755 ein Gennaro: magister marmoreus; im Jahre 768 ein Fidelis: magister ferrarius; im Jahre 773 ein Ebone: magister calegarius auf Grabinschriften erwähnt.[1])

Unter dem Longobardenkönige Luitprand (712—724) wurden die Preise für die Bauinnungen von Como geregelt.[2]) Der Baumeister (magister commacinorum) mußte genau bestimmten Preisen für die Leistungen seiner Truppe sich unterwerfen. Die Entschädigung für die Leistungen der Baugesellschaft bestand theils in Geld, theils in Naturalien. Für die verschiedenen Arten der Maurerarbeit wurde festgesetzt, wie viele laufende Werkschuhe der Meister für einen Solidus herzustellen hatte. Die auf diese Weise berechnete Summe wurde bei einer 1 Fuß dicken Mauer verdoppelt und bis zu einer Höhe von fünf Fuß verfünffacht; das Maß der Höhe der Mauer scheint für die Berechnung fünf Fuß gewesen zu sein. Es mußten also für einen Solidus hergestellt werden an gewöhnlichem Mauerwerk 225 Fuß; war aber der Abbruch einer alten Mauer zuvor nothwendig, so nur 180 Fuß. An Tüncherarbeit mußten 600 Fuß für einen Solidus geleistet werden. General Krieg von Hochfelden, welcher in

---

1) Monum. Patriae, l. c. p. 358.

2) Archivio storico-italiano (Appendice 1846) III, 707.

seiner „Geschichte der Militärarchitektur“ (S. 377) die Luitprand'schen Preisbestimmungen bereits benützt hat und dem wir obige Berechnungen entnahmen, bemerkt mit Recht, daß die technischen Ausdrücke, welche heute verschollen sind und für welche auch in Du Cange Glossarium kein Aufschluß zu erholen ist, das Verständniß beeinträchtigen. So heißt eine Bestimmung: si cum axes clauserit et opera gallica fecerit, mille quingenti pedes in solidum vestitum vadant. Es scheint sich um Herstellung der Dachungen zu handeln und dürften opera gallica im Gegensatze zu opera romanensia stehen. Bei der gallischen Bedachung werden Schindeln (scindulae) erwähnt, ein Wort, welches sich bis heute in Süddeutschland erhalten hat. Auch die Bezeichnungen Saal (sala) und Söller (solarium) finden sich in den Preisbestimmungen des Königs Luitprand. Wir erwähnen noch einige Preise. Beim Estrichguß (si massas fuderit) durfte für 600 Fuß ein Solidus verrechnet werden. Bei Wölbungen kosteten 12 laufende Werkfuß einen Solidus, die Zurichtung der Gewölbsteine und der Stützen nicht eingerechnet. Bezüglich des Naturalienbezugs theilen wir die Bestimmung wörtlich mit: Tollant magistri annonam per tremisse unam segale modia tria, lardo libras decem, vino ornam unam, legumen sextaria quatuor, sale sextario uno et in mercedes suas repotet.

In den germanischen Ländern waren damals die Häuser nur aus Holz. Die Steinbauten wurden durch Arbeiter aus den römischen Provinzen aufgeführt. Im Jahre 675 ließ Abt Benedikt, der Gründer des englischen Klosters Wiremuth (ad flumen Wirae), die Klosterkirche aus Stein aufführen (lapideam ecclesiam, juxta Romanorum morem). Die Arbeiter ließ er aus Gallien kommen (Gallios petens caementarios). Auch Glasarbeiter zur Verfertigung von Glasfenstern, welche bis dahin in England unbekannt waren (vitri artifices, Britannis eatenus incognitos), bezog der Abt aus dem Frankenreiche. Für die innere Einrichtung der Kirche reichte

in allen Bedürfnissen die Kunstfertigkeit in Gallien nicht hin, vielmehr mußte der Abt von weiterher (romanis e finibus, womit wohl Norditalien gemeint sein dürfte) Arbeiter suchen. [1])

Zum Baue des Kaiserpalastes in Aachen zog Kaiser Karl der Große Baumeister und Bauarbeiter aus allen Theilen seines gewaltigen Reiches heran, wie der Mönch von St. Gallen ausdrücklich bezeugt (ad cujus fabricam de omnibus cismarinis regionibus magistros et opifices omnium id genus artium advocavit). [2]) In der Beschränkung (cismarinis regionibus) dürften unseres Erachtens nur die Länder des griechischen Reiches gemeint sein, mit welchen blos der Verkehr zur See bestand.

Die Bauinnungen aus Como sind in ihrer Thätigkeit auch auf dem Gebiete des jetzigen Bayern nachweisbar. Es lag an sich schon nahe, daß, wie die Angelsachsen die Steinarbeiter aus Gallien, so die Bayern dieselben aus dem benachbarten Oberitalien herbeigeholt haben. Die meisten älteren Kirchen in Bayern, soweit sie aus Stein gebaut wurden, sind im romanischen Style erbaut; [3]) die Innstädte von Innsbruck bis Passau (Rosenheim, Wasserburg, Kraiburg, Mühldorf, Altötting) tragen das Gepräge italienischer Anlage und Bauart. Die Thätigkeit der Baumeister und Bauarbeiter aus Como bei den großen Bauten in Bayern ist im 12. Jahrhundert ausdrücklich erwiesen.

Um das Jahr 1139 siedelten der berühmte Paul von Bernried und sein Schüler und Freund Gebhard [4]) von den

---

1) Vgl. Bedae presbyteri Vita S. Benedicti, abbatis Wiremuth. (Migne, patrologia, V, 716).

2) Monachus Sangallensis, lib. I, c. XXVIII (bei Jaffé, bibliotheca rerum germanicarum, IV, 659).

3) Vgl. Sighart: Die romanischen Kirchen in Bayern; Berthold Riehl: Kunsthistorische Wanderungen durch Bayern (München, Hirth's Verlag 1888).

4) Vgl. über diese auch das vorige Heft unserer Blätter S. 97 ff.

Ufern des Würmsees nach Regensburg über. Gebhard erlangte um diese Zeit ein Canonikat in der Donaustadt. Er gründete bald nach seiner Uebersiedlung auf dem Gebiete des heutigen Stadtamhof das Kloster St. Mang (Magnus), welches dem Apostel vom Allgäu und einem heiligen Ulrich, einem Cluniacenser Mönche, welcher als Prior von Zell im Schwarzwalde gestorben war, geweiht wurde. Den Bau von St. Mang in Stadtamhof ließ Gebhard durch einen Baumeister aus Como aufführen. Eines Tages kamen Bauarbeiter aus Como unter einem anderen Baumeister nach Regensburg und boten sich dem Canoniker Gebhard an. Da dieser bereits mit Arbeitsleuten versehen war, empfahl er den Baumeister und seine Leute an eine benachbarte reiche Aebtissin (Ober- oder Niedermünster?), welche große Bauten auszuführen im Sinne hatte. Gebhard erntete für diese Empfehlung den Dank nicht blos der Bauleute aus Como, sondern auch der Aebtissin.

Ganz andere Erfahrungen machte er im folgenden Jahre. Gebhard war in Rom abwesend, wohl um die Heiligsprechung des obenerwähnten Ulrich, welcher aus dem Geschlechte des berühmten Augsburger Bischofs stammte, zu betreiben. Der Papst nahm den Prior Ulrich von Zell, welcher in der Gegend von Stadtamhof begütert gewesen war und auf dessen früheren Besitzungen das neue Kloster sich erhob, in die Zahl der Heiligen auf. Während der Abwesenheit Gebhards kam ein Trupp von Arbeitsleuten aus Como nach Regensburg. Sie waren ohne Meister, gaben aber an, von dem Schatzmeister des Kapitels in Mailand, Martin, geschickt zu sein. Mit diesem Canoniker Martin waren Paul und Gebhard von Bernried durch langjährige Freundschaft verbunden. Ein Theil des Briefwechsels ist noch erhalten und diesem Briefwechsel verdanken wir die Kenntniß dieser Verhältnisse.

Der Baumeister Gebhards ließ den Trupp von Arbeitsleuten aus Como nicht zu den eigentlichen Bauarbeiten zu,

sondern verwendete sie nur zur Ziegelei. Als Gebhard aus Rom zurückkam und erfahren hatte, daß die neugekommenen Bauleute nicht blos ohne Meister waren, sondern auch den Namen des Freundes Martin in Mailand mißbraucht hatten, erzürnte er sehr und wollte sie gänzlich vertreiben. Mit Mühe ließ er sich herbei, sie auch fernerhin in der Ziegelei zu beschäftigen. Das Betragen dieser Italiener war aber derartig, daß sie Streit mit den Bauarbeitern Gebhards anfingen und daß sie den Fortgang des Baues zu hindern suchten. Gebhard sah sich genöthigt, den zügellosen Trupp zu veranlassen, daß sie eidlich geloben mußten, den Bau weiter nicht zu stören und die Bauarbeiter in ihrer Thätigkeit nicht zu belästigen und zu verhindern. Aber damit hatte Gebhard noch nicht Ruhe. Sie verklagten seinen Baumeister bei dem Bischofe von Como wegen einer angeblichen Schuld von einem Talente.

In dieser Angelegenheit wandte sich nun Gebhard an den Erzbischof Obert von Mailand, mit welchem Paul und Gebhard bekannt waren. Dieser Brief ist mit den Briefen an Canonikus Martin erhalten und ist der Briefwechsel erst vor einigen Jahren durch Pflugk-Harttung[1]) neuerdings veröffentlicht worden. Gebhard legte dem Erzbischofe den bereits erwähnten Sachverhalt dar und betheuerte, daß eine Geldschuld nicht bestehe. Der Bauunternehmer (patrator operis) sei er selbst und er habe gar keine Veranlassung gehabt, dem zügellosen Trupp aus Como ein Versprechen zu geben, ihnen die Summe von einem Talente zu zahlen. Im Gegentheile seien diese Leute eidbrüchig geworden und anstatt sie anzuhören, hätte der Bischof von Como sie in die Schranken weisen sollen. Seinen Baumeister, welcher in Como verklagt wurde und in Como Recht nahm, also selbst aus Como sein mußte, empfahl Gebhard dem Erzbischofe als einen Mann von guten Sitten und praktischen Kenntnissen (boni moris

1) Iter italicum 1883.



moralisque scientiae spectabilem cultorem). Schließlich bat Gebhard den Erzbischof, letzterer möge dem Bischofe von Como schreiben, was er für nöthig erachte, außerdem möge der Erzbischof dem Verklagten und Ueberbringer des Briefes Bürger aus Mailand nach Como zum Schutze mitgeben und dafür sorgen, daß ihm kein Leid geschehe (flagitamus, ut quod de his scribendum est, Cumano scribas episcopo junctisque civium tuorum legationibus hunc commendatum nostrum apud illum tutum tacias ab omni malo).

Diesem Briefe ist zu entnehmen, daß um die Mitte des 12. Jahrhunderts nicht bloß Bauleute aus Como, sondern auch Baumeister aus dieser Stadt bei großen Bauten in Bayern verwendet wurden. Es lag nahe, daß diese Baumeister für ihre Pläne italienische Vorbilder benutzten und daß wir deßhalb in Bayern so viele Nachahmungen von italienischen Kirchen (San Ambrogio und San Eustorgio von Mailand, S. Zeno von Verona u. s. w.) haben. Wir erinnern an den Dom in Freising, die Stiftskirche zu Ilmünster, die Schloßkapelle auf der Trausnitz zu Landshut, die Rundkapelle in Altötting, St. Zeno bei Reichenhall, die Kirche auf dem Petersberge u. s. w.

Vielleicht geben diese Andeutungen Veranlassung, daß die Baugeschichte Bayerns bis zum Auftauchen der Gothik einem neuen Specialstudium unterzogen werde mit Rücksicht auf den Einfluß der Bauinnungen von Como.

München. Dr. R.

XIX.

Socialdemokratische Phantasie und Wirklichkeit.

„Wenn die Proletarier aller Länder einstmals Hand in Hand fest zusammenhalten, dann genügt ein einziger Ruck der mächtigen Schultern und die ganze morsche Welt fällt in Trümmer", so bramarbasirte vor nicht langer Zeit der „Vorwärts", Centralorgan der socialdemokratischen Partei Deutschlands. Sieht man sich die Entwicklung der Dinge innerhalb der Socialdemokratie mit nüchternem Auge an, so läßt sich klar erkennen, daß die neue Welt, welche mit so volltönenden Phrasen angekündigt wird, nicht weniger morsch sein würde, als die alte es war. Wenigstens haben uns die „Proletarier aller Länder", die Führer wie die Geführten, bisher nicht im mindesten den Beweis geliefert, daß sie aus anderm Holze geschnitzt seien als die übrige Menschheit.

Zwei der meistgenannten Führer, der Berliner Singer und der Münchener von Vollmar, sind satte Bourgeois, die sich in Sommerfrischen und eigenen Villen pflegen, wie andere Bourgeois, und denen es nicht einfällt, im Schweiße ihres Angesichts wie die armen „Genossen" zu arbeiten, oder ihre Güter zum Besten der „Genossen" großmüthig hinzugeben. Und der in der Presse thätige Führer Liebknecht nimmt ein hohes Redaktionsgehalt just wie die Redakteure der bürgerlichen Presse, wenn der Verleger ihnen ein solches

zahlt, und das, obwohl der Reingewinn des „Vorwärts“ dem Parteifonds zu gute kommt.

Gründen die „Proletarier aller Länder“ eigene Unternehmungen, so pflegen sie dieselben wesentlich nach den Grundsätzen der Bourgeoisie zu verwalten und haben anscheinend ganz vergessen, daß man den hilflosen Arbeiter nicht ausbeuten darf. Bekannt sind die wiederholten Klagen, daß in socialdemokratischen Genossenschaftsbäckereien die Gesellen eben so gut eine Arbeitszeit von 16, 17 und mehr Stunden haben wie in andern Bäckereien. In der jüngst abgehaltenen Generalversammlung der Berliner socialdemokratischen Genossenschaftsbäckerei warf ein bisheriges Aufsichtsrathsmitglied dem Vorstande vor, er habe einem Bäcker, weil derselbe in der vorigen Generalversammlung nicht ganz zu Gunsten des Vorstandes gesprochen, eine Strafversetzung in eine andere Bäckerei zu Theil werden lassen; bei der ersten besten Gelegenheit solle dann der Betreffende „hinausfliegen“. Der Vorstand habe auch den Antrag gestellt, alle Arbeiter Sonntags arbeiten zu lassen, was gegen die Principien der Socialdemokratie verstoße. Da die Genossenschaft nicht mit Gewinn arbeite, habe der Vorstand den Arbeitern 3 Mark vom Wochenlohn abgezogen, wodurch der demokratische Charakter des Unternehmens verloren gegangen sei und diese mit bürgerlichen Genossenschaften in einer Reihe rangire. Der Geschäftsführer des Vorstandes gab die Maßregelung des erwähnten Bäckergesellen zu. Manche Gesellen nähmen sich aber auch zu viel gegen ihn heraus, es müsse doch einen Leiter geben, der respektirt würde. Der Gemaßregelte dagegen meinte, der Geschäftsführer brüskire die Arbeiter in der undemokratischsten Weise.

Aehnliches wird aus Hamburg berichtet. Dort besteht eine „Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Cie.“, deren Inhaber die Herren Auer, Bebel und Singer sind. Die Hamburger „Genossen“ sind aber mit der Verwaltung durchaus nicht zufrieden und die Streitigkeiten

wollen kein Ende nehmen. Eine Versammlung der social-demokratischen Vereine der drei Hamburger Wahlkreise hat in Gegenwart der genannten drei Führer über die Angelegenheit verhandelt. Dabei kamen Klagen über recht bourgeoismäßige Dinge vor. Unter anderem beschwerte man sich darüber, daß Beamte des Geschäfts, die früher einfache Arbeiter gewesen, 4000 Mark Gehalt erhielten, während den Arbeiterinen ein Wochenlohn von nur 8 Mark gezahlt werde, wodurch man sie der Prostitution in die Arme treibe.

Sobald die neue Welt nur eingerichtet ist, soll Alles Arbeitsfreudigkeit und Selbstlosigkeit sein, versichern die Apostel des Zukunftsstaates. Der „Genosse" Werner in Berlin hat andere Erfahrungen gemacht. Als er in seiner Druckerei die Lohnzahlung nach socialdemokratischen Principien einführen wollte, mußte er bald wahrnehmen, daß nicht der Wetteifer bei den Arbeitern zunahm, sondern eine unerträgliche Faulenzerei einriß. Ueberdies geberdeten sich die „Genossen" ihrem „Aufseher" gegenüber derart, daß er das Socialdemokratie-Spielen sehr rasch aufgab und den Bourgeois wieder herauskehrte.

Daß Eintracht, Treue und Redlichkeit bei den Proletariern aller Länder nicht stärker verbreitet sind, als bei andern Menschen, sehen wir an den fortwährenden Zänkereien, Verdächtigungen, Beschuldigungen und Verläumdungen der „Genossen" unter einander; ja sogar grobe Unterschlagungen von Parteigeldern 2c. kommen bei den „Proletariern aller Länder" mindestens so häufig vor, wie Unterschlagungen bei den Bourgeois. Die socialdemokratische Presse wimmelt zeitweise von Aufforderungen, zu Parteizwecken gesammelte Beträge abzuliefern, und die Ausschließung von Parteigenossen, welche nicht abgeliefert haben, ist nichts Seltenes.

In Berlin hat sich eine „Freie Vereinigung der Civil-Berufsmusiker" gebildet. Diese Vereinigung hat den Zweck, die socialdemokratischen Berufsmusiker von den „Groß-musikanten" unabhängig zu machen. Es wurde eine aus

zwei Musikern bestehende Comission gewählt, welche die Aufträge für musikalische Veranstaltungen direkt entgegennahm und überhaupt alles Geschäftliche zwischen den Auftraggebern und der Vereinigung zu vermitteln hatte. In der vor einigen Wochen stattgehabten außerordentlichen General-Versammlung wurde nun diesen beiden „Genossen" der Vorwurf gemacht, daß sie die Geschäfte zum Schaden der Mitglieder für ihre eigene Tasche vermittelt hätten. Hunderte von dem Verein zugedachten Geschäften hätten sie privatim abgemacht und die an den Vorstand gerichteten Aufträge seien von ihnen einfach unterschlagen worden. Einzelne Redner bezeichneten die Handlungsweise der Geschäftscommission als gemeine „Bauernfängerei". Nach sehr erregter Debatte wurde eine Resolution angenommen, welche aussprach, daß die beiden Vertrauensmänner ihren Posten nur in ihrem persönlichen Interesse ausgenutzt hätten, ihnen das entgegengebrachte Vertrauen entzog und sie in Zukunft jedes Amtes für unwürdig erklärte. Die Ausgeschlossenen mit ihrem Anhang verließen unter Protest und den Rufen „Vehmgericht", „Zuchthaus" u. dergl. das Lokal. Vorgänge dieser Art sind keineswegs vereinzelt.

Ein besonders beliebtes Kapitel ist in den socialdemokratischen Blättern die Ehe und die Geschlechtsmoral der Bourgeoisie. Jedem, der namentlich die socialdemokratische Winkelpresse mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, muß es auffallen, daß dieselbe mit nimmer versagendem Eifer Alles zusammenträgt, was als Beweis für die laxe Moral der „bürgerlichen Kreise" irgendwie verwerthet werden kann. Jeder Skandal und jedes Skandälchen wird sorgfältig gebucht, und meist noch in lügnerischer Weise dargestellt und aufgebauscht, wie die zahllosen Verurtheilungen darthun, welche gegen Redakteure socialdemokratischer Blätter ergehen. Das Bild, welches die socialdemokratischen Schriftsteller von der Ehe und dem Familienleben in unserer Zeit entwerfen, ist ein wahres Zerrbild und leidet an maßloser

Uebertreibung. Die Ehe wird als ein gänzlich überlebtes und verfaultes Institut geschildert, welches Vernichtung verdiene. Mit vollem Recht sagt dem gegenüber Otto Fleischmann in seiner Streitschrift wider die Socialdemokratie: „Es gibt auch heute weit mehr rechte als schlechte, mehr glückliche als unglückliche Ehen, und so war es jederzeit. Die rechten Ehen waren und sind die Regel, die schlechten die Ausnahme, nur hört und sieht man von diesen letztern mehr, ihr Geschrei dringt auf die Gasse, ihr Unfriede gelangt vor den Richter. Die besten Ehen sind diejenigen, von denen am wenigsten geredet wird".

Von all den Rollen, in welchen sich die Socialdemokratie gefällt, steht ihr aber keine schlechter zu Gesicht als diejenige der Sittenrichterin, weil dieselbe eben nur den Angehörigen der „bürgerlichen Parteien" gegenüber geübt wird. Im eigenen Lager dagegen ist ihr die Moral ganz gleichgiltig; da kann Jeder es treiben, wie's ihm beliebt. Unter den gefeiertsten Größen der Socialdemokratie waren sittlich durch und durch verkommene Menschen. Lassalle, der Begründer der deutschen Socialdemokratie, hat sich von frühester Jugend an und Zeit seines Lebens um die Gebote der Moral nicht gekümmert. Hat das die deutsche Socialdemokratie irgendwie gehindert, ihn zu vergöttern, bis der radikalere Marx statt seiner als Parteigötze erhoben wurde? Noch auf den jüngsten Congressen hing Lassalle's Bild über der Rednerbühne und bei jeder Gelegenheit widmen ihm zahlreiche socialdemokratische Blättchen schwungvolle Artikel.

Die Socialdemokratie verwirft ja auch grundsätzlich die christliche Sitte, die christliche Ehe, an deren Stelle sie die „freie Liebe" setzen will, wie ihr Führer Bebel in seinem Buche „Die Frau" das offen ausspricht. „Sittlich ist, was Sitte ist", sagt er, „und Sitte ist wieder nur, was dem innersten Wesen, d. h. dem Bedürfnisse einer bestimmten Periode entspricht." Die Socialdemokratie kennt den Begriff

der Sünde nicht, sie weiß auch nichts von einer Möglichkeit, die Herrschaft des Geistes über die sinnliche Natur zu bewirken. Seite 87 seines Buches sagt Bebel ungescheut „daß der in jedem gesunden und reifen Menschen eingepflanzte Naturtrieb die Berechtigung hat, befriedigt zu werden“, daß es ein Gebot des Menschen gegen sich selbst sei, keinem natürlichen Triebe seine Befriedigung zu versagen; Seite 338 heißt es: „Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist genau ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes andern Naturtriebes. Es hat Niemand darüber Andern Rechenschaft abzulegen und kein Unberufener hat sich einzumischen“.

Und was Bebel lehrt, das prakticiren zahlreiche „Genossen“. Auf dem jüngsten Brüsseler Congresse der Socialdemokratie führte eine Tochter des Abgottes der Socialdemokratie Karl Marx das große Wort. Sie fungirte als Dolmetscherin und leitete zeitweise die Verhandlungen am Präsidententisch. Diese socialdemokratische Größe ist seit vielen Jahren in „freier Liebe“ mit dem von seiner Frau getrennt lebenden Dr. Aveling in London verbunden, der auch eine hervorragende Rolle unter den Socialdemokraten spielt. Was hat die Socialdemokratie danach gefragt? Paul Göhre, der Sekretär des evangelischen socialen Congresses in Berlin, der drei Monate als Arbeiter der Socialdemokratie in deren Hochburg Chemnitz gelebt hat, bezeugt in seinem vielbesprochenen Buche, daß das sechste Gebot für die jungen socialdemokratischen Arbeiter dort ganz und gar nicht existirte.

Auch Otto von Leixner, dem man Voreingenommenheit gegen die Arbeiterkreise nicht vorwerfen kann, schreibt in seinen „Socialen Briefen aus Berlin“, unter den Arbeitern griffen die wilden Ehen immer mehr um sich — oft unter den Augen der Eltern. Das geschehe nicht nur unter dem Zwange der Verhältnisse, welche die Gründung eines Haushaltes erschweren, sondern sehr oft unter Einwirkung gewisser Anschauungen über die Ehe, die unter den jüngeren social=

demokratischen Arbeitern üppig wucherten. Und an anderer Stelle bemerkt er zu demselben Kapitel: „Arbeiter und Arbeiterführer lieben es, bei Gelegenheit zu behaupten, daß die Besitzenden es sind, die mit ihrem ‚verfluchten Mammon‘ die Tugend der ‚Töchter des Proletariats‘ zu Falle bringen Sicherlich geschieht das zuweilen in gewissenlosester Weise. Aber jene Anklage ist in diesem Umfange eine bewußte Lüge. Wer die Berliner Mädchen der Arbeiterkreise kennt, kann nur Eines sagen: mindestens 3 Viertel derselben sind durch das Fabrikleben schon mit 14 und 15 Jahren, oft ohne ihre Schuld, ganz verdorben, und die Verderber sind in den höheren Ständen selten, fast immer unter den Angehörigen des eigenen Kreises zu suchen. Der junge Arbeiter hat darin selten ein zartes Gewissen, und es gibt unter den Leuten eine große Zahl Don Juans, die sich in der Kneipe ihrer Heldenthaten mit großer Selbstgefälligkeit rühmen. Es wird nicht viel junge Leute geben, die nicht schon mit 17 und 18 Jahren eine ‚Braut‘ hätten. Diese Bräute wechseln sehr oft und wilde Ehen sind keine Seltenheit“.

Es ist gewiß eine in hohem Grade bedauerliche Erscheinung, daß in den höheren Schichten der Gesellschaft so oft gegen die Gesetze der christlichen Moral verstoßen wird; aber die Socialdemokratie hat am wenigsten das Recht, darüber sich entrüstet zu zeigen, da sie es unterläßt, zunächst vor der eigenen Thüre zu kehren. Der frühere Hofprediger Stöcker hatte durchaus Recht, als er in der letzten Sitzung der Berliner General-Synode bei Erörterung der bezüglich der Socialdemokratie gestellten Anträge bemerkte: „Er kenne keinen einzigen socialdemokratischen Zeitungsartikel, in welchem jemals ein Appell an die Arbeiter enthalten gewesen wäre, häuslicher, ordentlicher, nüchterner und sparsamer zu werden“. So lange aber die socialdemokratische Presse nur über die schlechte Moral der andern Parteien den Stab bricht, im eigenen Lager dagegen alles gut und schön findet, muß sie sich den Vorwurf gefallen lassen, daß sie zweierlei Maß

gebrauche und daß die zur Schau getragene Entrüstung eine geheuchelte sei.

Alles in Allem genommen haben die Socialdemokraten dafür, daß in ihrer neuen Welt Alles, namentlich aber die Menschen besser sein werden als in der jetzigen „morschen Welt", noch keinen Beweis geliefert, wohl aber manchen für die Wahrscheinlichkeit des Gegentheils.

XX.

Wendung in Ungarn?

Im ungarischen Unterhause hat der neue Fürstprimas Vaszary sich erhoben, um endlich einmal ein klares Wort zu sprechen. Der Inhalt der Rede ist bekannt. Die katholische Presse sprach allgemein die Hoffnung aus, daß Ungarn vor einer Wendung zum Bessern stehe. Hoffen wir ebenfalls aber unsere Zuversicht ist nicht sehr fest. Wer die Geschichte Ungarns in den letzten 50 Jahren kennt, der kann nicht erwarten, daß ein so alter und von Seite der Gegner der Kirche zähe geführter Streit plötzlich auf ein Wort des Fürstprimas ruhen oder gar mit einem vollkommenen Siege der Katholiken endigen werde. Werfen wir nur einen kurzen Blick auf die lange Kette kirchenfeindlicher Machenschaften.[1]) Es gibt wohl kaum ein Land wie Ungarn, wo die Kirche

---

1) Wir erinnern hiebei an die eingehende, aus sachkundiger ungarischer Feder stammende Darlegung des vorigen Jahres: „Das neueste Anstürmen gegen den Katholicismus in Ungarn", Histor.-pol. Blätter Bd. 108 S. 81—102 und S. 182—198.

A. d. Red.

von vornherein so viele Chancen im Kampfe für sich hatte, und doch gibt es wohl auch kein Land, wo das Drama sich für die Kirche trauriger abgespielt hätte.

Ungarn nannte sich mit Stolz regnum marianum und sein König durfte den Titel rex apostolicus führen, denn die katholische Religion war bis 1848 Staatsreligion, sie war die herrschende, die überall bevorzugte. Und mag der Ungar sein, wie er will, er lebt gern von den Erinnerungen seiner großen Vergangenheit. Er ist stolz auf seine hervorragenden katholischen Herrscher, die Heilige waren. Es wäre ein Leichtes gewesen, das katholische Volk auf der ganzen Linie kampfbereit zu machen gegen die neuere freimaurerische Regierung. Stehen doch etwa 10 Millionen Katholiken bloß 2 Millionen Protestanten gegenüber. Wenn man noch den Reichthum der Kirchenfürsten und auch vielfach das hohe Einkommen der andern Pfründen und den wohlthätigen Einfluß dieses Reichthums in Betracht zieht, so ist es kaum glaublich, daß bis jetzt die katholische Kirche im Kampfe mit dem Calvinismus und Liberalismus, welche seit langen Jahren in Ungarn das Ruder führen, stets den Kürzeren zog.

Die Protestanten konnten sich nicht beklagen über Unterdrückung von Seite der katholischen Kirche. Wurden doch in den 30er Jahren von katholischen Pfarrern Mischehen geschlossen ohne jedwede Garantie für die spätere Kindererziehung. Man muß das im Auge behalten, um die Klagen liberaler Blätter über die Proselytenmacherei richtig zu taxiren. Der Abusus bestand fort, bis ihm die Bischöfe Johann von Scitovszky (Bischof von Rosenau, später Cardinal und Fürstprimas von Ungarn) und Franz Lajtsák, Bischof von Großwardein, ein Ende machten. Aber damit ja die Calvinisten keine Ursache zu Klagen haben sollten, bewog Lonovics, Bischof von Csanád (1848 mußte er abdanken, wurde aber später rehabilitirt und starb als Erzbischof von Kalocsa) Papst Gregor XVI. zu dem bekannten Dekret vom 30. April 1841 Quas Vestro, wonach in Ungarn alle Mischehen, selbst

vor einem akatholischen Seelsorger geschlossen, gültig sind. Das war die vielgeschmähte Intoleranz der römischen Curie.

Im Jahre 1848 wurde das regnum marianum et apostolicum paritätisch. Später zur Zeit des „Ausgleiches" waren bekannte Freimaurer an der Spitze der Regierung, Graf Julius Andrassy als Ministerpräsident und Josef Freiherr von Eötvös, ein aufgeklärter Philosoph, Poet und Romanschriftsteller, als erster Cultusminister. Die Bestimmungen des Mischehengesetzes (vom Jahre 1868) sind bekannt. „1) Die Knaben folgen der Religion des Vaters, die Mädchen der Religion der Mutter; 2) jeder Vertrag, diesen Bestimmungen widersprechend, ist null und nichtig; 3) erst nach dem erfüllten 18. Lebensjahr ist ein Uebertritt in eine andere Confession gestattet; verändert der Vater seine Religion, so folgen ihm die Kinder unter 7 Jahren". Das Gesetz war allerdings nur deklarativ. Aber die Freimaurer waren zufrieden, daß sie es als deklaratives unter Dach und Fach gebracht hatten, das Uebrige, dachten sie mit Recht, werde von selbst folgen.

Das Gesetz kam mit Zustimmung, wenigstens mit schweigendem Gehenlassen des Episcopates zu Stande. Besonders hat der Cardinal-Erzbischof Haynald keine dankbare Rolle in dieser Sache gespielt. Er gab sich zufrieden mit der Erklärung des Ministers, das Gesetz sei nur ein Schaustück, um die unzufriedenen Calvinisten zu beruhigen. Uebrigens war Haynald Intimus des Cultusministers, wie er auch mit andern bekannten Freimaurern, selbst mit dem Logenmeister Franz Pulszky auf vertrautem Fuße stand. Simor, Erzbischof von Gran und Fürstprimas von Ungarn, rettete die Ehre des Episcopates. Er protestirte feierlich und hinter ihm stand ein Theil des niederen Klerus. Aber was half der Protest eines Bruchtheiles? Er konnte ja keinen Kampf wagen. Wir wollen all den Wirrwarr, den dieses „deklarative Gesetz" hervorrief, übergehen. Er ist das traurigste

Blatt in Ungarns Kirchengeschichte; handelten doch ganze Diöcesen nach den gesetzlichen Bestimmungen.

Die protestantischen Pastoren riefen beständig nach Staatshilfe, weil ihnen viele katholische Priester die Kinder „wegtauften", die nach dem Gesetze doch hätten protestantisch sein müssen. So wurde denn dem Gesetze im Jahre 1879 ein Strafparagraph beigefügt. „Jener", so lautet derselbe, „der ein Individuum, welches das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, entgegen der gesetzlichen Bestimmung in eine andere Confession aufnimmt, verfällt in eine Gefängnißstrafe bis zu 2 Monaten oder eine Geldstrafe bis zu 300 fl." Die höchste Instanz der weltlichen Gerichte verstand aber unter dem Taufen nicht eine „Aufnahme in eine andere Confession", so daß die ungesetzlich taufenden Geistlichen auch fernerhin noch freigesprochen wurden.

Fürstprimas Simor ließ es dabei nicht bewenden. Aber auch jetzt stand er fast allein im Kampfe gegen die Regierung. Von Rom kam ein Dekret im Jahre 1874, wonach die Bischöfe unter keiner Bedingung Dispens für Mischehen ertheilen sollten, wenn keine sicheren Garantien für die Kindererziehung gegeben seien. Der Curatklerus solle die Kinder taufen und unterrichten selbst auf die Gefahr hin, der Strafe zu verfallen. Dieses römische Dekret soll bis jetzt noch dem Seelsorgklerus vorenthalten sein.

Im Jahre 1884 nahm der Streit wieder eine schlimmere Wendung für die Kirche. Die Geistlichen wurden durch einen Ministerialerlaß befugt, auch solche Kinder zu taufen, welche einer andern Confession zugezählt wurden; der Taufschein müsse aber innerhalb 8 Tagen dem competenten Seelsorger ausgeliefert werden. Mehrere Bischöfe, Cardinal Haynald an der Spitze, theilten dem Seelsorgklerus diesen Ministerialerlaß mit und fügten die einfache Weisung hinzu, nach der Verordnung zu handeln. Diese oberhirtliche Verordnung ist in den betreffenden Diöcesen noch nicht zurückgenommen. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Trotz der wiederholten eindringlichen Vorstellungen des Fürstprimas Simor,[1]) erließ am 26. Februar 1890 der Cultusminister Csaky folgenden neuen Erlaß: 1. Der Seelsorger kann auch, selbst wenn er (nach dem Gesetze) incompetent tauft, den Namen des Kindes in sein Taufbuch eintragen, aber die Eintragung hat keine Giltigkeit; 2. nach wie vor muß der Geistliche bei incompetenten Taufen den Taufschein an den gesetzlich rechtmäßigen Seelsorger binnen 8 Tagen ausliefern, wenn er nicht einer Strafe von 10 bis 50 fl., in Wiederholungsfällen von 50—100 fl. verfallen will. Alle Uebertretungen sollten fortan vom Verwaltungsgerichtshofe abgeurtheilt werden.

So werden bis heute die pflichttreuen Priester, welche sich weigern, den Taufschein auszuliefern, mit Strafe belegt. Der Fürstprimas lud seine bischöflichen Mitbrüder zu einer Besprechung zusammen. Aber er unterlag mit seinem Widerstand, obgleich sein Auftreten im Schooße des Episcopats nicht ohne Unterstützung blieb. Es wurde das sogenannte „Interim" beschlossen, wonach die Geistlichen zwar nicht den Taufschein, aber ein einfaches Taufattest ausliefern sollten, und dieses Interim ist heute noch nicht widerrufen. Am 7. Juli desselben Jahres kam ein neues Dekret von Rom, welches verlangte, daß von den Rechten der Kirche nicht abzugehen sei; aber auch diese Weisung wäre nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, wenn das Document nicht in die Hände der Redaktion des „Magyar Allam" gefallen wäre.

Noch ein Unrecht bleibt bis heute gutzumachen. Johann von Tomescany, Pfarrer der Diöcese Kalocsa, war der Führer der kirchlichgesinnten Geistlichen, welche für die Rechte der Kirche einstanden, und sich weigerten, sei es den Taufschein oder ein Taufattest an den akatholischen Geist-

---

1) Vgl. das Nähere über die beiden Zuschriften des Fürstprimas an den Cultusminister in dem bereits erwähnten Artikel, Bd. 108, S. 184—87. Anm. d. Red.

lichen auszuliefern. Tomescany hat allerdings die Presse benutzt, um seine Ansicht zu vertheidigen, aber man kann ihm keine Verletzung der Ehrfurcht gegen die Oberhirten nachweisen. Nichtsdestoweniger wurde er gegen den zweimaligen Einspruch von Rom und die ausgesprochene Ansicht des verstorbenen Fürstprimas mit Gewalt von seiner Pfarrei entfernt. Auf diese Weise wurde die Opposition des niedern Klerus gebrochen, und es gibt nur mehr sehr wenige Pfarrer, welche sich nicht nach dem Ministerialerlasse richten.

In Anbetracht dieser Zustände — ist da eine Wendung zu hoffen? Ja; aber nur dann, wenn die Bischöfe den Curatklerus mit klaren und unzweideutigen Weisungen versehen nach den Grundsätzen, die Rom in zwei Dekreten klar und deutlich ausgesprochen hat, und wenn der gesammte Episcopat den Seelsorgklerus mit seiner Autorität deckt und schützt und mit ihm für die kirchlichen Forderungen eintritt. Das Eintreten des neuen Fürstprimas ist dankbarst anzuerkennen, aber was hilft alles Reden, wenn die Regierung sieht, daß Niemand es wagt, sich ihrem Willen zu widersetzen? Auch sollte man sich beeilen, das Unrecht, das man an jenem Priester verübte, der für die Freiheit der Kirche einstand, wieder gutzumachen zu suchen. Allerdings kann er nicht mehr seines Amtes walten, denn eine Lähmung traf den starken Mann, als er sah, daß er von denen Gewalt erleiden mußte, die ihn hätten schützen sollen.

Der Zweck des ganzen Streites von Seiten der Regierung war von Anfang an nur die Einführung der Civilehe. Der Civilehe stand bis jetzt die Erinnerung der großen katholischen Vergangenheit Ungarns, die noch zu stark im Volk und im Adel lebte, entgegen. Die Regierung konnte keinen schlauern Weg einschlagen, als den sie eingeschlagen hat, um ihr Ziel zu erlangen; denn jetzt ist es fast eine Frage, ob die Civilehe nicht besser ist, als der jetzige Zustand.

XXI.

Zeitläufe.

Bismarck und der Czar; Streiflichter auf die innerlichen Zustände in Rußland. II.

Den 24. Juli 1892.

Die Leser werden nicht begierig seyn, hier noch einmal die Gastrollen besprechen zu hören, die der Reichskanzler a. D. auf seinem Rachezug durch Süddeutschland nach Wien gespielt hat. Diese „Blätter" könnten auch nichts Neues darüber sagen. Ihnen sind die Augen früh aufgegangen über den Mann und namentlich über sein Bündniß mit Oesterreich, dessen bester Freund der tödtliche Hasser von ehedem nun stets gewesen seyn will. Es ist wenigstens eine Genugthuung, daß Kaiser Franz Joseph sich von ihm nichts vorheucheln lassen wollte. Der Mann war dort noch im Amte durchschaut: das steht jetzt fest und ist tröstlich.

Will man in aller Kürze sagen, was er auf seiner Fahrt sonst noch geleistet hat, so dürfte Ein Wort genügen, um Alles zusammenzufassen: er hat sich offen und unverhüllt als Hohenzollern-Geißel vorgestellt. Immer wieder in verschiedenen Wendungen verlautete die hämische Frage: Was wäret ihr, wenn ich nicht das deutsche Reich für euch geschaffen hätte? Es ist ja wahr; aber schon die Rücksicht auf König Wilhelm I. hätte seinem ehemaligen Minister die Zurückhaltung auferlegen sollen, denselben nicht als sein

blindes Werkzeug erscheinen zu lassen. Dafür ertheilte er aber dem ersten deutschen Kaiser das Lob, daß er folgerichtig auch ihn, den Minister, ohne unbefugte Einmischung das Reich habe regieren lassen, da er allein wissen müsse, wie es zu machen und seine Schöpfung zu erhalten sei. Und so erschien der kaiserliche Enkel ganz von selbst als Verderber des Reichs, indem er es wagte, dessen Schöpfer zu entlassen, und an seine Stelle Leute zu berufen, wie es außer Bismarck und seinem neuvermählten Sohne eben keine anderen gab: „schwache und unfähige".

Zum Beweis dient ihm stets und vor Allem die Beziehung zu Rußland; das ist immer sein zweites Wort: Der Czar habe zu ihm persönliches Vertrauen gehabt, und solange er im Amte gewesen wäre, hätten niemals Befürchtungen über die Haltung Rußlands auftauchen können, unter seinen Nachfolgern aber sei die Brücke oder der „Draht", wie es jetzt heißt, abgebrochen worden. So hat er nun unmittelbar, wie seit zwei Jahren durch sein Hamburger Sprachrohr, der Welt vordeklamirt. In Wahrheit sollte er Gott im Stillen danken, daß ihm der persönliche Bankerott seiner Spekulation auf Rußland erspart geblieben ist. Er muß auch selbst am besten wissen, daß es ihm nur unter Einer Bedingung hätte gelingen können, Rußland auf seine Seite zu bringen. Er hat es ja selbst noch verschiedentlich versucht bald mit Zuckerbrod, bald mit der Peitsche; gelingen hätte es ihm, zum Unglücke der Welt, nur können, wenn er die Lebensinteressen Oesterreich-Ungarns im Orient nach seinem Wunsch und Willen in die Hände bekommen hätte, um sie dem Czaren zu Füssen legen zu können. Jetzt ist er in der angenehmen Lage, vorgeben zu können, seine Nachfolger hätten ihm das Rettungswerk zur Befreundung mit Rußland verdorben; und bei dem stumpfsinnigen Glauben an seine politische Unfehlbarkeit durfte er darauf rechnen, daß man ihm's in weiten Kreisen glaube.

Die alten Großdeutschen — das ist die Wahrheit! —

haben vollständig recht gehabt, wenn sie dem großpreußischen Unternehmer von 1866 und 1870 warnend zuriefen: „Aber Rußland!“ Der Kanzler selbst hat alle die Jahre her seine Gedanken unablässig auf Rußland gerichtet gehabt, aber er glaubte die Gefahr beschwören zu können. Es ist abgeläugnet worden, aber vollkommen wahr, daß er dem bayerischen Minister des Auswärtigen in Versailles gesagt hat: „Der nächste Krieg wird gegen Rußland seyn“. Darin allein hat seine russische Politik nicht geirrt. In diesem Sinne ist jetzt auch für alle Welt Rußland das zweite Wort, und dreht sich die ganze verzweifelte Lage Europa's um den Czaren, was er wollen und was er können werde.

Es ist möglich, daß Alexander III. noch bei der Berliner Begegnung im Oktober 1889 glaubte und hoffte, daß dem Kanzler, und zwar nur ihm allein, der Verrath an Oesterreich gelingen und somit der Preis für die Erneuerung der „hundertjährigen Freundschaft“ erlegt werden könne. Wenn das eine Ehre für den Herzog von Lauenburg seyn soll, so mag sie ihm unbenommen bleiben. Aber es müßte ihm sehr bald gelungen seyn, denn zur Zeit seiner Entlassung standen die Dinge schon auf Spitz und Knopf. Als nach anderthalb Jahren sich wieder eine Stimmung verbreitete, als ob Europa unmittelbar vor einer kriegerischen Aktion stehe, schrieb ein Bismarck'scher Generaladvokat aus Berlin: „Auch kann mit größter Bestimmtheit versichert werden, daß die Krisis bestanden hat, und daß es nicht die Mäßigung des Czaren oder gar die Friedensliebe der französischen Republik gewesen ist, die uns vor dem Unheil bewahrte, sondern die trotz aller vorausgegangenen Ankündigungen und Warnungen dennoch überraschend eingetretene völlige Mißernte in einem Drittheil des gesammten russischen Staatsgebiets. Erst die Besorgniß vor dem Hunger, dann der Hunger selbst, hat Frieden geboten“.[1])

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 29. Januar 1892.



Wie steht es nun weiter mit den innerlichen Zuständen Rußlands?[1]) „Innere Zustände“: das wäre zu wenig gesagt, denn es handelt sich dort um die tiefsten Fundamente, um Seyn oder Nichtseyn des herrschenden Volksthums. In dieser Richtung gehen alle Anstrengungen des jetzigen Czaren auf, im Gegensatze zu seinem Vater und dessen „kosmopolitischem Europäismus“, sonst freilich vergebens. Alles, was dieser im Sinne einer Selbstverwaltung unter politischer Mitarbeit des Volkes eingeführt hat, von der Verwaltung in den Regierungsbezirken bis zu den Geschwornengerichten, ist entweder wieder beseitigt oder beschnitten und dem bevorrechteten Adel heimgegeben worden. Damit gehen die himmelschreienden Maßregeln zur religiösen und nationalen Assimilirung der fremdsprachigen und andersgläubigen Nationalitäten der Grenzprovinzen Hand in Hand: der Finländer, Balten und Polen. „Unsere bekannten zu Hause gezüchteten und ausländischen Nichtstammesgenossen“: hat General Skobelew in seiner berüchtigten Bankettrede gegen das deutsche Reich gesagt.[2]) Wenn er noch lebte, so müßte er jetzt russischer Reichskanzler seyn.

In der That hatten die „Reformen“ Alexander's II. im Volke keinen Boden. „Bei jedem Bau der Reformperiode, der krachend zusammenbricht, jubelt die Menge: seht, es fällt und bald, bald wird Alles wieder seyn, wie es war vor jener unheilvollen liberalen Aera“.[3]) Aber auch das ist eine Täuschung. Diese Aera hat nichts Dauerndes geschaffen, aber sie war stark genug, den Boden für die Rückkehr zum Alten zu zerstören. Dieß gilt vor Allem von der Agrarverfassung, welche dem Großrussenthum, als dem Kern- und

---

1) S. „Streiflichter auf die innerlichen Zustände in Rußland. I.“ Heft vom 1. Juli ds. Js. S. 53 ff.

2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 1. Febr. 1882.

3) Der Berliner Berichterstatter der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 19. Januar d. Js.

Stammvolk des gesammten Reiches, in Verbindung mit der Leibeigenschaft seinen eigenthümlichen Charakter verlieh. So geräuschlos hat die russische Landwirthschaft auf dieser Grundlage fortgelebt, daß man heute noch sagt: erst Baron August von Haxthausen habe vor vierzig Jahren für West-Europa das Vorhandenseyn derselben entdeckt. Der russische „Mir“ ist damit gemeint, der Gemeinde-Landbesitz, welcher den persönlichen Bodenbesitz des Bauern ausschließt.

„Vor wie nach Aufhebung der Leibeigenschaft hat es in Rußland bekanntlich keinen individuellen Besitz des Bauern an Grund und Boden gegeben. Die Gesammtheit aller der Bevölkerung eines Dorfes zugewiesenen Grundstücke steht im Eigenthum, beziehungsweise im Pachtbesitz, der gesammten Gemeinde und wird periodisch (gewöhnlich alle 9 oder 12 Jahre) zu gleichen Theilen an alle verheiratheten Gemeindeglieder vertheilt, so daß ein Unterschied zwischen selbständigen Bauern und bäuerlichen Knechten, größeren und kleineren bäuerlichen Bodeninhabern nicht besteht, sondern über Allen das Gesetz strenger Gleichheit waltet. Diese Vertheilung geschieht entweder nach der in der Gemeinde vorhandenen Anzahl Seelen oder nach Wirthschaftseinheiten (Tjäglo's). Im ersteren Fall erhält jeder Hausvater ein Grundstück, das der Zahl seiner von ihm abhängigen Gemeindeglieder entspricht, indem per Kopf eine gewisse Anzahl Dessätinen angenommen wird; im letzteren Fall wird das Areal unter die einzelnen wirthschaftlich selbständigen Familien vertheilt und jeder Einzelantheil je nach der Zahl der Aspiranten bei der neuen Vertheilung vergrößert oder verkleinert. . . Der Antheil des Einzelnen besteht also aus einer Anzahl zusammenhangsloser Stücke, zu deren Bearbeitung ihm nur die eigenen Hände und höchstens die seiner noch unerwachsenen Kinder zu Gebote stehen; sobald dieselben zu ihren Jahren gekommen sind, treten sie selbst in die Reihe der bei der nächsten Verloosung zu berücksichtigenden Personen.“

„Nur eine Consequenz der wirthschaftlichen Abhängigkeit des Einzelnen von der Gemeinde ist es, daß die Steuern nicht von den einzelnen Individuen, sondern nur von der Gesammtgemeinde erhoben werden, die Glieder derselben für einander

solidarisch verhaftet sind. Für den Trägen, der zahlungsunfähig geworden, wird der Fleißige ohne Weiteres in Anspruch genommen, und die Gemeinde, ohne deren Zustimmung Niemand seinen Wohnsitz verändern darf, hat die natürliche Tendenz, ihre tüchtigen Glieder in strenger Anhängigkeit zu erhalten, ihnen die Entfernung von der Heimath möglichst zu erschweren oder gar unmöglich zu machen." [1])

Lassen sich schon aus dieser Beschreibung die Schattenseiten einer solchen ländlichen Verfassung erkennen, so galt der Mir doch den altrussischen Idealisten als eine unschätzbare Erscheinungsform im Volksleben. Ja als in Westeuropa mehr und mehr die sociale Frage sich aufdrängte, ließ man sich den russischen Mir auch bei uns mitunter als ein Muster vorhalten, welche erfreulichen Früchte eine ähnliche Bodenbesitzreform in Verbindung mit der fortschreitenden Civilisation zeitigen könnte. In Wahrheit war es die ganz primitive Lebensform eines in der Cultur seit Jahrhunderten zurückgebliebenen Volkes, und dieß zeigte sich, sobald die Civilisation sich ernstlich mit derselben berührte, wie es durch die Aufhebung der Leibeigenschaft geschah. „Nach der Befreiung der Bauern", erzählt ein Russe, [2]) „ging eine starke Veränderung in der Gemeinde vor sich; es zeigten sich in Rußland dieselben besitzlosen Leute, die man bisher nur für eine Krankheit des Westens gehalten hatte; in öconomischer Beziehung machte die Gemeinde gar keine Fortschritte, sie war von wirklich gemeinsamen Interessen weiter entfernt als die europäische Dorfgemeinschaft; und in der Cultur blieb der Bauernstand zurück, wie er vor hundert Jahren gewesen war." Dennoch hielt die Bauernschaft zunächst noch fest am Mir. In ihm fand der Bauer wenigstens in seinem Dorfe eine Heimath und ein Stück Land, das ihn an die

---

1) Ueber Schedo-Ferroti's 10. Studie s. die Leipziger „Grenzboten" vom 2. Oktober 1868.

2) Arendt's „Deutsches Wochenblatt". Berlin v. 19. Febr. 1891.

Scholle band und, wenn auch nur kümmerlich, nährte. So wurde noch vor zwanzig Jahren berichtet: „Obgleich das Gesetz den Bauern gestattet, den Gemeindebesitz in Einzeleigenthum umzuwandeln, sobald zwei Drittel aller Gemeindeglieder es verlangen, ist ein solcher Beschluß noch nirgends zu Stande gekommen.“ [1]) Heute liegt die Wendung vor Augen; der ursprüngliche Wandertrieb der moskowitischen Rasse ist wieder erwacht, und schon vor der Hungersnoth zwangen die unerträglichen Zustände Unzählige zur Flucht:

„Das Land im Besitze der Dorfgemeinschaft, zwischen den einzelnen Bauern nur zur Nutznießung und womöglich gleichmäßig vertheilt: dieß war bis jetzt das Grundprinzip der russischen Landwirthschaft. Dieser idyllische Zustand ist nunmehr ruinirt. Die Dorfgemeinschaft ist aufgelöst. Das heißt de jure; auf dem Papier besteht sie noch, aber de facto befindet sich die größte Zahl der Antheile in den Händen Weniger, was entweder direkt durch Volksbeschluß oder durch Verpfändung mit Gewährung der Nutznießung an den Gläubiger, oder auf verschiedene andere Arten der Umgehung des Gesetzes über die Unveräußerlichkeit der Einzelantheile des Gemeindelandes geschah. Und das noch im Besitz der großen Masse von Kleinbauern befindliche Land ist durchweg so verschuldet, daß dessen Besitznahme seitens der Wucherer nicht einmal eine Frage der Zeit mehr ist. Was eine Verschuldung für den russischen Bauer bedeutet, erhellt aus der Thatsache, daß Zinsen von 200 bis 300 pCt. keine Seltenheit, vielmehr Alltagserscheinungen sind. Es ist ein von allen Kennern der russischen Landwirthschaft acceptirter Satz, daß, wenn der Bauer einmal in Schulden geräth, er für immer verloren ist. Bis jetzt war es aber dem Wucherer sogar nicht immer vortheilhaft, das verschuldete Land einzuziehen. Er ließ es in der Nutznießung des Bauern, der thatsächlich nur sein Pächter war. Nunmehr wird sich die Sache ändern.“

Der höchst interessante Bericht des socialdemokratischen

---

1) „Warrens' Wochenschrift.“ Wien vom 31. December 1871.

Hauptblattes in Berlin [3]), dem diese Stelle entnommen ist, schließt mit dem Satze: „Die Bauernwirthschaft ist ruinirt, damit geht aber die russische Landwirthschaft bei weitem nicht zu Grunde." Im Gegentheile: sie werde nur capitalistisch werden und als solche zu gewaltiger Blüthe gelangen. Das Land des Bauern werde zum Eigenthum des Capitalisten werden, und der Bauer selbst zu seinem Lohnarbeiter. Der Bauer habe sein Getreide billig abgeben müssen, nun werde der Concurrent des Rittergutsbesitzers fallit; also für das Capital: der Boden frei, der Markt frei, gute Preise, billige Hände, Großcapital in der Landwirthschaft, gewaltiger Aufschwung der Industrie, das Alles sei der Gewinn aus dem Ruin des Kleinbauernstandes. Der Wucherer wittere auch jetzt schon, daß es vortheilhafter werde, „den Bauern zum Knecht zu haben, anstatt vom selbständigen Bauern einen Tribut zu erheben: das bedeute der Zusammenbruch des bäuerlichen Rußland". So begreift es sich denn allerdings, wie in Finanzkreisen bei uns auch mitten in der schrecklichen Hungersnoth der Glaube an eine unvergleichliche finanzielle Zukunft Rußlands festgehalten werden konnte, und wie dort die Großgrundbesitzer, gleich den oberen Zehntausend in den Städten mit kaltem Gleichmuth dem Todeskampfe des Landvolks in der Kornkammer des Reichs und seiner deutschen Nachbarn zusahen:

„Die billigen Arbeitshände sind äußerst willkommener Stoff auch für das industrielle Capital. Die russische Industrie hat sich in der letzten Zeit unter dem Schutze hoher Einfuhrzölle zu ungeahnten Dimensionen entwickelt. Rußland producirt jetzt Alles, was es braucht, und in einer Güte, die wohl mit dem Auslande concurriren kann. Bedenkt man nun aber, daß Rußland immense Vorräthe von Kohle und Eisen, einen ungeheuren sonstigen Mineralreichthum und eine entwickelte Maschinenindustrie besitzt, daß große Montanbezirke auf ihren mineralischen

---

3) „Vorwärts" vom 18. Juni d. Js.

Gehalt noch gar nicht erforscht sind, daß in dem Bereich des ungeheuren Gebiets des russischen Reiches sich auch Gegenden der heißen Zone befinden, wo Baumwolle wächst und Seidenzucht getrieben wird, und daß, unmittelbar an das russische Reich angrenzend, das größte Colonialgebiet der Welt sich ausdehnt, daß also, währenddem die westeuropäischen Industriellen, einander überbietend, die entferntesten Länder aufsuchen, Weltreisen machen, um nur ihre Waare an den Mann zu bringen, Rußland dicht neben sich ein immenses Absatzgebiet hat, und daß das hauptsächliche Hinderniß der Entwicklung der russischen Industrie der relative Mangel an Arbeitshänden war: so erhellt erst recht, welch' einen colossalen Aufschwung die Proletarisirung der Bauernmassen in dem russischen Industrieleben hervorrufen muß." 1)

Warum sich der socialdemokratische Verfasser auf die capitalistische Zukunft Rußlands ungemein freut, ist leicht zu errathen. Aber es kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der dieses Vergnügen nur allzu begründet erscheinen läßt. Vor bald zehn Jahren hat gleichfalls ein Russe ausgeführt, wie zur Ausbreitung des Nihilismus in Rußland nicht am wenigsten die Erfahrung beigetragen habe, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft die Bauernschaft erst recht in die erbarmungswürdigste Lage gebracht habe. Und zwar durch die bodenlose Schlechtigkeit der Beamtenschaft. Da muß man sich denn allerdings fragen: wenn es, nachdem der Bauernstand ruinirt ist, zur capitalistischen Entwicklung kommt, wo soll dann die Autorität des Czarthums noch eine verlässige Stütze finden, mit einer solchen Beamtenschaft?

„Die Bauern-Emancipation eröffnete der willkürlichen und verderbten Administration einen ganz neuen Wirkungskreis; sie schuf ihr ein neues Exploitations-Objekt. Der Gutsbesitzer, war er auch noch so hart und roh, sah auf seine Leibeigenen doch wie auf sein Eigenthum, wie auf ein Werthobjekt; den an seine Stelle tretenden Beamten erschien die bäuerliche Be-

---

1) Berliner „Vorwärts" a. a. O.

völkerung bloß als eine Quelle, aus der noch lange geschöpft werden konnte. Diese Ausbeutung zusammen mit der geringen geistigen Entwicklung des Bauers, die es zu keiner rationellen Feldwirthschaft kommen ließ, und ferner die Fehler der Regierung bei der Regelung der Agrarverhältnisse brachten es dahin, daß der Bauer hülfesuchend seine Arme ausstreckte, und in die Hände des Kulak (Wucherer) gerieth, einer Species von Menschen, welche, aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft hervorgegangen, diejenigen, welchen sie angehören, gleich Vampyren aussaugen. Der Kulak ist ein besonderer Typus des heutigen Rußland. Gleich der Heuschrecke überfluthet er das Land und breitet sich in Dorf und Stadt aus. Er repräsentirt das Capital, er erlangt einflußreiche Communalämter, welche seinen habsüchtigen Zwecken als Deckmantel dienen. Durch Bestechung weiß er Polizei und Administration gefügig zu machen, und unter dem Schutze dieser Prätorianer schaltet und waltet er nach Belieben." [1])

Als der bekannte Schriftsteller Dostojewski sich einmal an einen höheren russischen Beamten mit der Frage wendete, ob denn nicht in Rußland die Arbeit von 40 Beamten ganz gut von 4 besorgt werden könnte, da erhielt er die Antwort: es sei in Rußland sogar bedenklich, einen bestehenden Status von 40 Beamten auch nur auf 38 herabzumindern, „weil seit Peter dem Großen die Bureaukratie in Rußland eigentlich Alles vorstelle, und weil eigentlich eben sie das Ganze zusammenhalte." [2]) Um dieselbe Zeit erschien [3]) eine Broschüre: „Lose Blätter aus dem Geheimarchiv der russischen Regierung. Ein aktenmäßiger Beitrag zur neuesten Geschichte der russischen Verwaltung und Beamtencorruption."

---

1) Von einem Russen s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 26. Juli 1883.

2) Augsburger „Allg. Zeitung" vom 10. Sept. 1882. — Ebenso äußerte sich kurz darauf ein Petersburger Brief der Berliner „Kreuzzeitung" (vom 8. Oktober 1882) zur „Charakterisirung der Bureaukratie in Rußland."

3) Bei Duncker & Humblot in Leipzig. 1882.

Das Büchlein erhebt auf 168 Seiten die furchtbarsten Anklagen gegen die Verwaltung bis in die höchsten Spitzen hinauf, und macht dieselben unwiderleglich, indem es als Belege — unglaublich, aber wahr! — die geheimen Berichte der Reichscontroleure aus den letzten Regierungsjahren Alexander's II. mit dessen eigenhändigen Randbemerkungen, welche die ersten Personen der Regierung und des kaiserlichen Hauses schwer belasteten, zur Veröffentlichung brachte. Czar Alexander III. war eben zwei Jahre an der Regierung, als über seine Erfahrungen mit dem russischen Beamtenthum wieder die trübsten Berichte bekannt wurden:

„Seitdem Alexander III. die Herrschaft führt, sind drei ehemalige Minister unter dem Verdachte der Veruntreuung in den ihnen anvertrauten Ressorts auf den Pranger gezerrt worden, und ein Postdirektor hat sich selbst zu einem großen Unterschleif bekannt, nachdem eine Untersuchung über seine Amtsthätigkeit angeordnet war. Fürst Lieven, der Domänen-Minister, ist in das Dunkel eines ruhmlosen Privatlebens zurückgesunken, weil er Staatsgüter zu einem lächerlich geringen Preise in seinen Besitz gebracht hatte; er entging schwerer Strafe nur, weil es in Rußland eine Art Tradition ist, daß hohe Beamte, welche der Veruntreuung geständig sind, mit der Entlassung aus dem Amte davonkommen, wenn sie die entdeckte Veruntreuung aus ihrem Vermögen ersetzen. Graf Walujew, der Vorgänger Lieven's, gerieth in Untersuchung, weil die Unregelmäßigkeiten in seinem Ressort auch auf ihn einen finsteren Schatten warfen, und daß er jetzt unbehelligt Romane schreiben kann, verdankt er nicht blos dem Umstande, daß er ein Liebling Alexander's II. war, sondern dem Milderungsgrunde, daß er seine Unterbeamten sich bereichern ließ, ohne selbst seine Taschen zu füllen. Vielleicht ist auch der frühere Minister des Innern, Makow, der sich am 11. März 1883 in Petersburg entleibte, nur ein Opfer seiner Untergebenen gewesen, ein ‚schuldlos Schuldiger', wie er sich selbst in einem kurz vor dem Tode an seine Tochter geschriebenen Briefe bezeichnete; vielleicht hat der Postdirektor Parfiljew ihn durch sein unredliches Treiben

mitgerissen in Schmach und Verderben. Man hielt den Ex-Minister in Petersburg für einen ehrlichen Mann, und dieß ist in Rußland, wo das Volk geneigt ist, jeden Beamten mißtrauisch zu beurtheilen, immerhin eine Art von Entlastungszeugniß. Aber die allgemeine Bedeutung solcher Erscheinungen liegt nicht in der größeren oder geringeren Corruption einzelner Persönlichkeiten; sie besteht darin, daß das russische Beamtenthum überhaupt von den obersten bis zu den niedrigsten Stellen einen laxen Begriff von Pflichtgefühl und Amtsehre besitzt. Der Minister läßt seine Untergebenen gewähren, er drückt beide Augen zu, wenn dieselben des Nachts in den Petersburger Spielhöllen Summen verlieren, welche zu ihrem Amtseinkommen in einem monströsen Mißverhältnisse stehen, und von dem Ministerium abwärts bis zu der letzten Stelle in einem entlegenen Winkel des Reiches, die seiner Aufsicht unterliegt, erstreckt sich stufenweise diese entsetzliche Gleichgiltigkeit gegen Treu' und Glauben, dieses Schinden und Quälen des Volkes zu Gunsten des unersättlichen Privatsäckels des Tschinowniks. Der Absolutismus hat durch zwei Jahrhunderte das Beamtenthum systematisch demoralisirt, und stumpf, hülflos, ohnmächtig faßte das russische Volk dieses Elend in das Sprichwort zusammen: ‚Der Himmel ist hoch und der Czar ist weit.‘ [1])

Auch dieser Bericht fügt bei: „Eine der wesentlichsten Wurzeln des Nihilismus ist die Beamten-Corruption.“ Um dieselbe Zeit hatten sich die Gerüchte über revolutionäre Umtriebe in der Armee auffallend gehäuft. Aus St. Petersburg wurde nach Berlin geschrieben: „Es scheint unverkennbar, daß die revolutionäre Propaganda in Officierskreisen eher im Zunehmen, als im Abnehmen begriffen ist. Es wurde immer nur von der Unzuverlässigkeit der Marine gesprochen, die jüngsten Verhaftungen liefern jedoch den Beweis, daß auch in der Landarmee die revolutionäre Strömung ihre Anhänger hat, und nicht bloß unter den jungen Officieren.“ Es wurden damals Namen von hohem

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 17. März 1883.

Rang genannt aus revolutionären Zirkeln, in denen die jüngern Kameraden geradezu unterrichtet wurden.[1]) Seitdem ist es stille geworden, freilich nicht von immer wiederkehrenden Attentatsversuchen, aber von Bekanntgebung der Verhafteten aus allen Ständen. Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen sind aufgehoben; die Schuldigen verschwinden auf „administrativem Wege" in den Festungskasematten oder in Sibirien. Im öffentlichen Proceß hatten sie stets die lebhafteste Sympathie des Publikums für sich; Jedermann erkannte die wahre Schuld in der grauenhaften Corruption um sie herum. Noch vor zehn Jahren spielte vor dem Militärgericht in Kronstadt ein Proceß gegen den Marinelieutenant Ssuchanow, der es werth ist, der Vergessenheit im Zeitungschaos entrissen zu werden. Ein anschaulicheres Bild der Lage, als es in der Erklärung des Angeklagten vorliegt, ist nicht zu erdenken.

„Ich bekenne mich des beabsichtigten Kaisermordes schuldig. Ich kenne mein Schicksal und weiß, daß ich keine Gnade zu erwarten habe. Wer bloß hört, ein Officier habe die Ermordung des Kaisers geplant, wird sagen, ein solcher Mensch sei ehrlos, gewissenlos, pflichtvergessen. Deßhalb, meine Herren, will ich klarstellen, was mich veranlaßte, die Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit und zum Volke über Alles zu stellen, selbst über die moralischen Pflichten. Ich bitte Sie, mich geneigtest anhören zu wollen; denn blieben unsere heimathlichen Verhältnisse unverändert fortbestehen, so könnten in Zukunft — Ihre eigenen Kinder auf dieser Anklagebank sitzen, Kinder, die doch in guten Verhältnissen aufgewachsen und eine strenge sittliche Erziehung erhalten. Ich beginne mit meiner Kindheit. Mein Vater war Arzt, ein Mann, der allgemeine Achtung genoß und Bedürftigen mit Rath und mit That beistand. In der Stadt, wo er lebte, hinterließ er ein gutes Andenken. Alle kannten und liebten ihn, und die Leute, die uns, seinen Kindern, begegneten, sagten einfach: Das sind ja die Kinder unseres Doctors! Sie sehen,

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 8. Mai 1883. — Berliner „Germania" vom 18. März 1883.

meine Herren, die Umstände, unter welchen ich aufwuchs, ruhten auf guter Basis und konnten unmöglich auf meinen Charakter verwildernd einwirken. Alles Uebrige aus meiner Kindheit ist von keinem Interesse. Als ich in die Marineschule in Petersburg getreten war, erfuhr ich aus den Zeitungen und hörte auch erzählen, daß viele Personen wegen politischer Verbrechen auf administrativem Wege nach Sibirien geschickt würden. Ich wunderte mich über ihre beständig zunehmende Zahl und sann über die Ursachen nach. Oeconomische und sociale Fragen fesselten mein Interesse, ich gab mich dem Studium verschiedener Systeme und Theorien hin, fand aber keine Antwort auf die in mir wachgerufene Frage. Schließlich sagte ich mir, Politik und wirthschaftliche Fragen seien nicht meine Sache . . . Damals absolvirte ich den Cursus und wurde nach Wladiwostok für die sibirische Flottille bestimmt. Wissenschaftliche Werke über Mathematik, Physik und Chemie waren meine Begleiter auf der langen, durch Sibirien führenden Reise nach meinem Bestimmungsorte. Fast auf jeder Station sah ich sogenannte politische Verbrecher, die in das Innere Sibiriens transportirt wurden. Die Meisten waren ganz junge Leute, fast Kinder. Es war damals, als die Jugend ihre Kraft erwachen fühlte, als sie im Volke Propaganda zu machen begann. Keine Verschwörung, keinen Mord hatten sie auf ihrem Gewissen; dem Volke ein besseres Dasein zu schaffen, war die Idee, welche sie verband. Die Etappen-Chefs, die sie escortirenden Soldaten blickten selbst mit Erstaunen auf die Armen und begriffen nicht, weßhalb man die jugendlichen und tüchtigen Kräfte Rußlands zu Tausenden nach Sibirien schicke. Oft zuckte mein Herz krampfhaft zusammen — aber ich sah meine Ohnmacht, da zu helfen, ein und gelobte mir, meine Dienstpflicht gewissenhaft zu erfüllen. Ich erhielt einen Posten auf einem das japanische Meer befahrenden Dampfschooner. Wider meinen Willen wurde mir die Leitung des Oekonomiewesens auf dem Schiffe übertragen. Von vornherein mußte ich mir sagen, daß rechtschaffen sein und den Vorgesetzten gefallen ganz unvereinbare Dinge seien. Auf der Flotte ist das Raubsystem im höchsten Grade entwickelt. Die Commandanten der Schiffe stecken die Differenz zwischen den veranschlagten

und effektiven Preisen für Steinkohlen ruhig in ihre Tasche, und theilen den Gewinn mit den russischen Consuln, welche die Rechnungen zu verificiren haben. Außerdem erhalten die Kohlenlieferanten ebenfalls Gratifikationen für falsche Rechnungen. Wenn die geraubten Summen noch für gute Dinge verwendet werden würden; aber sie werden in den Kneipen und öffentlichen Häusern im Auslande vergeudet. Ich hielt es für meine Pflicht, solches nicht zu gestatten. Noch steht mir mein erstaunter Commandant vor Augen, ebenso meine Kameraden; sie starrten mich an, als ich dagegen protestirte, daß Kohlen ohne mein Wissen eingenommen würden, und zudem noch zu fingirten Preisen. Ich untergrabe die Disciplin u. s. w., hieß es. Es gelang mir, mein Recht nachzuweisen. Der Commandant wurde vor Gericht gestellt und aus dem Dienste ausgeschlossen, dann aber vom Kaiser begnadigt und im Dienste belassen. Mein Gewinn davon waren nur Unannehmlichkeiten. Sie kennen, meine Herren, den abscheulichen Kanzleistyl, in welchem die amtlichen Papiere geschrieben werden. In diesem Falle wurden sie so geschrieben, daß beim ersten Blick unmöglich war, zu ersehen, wer Kohlen gestohlen hatte, ich oder dieser Commandeur. Mein ehrlicher Name wurde mit dem eines Diebes in Eine Kategorie gestellt. Seeleute, die meiner Familie begegneten, behaupteten, ich stehe im Verdachte, einen Kohlendiebstahl begangen zu haben. Auf mein Schiff wurde ich nicht mehr gelassen und versah in Wladiwostok den Küstendienst. Ich beschäftigte mich damals eifrig mit Mathematik und Physik. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte ich 1878 nach Petersburg zurück, um mit Erstaunen zu erfahren, daß meine leibliche Schwester und mein Schwager von der Regierung verfolgt worden, daß sie auf administrativem Wege verschickt seien. Ich weiß es zuverlässig, daß sie nichts Gesetzwidriges begangen haben, daß sie ehrenhaft und brav sind, dennoch aber, auf die Denunciation irgend eines Nichtswürdigen hin, allen Entbehrungen unterworfen wurden. In Kronstadt trat ich in die Minenklasse. Im Jahre 1880 wurde ich ernannt, die elektrische Ausstellung in Petersburg zu leiten. Damals schloß ich mich der social-revolutionären Partei an, der ich auch heute noch angehöre. Ich bin kein Theoretiker, ich gab mich keinen Be-

trachtungen hin, weßhalb eine andere Staatsordnung nöthig sei; aber ich fühlte, daß gegenwärtig zu leben einfach nicht lohnt, denn alle Regierungssphären, alle Grundlagen sind faul und morsch. Die dynastische Frage war mir vollständig fremd, wie sie auch den Socialisten fremd ist. Wer auf dem Throne sitzt, ist ganz gleichgiltig, wenn das Volk und die Intelligenz nur die Möglichkeit zu leben haben. Das eben ist jetzt nicht der Fall. Das Herz wurde allen ehrlichen Leuten schwer, die das Volk berauben und ausbeuten sehen; die Lippen derer, die etwas Nützliches für die Heimath thun wollen, sind zum Schweigen verurtheilt. Und diese traurige Lage konnte noch viele Jahre währen. Tausende intelligenter Leute gingen zu Grunde, das Volk starb Hungers und in Regierungskreisen ertönte nach wie vor die stereotype Phrase: ‚Alles steht gut'. Die Schaar der Gouverneure, Gendarmen und allerhand Diebe wirthschafteten auf das Verderben des Staates hin. Da widmete ich meine Kenntnisse zum Nutzen der terroristischen Partei, in deren erfolgreicher Thätigkeit ich eine Garantie der Verjüngung des Staates erblickte. Ich schließe mit dem Geständnisse, daß mein Verbrechen im Sinne der bestehenden Staatsordnung groß ist, und ich auf Gnade nicht hoffen darf." [1])

Was soll aber nun erst werden, wenn die Rettung der russischen Landwirthschaft „durch den Uebergang zu einer höhern capitalkräftigen Cultur" in's Leben tritt, und „die gesellschaftliche Gefahr einer hungernden Proletariermasse durch die Capitalisirung der Industrie und der Landwirthschaft beseitigt wird"? [2]) Die Antwort gibt der russische Jude. Die kleinen Juden, das Heer der oben geschilderten „Kulaks", jagt der Czar aus dem Lande, aber die großen Juden muß er behalten, und der schlimmste Blutsauger ist

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 8. April 1882. — Vgl. „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 2. November 1884.

2) Berliner „Vorwärts" vom 19. Juni d. Js.

seine Bureaukratie. Sie ist stets im engsten Herzensbunde mit dem Judenthum gestanden, und darum ist der Czar bezüglich der Judenfrage stets unüberwindlichen Hindernissen begegnet. Als vor zehn Jahren sein erster Minister General Ignatiew durch die Bauernaufstände gegen die jüdischen Wucherer veranlaßt wurde, die Frage ernsthaft in Betracht zu ziehen, da erhob sich in der gesammten Finanzwelt ein Sturm, der den Sturz des Ministers erzwang. Vor der Volkswuth wimmelten damals täglich ganze Schaaren russischer Juden wie die Ameisen über die galizische Grenze herüber; aber selbst ein Katkow glaubte vorstellig werden zu sollen, daß in einem Gebiet von etwa 29 Millionen Seelen der gesammte Verkehr in jüdischen Händen liege, und aus diesem ganzen Gebiete kein Käufer in Moskau erscheine, das von den eingesessenen Juden gleichfalls verlassen sei.[1])

Selbstverständlich waren es nicht die kleinen Landjuden, welche nach oben auch dadurch Aergerniß gaben, daß sich aus ihrer Mitte eine Art Elitecorps in der nihilistischen Bewegung als deren äußerster linker Flügel bildete.[2]) Als aber der Czar endlich Ernst machte mit der Bekämpfung der wachsenden Judengefahr, da erfolgte zwar eine Einschränkung des Zudrangs der Juden zu den höheren Lehranstalten, aber die Austreibung traf doch nur die kleinen Juden. Allerdings war auch für die Städte die Wiederherstellung der mittelalterlichen Ghetto's in Aussicht genommen, aber da legte sich wieder das bekannte Hinderniß in den Weg. „Dieser vielfach mit Zustimmung aufgenommene Plan ist in der letzten Instanz, dem Reichsrath, zu Fall gekommen, wie ver-

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 24. Juni 1882. — Wiener „Vaterland" vom 14. Juni 1882.

2) Am 27. Mai 1880 erschien in Genf das neue, vollständig anarchistische, Programm des „Exekutivcomité's der jüdisch-russischen Socialisten".

lautet, in Folge ungeheurer pekuniärer Opfer, welche die russische Judenschaft gebracht hat. Der heitere Revers dieser Medaille ist allerdings, daß die Juden faktisch vielleicht zu keiner Zeit einen so mächtigen Einfluß ausgeübt haben, wie heute."[1]) Gewiß eine „Judenverfolgung" eigener Art!

Eine solche Stellung des verfolgten Judenthums wäre auch noch anderer Opfer werth. Und in der That erzählte derselbe Berliner Berichterstatter zwei Jahre später: „Schätzt man die Gesammtzahl der russischen Juden auf 4 Millionen, so blieben etwa 3/4 Millionen, und zwar zweifellos die kräftigsten und religiös vorurtheilsfreiesten Elemente zurück, wohl diejenigen, welche entschlossen sind, die von Rußland verlangte religiöse und nationale Assimilirung über sich ergehen zu lassen, eine Wandlung, die sich bereits zu vollziehen begonnen hat und meist den Heißspornen des Panslavismus neue Kräfte zuführt."[2]) Weniger hochstehende Juden glaubten sich auch schon durch den Uebertritt zum Protestantismus schützen zu können.[3]) Inzwischen aber hat der Vertrag, den der hundertfache Millionär Baron Hirsch mit der Regierung abgeschlossen hat, die russische Judenverfolgung mit einem Judentriumph abgeschlossen. Während eines Vierteljahrhunderts werden Tausende von Juden jener verkommenen Sorte, welche das vornehme Judenthum selber am meisten genirt, mit Hülfe der Polizei alljährlich aus

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 18. Juni 1890.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. Juni d. Js.

3) Vor Jahresfrist ist dem großen Organ der Judenschaft in Wien aus Moskau geschrieben worden: „Viele Juden beschlossen in Erkenntniß der drohenden Gefahr, den Glauben zu wechseln. Sie wollten Protestanten werden. Man wies sie aber zurück; dem Pastor, an den sie sich gewendet hatten, war der Befehl gegeben worden, die Prüfungen aus der Religion so streng zu führen, daß Niemand sie bestehen konnte. Von 3000 Juden, die sich gemeldet hatten, wurden 30 aufgenommen". Wiener „Neue Freie Presse" vom 22. Mai 1891.

Rußland abgeschoben; so ist das Einvernehmen desselben mit der regierenden Bureaukratie enger als zuvor, und der Jude kann mit Zuversicht abwarten, was in der beginnenden capitalistischen Aera der Land- und Volkswirthschaft aus dem Czarthum selber werden wird.

General Skobelew hat in jener Bankettrede gesagt: „Jedesmal, wenn der erhabene Herrscher dieses Landes sich an sein Volk gewendet hat, hat sich das russische Volk auf der Höhe seines Berufes gezeigt, mit der Intelligenz ist das nicht immer der Fall gewesen.“ Wenn aber der Czar wieder ruft, dann wird das in Hingebung ersterbende Volk nicht mehr daseyn, dagegen eine vom Judenthum beherrschte Bourgeoisie und ein in ihr aufgegangener Adel, die Bureaukratie aber im gut honorirten Dienst der neuen Macht. „Das Capitalistenthum in Rußland bekommt eine Verfassung; es hat sich dieselbe nicht erkämpft, sondern sie fällt ihm zu, weil der Absolutismus im Bauernthum seine öconomische Stütze verloren hat, und weil es die öconomische Macht des Landes ist. Der Absolutismus läßt die Zügel fallen, der Capitalismus greift zu, wie er überall zugreift, wo etwas locker ist.“[1]) Darob freut sich der russische Socialdemokrat!

---

1) Berliner „Vorwärts“ vom 19. Juni ds. Js.

XXII.

Historische Novitäten.

I. (Jastrow. Elias. Gebhardt. Herzog. Kurth. Ebner.)

1. Vielleicht in keiner Wissenschaft herrscht gegenwärtig so reges und gesundes Leben, wie auf dem Felde der Geschichte. Es äußert sich in einer erfreulichen literarischen Fruchtbarkeit, die zum Theil neue Bahnen wandelt. War in früheren Jahrhunderten das Zusammenwirken Vieler an Einer Aufgabe, zur Erforschung größerer Gebiete und zur Herstellung monumentaler Werke vorzugsweise Eigenart der Orden und religiösen Genossenschaften, so gelangt heutzutage das Princip der Arbeitstheilung in den breitesten Kreisen zur glücklichen praktischen Verwendung. Was auf diesem Wege Tüchtiges geschaffen werden kann, sehe ich an den mir unentbehrlich gewordenen „Jahresberichten für Geschichtswissenschaft", deren zwölfter Band, die Erscheinungen des Jahres 1889 verzeichnend, eben auf meinem Novitätentische liegt.[1]) Prompt, genau, verlässig, kurz aber erschöpfend und objektiv wird da über die Tausende von Büchern, Broschüren, Aufsätzen in Zeitschriften, mögen sie nun in deutscher, französischer, russischer, slavischer oder was immer für einer Sprache geschrieben sein, von sachkundigen Specialisten Bericht erstattet, und trotzdem derselbe gegen 1200 Druckseiten in groß Oktav in Anspruch nimmt, so ist der Leser doch infolge der ungemein praktischen

---

1) Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgeg. von J. Jastrow. XII. Jahrg. 1889. Berlin 1891. Gärtner.

Einrichtung des Werkes innerhalb weniger Augenblicke über das orientirt, was er gerade sucht.

Man darf sich zur Probe nur die Abtheilung Baiern ansehen (diesmal von Dr. Franz X. Glasschröder bearbeitet) und man wird zugeben, daß an Präcision, Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit das Mögliche geleistet ist. Für die Objektivität ist wohl die Kirchengeschichte der schlüpfrigste Boden. In dieses Referat theilen sich seit Jahren die Greifswalder Theologen D. Zöckler und V. Schultze, die Art der Bearbeitung ist jedoch nicht ganz die gleiche. Während Zöckler objektiv referirt und alles Ungehörige bei Seite läßt, hat es Schultze immer noch nicht fertig gebracht, für diese kurze Gelegenheit den streitbaren Kampfstheologen beiseite zu lassen. So ein paar kräftige Hiebe auf das „curiale Fälschersystem“ oder die katholische „confessionelle Befangenheit“ setzt es im Handumdrehen, und die gewiß nicht nachlässige Redaktion mag jeglich Jahr ihre liebe Noth haben, das Referat von derartigen Verunzierungen zu säubern. Daß der Berichterstatter dabei sich selber auf einseitig confessionellen Standpunkt stellt, also die gleiche Sünde begeht, die er an Andern tadelt, scheint er in seinem Eifer gar nicht bemerkt zu haben.

2. Vor Kurzem hat der Herausgeber dieser „Jahresberichte“ durch Veröffentlichung eines „Handbuchs für Literaturberichte“ [1]) uns einen Einblick gestattet in die Werkstätte, die mit so großer Verlässigkeit Band um Band des Unternehmens zu Tage gefördert. Die Art und Weise der Direktion, die verschiedenen Hilfskräfte, die nach einem Plane zusammenwirken, die sinnreiche und doch einfache Maschinerie, dazu eine Fülle von Aufschlüssen über rein technische Fragen machen das Buch in hohem Grade lehrreich. Um nur Eines zu nennen: je seltener zum Glück der Fall wird, daß ein Historiker sein Werk ohne Namen- und Personenverzeichniß dem Publikum in die Hände gibt, desto empfindlicher fühlt so Mancher die Schwierigkeiten, die mit der Herstellung eines wirklich brauchbaren Re-

1) Handbuch zu Litteraturberichten. Im Anschluß an die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ bearbeitet von J. Jastrow. Berlin 1891. Gärtner. 255 S. 8⁰.



gisters verbunden sind. Wer zu diesem Zwecke den betreffenden Abschnitt im „Handbuche“ erst zu Rathe gezogen, wird sich Mühe und Verdruß ersparen. Im Anhange erhalten wir ein Verzeichniß der gesammten periodischen Literatur Deutschlands und des Auslandes von einer Reichhaltigkeit, die an Vollständigkeit grenzt. Ich habe für Bayern nachgeprüft und vermisse unter den lokalen Jahresberichten nur den seit einer Reihe von Jahren vom Dillinger Verein herausgegebenen.

3. Nach dem Vorgange Jastrows hat sich ein anderes, wie es scheint recht lebensfähiges Unternehmen [1]) gebildet, das über die Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte ebenso rasch wie verlässig unterrichtet. Der Begriff „Literaturgeschichte“ ist hier im weitesten Sinne zu fassen; die stehenden Rubriken: Geschichte des Schrift- und Buchwesens, Culturgeschichte, Geschichte des Unterrichtswesens, Literatur in der Schule, Reformationsliteratur, Humanisten und Neulateiner beweisen, daß die Publikation für viel weitere Kreise Bedeutung hat als für Germanisten und Literarhistoriker von Fach, und daß sie selbst neben Jastrows Jahresberichten mit entschiedenem Nutzen gebraucht werden kann.

4. Auch das neue „Handbuch der deutschen Geschichte von Bruno Gebhardt“ ist das Werk Mehrerer. [2]) Nach dem Vorbild von „Kurtz' Lehrbuch der Kirchengeschichte“ für

---

1) Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, O. Harnack, K. Kehrbach, K. Kochendörffer, A. Köster, E. Kühnemann, Rud. Lehmann, B. Litzmann, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, E. Naumann, O. Pniower, A. Reifferscheid, G. Röthe, Erich Schmidt, A. E. Schönbach, Edw. Schröder, Ph. Strauch, M. von Waldberg,. O. F. Walzel, A. von Weilen, R. M. Werner herausgegeben im Verein mit Max Herrmann und Friedrich Szamatolski von Julius Elias. I. Bd. 1890. Stuttgart 1892. Göschen.

2) Handbuch der deutschen Geschichte. In Verbindung mit R. Bethge, W. Schultze, H. Hahn, C. Köhler, F. Großmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch, A. Kleinschmidt herausgegeben von Bruno Gebhardt. I. Band. Von der Urzeit bis zur Reformation. 676 S. II. Band. Von der

den akademischen Gebrauch trefflich eingerichtet, gibt es ein gedrängtes aber vollständiges Spiegelbild der modernen Gesammtforschung auf diesem Gebiete. Die Verschiedenheit der Mitwirkenden — durchweg tüchtige Specialisten — tritt weniger in der Bearbeitung, die im vorhinein nach festem Plane geregelt wurde, als vielmehr in der Auffassung und Beurtheilung der Geschehnisse zu Tage. Den katholischen Standpunkt vertritt keiner der Bearbeiter, aber auch außerhalb desselben ist z. B. zwischen der objektiven Ruhe H. Hahns (vergl. den Abschnitt Wynfrid-Bonifazius) und der Lutherbegeisterung A. Winters (s. Reformation) eine bedeutende Schattirung bemerkbar.

5. Noch schärfer schlägt die protestantische Auffassung durch in der neuen Auflage von Herzogs Kirchengeschichte.[1]) Man wird im Grunde nicht viel dagegen sagen können, wenn eine Kirchengeschichte von Protestanten und für Protestanten den confessionellen Standpunkt entschieden betont und Dinge wie Thatsachen durchweg in protestantischer Beleuchtung erscheinen läßt. Aber ich glaube, das kann man immerhin von einem solchen Werke im Interesse der guten Sitte und des confessionellen Friedens verlangen, daß jede Kränkung Andersdenkender fernegehalten und die historische Wahrheit nicht verletzt werde. Aber wie verträgt sich mit letzterer die Erzählung: „Es wurden in Polen, Belgien und anderwärts für schweres Geld Halme von dem Strohe verkauft, auf dem der Papst (Pius IX.) im Gefängnisse liege?“ und was würde man uns entgegenhalten, wenn wir die Verehrung „heiliger Knochen“ etwa mit „Luthers Cadaver“ zurückgeben würden?

6. Von ganz anderem Ton und Geist ist ein Werk, das bei seinem Erscheinen Aufsehen erregte, in der ersten Auflage rasch vergriffen war[2]) und nun in einer dritten illustrirten Volks-

Reformation bis zum Frankfurter Frieden. Nebst einer Uebersicht über die Ereignisse bis zum Jahre 1890. 757 S. 8°. Stuttgart 1891—92. Verlagsges. Union.

1) Abriß der gesammten Kirchengeschichte von Dr. J. J. Herzog. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage besorgt von Lic. theol. G. Hoffmann. 2 Bände. 8°. Leipzig 1890—92.

2) Les origines de la civilisation moderne par Godefroid Kurth,

ausgabe[1]) vorliegt: ich meine die „Origines de la civilisation moderne" des Professors Gottfried Kurth in Lüttich. Eleganz der Sprache und Schönheit der Darstellung sind wir ja von französischen Historikern gewohnt; was aber diesen belgischen Schriftsteller auszeichnet, ist die Gründlichkeit der Forschung, die Reife des Urtheils, das völlige Durchbringen des Stoffes, verbunden mit einer glänzenden Darstellungsgabe. Er hat uns mit einer christlichen Culturgeschichte der Frühzeit (bis auf Karl d. Gr. reichend) beschenkt, die sich an Wissenschaftlichkeit mit den besten derartigen deutschen Erscheinungen messen kann und vor den meisten das voraus hat, daß sie — ohne ihn absichtlich hervorzukehren — auf entschieden gläubigem, und zwar katholischem Standpunkte steht. Mich wundert, daß das Buch noch keinen deutschen Bearbeiter gefunden, da es doch an ein viel weiteres Publikum als das der eigentlichen Fachgenossen sich wendet, der germanischen Urzeit so eingehende Beachtung widmet.

7. In derselben Epoche bewegt sich — um aus der Specialliteratur Einiges herauszugreifen — Adalbert Ebners gründliche Studie über „die klösterlichen Gebetsverbrüderungen",[2]) diese ergreifende Dokumentirung des lebendigen Glaubens unserer Ahnen an die „Gemeinschaft der Heiligen". Seit die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" die Herausgabe der sogenannten Todtenbücher (Necrologia Germanica) systematisch in Angriff genommen, hat sich diesem Zweig der mittelalterlichen Literatur die Aufmerksamkeit neuerdings zugewandt. Während der Historiker jedoch mehr ihren materiellen Werth schätzt und wegen der reichen Ausbeute an Namen und Daten sich mit ihnen befaßt, ist es Ebners Verdienst, mit tüchtiger theologischer Vorbildung an den Stoff herangetreten und ihn nach der grundlegenden formalen Seite bearbeitet zu

---

professeur à l'université de Liège. Deuxième édition. 2 volls. Paris 1888. Laurens 12°. LIV + 380 + 389 pag.

1) Dasselbe. Edition abrégée. 1 vol. 8°. Tours 1891. A. Mame et fils. 338 pag.

2) Die klösterlichen Gebetsverbrüderungen bis zum Ausgange des karolingischen Zeitalters. Eine kirchengeschichtliche Studie von Dr. Adalbert Ebner. 158 S. 8°. Regensburg 1890. Pustet.

haben. Zurückgehend auf den der Verbrüderung zu Grunde liegenden Gedanken der Glaubens-, Gebets- und Liebesgemeinschaft weist er ihren Ursprung nach aus den altchristlichen Diptychen, ihre Erweiterung in den libri vitae, ihre Förderung durch Klöster und Synoden, die allmählige Ausdehnung auf die Laienwelt, die gewaltige Ausbreitung und herrliche Aufblüthe, besonders im Frankenreiche und in England, zur Zeit Karl des Großen. Vielfache Benutzung handschriftlicher Quellen, staunenswerthe Belesenheit und umfassende Literaturkenntniß erweisen den Verfasser für dieses wichtige Thema vorzugsweise befähigt und machen in uns den Wunsch rege, seine Untersuchung durch die folgenden Jahrhunderte des Mittelalters in gleicher Gründlichkeit fortgeführt zu sehen.

8. Von demselben Verfasser brachte uns die Görresgesellschaft, die ihre Mitglieder alljährlich mit so glücklich ausgewählten Büchern bedenkt, ein reizendes Bild aus dem deutschen Kirchenleben des 16. und 17. Jahrhunderts:[1]) die Autobiographie eines Münchener Bürgerkindes, des Propstes Georg Seidenbusch, welcher 1675 gelegentlich einer Romwallfahrt in das Oratorium des hl. Philipp Neri eintrat und dann dessen Congregation nach Oesterreich und Bayern verbreitete, wobei er zu Kaiser Leopold und seiner Familie, sowie zu den Kurfürsten Ferdinand Maria und Max Emanuel in persönliche Beziehungen trat, die ihren ungemein naiven Niederschlag in den Denkwürdigkeiten des frommen Mannes gefunden haben. Ein gut Theil von jenem Duft kindlicher Heiterkeit, welcher den „edlen schönen Geist" Filippo Neris auszeichnete und selbst einen Göthe mit Bewunderung erfüllte, liegt auch über dem Wollen und Thun unseres bisher fast ungekannten Landsmannes; dazu gesellt sich sein hervorragendes künstlerisches Talent, das von Sandrart vollständig gewürdigt wurde, und das Eingreifen höherer Fügungen in seine Lebensschicksale: das zusammengenommen gießt eine eigenartige Stimmung über dieses Charakterbild, die der Bearbeiter nicht verwischt, sondern sorgsam gewahrt hat, so daß wir eines jener alten treuherzigen Gemälde zu sehen glauben, die von Staub- und Firnißschichten gereinigt, lebensvoll aus dem Helldunkel uns entgegentreten und von dem starken Glauben und innigen Himmelwärtsstreben einer uns beinahe fremdgewordenen Zeit erzählen.

1) Propst Johann Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Bayern und Oesterreich. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert von Dr. Ad. Ebner. Köln 1891. Bachem. 79 S. 8°. (II. Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1891.)



XXIII.

P. Pius Bonifazius Gams.

Ein Gedenkblatt.

Am 13. Mai dieses Jahres bestatteten die Conventualen des Bonifaziusstiftes zu München in der Gruft ihrer weltberühmten Basilika einen Mitbruder, welcher als gelehrter Forscher und fruchtbarer Schriftsteller „in der Gelehrtenwelt einen Namen von unbestrittenem Ansehen“ [1]) besaß, nämlich P. Pius Gams. Seine Bedeutung als Kirchenhistoriker sowohl als auch namentlich seine langjährige Betheiligung an unseren „Blättern“ rechtfertigen es, wenn wir demselben im Folgenden eine kurze Lebensbeschreibung widmen.

Gams ist ein Schwabe; er wurde am 23. Januar 1816 zu Mittelbuch in Württemberg als der Sohn eines Lehrers geboren und erhielt in der Taufe den Namen Bonifaz. Seine Eltern müssen an irdischen und geistigen Gütern nicht arm gewesen sein, denn zwei ihrer Söhne widmeten sich dem Studium und geistlichen Stande, nämlich Joseph Gams, der als Pfarrer in Haslach bei Tettnang (1886) starb, und unser Pius Bonifazius. Dieser zeichnete sich bereits als Theologe durch wissenschaftliche Strebsamkeit aus: er löste 1838 die Preisaufgabe der theologischen Fakultät in Tübingen und erhielt den Preis, ebenso wurde ihm der erste homi-

1) Zeitschrift für Kirchengeschichte VII (1884) S. 64.

letische Preis zu Theil. Daher waren seine akademischen Lehrer darauf bedacht, ihn für das Lehrfach zu gewinnen. Nachdem er am 11. September 1839 durch Bischof Keller von Rottenburg zum Priester geweiht war, wurde er gleich allen Geistlichen, welche sich in Württemberg der Lehrthätigkeit widmen wollen, zunächst in der Seelsorge verwendet. Seine erste Stelle war die eines Vikars in Aichstetten, dann kam er in gleicher Eigenschaft nach Gmünd. Am 6. April 1841 wurde er als Präceptoratsverweser d. h. als provisorischer Gymnasiallehrer nach Horb berufen. Die beiden nächsten Jahre machte er mit Staatsunterstützung eine wissenschaftliche Reise, besuchte unter anderen München, Berlin und Paris. Er wußte später noch manche interessante Details von seiner Reise, welche er einst als „Philologiereisender" gemacht hatte, zu erzählen. Da eine entsprechende Stelle bei seiner Rückkehr für ihn nicht frei war, so wurde er zunächst als Pfarrverweser nach Wurmlingen geschickt, um am 19. Dezember 1844 als Verweser einer Professoratsstelle in Rottweil wieder zum Lehrfache zurückzukehren. Am 9. Februar des nächsten Jahres erhielt er endlich eine definitive Anstellung, er wurde Oberpräceptor in Gmünd.

Gams sollte indeß nicht lange in der Gymnasiallehrthätigkeit bleiben. Der Bischof von Hildesheim wollte seine theologische Lehranstalt, welche bis dahin noch von ehemaligen Klosterleuten versehen war, durch Berufung auswärtiger Gelehrten heben und zweckentsprechend einrichten. So wurde im Jahre 1845 der Kirchenhistoriker Alzog aus Posen zum Regens des Seminars und zum Leiter der theologischen Lehranstalt berufen, aus England wurde Schweers, ein tüchtiger Orientalist, berufen, der sein Licht allerdings nicht über den Hörsaal hinaus hat leuchten lassen, aus Württemberg endlich kamen im Jahre 1847 Dr. Mattes, welcher vor wenigen Jahren als Stadtpfarrer zu Weingarten in Württemberg starb, und Dr. B. Gams. Dazu gesellte der Bischof nach und nach jüngere Geistliche der Diöcese, so den

späteren Seminarregens und Domkapitular Dr. Joseph Koch, welcher in Rom gebildet war, den Dr. Laufkötter, welcher in Bonn sein Studium vollendet hatte, den Dr. Hagemann, welcher sich namentlich durch „Die Römische Kirche und ihr Einfluß auf Disciplin und Dogma in den drei ersten Jahrhunderten" als tüchtigen Kirchenhistoriker in die Gelehrtenwelt einführte. Als Professor der Pastoral wurde der Pastor Schwedhelm aus Wolfenbüttel berufen. So ward die theologische Lehranstalt mit tüchtigen Kräften besetzt und es entfaltete sich daselbst unter Lehrern und Zuhörern ein reges wissenschaftliches Leben. Um mehr Zuhörer zu haben, hatte Alzog bewirkt, daß auch die Theologen der Diöcese Osnabrück, deren Administrator der Hildesheimer Bischof war, in Hildesheim ihre theologischen Studien machen mußten. So hatte die kleine Lehranstalt gegen 50 Studierende. Die Professoren, welche im Seminargebäude, dem ehemaligen Kapuzinerkloster wohnten und einen gemeinschaftlichen Haushalt führten, hatten in der Seminarkirche den Gottesdienst zu besorgen, im Beichtstuhle und auf der Kanzel zu wirken Gams mußte Philosophie und allgemeine Weltgeschichte dociren. Hiedurch wurde derselbe, der bis dahin noch wenig schriftstellerisch aufgetreten war,[1]) auf das Gebiet der Geschichte, speciell der Kirchengeschichte geführt, auf welchem er später so Erspießliches leistete.

Zunächst erschien von ihm als Frucht seiner Vorlesungen: „Ausgang und Ziel der Geschichte" (Tübingen 1850). Zugleich wurde ihm von der Wagner'schen Verlagshandlung in Innsbruck eine Fortsetzung der Kirchengeschichte von Berault-Bercastel übertragen, welche in drei Bänden unter dem Titel: „Geschichte der Kirche Jesu Christi im XIX. Jahrhundert" in den Jahren von 1853 bis 1856 erschien. Besondere Rück-

1) 1845 war von ihm zu Rottenburg erschienen: Die sieben Worte Jesu am Kreuze.

16*

sicht war in dem Werke auf Deutschland genommen. Auch jetzt ist diese Arbeit von Gams noch schätzenswerth,[1] wiewohl sie durch Brück's „Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert" überholt ist. Gams war auch für verschiedene wissenschaftliche Zeitschriften thätig, und seinen Bestrebungen hauptsächlich ist es zu verdanken, daß die neuen Professoren sich zur Herausgabe einer eigenen „Theologischen Monatsschrift" entschlossen, welche indeß nur zwei Jahrgänge erlebte und hauptsächlich aus Mangel an Mitarbeitern einging. Die Fakultät in Tübingen verlieh ihm das Doktorat der Theologie **honoris causa.**

Die neuen Professoren brachten auch in religiöser Beziehung neues Leben nach Hildesheim. Die kleine Diaspora-Diöcese, gänzlich von allem katholischen Leben abgeschnitten, war noch von dem Geiste der Aufklärung stark durchseucht. Alzog, Mattes und Gams brachten katholischen Geist aus katholischem Lande mit. Und gerade Gams, der von großer Lebendigkeit und Rührigkeit war, hat in dieser Beziehung segensreich gewirkt. Die Schwaben und Sachsen sollen ja die beiden verwandtesten deutschen Stämme sein und Gams wußte sich in der That bald in Niedersachsen einheimisch zu machen. Er hatte bald Fühlung mit Klerus und Volk. An freien Nachmittagen zog er hinaus auf die umliegenden Dörfer und besuchte die Landpfarrer, an Sonn- und Festtagen half er mit auf der Kanzel und im Beichtstuhle. Wohl in Folge seiner Predigtthätigkeit erschien 1853 das Buch „Johannes d. T. im Gefängnisse". Für das Volk gründete Gams das „Katholische Sonntagsblatt", welches jetzt noch unter dem Titel: „Bernwardusblatt" erscheint. Der Missionsverein fand in Gams einen eifrigen Förderer, ebenso der neu entstehende Bonifaziusverein; der Seminarprofessor nahm keinen Anstand, von den Geistlichen wenigstens die Gaben

---

1) Eine Besprechung des Werkes findet sich in diesen Blättern, Band 44, S. 1008 ff.

persönlich einzufordern. Zu dieser Zeit kamen auch die Priesterexercitien und Volksmissionen wieder in Uebung. Gams hat für die Abhaltung beider in Hildesheim nach Kräften mitgewirkt. Als der Kölner Seminarprofessor Dr. Westhoff die ersten Exercitien in Hildesheim halten wollte, und sich dagegen verschiedene Bedenken erhoben, ging Gams zum Bischof, stellte ihm vor, wie der Klerus solche Exercitien wünsche und Hildesheim hinter anderen Diöcesen nicht zurückbleiben dürfe. Die Exercitien wurden alsdann auch abgehalten.

Alzog verließ Hildesheim bereits wieder im Herbste 1853, um eine Professur an der Universität Freiburg zu übernehmen; in seiner Stellung als Seminarregens folgte ihm Mattes, welcher indeß das Canonicat am Dome nicht erhielt. Für Gams konnte dieser Wechsel, da Mattes erst nach ihm ordinirt war, nicht ganz angenehm sein, und wie aus verschiedenen Erzählungen von ihm hervorging, gestaltete sich das Verhältniß bald derartig, daß es ihm am Seminar nicht mehr gefiel und umsomehr sein längst gehegter Plan, in einen Orden zu treten, nun zur Reife gelangte. Bereits im Herbste 1855 am 29. September trat er in die Benediktinerabtei St. Bonifaz zu München ein. Der Bischof Eduard Jakob von Hildesheim hatte sich vergebens bemüht, ihn in Hildesheim zu halten; allgemein sah man Gams ungern scheiden, seine ehemaligen Zuhörer und geistlichen Freunde, unter diesen der gegenwärtige Bischof Wilhelm von Hildesheim, haben ihm stets ein liebevoll dankbares Andenken bewahrt. Gams hat zwar niemals die Stätte seiner akademischen Lehrthätigkeit wieder besucht, dafür aber hat er desto mehr Besuch von Hildesheim erhalten. Kam ein Hildesheim'scher Geistlicher, welcher Gams gehört oder gekannt hatte, nach München, so verfehlte er nicht bei St. Bonifaz vorzusprechen und P. Pius zu besuchen. Auch heute ist Gams in Hildesheim noch nicht vergessen.

Dr. Gams erhielt im Kloster den Namen Pius und

legte nach vollendetem Noviziatsjahre am 5. Oktober 1856 die feierlichen Gelübde ab. St. Bonifaz, erst seit dem Jahre 1850 errichtet, hatte vor Kurzem den so gefeierten Abt Haneberg erhalten. Nicht leicht wieder finden sich in einem Manne die herrlichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens in so reichem Maße und in solcher Harmonie vereinigt, wie es bei Haneberg der Fall war. „Als Gelehrter und akademischer Lehrer eine anerkannte Celebrität, musterhaft als Priester und Ordensmann, ausgezeichnet als Prediger und Seelsorger, hervorragend als Abt wie als Bischof, war Haneberg zugleich von einer unbegränzten Demuth und unbesiegbaren Herzensgüte". Es ist daher erklärlich, daß es unter einem solchen Abte Gams in St. Bonifaz wohl sein mußte, zumal das Kloster ihm, dem vielgewandten, arbeitsfrohen und leistungsfähigen Manne, so herrliche Gelegenheit zur Arbeit aller Art bot. Schon durch seine Lage in einer großen katholischen Stadt, der Residenzstadt eines größeren Landes und dem Sitze eines Erzbischofs, hat St. Bonifaz vor vielen Klöstern einen unverkennbaren Vorzug. Katholisches Leben kann sich da entfalten, und wer München kennt, wird wissen, welch' reges religiöses Leben daselbst herrscht. St. Bonifaz hatte einen besonderen Theil der Sorge für das religiöse Leben erhalten, ihm war ein Pfarrbezirk zugewiesen, der anfänglich 13,500 Seelen umfaßte, allmählig aber bis zu 50,000 (heute 52,000) anwuchs. Alle seelsorgerischen Arbeiten fanden sich da in Hülle und Fülle. Gams hat überall redlich mitgearbeitet. Jahrelang hat er regelmäßig katechetischen Unterricht in den Schulen ertheilt, bis in seine letzten Lebensjahre fleißig im Beichtstuhle gewirkt, noch im Anfange der achtziger Jahre hörte er in der österlichen Zeit bis 1500 Beichten; zu verschiedenen Malen war er Prediger in der Kirche und bestieg dann alle Sonntage die Kanzel. Als Abt Haneberg zum Bischofe von Speyer geweiht wurde, hielt Gams die Festpredigt, ebenso als das

Kloster im Jahre 1880 das 1400jährige Jubiläum des hl. Benedikt feierte. [1])

St. Bonifaz war von seinem königlichen Stifter neben der Seelsorge auch die wissenschaftliche Thätigkeit zugewiesen: das Ludwigsgymnasium mit seiner Erziehungsanstalt, dem „Hollandeum", sollte das Arbeitsfeld der Mönche aus St. Bonifaz sein. Gams hat sich im Auftrage seines Abtes auch im Hollandeum mehrere Jahre der Jugenderziehung gewidmet. Dazu kamen die Ansprüche, welche das klösterliche Leben an den Ordensmann stellte. Abgesehen von den Obliegenheiten des einzelnen Mönches, welche Gams mit peinlicher Genauigkeit erfüllte, versah er im Verlauf der Jahre auch das Amt eines Novizenmeisters, eines Subpriors und Priors. In letzterer Stellung befand er sich zu der Zeit, wo Abt Haneberg zu den Vorarbeiten des Concils, vom 4. November 1868 bis 12. März 1869, in Rom war. Eine Zeitlang hatte Gams auch die Freude, wieder theologische Vorlesungen halten zu können, da Abt Haneberg versuchte, im Kloster eine theologische Hauslehranstalt zu begründen; ebenso hielt Gams den Prinzen Ludwig und Leopold von Bayern eine Reihe von Geschichtsvorträgen.

Neben diesen Arbeiten, welche Seelsorge und Klosterleben für Gams brachten, vernachlässigte er die literarische Thätigkeit nicht, im Gegentheil hat er sein Hauptwerk erst im Stifte St. Bonifaz geschrieben. München mit seiner Staatsbibliothek bot ihm dafür die reichsten Hilfsmittel, der Verkehr mit der Münchener Gelehrtenwelt oder den Gelehrten, welche St. Bonifaz besuchten, die größte Anregung. Die Zeit, welche Gams nach Verrichtung seiner Berufsarbeiten blieb, hat er, bis ihn sein Augenleiden zur unfrei-

---

1) Die erste Predigt ist separat gedruckt (Speyer 1872), die zweite in der Festschrift: Das 1400jährige Jubiläum der Geburt des hl. Benediktus, München 1880.



willigen Muße zwang, zum Studium und zur schriftstellerischen Thätigkeit mit einer seltenen Ausdauer benutzt. Zählen wir zunächst die kleineren Schriften auf, welche er in St. Bonifaz verfaßt.

Im Jahre seines Eintrittes erschien: „Die elfte Säcularfeier des Martyrertodes des hl. Bonifazius in Fulda und Mainz, geschildert mit den dabei gehaltenen Predigten" (Mainz 1855). Fünf Jahre später erschien „Margotti, J., Die Siege der Kirche im ersten Jahrzehnt des Pontifikats Pius IX., deutsch von P. P. Gams" (Innsbruck 1860). Dieses Büchlein sollte gleichsam die Fortsetzung seiner Geschichte der Kirche Christi im 19. Jahrhundert sein.[1]) Dann folgten 2 Bände „Katechetische Reden, gehalten in der Basilika zu München" (Regensburg 1862), die „Organisirung des Peterspfennigs" (daselbst 1862),[2]) „Der Peterspfennig als Stiftung" (daselbst 1868). Gams wollte, daß alle Diöcesen ein festes Kapital sammelten, aus dessen Zinsen der hl. Stuhl seinen Unterhalt empfinge; er selbst sammelte auch ein kleines Kapital, das von ca. 6000 fl. bis zu ca. 14,000 Mark angewachsen ist,[3]) und wovon die Zinsen alljährlich vom Kloster als Peterspfennig abgeliefert werden.

Im Jahre 1866 gab Gams das Lebensbild, welches B. Wörner von Möhler entworfen hatte, mit Briefen und kleineren Schriften Möhlers heraus (Regensburg), ebenso mit Zusätzen und einem Register die „Kirchengeschichte von J. A. Möhler" (Regensburg 1867 bis 1870, 3 Bände) auf

1) „Da ich, sagt der Verfasser im Schlußwort seiner Geschichte, es weder wagen durfte, noch konnte, mit einem vierten Bande hervorzutreten, so ergriff ich den Ausweg, daß ich die Schrift des Abbé Margotti in's Deutsche übersetzte."

2) Vgl. die Besprechung dieser Schrift in diesen Blättern, Band 50, 279 ff. und den Aufsatz (von F. Binder) „Der Peterspfennig des 19. Jahrhunderts" in diesen Blättern Bd. 45, S. 609—677.

3) Gef. Mittheilung von Herrn P. Odilo Rottmanner.



Grundlage der Collegienhefte mehrerer Schüler des Verewigten.[1]) Im Jahre 1867 erschien ebenfalls zu Regensburg „Das Jahr des Martyrertodes der hl. Apostel Petrus und Paulus". Gams sucht hier zu beweisen, daß der hl. Petrus bereits im Jahre 65, Paulus erst 67 gemartert sei.[2]) In seiner „Series episcoporum" läßt er allerdings wieder Petrus 29. VI. ca. 65—67 sterben.

Die Hauptwerke von Gams sind die „Kirchengeschichte von Spanien" und die „Series Episcoporum".

Die „Kirchengeschichte von Spanien", welche von 1862 bis 1878 in fünf Bänden bei Manz in Regensburg erschien, verdankt, wie der Verfasser in der Vorrede des letzten Bandes sagt, ihren Ursprung „dem lebhaften Schmerze über die Verkennung des Bischofs Hosius von Corduba in der Kirchengeschichte, über seinen getrübten Ruf bei der Nachwelt". Zur Vollführung seines Unternehmens machte Gams 1864—65 eine Reise nach Spanien. Das fünfbändige Werk, welches nun so entstanden ist, soll aber „keine spanische Kirchengeschichte im Detail oder mit Eingehen auf alle mehr oder weniger wichtigen Ereignisse" sein, sondern „nur vorwiegend die Streitfragen in und über die spanische Kirchengeschichte behandeln". Der richtigere Titel des Werkes, gesteht er selbst zu, wäre gewesen: „Abhandlungen über die in der Controverse befindlichen Fragen der Kirchengeschichte Spaniens". Nur der Kürze halber ist jener Titel gewählt. Es sind im Ganzen 21 Controverspunkte, welche Gams unter Benützung der Quellen und der einschlägigen Literatur wissenschaftlich untersucht. Da eine eingehende Besprechung der „Kirchen-

1) Vergl. die Besprechung der Möhler'schen Kirchengeschichte in diesen Blättern, Band 61, 325 ff.

2) Vergl. hierüber Histor.-pol. Blätter, Band 60, S. 63 ff. Diese Gams'sche Schrift sowohl wie auch Möhlers Kirchengeschichte sind von Abbé Bélet in's Französische übersetzt.



geschichte" in diesen Blättern gegeben ist,[1]) so müssen wir zur näheren Orientirung über dieselbe auf diese verweisen. Hier mögen einige Hinweise genügen. Die von Dr. Gams behandelten Controverspunkte sind selbstverständlich solche, welche für die allgemeine Kirchengeschichte von Bedeutung sind; Streitfragen, welche den Provinzial- oder Lokalhistoriker interessiren, sind darunter nicht zu finden. Daraus ergibt sich, daß die „Kirchengeschichte von Spanien" allgemeinen Werth besitzt. Wir wollen hier nur einige Controverspunkte anführen, um dies näher zu beleuchten. Die Missionsreise des hl. Paulus nach Spanien, die Ankunft und Thätigkeit der apostolischen Siebenmänner, die Synode von Elvira und ihre Canones, Schuld oder Schuldlosigkeit des Bischofs Hosius von Corduba, die Luziferianer in Spanien, die altspanische Liturgie, Zeit und Ort der Entstehung der Häresie der Priscillianisten, der Primat von Toledo und die Stellung dieser Kirche zu Rom, Ursprung und Urheber der Häresie der Adoptianer, die Streitfrage über den Apostel Jakobus und sein Verhältniß zu Spanien, die Entstehung und der Charakter der spanischen Inquisition, die Frage ihres kirchlichen oder staatlichen Charakters, ihre Licht- und Schattenseiten. Diese einzelnen Streitfragen werden ausführlichst erörtert und durch eine kurze Erzählung der dazwischen liegenden historischen Ereignisse miteinander verbunden, so daß also die „Kirchengeschichte" in der Darstellung sehr ungleich ist und einen fragmentarischen Charakter zeigt. Es ist darum von Kritikern hervorgehoben worden, daß bei einer gleichmäßigen Behandlung der spanischen Gesammtkirchengeschichte das Werk wesentlich würde gewonnen haben; daß dieser Mangel bei der Fülle gelehrten Materiales, welches in dem Werke aufgespeichert sei, bedauert werden müsse. Gams hat bei jeder Streitfrage eine bestimmte Lösung, ein abgeschlossenes

1) Histor.-polit. Blätter Band 87, S. 37—49 (Rec. von A. Bellesheim).



Resultat zu geben versucht; die Hypothesen, welche er hierbei aufstellt, haben aber nicht allseitige Anerkennung gefunden. Eines der wichtigsten Kapitel in der „Kirchengeschichte" ist das erste des dreizehnten Buches, welches die Inquisition und den hl. Petrus Arbues behandelt. Dasselbe ist auch im Sonderabdruck als eigenes Buch erschienen. Gams tritt mit Hefele dafür ein, daß die spanische Inquisition ein rein staatliches Institut gewesen sei, weßwegen er dieselbe auch stets „Staatsinquisition" nennt, er hat indeß in der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie sofort eine Widerlegung gefunden. Auch Brück im Freiburger Kirchenlexikon (VI, 777) erklärt als die richtige Auffassung diejenige, welche der Inquisition einen gemischten Charakter zuerkennt, während Hergenröther in seinem Handbuche der allgemeinen Kirchengeschichte (II, 765 und III, 389) sie durch die Könige „zu einem wichtigen Staatsinstitut umgestaltet" sein läßt.[1])

Als Gams im Jahre 1865 zum Studium für seine spanische Kirchengeschichte in Spanien weilte, faßte er zu Barcelona (mense Martio) auch den bestimmten Plan zu seiner Series Episcoporum. Bereits war mehrfach der Versuch zu einem solchen Sammelwerke gemacht, aber stets war man über den Versuch nicht hinaus gekommen. Gams hatte anfänglich im Hinblicke auf die ungeheueren Schwierigkeiten sich nicht getraut, die Sache ernstlich anzugreifen, nachdem er sie aber einmal in Angriff genommen hatte, erschienen ihm die Schwierigkeiten geringer, und mit Hilfe des Priors Lechner in Scheyern und mehrerer Patres aus St. Bonifaz

---

1) Gams wurde Ehrenmitglied der Akademie von Madrid. Das lebhafte Interesse, das er fortan dem Land und Volk der iberischen Halbinsel bewahrte, documentirte er auch durch die „Spanischen Briefe", welche er in den Histor.=polit. Blättern, Band 56, S. 131 ff., vier Artikel, veröffentlichte. (F. B.)

konnte er nach achtjähriger Arbeit sein Werk ediren, welches seinen Namen für immer in der Gelehrtenwelt erhalten wird. Nur bei einem eisernen Sammelfleiße, wie Gams ihn besaß, einer ausgedehnten Literaturkenntniß, wie man sie bei Gams bewundern mußte, und einer Staatsbibliothek, wie sie München bietet, konnte die Series episcoporum, das Verzeichniß aller Bischöfe des gesammten Erdkreises von Petrus an, vollendet werden. Von jedem Bischof ist auf der linken Seite das Jahr und der Tag der Erwählung oder Consecration, auf der rechten Seite das Jahr und der Tag des Todes, der Resignation oder Translation angegeben. Wichtigere Thaten des Bischofs, wie: celebrat synodum, primum lapidem novae cathedralis posuit, consecrat cathedralem, restaurat cathedralem, erigit seminarium, und ähnliche sind ebenfalls angegeben. Ebenso ist oft durch Zusätze, wie scriptor ecclesiae, lumen ecclesiae und ähnliche auf die Bedeutung des Bischofs hingewiesen. Bei jedem Bisthum sind zum Schlusse die Quellen angegeben. Bei den vielen Namen und Daten des Werkes ist es selbstverständlich, daß trotz aller gelehrten Akribie, trotz aller Literaturkenntniß und Belesenheit doch Lücken und Fehler im Werke blieben; außerdem starben Bischöfe, neue kamen, neue Vikariate und Bisthümer wurden errichtet. Es blieb daher für Gams seine Series ein Gegenstand steter Sorge und beständiger Arbeit. Stiftsbibliothek und Staatsbibliothek, Zeitschriften und Zeitungen wurden von ihm für die Ergänzung und Fortsetzung seiner Series durchforscht. Wie oft rief Gams, wenn man zu ihm in die Zelle trat, dem Besucher gleichsam als Gruß entgegen: „Haben Sie keinen todten Bischof gesehen?“ Und welche Freude zeigte er, wenn man ihm ein sicheres Datum brachte. Ganz besonders schwierig gestaltete sich die Fortsetzung der Series episcoporum für Italien, Spanien und Südamerika, da über das Abscheiden von Bischöfen und die Neubestellung der Nachfolger aus den öffentlichen Blättern nichts zu erfahren war. Gams ließ sich die Mühe nicht verdrießen, nach allen diesen Bis-

thümern zu schreiben und sich Nachrichten zu erbitten.[1]) So entstanden denn 2 Supplemente zu seiner Series, von denen das erste im Jahre 1879 unter dem Titel „Hierarchia catholica Pio IX. Pontifice Rom. sive Supplementum ad opus: Series etc." (München bei Stahl) erschien, während das zweite, welches die Series fortsetzt bis zur Zeit seines Erscheinens, 1886 bei Manz in Regensburg wieder ausgegeben wurde. Gams' Series ist für den Historiker ein unentbehrliches Werk und alle, welche in die Lage kommen, den Namen eines Bischofs oder die Zeit seiner Regierungsjahre feststellen zu müssen, werden dem fleißigen Forscher aus St. Bonifaz für sein Werk dankbar sein.[2])

Neben diesen seinen Werken schrieb Gams auch viel für Zeitschriften und Sammelwerke. Zur ersten Auflage des Freiburger Kirchenlexikons sowie zu den ersten Bänden der 2. Auflage hat derselbe viele Artikel geliefert, ebenso einige für die „A. deutsche Biographie"; die von ihm am meisten bevorzugte Zeitschrift waren die „Historisch-politischen Blätter", für welche er eine große Anzahl von Aufsätzen und kritischen Referaten geschrieben hat. Auch hat er für die ersten 81 Bände dieser Zeitschrift die Register gemacht, welche 1859,

---

1) Gams gebrauchte Postkarten mit bezahlter Rückantwort für seine Zwecke, was er folgendermaßen in lateinischer Sprache ausdrückt: „ut si epistolam apertam ex binis continentibus chartis constantem in quamcunque illorum imperiorum regionem miseris eodem pretio persoluto, quod pro obsignata epistola debet persolvi, ei ad quem data sit epistola, gratis tibi respondere liceat, remittendo eiusdem epistolae partem alteram abscissam".

Mit dankbarer Befriedigung bekennt er in der Vorrede, daß die weitaus größte Zahl seiner Anfragen eine freundliche und erwünschte Beantwortung gefunden habe. Und mancher der besuchenden Freunde war Zeuge der Freude, womit der eifrige Sammler die einlaufenden Aufschlüsse begrüßte u. eintrug. (F. B.)

2) Besprechungen dieses monumentalen Werkes in unsern Blättern Bd. 72. S. 208 ff. (von A. Ruland) und Bd. 99. S. 953 ff. (von G. Orterer).

1864 und 1879 als größere Hefte erschienen. Im Registermachen hatte Gams eine eigene Fertigkeit; er, der so manches Buch im Leben benutzt hatte, wußte den Werth eines guten Registers in einem Werke zu schätzen: er hat kein Buch oder Büchlein ohne Register in die Welt gesandt und hat auch zu mehreren anderen Werken die Register hergestellt. „Das Register eines Buches, pflegte Gams zu sagen, ist die Noblesse des Autors gegen seine Leser". Von Artikeln in Zeitschriften mögen die „Nekrologien der in den Jahren 1802 bis 1813 in der Erzdiöcese Freiburg und dem Bisthum Rottenburg aufgehobenen Männerklöster", welche im Freiburger Diöcesanarchiv Band XII und XIII und in der Tübinger Quartalschrift 1879, Band 61, Heft II, III und IV erschienen, sowie die Nekrologien der bayerischen Klöster, welche die Zeitschriften der verschiedenen bayerischen historischen Vereine [1]) veröffentlichten, besonders erwähnt sein, weil Gams dieselben als eigenes Werk mit kurzen Ueberblicken über die Geschichte und Aufhebung der einzelnen Klöster zum Benediktusjubiläum herausgeben wollte; auch war eine jüngere Kraft gewonnen, welche die gleiche Arbeit für Norddeutschland machen und selbige mit Gams' Arbeit als ein Werk herausgeben wollte. Die Schwierigkeit, für diese Arbeit einen Verleger zu finden, ließ das Unternehmen scheitern; Gams hat dann seine „Nekrologien" auf oben angeführte Weise der Oeffentlichkeit übergeben. [2])

---

1) Verhandlungen des histor. Vereins für Oberpfalz und Regensburg Bd. 39, S. 173—217. Collektaneenblatt, Neuburg a. D. 1882, 46. Jahrg. S. 79—129. Bericht des histor. Vereins zu Bamberg 1882, S. 76—86. Archiv des histor. Vereins für Unterfranken 1884, Bd. 27, S. 165—200. Verhandl. des histor. Vereins für Niederbayern 1886, Bd. 24, S. 153—177. (F. B.)

2) Ein gegen die bestehenden bayerischen Klöster und klosterähnlichen Institute gerichteter Hetzartikel der Allg. Zeitung — es war in der heißen Culturkampfzeit des Jahres 1873 — veranlaßte P. Gams zu dem apologetischen, durch sein statistisches

Erwähnenswerth dürfte erscheinen, daß Gams auch eine „Series cardinalium“ herauszugeben beschlossen und die Vorarbeiten bereits begonnen hatte. Nach seinen eigenen Mittheilungen hatten ihm aber die theilweise unwürdigen französischen Cardinäle die Lust zur Arbeit verleidet. Ein Lieblingsplan des Verewigten war auch die Herausgabe einer „Germania sacra“ nach dem Vorbilde der „Gallia christiana“. Da die Ausführung dieses Planes ihm allein nicht möglich war, so suchte er dafür Andere zu begeistern; namentlich auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft zu München im Jahre 1879 hat er in einem längeren Vortrage die Nothwendigkeit einer „Germania sacra“ und seine Ansicht über den Charakter und Plan des Werkes auseinandergesetzt.[1])

Obgleich Gams ein Jahrzehnte hindurch „mit den schwersten Berufsarbeiten verschiedener Art beladener Gelehrter“[2]) war, hat er dennoch, wie wir gesehen, eine große literarische Thätigkeit entfaltet, auf welche er am Abend seines Lebens mit um so größerer Befriedigung zurückblickte, weil er „mit allen angefangenen Arbeiten fertig geworden“ war. Keines seiner Werke ist unvollendet geblieben. Aber neben seinen Arbeiten für Kloster, Pfarrei und Schule, neben seiner Thätigkeit als Schriftsteller war Gams auch ein „in allen Zweigen praktischer Förderung des kirchlichen Lebens ausgezeichneter Conventual des St. Bonifaziusstiftes“.[3]) Gesellenverein, Vincenzverein, Casino, Marienverein, sie alle fanden Gams' Interesse und Hilfe.[4]) Sein besonderes Lieblingskind war seit dem Jahre 1859 die Sorge für den Unterhalt des hl

---

Material noch heute werthvollen Aufsatz: „Die Klöster in Bayern“, Histor.-pol. Blätter Bd. 72, S. 942 ff. und Bd. 73, S. 289 ff. (F. B.)

1) Jahresbericht der Görresgesellschaft für das Jahr 1879. S. 10—14.

2) Histor.-pol. Blätter Bd. 44, 1008.

3) Histor.-pol. Blätter Bd. 50, 279.

4) Histor.-pol. Blätter Bd. 40, 147.

Vaters. Wie oft hat Gams von der Kanzel hiefür seine Stimme erschallen lassen, wie oft mit Priestern und Laien darüber gesprochen und berathen! Seine schriftstellerische Thätigkeit hiefür, „die Organisirung des Peterspfennigs", ist bereits erwähnt.

Ebenso war auch der Bonifaziusverein sein besonderes Pflegekind. Wie er selbst in einem Vortrag über denselben im Augsburger Casino 1881 sagte, hat er sich in den Jahren 1851 bis 1856 viel mit dem Vereine beschäftigt, in den Jahren 1856 bis 1879 viel weniger, so daß er meinte, sein früheres Feuer für den Verein sei erloschen, aber seit dieser Zeit brannte das Feuer für diesen Verein wieder in ihm![1]) Als er zu gleicher Zeit wieder die Kanzel versehen mußte, haben seine Zuhörer viel über die Diaspora und den Bonifaziusverein gehört. 1880 hielt er einen größeren Vortrag über die süddeutsche Diaspora[2]) in der Generalversammlung des Bonifaziusvereins zu Paderborn, 1881 den schon erwähnten Vortrag über den Bonifaziusverein in Augsburg, 1880 erschien von ihm „Der Bonifazius-Verein in Süddeutschland 1850 bis 1880". Die Gaben für diesen Verein sammelte sein Ordens- und Klostergenosse, der leider nur zu früh heimgegangene P. Gregor Lindemann.

Das Kloster St. Bonifaz hat sich in den wenigen Jahren seines Bestandes eine ganz vorzügliche Bibliothek erworben, welche namentlich auf theologischem und historischem Gebiete das Beste und Vortrefflichste bietet. Neben der ausgezeichneten Sorge, mit welcher der ebenso liebenswürdige als

---

1) Der Vortrag ist gedruckt in „Sendbote für katholische Vereine und Freunde der Kirche überhaupt", Jahrgang 32 (1881) Nr. 3, 4 und 5.

2) Ein ausführlicher Artikel darüber erschien von ihm unter dem Titel: „Blicke auf die Lage der Katholiken, welche in Süddeutschland in der Diaspora leben", 1881 in den Histor.-pol. Blättern Bd. 87, S. 18 ff., 110 ff., 488 ff. (F. B.)

gelehrte Dr. Odilo Rottmanner seit Jahrzehnten die Mehrung und Verwaltung der Bibliothek besorgt, hat die Thätigkeit von Gams diese schöne Bibliothek gründen helfen. Durch ihn ist so manches Werk der Bibliothek einverleibt. Seine reichhaltige Büchersammlung, welche er in's Kloster mitbrachte, die Recensionsexemplare und Geschenke der Autoren, welche er erhielt, die Anschaffungen, welche er mit Erlaubniß seines Abtes zu seinen Studien für seine Schriftstellerhonorare machte, haben die Bibliothek nach Quantität und Qualität gemehrt.

Gams war ein echter Klostermann. Man muß es gesehen und erlebt haben, wie er an seinem Orden und besonders an seinem Hause hing, wie er beide mit ganzer Seele liebte. Wer seine Klosterbibliothek bereicherte, seinem Kloster einen Dienst erwies, der war sein Freund. Es war so, als ob diese Dienste und Liebe ihm persönlich erwiesen seien. Selten oder gar nicht verließ er das Kloster; wenn er eine Reise zu machen hatte, so kehrte er sobald als möglich zurück. Als er im Jahre 1882 einen kurzen sommerlichen Erholungsaufenthalt in Aibling genommen hatte, wurde er bald von Heimweh befallen und soll nach dem Berichte seiner Begleiter geweint haben. Groß war seine Freude, als er wieder in seinem Kloster und in seiner Zelle sich befand. Bis in seine letzten Lebensjahre gesund und wohl, hatte Gams einen unverwüstlichen Humor, der stets zufrieden und gegen seine Mitbrüder freundlich und gefällig war. Nachdem sein Augenlicht bereits um 1880 in Folge des ständigen Studiums angefangen hatte, schwächer zu werden, wurde er allmählig von gänzlicher Blindheit befallen, welche ihn zwang, seine so liebgewordene schriftstellerische Thätigkeit ganz aufzugeben, welche er trotzdem aber als Christ mit Geduld und Gottergebung ertrug. Sein regsames Interesse für die bewegenden Fragen des Tages, für die Vorgänge im wissenschaftlichen und kirchlichen Leben blieb dabei immerfort noch ungemindert wach.

Als ein Lichtblick in sein Greisenalter fiel dann noch sein Priesterjubiläum am 11. September 1889, welches er zwar in der Stille feierte, das ihm aber Glückwünsche und Theilnahme aus weiter Ferne brachte.[1]) Allmählig nahmen die Kräfte des Geistes und des Körpers ab, krank lag er indeß nur wenige Tage, und am 11. Mai dieses Jahres schlummerte er, gestärkt durch die hl. Sakramente, in die Ewigkeit hinüber. Sein Leib wurde am 13. Mai Vormittags $9^1/_2$ Uhr in der Gruft der Basilika beigesetzt, seine Seele wird, so hoffen wir, an Gott, dem Urquell der Wahrheit, die stets zu erforschen seines Lebens Aufgabe war, sich in Ewigkeit erfreuen.[2])

Wolfenbüttel. K. Grube.

---

1) Auch diese Blätter begrüßten den Ehrentag des alten verdienten Mitarbeiters und Freundes mit einem kleinen Festartikel (Band 104), der dem Jubilar herzliche Freude machte. (F. B.)

2) Kürzere biographische Notizen über Gams finden sich bei Lindner, Die Schriftsteller des Benediktinerordens im heutigen Königreich Bayern, Regensburg 1880, S. 271 ff.; Bernwardusblatt Jahrgang 1889, S. 315; Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienserorden Jahrg. XIII (1892), Heft II, S. 294 ff.; Salzburger „Katholische Kirchenzeitung" 1892, Nr. 39. Histor. Jahrbuch, XIII. Bd., 1892. Heft 3, S. 687—88.

XXIV.

Bossuet als Geschichtsschreiber des Protestantismus.

Daß Bossuet ein großer Kanzelredner gewesen, weiß Jedermann. Daß der berühmte Prediger auch sehr gediegene historische Arbeiten veröffentlicht hat, ist weniger bekannt. Herr Alfred Rebelliau, früher Bibliothekar zu Paris, z. Z. Professor an der philosophischen Fakultät in Rennes, hielt es deßhalb für eine dankbare Aufgabe, über Bossuet als Historiker eine gründliche Untersuchung anzustellen.[1])

Sein Augenmerk richtete der Kritiker insbesondere auf die Geschichte der Veränderungen der protestantischen Kirchen,[2]) eine Schrift, die mit vollem Rechte in unserm Kirchenlexikon (2. Ausgabe, Bd. II, 1134) bezeichnet wird als „ein Meisterstück klarer und beredter Exposition, vielleicht unübertroffen in der Kunst, das Dunkel, in welches Leidenschaften und wechselseitige Mißverständnisse die kirchliche Controverse gehüllt hatten, aufzuhellen und in wenigen kräftigen Zügen die ganze Genesis und den Verlauf einer Doktrin nachzuweisen." Bossuet zeigt in dieser Schrift, wie

1) A. Rébelliau: Bossuet historien du Protestantisme. Etude sur l'Histoire des Variations et sur la controverse entre les protestants et les catholiques au dix-septième siècle. Paris, Hachette. 1892. XIV, 602 p. 8°.

2) Histoire des Variations des Églises protestantes. Erste Ausgabe. Paris 1688. 2 Bände. 4°.

die protestantische Lehre in Deutschland, England und Frankreich eingeführt und wie vielfach dieselbe im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts verändert wurde. Hierbei wird die Reformationsgeschichte hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte der dogmatischen Entwicklung aufgefaßt. Doch ist das geistvolle Werk auch reich an rein historischen Angaben, und gerade diese geschichtlichen Bestandtheile sind es, die Rebelliau zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat. Kann Bossuet auch heute noch, im Lichte der neuesten Forschungen, als ernster Historiker angesehen werden? Dies ist die Frage, die Rebelliau zu lösen sich vorgenommen.

Zur Lösung dieser Aufgabe stand dem Verfasser ein reicher Wissensschatz zu Gebote. In den zahlreichen gelehrten Anmerkungen findet man ein fast unübersehbares Material zusammengespeichert. Sowohl in den polemischen und historischen Schriften des 17. Jahrhunderts als in der neuern Literatur bekundet der französische Gelehrte eine erstaunliche Belesenheit; auch mit den deutschen Geschichtswerken zeigt er sich genügend vertraut, obwohl er allem Anscheine nach Döllinger und Janssen nur in der französischen Uebersetzung gelesen hat. Was jedoch höher anzuschlagen ist, als diese weitausgedehnte Gelehrsamkeit, das ist die maßvolle, unparteiische Kritik, die uns hier überall entgegentritt. Von einer Voreingenommenheit für den katholischen Bekämpfer des Protestantismus kann bei unserm Kritiker, der liberalen Anschauungen huldigt, keine Rede sein. Man sieht es ihm an, daß es ihm vor allem um die Erforschung der Wahrheit zu thun war.

Allerdings ist es ihm nicht immer gelungen, das Richtige zu treffen. Bezüglich der deutschen Reformationsgeschichte, wo dem Referenten die Controlle am leichtesten war, kommen mehrere unrichtige Angaben vor; auch werden hier und da, bei Beurtheilung verschiedener Personen oder Ereignisse, Ansichten ausgesprochen, die nichts weniger als stichhaltig sind. Was dann das dogmatische Gebiet betrifft, so hat sich zwar

der Verfasser eine weise Zurückhaltung auferlegt, da er mit lobenswerther Bescheidenheit eingesteht, in diesem Fache nicht competent zu sein. Dennoch konnte nicht gänzlich vermieden werden, daß hier und da dogmatische Fragen berührt wurden, was einigemale zu irrigen Behauptungen Anlaß gegeben hat. So meint z. B. der Verfasser, im Anschlusse an Renan, daß von Seiten eines überzeugungstreuen Katholiken eine unparteiische Dogmengeschichte schwer auszuführen wäre, da es den Katholiken nicht gestattet sei, einen Fortschritt in den Dogmen anzuerkennen. (Vorrede S. VI.) Eine ganz falsche Behauptung! Veränderungen, wie sie Bossuet in der protestantischen Lehre nachweist, daß man nämlich heute verneine, was gestern noch geglaubt wurde, solche Widersprüche sind allerdings mit der katholischen Glaubenslehre unvereinbar. Mit solch' widerspruchsvollen Veränderungen darf man jedoch keineswegs, wie der Verfasser (S. 56) es thut, den Fortschritt, die organische Entwicklung verwechseln. Einen solchen Fortschritt lehren aber alle katholischen Theologen; alle geben zu, daß der Glaube im Laufe der Zeiten sich entwickeln kann. Was in der Predigt der Vorzeit nur wie im Keime enthalten war, kann nach und nach sich entfalten, kann ausdrücklicher, bestimmter, klarer gelehrt werden. So gibt es wohl in der Glaubenslehre eine fortschreitende Entwicklung, aber eine Abschaffung oder Veränderung der früheren Lehre kann und darf nicht angenommen werden. Rebelliau hat sich demnach hier von dem höchst unzuverlässigen Renan in die Irre führen lassen.

Indeß durch solche falsche Behauptungen, die nur im Vorübergehen aufgestellt werden, wird der Hauptinhalt des Buches nicht in Mitleidenschaft gezogen. Was die historisch-kritischen Erörterungen und die Schlußfolgerung anbelangt, so können wir dem Verfasser voll und ganz beipflichten. Er hat durchschlagend nachgewiesen, daß Bossuets Histoire des Variations auch heute noch als ein historisches Werk von großem wissenschaftlichen Werth anzusehen ist.

In einem ersten Abschnitte (S. 1—154) bespricht Rebelliau die religiöse Polemik in Frankreich im 17. Jahrhundert. Diese Polemik erreichte mit Bossuet einerseits, mit Claude, Jurieu u. s. w. andererseits ihren Höhepunkt. Auch in der Histoire des Variations tritt Bossuet als Polemiker auf. Dem seeleneifrigen Priester, der schon so manche Protestanten bekehrt hatte, war es nicht darum zu thun, bloß Geschichte zu schreiben; er hatte vor allem die Absicht, die getrennten Brüder zur katholischen Kirche zurückzuführen, indem er ihnen zeigte, wie weit ihre eigenen Kirchen vom Pfade der Wahrheit abgewichen seien.

Durch diese polemische Tendenz wird jedoch der wissenschaftliche Werth der historischen Ausführungen keineswegs beeinträchtigt; Bossuet war eben nicht nur ein gewaltiger Polemiker, er besaß auch im hohen Maße die Eigenschaften, die den echten Historiker kennzeichnen. Dies wird in einem zweiten Abschnitte (S. 155—293) nachgewiesen. Hier erfahren wir namentlich, welche Quellen Bossuet zu Rathe gezogen, auf welche Weise er sie benutzt hat. Bossuet selber hatte in seiner Vorrede erklärt, daß er nur solche Quellen benutzen werde, deren Zuverlässigkeit von den Gegnern nicht angefochten werden könne [1]) Diesem Versprechen ist er treu geblieben. Was insbesondere die deutsche Reformation betrifft, so hat er vor allem die lateinischen Werke Luthers (Wittenberger Ausgabe 1554—1583, 7 Bände, 2°) fleißig studirt. Mehrere Hefte, von Bossuet selber niedergeschrieben und angefüllt mit Auszügen aus Luthers Schriften, werden heute noch im Priesterseminar zu Meaux aufbewahrt. Dann verwerthet er öfters die Briefe Melanchthons und Calvins, von denen damals schon ein großer Theil veröffentlicht

1) „Luther et les autres Réformateurs paraitront souvent sur les rangs, mais je n'en dirai rien qui ne soit tiré le plus souvent de leurs propres ouvrages, et toujours d'auteurs non suspects.“



war; dazu kommen noch die Schriften Zwinglis, verschiedene offizielle Glaubensbekenntnisse und mehrere protestantische Geschichtsschreiber, wie Sleidan, Camerarius, Chyträus u. s. w. Nie werden katholische Schriftsteller angeführt, höchstens wird hier und da der mittelparteiliche Erasmus von Rotterdam als Zeuge angerufen. Auf diese Weise ist es Bossuet gelungen, von der deutschen Reformation ein Bild zu entwerfen, von dem man auch heute noch mit Nutzen und Interesse Kenntniß nimmt. Namentlich ist die Charakteristik der sogenannten Reformatoren meisterhaft ausgeführt. Wohl kommen hier und da auch kleine Unrichtigkeiten vor; allein in den Hauptpunkten findet die Kritik an der Darstellung Bossuets nichts auszusetzen.

Von den zahlreichen Kritikern, die sofort nach dem Erscheinen des Aufsehen erregenden Werkes gegen Bossuet den Kampf eröffneten, handelt der dritte und letzte Abschnitt (S. 295—572) der stattlichen Schrift Rebelliaus. Nicht nur französische Protestanten, wie Jurieu und Basnage, auch Ausländer, wie Burnet in England, Turretin in der Schweiz, Seckendorf und Pfaff[1]) in Deutschland, glaubten sich verpflichtet, dem katholischen Wortführer entgegenzutreten. Vergebliche Mühe! Bossuet konnte nicht widerlegt werden

---

1) Der Tübinger Theologe Pfaff sagt von Bossuet: „Profecto tanti ingenii, tantae eruditionis, tantae eloquentiae vir hic existit, ut non sine ratione de ipso jam alibi pronuntiaverimus, certum esse quod romana

si Pergama dextra
Defendi possent, sane hac defensa fuissent.

Inter eos vero libros, quos contra Protestantes edidit . . palmam caeteris praeripit Historia Variationum Ecclesiarum Protestantium . . . Iis . . . artibus, eo eruditionis adparatu, eo dictionis gallicae flore omnia hic elata exstant, ut lectorum, qui reformationis historiam Ecclesiarumque Protestantium origines haud satis solide noverunt judicioque acri haud pollent, animi facile capiantur et in transversum rapiantur." Bei Rebelliau. S. 326.

ebensowenig wie in unsern Tagen Janssen von seinen zahlreichen Kritikern widerlegt worden ist.

„Nous avons donc . . . raison d'affirmer," so schließt Rebelliau seine kritischen Erörterungen, „que Bossuet — dans la partie historique de l'Histoire des Variations — n'a pas seulement écrit une narration littérairement très belle, mais qu'il a exécuté, d'une manière originale et solide, une oeuvre, encore aujourdhui considérable, de recherche scientifique".

Kein Wunder, daß ein solches Meisterwerk bei den Katholiken ungetheilten Beifall fand.[1]) Wie fleißig es gelesen und studirt wurde, bezeugen die zahlreichen Ausgaben und Uebersetzungen, die im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts veranstaltet worden sind. Bossuets Schrift wurde auch in's Deutsche übersetzt (von Franz Steininger, Passau 1769); noch in unserm Jahrhundert erschien sogar eine zweite deutsche Uebersetzung (von L. A. Mayer. München 1823—1825). Gewiß ein klarer Beweis des hohen Ansehens, das der Histoire des Variations selbst im Auslande zu Theil geworden.

Es war denn auch ein glücklicher Gedanke, in einer Zeit, wo man der Reformationsgeschichte so reges Interesse entgegenbringt, das Andenken an Bossuet als Geschichtsschreiber des Protestantismus wieder neu aufzufrischen.

N. Paulus.

---

1) Das mir vorliegende Exemplar, aus der Münchener Staatsbibliothek, gehörte früher dem bekannten Polemiker Nikolaus Weislinger, der auf dem Titelblatt das Werk Bossuets ein „opus invictissimum" nennt. Es sei hier eine kleine Bemerkung gestattet. In seinem gediegenen Aufsatz über Weislinger (Freiburger Diöcesanarchiv. Bd. I. 1865) bedauert Alzog, nicht angeben zu können, wo die reiche Bibliothek des gefürchteten Polemikers hingekommen sei. Sie wurde vom Pfälzer Kurfürsten angekauft und ist heute der Münchener Hof- und Staatsbibliothek einverleibt.

XXV.

Die Briefe des Cardinals Hosius.[1])

Zweiter Band.

Ueber den ersten Band dieses auf umfassender Grundlage sich erhebenden und mit allen Mitteln moderner geschichtlicher Wissenschaft ausgeführten Werkes ist seiner Zeit in diesen Blättern (Bd. 87) berichtet worden. Unterdessen hat einer der beiden Herausgeber, der Domkapitular Dr. Hipler zu Frauenburg im Ermlande, bei Gelegenheit der Besitzergreifung des erzbischöflichen Stuhles von Köln durch den vormaligen hochwürdigsten Bischof Dr. Krementz von Ermland die deutschen Predigten des Cardinals Hosius herausgegeben und dabei in einer ebenso gründlichen wie pietätsvollen Einleitung die Wechselbeziehungen zwischen

1) Editionum collegii historici academiae litterarum Cracoviensis No. 34. Stanislai Hosii S. R. E. Cardinalis Majoris Poenitentiarii Episcopi Varmiensis (1504—1579) et quae ad eum scriptae sunt epistolae tum etiam eius orationes legationes. Tomus II. 1551—1558. Praemittitur de Hosii Cardinalis familia disputatio, accedunt autem epistolae et acta, quae vitam et res gestas Hosii illustrant. Editionem curaverunt Dr. Franciscus Hipler, Lycei regii Hosiani Brunsbergen. Professor et seminarii Dioec. Varmien. Rector (nunc autem Canonicus Varmiensis) et Dr. Vincentius Zakrzewski, c. r. Universitat. Cracoviensis Professor, Academiae litterar. Cracoviens. socius. Cracoviae sumptib. Academiae litterar. Cracoviensis 1886—1888. Lex. 8°. XCI, 1119 pag.

Ermland und Köln, der Ostmark und Westmark der preußischen Monarchie, mit erstaunlichem Fleiße klargelegt. Dieser bedeutungsvollen Schrift haben wir seiner Zeit einige Blätter in dieser Zeitschrift (Bd. 98, S. 406) gewidmet. Zum Theil berührt sich dieselbe mit dem zweiten Bande der Hosianischen Briefsammlung, insofern die dort in der Einleitung dargebotenen Notizen über die Familienverhältnisse und Herkunft des Cardinals sich hier zu einer regelrechten lateinischen Dissertation des Herrn Professors Zakrzewski erweitert haben, welche über „die Familie, sowie die Blutsverwandten und Verschwägerten des Cardinals Hosius" das nöthige Licht verbreitet, frühere Irrthümer berichtigt und nicht wenige unbekannte Notizen zu Tage fördert.

Neun Jahre sind seit dem Erscheinen des ersten Bandes der Briefsammlung verflossen — ein verhältnißmäßig knapper Zeitraum, wenn man die Zahl der nunmehr im zweiten Bande dargebotenen Urkunden, sowie den Aufwand geistiger Kraft in Anschlag bringt, welchen die gelehrten Herausgeber der Sammlung, Sichtung und Verarbeitung des Materials gewidmet haben. Allerdings sind es nur sieben Jahre, welche der neue Band im Leben des Bischofs von Ermland umfaßt (Januar 1551 bis Mai 1558), aber diese Zeit zeigt uns Hosius auf der Höhe seines Wirkens als Bischof, Staatsmann und theologischer Schriftsteller. Die Fülle des Materials zwang die Herausgeber, minder wichtige Urkunden im Auszuge oder nur mit kurzer Angabe des Inhalts mitzutheilen, und lediglich die für die Kenntniß der religiösen Bewegung und der staatlichen Verhältnisse im Sprengel von Ermland, dem Königreich Polen und Herzogthum Preußen wichtigen Dokumente zum Abdruck zu bringen. Von dem Reichthum der Aktenstücke gewähren die Zahlen den besten Begriff. Im Ganzen sind es nicht weniger als 1974 Dokumente in lateinischer, deutscher und polnischer Sprache, welche wir erhalten. Davon waren nur 64 bisher gedruckt, während die übrigen, zum weitaus größten Theil

gänzlich unbekannt, jetzt zum erstenmal an die Oeffentlichkeit treten.

Eine lange Reihe von Bibliotheken und Archiven der verschiedensten Länder hat zur Herstellung des zweiten Bandes beigetragen. Als solche seien genannt die Archive der Bischöfe und des Domkapitels in Frauenburg, das Seminararchiv in Pelplin, die Archive zu Upsala, Linköping, Danzig, Königsberg und Gotha. Das letztere spendete die gehaltvollen Briefe des seeleneifrigen, gelehrten und geschäftsgewandten Bischofs Aloysius Lipomanus von Verona, dem wir hier als Nuntius am polnischen Hofe und als Freund und Bewunderer unseres Hosius begegnen. Dazu kommen römische Privatarchive und das Archiv der Nuntiatur in Wien (S. 430). Von polnischen Archiven nennen wir diejenigen des Domkapitels und der Stadt Krakau, sowie die Czartoryski'sche und die Jagellonische Universitätsbibliothek in Krakau. Das weitschichtige Material wurde nach allen Regeln moderner Geschichtswissenschaft verarbeitet. Am Kopfe eines jeden Schriftstücks finden wir Datum und Inhaltsangabe, während die Bezeichnung des Fundortes nebst archivalischer Charakteristik des Aktenstückes den jedesmaligen Abschluß bildet. In höchst dankenswerther Weise wurden kurze geschichtliche Fußnoten angebracht, welche das Verständniß des Textes namentlich auf dem vielfach über Gebühr vernachlässigten Gebiete der Personalfragen und Literaturkunde ausnehmend zu erleichtern geeignet sind. Drei Indices, nebst einem prächtigen Sach- und Personenregister (1043—1119) verdienen besonderes Lob, weil sie den goldenen Schlüssel zum vollen Verständniß der Briefsammlung darstellen. Dem Ganzen gehen vorauf eine Einleitung sammt chronologischem Index und den Regesten des Hosius von 1551—58.

Gehen wir auf den Inhalt der Urkunden näher ein, so erscheint uns Hosius zuerst unter dem Gesichtspunkte eines besorgten Landesvaters, seeleneifrigen Bischofs und

fruchtbaren theologischen Schriftstellers. Dem König August lag damals alles daran, die seit dem Frieden von Thorn 1466 dem Königreich Polen als Provinzen einverleibten, aber doch noch immer mit selbständiger Verwaltung ausgestatteten Bisthümer Ermland, Culm und Cujavien fester denn je mit seiner Krone zu verbinden. Aus diesem Grunde suchte er 1551 auf den Stuhl von Frauenburg einen geborenen Polen, den Bischof Hosius von Culm, zu bringen, welchen denn auch das Domkapitel, allerdings nicht ohne Widerstreben und unter gleichzeitigem Absehen vom Mangel des Indigenats für den Stuhl von Frauenburg postulirte. Gleich die erste Urkunde des zweiten Bandes meldet über die Umtriebe, welche innerhalb wie außerhalb des Wahlkörpers gegen die Berufung des Bischofs von Culm nach Frauenburg in Bewegung gesetzt wurden. Doch der Wille des Monarchen trug den Sieg davon und Julius III., welcher Hosius durch Ernennung zum Inquisitor haereticae pravitatis für die der Kirche fast gänzlich entrissene Nachbardiöcese Pomesanien kurz zuvor einen ausnehmenden Beweis seines Vertrauens ertheilt hatte, verlieh demselben am 27. April 1551 den Sprengel von Ermland. Gewiß hat Hosius den Wünschen des Monarchen entsprochen, aber nur in maßvoller Weise, und stets unter Berücksichtigung der Privilegien des Wahlkörpers und der Diöcese Ermland. Man lese die im Anhang mitgetheilten „articuli iurati Episcopi Stanislai“ vom 2. März 1551 (S. 984) und man wird bekennen müssen, daß der Prälat seinem Worte, „die Freiheiten und Privilegien der Kirche und des Kapitels von Ermland zu handhaben und zu schützen“, redlich nachgekommen ist. Einem Kabinetsstück feiner, eindrucksvoller politischer Beredsamkeit begegnen wir in der „Hosii Oratio ad Sigismundum Augustum Regem“. Den bischöflichen Stuhl von Ermland, betont er, habe er nie erstrebt, der König habe ihn nicht etwa nur dahin berufen, sondern vielmehr gedrängt. Um so dringender erbittet er im Namen der Landesvertretung vom Monarchen

die feierliche Versicherung, daß die Wahl eines Ausländers keine Schmälerung der berechtigten Eigenthümlichkeiten und verbrieften Vorrechte nach sich ziehen werde (S. 183).

Denselben Gegenstand behandelt Hosius in der Anrede an den König zu Marienburg am 7. September 1552. „Wenn Eure Majestät", hebt der freimüthige Prälat an, „uns durch den Reichskanzler an die Union mit dem Königreiche erinnern lassen, so gestehen wir freimüthig, daß wir diese Aufforderung nicht begreifen." An treuer Anhänglichkeit zur Krone Polens will Hosius mit seinen Ständen sich von Niemanden übertreffen lassen, Gut und Blut wollen sie hingeben, wenn die Lage desselben es erheischt. „Wenn aber von uns verlangt wird, wir sollten nicht nach jenem Rechte in den preußischen Landen Euer Majestät leben, mit welchem unsere Ahnen dero Großvater sich unterworfen, so überlassen wir Euer Majestät das Urtheil über die Billigkeit dieses Ansinnens" (S. 230). Durch das ebenso kräftige wie maßvolle Auftreten des Bischofs wurde das Ermland noch zwei Jahrhunderte in seiner Selbständigkeit erhalten.

Aber noch weit günstiger als über den Staatsmann und Landesvater muß unser Urtheil auf Grund des zweiten Bandes der Briefsammlung über den Bischof und Theologen Hosius lauten. Die Reinerhaltung der katholischen Lehre und die Bekämpfung der neugläubigen Prediger, sowie die Errichtung katholischer Schulen und die Berufung triebkräftiger Orden rechnete Hosius zu seinen vornehmsten Hirtenpflichten. Beginnen wir mit dem schönen lateinischen Hirtenbrief vom 1. März 1551 über den würdigen Empfang des hl. Altarsakraments, welcher den lebendigsten Glauben des Bischofs an die wirkliche Gegenwart Christi athmet und in das salbungsvolle Gebet an den eucharistischen Heiland ausklingt: Sieh, Herr Jesus Christus, wir legen unsere Bitten zu Deinen Füßen nieder! (S. 4). Ueber die Art der Gegenwart Christi im hl. Sakrament verbreitet sich Hosius weiterhin in einem für seine umfassende Kenntniß der Scholastik zeug-

enden Briefe an den Hofprediger Johannes Pikarski. Hier widerlegt er an der Hand des Aquinaten den Irrthum derjenigen, die behaupten, „der Leib Christi könne deßhalb nicht in diesem Sakrament sein, weil er mit seinem verklärten Körper schon in den Himmel gestiegen" (S. 820). Einen dritten Hirtenbrief des Hosius besitzen wir in deutscher Sprache aus Anlaß der Vermählung des Königs Sigismund August von Polen mit der Erzherzogin Katharina, Tochter Ferdinand I. und Wittwe des Herzogs von Mantua. Geistlichkeit und Volk empfangen die Aufforderung zum Gebet, damit dieser Ehebund dem Reiche zu Glück und Segen gereiche, „dieweil die verehligung des weybes und Mannes ein zeichen und Sakrament ist der vereynigung des Herren Christi und seiner heiligen kirchen." Denn so lehrt die Kirche, welche vom hl. Paulus „ein Pfeyler und gruntfeste der wahrheit genennet wird". „Bitten wir", so heißt es weiter, „auch vor die, so mit ihre fundtlinge ihre ehe dem Herrn Christo gebrochen und sich abgesundert haben" (S. 341).

Sehr eingehende Mittheilungen empfangen wir über die berühmte Provincialsynode von Petrikau, welche der Erzbischof von Gnesen 1551 berufen und an welcher Hosius, obwohl als preußischer Bischof nicht dazu verpflichtet, dennoch theilnahm. Im Laufe von vier Tagen entwarf er hier eine Professio fidei catholicae, welche die Synodalen beschworen und dann ihre Veröffentlichung verlangten. Hosius verarbeitete diese Artikel zu einer Confessio fidei catholicae christianae, welche in einem Folianten 1553 und 1557 in Krakau und Mainz erschien. Mit Recht haben die Herausgeber im Anhang die Vorrede des Hosius zur Wiener Ausgabe dieses Werkes vom Jahre 1560 zum Abdruck gebracht, denn sie liefert den besten Begriff von dem europäischen Ruf, welchen dasselbe sich erworben. Domkapitular Hipler hat die epochemachende Schrift mit kundiger Feder in dem vorzüglichen Aufsatze „Cardinal Hosius" gewürdigt.[1]) Es

1) Hergenröther-Kaulen, Kirchenlexikon VI, 297—298.

sei gestattet, noch einen andern Vorzug zu betonen, welchen die Hosianischen Schriften mit den Werken des berühmtesten Theologen theilen, den England im Zeitalter der Reformation hervorgebracht: bei Thomas Stapleton und Stanislaus Hosius sucht man vergebens nach Beweisen, die den Dekretalen des falschen Isidor entnommen wären.

Eine andere Schrift des Hosius, von welcher viele Urkunden handeln, betraf den Reformator Johann Brenz, dessen Confessio Wirtembergica damals in Polen weite Leserkreise fand. Der italienische Apostat Pier Paolo Vergerio, welcher sich damals am polnischen Hofe nicht unbedeutenden Einfluß verschafft hatte und den zu bekämpfen Hosius für heilige Pflicht erachtete, hatte die zweite Auflage der Confessio bevorwortet und dem König Sigismund gewidmet. Mit einer warm geschriebenen Vorrede des seligen Canisius, die wir S. 1037 im Anhang finden, eingeleitet, erschien die Schrift des Hosius 1558 bei Cholinus in Köln und erhielt nachmals den kürzeren Titel: Confutatio prolegomenon Brentii. In fünf Büchern die Erkenntnißquellen der christlichen Wahrheit: hl. Schrift, Erblehre und kirchliche Lehrauktorität vorzüglich behandelnd, fand sie nach Ausweis unseres Briefbuches innerhalb wie außerhalb Deutschlands allgemeinen Anklang. Die Synode von Petrikau 1557 erwähnte sie ehrenvoll und befahl ihre Drucklegung. Staphylus brachte sie zum Religionsgespräch nach Worms; Lipomanus meldet am 30. September 1557 aus Rom, „ich und alle guten Männer, die Sie ausnehmend lieben, wünschen die Schrift gegen Brenz zu sehen“ (S. 879); Rotundus verspricht die Anfertigung einer polnischen Uebersetzung. Außer der Widerlegung des Brenz macht uns die Briefsammlung bekannt mit zwei andern hochangesehenen Schriften des Hosius. In Dilingen ließ er 1557 erscheinen den „Dialog über den Laienkelch, die Priesterehe und die Liturgie in der Landessprache“, der sofort zwei Auflagen erlebte und in's Deutsche übertragen wurde. „Den Dialog Euer Bischöflichen

Gnaden", schrieb der Nuntius Lipomanus an Hosius, „habe ich gesehen und ganz gelesen. Er zeugt von Gelehrsamkeit, entspricht der Wahrheit und findet in allweg meinen Beifall." Dabei übt der treffliche Bischof von Verona Kritik an einigen Aufstellungen des Hosius auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, wie an der formellen Entwicklung des Dialogs (S. 714). Auch die Schrift „De expresso Dei verbo" entstand um diese Zeit. Kaum erschienen, wurde sie in Löwen, Antwerpen und Rom nachgedruckt und in's Polnische übertragen. Ueber die freundliche Aufnahme der Schrift bei Hofe berichtet ein Brief aus Wilna vom 16. April 1558 (S. 962).

Wie in gelehrten Schriften trat Hosius auch mündlich und brieflich beim Könige für die Beschützung des katholischen Glaubens ein. Dem Leser empfehlen wir als charakteristisch für Bischof Hosius den gedankenvollen Brief an König Sigismund aus Schloß Heilsberg vom 12. März 1554. Nachdem Hosius für die gegen die neugläubigen Prediger in Elbing gewährte Hilfe dem Monarchen seinen Dank zu Füßen gelegt, führt er über die Connivenz in anderen Gegenden Klage und bittet dringend, im Palatinat Wilna keine neuen Riten gestatten zu wollen. „Denn wenn Euer Majestät zugeben, daß die Kirche, der Leib Christi, den er mit seinem Blute sich erworben, zerrissen werde, dann hat dieselbe auch Grund zu fürchten, es möchte Gott auch die Theilung des Reiches zulassen". Der König braucht nur zu wollen, und die Neuerung wird weichen (S. 411). Leider ist zu bemerken, daß der Monarch die Sache auf die leichte Achsel nahm. In einem Briefe vom 13. September 1555 ließ er Hosius wissen, er werde mit dem Papste über die Hebung der Spaltung verhandeln, indeß habe diese einen solchen Umfang gewonnen, daß die Anwendung bloßer Gewalt nicht mehr hinreiche (S. 591). Bezeichnenderweise ist das Schreiben datirt „in venationibus Volkinicensibus", es vertagt die Erledigung der Sache auf die griechischen Kalenden.

Auch Königin Katharina scheint zeitweilig zur Neuerung hingeneigt zu haben. Daß Herzog Albert von Preußen mit seinem Anhang alles aufbot, um dieselbe dem Protestantismus günstig zu stimmen, ersehen wir aus einem Schreiben des Hofpredigers Bonaventura Thomas vom 11. August 1556 an Hosius. Katharina beschäftigte sich mit der Lektüre neugläubiger Schriften und „erklärte sich bereit, das als Wahrheit anzunehmen, was aus göttlichem Munde, nicht aus menschlichen Satzungen stamme". Die hl. Eucharistie empfing sie nicht in üblicher Weise und mied am Allerseelentage den Gottesdienst. Dem Drängen einflußreicher Katholiken nachgebend, machte König Ferdinand seiner Tochter wegen dieser Ausschreitungen ernste Vorwürfe, der Hofprediger Bonaventura verdeutschte für sie den Katechismus des Canisius, und Hosius unterließ keine Bemühung, um die Königin für den katholischen Glauben zu erhalten. Wie warm empfunden erscheint nicht der schöne Brief, welchen Hosius der Königin vom 5. Juli 1555 schreibt! Er erinnert sie an ihre Eltern und Voreltern, die im katholischen Bekenntniß verharrt, und begründet dann seine Pflicht, zu bitten und zu mahnen, daß auch sie in dem alten christlichen Glauben beständig bleibe. Wohlwollend hat die Monarchin die Briefe, wie die Schriften des Hosius aufgenommen und dem Bischof das Versprechen ertheilt, der Kirche die Treue bewahren zu wollen.

Uebrigens begegnen wir auf katholischer Seite einer Reihe von Mißständen, welche die Verbreitung der Neuerung erleichtern mußten. Das Bild, welches Hosius an mehr als einer Stelle von seinem Amtsnachfolger auf dem Stuhle von Culm entwirft, läßt nur allzu klar erkennen, wie das Umsichgreifen der Reformation möglich war. Johannes Lubodzieski, von König Sigismund auf das Bisthum Culm berufen, stieß in Rom bei der Bitte um Confirmation auf Hindernisse; es hieß, er neige der lutherischen Religion zu. Hosius gelang es, die Anstände zu beseitigen. Dafür nahm er sich aber auch

als Freund und Consekrator die Freiheit, den neuen Bischof auf seine Fehler aufmerksam zu machen und sorgfältige Erfüllung seiner Amtspflichten ihm einzuschärfen. Was Hosius von ihm als Priester fordert, war gewiß nicht übertrieben, aber diesen billigen Anforderungen ist er nicht einmal nachgekommen (S. 247). Wie es im eigentlichen Polen mit den Bischöfen bestellt war, das enthüllt uns ein Schreiben des Bischofs Lipomanus an Hosius aus Rom 30. September 1557. Er erinnert an seine Thätigkeit als apostolischer Nuntius und fährt dann fort: „Gewiß sind Befehle und Briefe des Königs zu Gunsten des katholischen Glaubens während meiner Anwesenheit am Hofe ergangen, indeß wie viele sind durch die Beamten zur Ausführung gelangt? Bei Worten, ja bei Worten lediglich ist es geblieben" (S. 879). Auf Grund seiner Verhandlungen mit den polnischen Domkapiteln wirft Lipomanus die Hauptschuld am Verfall des katholischen Glaubens auf die polnischen Bischöfe, „welche ihr Amt pflichtmäßig verwalten sollten, dies aber weder gethan haben noch gegenwärtig thun". Insbesondere macht er ihnen zum Vorwurf, daß es an geeigneten theologischen Lehranstalten fehle, was zum Besuch der deutschen Hochschulen und zur Verbreitung der Neuerung führe (S. 713). Gewiß treten die Prälaten zur Berathung kirchlicher Angelegenheiten auf Synoden zusammen. Aber mit welchem Erfolge, das ist eine andere Frage. Nur mit tiefer Wehmuth kann man den Bericht des Domherrn Dabrowski von Gnesen und Krakau an Hosius über die Synode von Petrikau vom Jahre 1557 lesen. Nur die Bischöfe von Krakau und Chelm sind erschienen, alle anderen haben sich mit „Podagra oder Chiragra und allen möglichen andern Krankheiten entschuldigt". Und die Folge davon „sind schöne Worte, aber keinerlei Wirkung" (S. 827).

Ein Mann von der europäischen Bedeutung eines Hosius, den man hüben und drüben als „Säule der Kirche, zweiten Augustinus, Hammer der Ketzer, Abgott der Papisten" bezeichnete, zählte seine Freunde und Bewunderer bei den Katho-

liken aller Länder. Nennen wir in erster Linie den Mittelpunkt der Christenheit, den hl. Stuhl. Unsere Sammlung zeigt uns den Bischof von Ermland in brieflichem Verkehr mit Julius III. und Paul IV. Von jenem verlangt er die Abordnung von Vätern der Gesellschaft Jesu, diesen bittet er um die Bestellung des Bischofs Lipomanus zum Nuntius für Polen. „Euer Heiligkeit möge wissen“, bemerkt Hosius in einem weiteren Briefe an den letzteren Papst vom 13. März 1556, „daß mein Vertrauen auf Gott und unseren Heiland Jesus Christus, dessen Glauben zu zerstören Einige sich unterfangen, derart unerschütterlich ist, daß ich bereit bin, lieber alles zu thun und zu leiden, als der gefährdeten Kirche meines Vaterlandes meine Bemühungen zu entziehen“ (S. 700). Um der Geistlichkeit neue gediegene und gebildete Elemente zuzuführen, sandte er unter Begleitung des ermländischen Domherrn Samson von Worein eine Reihe hoffnungsvoller Jünglinge in das Germanikum nach Rom. Woreins Brief aus der ewigen Stadt an Hosius vom 3. März 1556 entrollt von der damaligen Lage der Anstalt ein höchst trostloses Bild, nur dem Namen nach fristete sie ein Scheinleben (S. 673). Weiterhin liefert Worein interessante Notizen über das strenge Regiment, welches der kraftvolle Paul IV. nicht blos die Bürgerschaft im Allgemeinen, sondern namentlich die Geistlichkeit fühlen ließ. In besonders regem Briefverkehr stand Hosius mit dem Cardinal Jakob Puteus, Viceprotektor von Polen. An ihn berichtet er über die Lage seiner Kirche, ihm übersendet er seine Werke, während Puteus die Geschäfte des Bischofs an der Curie besorgt. Außer Cardinal Puteus begegnen wir als Correspondenten des Hosius dem Cardinal Truchseß von Augsburg, Cochläus, Tapper in Löwen, Staphylus in Breslau, Vitus Amerbach in Eichstätt und zwei Erzbischöfen im hohen Norden.

Aus Venedig schrieb der um des Glaubens willen verbannte Erzbischof Olav Magni von Upsala am 8. Juni 1552 an Hosius zunächst über die Vertagung des Concils

von Trient. Darauf meldet er das Ableben des Cardinals Marcellus Crescentius, der Julius III. als Legat in Trient vertrat, halbtodt die Stadt verließ und am 28. Mai in Verona verschied, bei dessen Anblick er in die Worte ausgebrochen: „Bella Verona, domani mia sepultura“. In scharfen Worten rügt der fromme Sohn des Nordens die freie Richtung des Cardinals. „Denn in seinem Palaste zu Rom sah ich während seiner Lebzeiten Faune, Satyrn und weibliche Nuditäten, als ob das aufrührerische Fleisch, dieser innere Feind, an sich noch nicht mächtig genug sei, um die schwache Menschennatur in Tausende von bösen Bildern und Gefahren zu verlocken“ (S. 211). Auch der Erzbischof von Riga, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, unterhielt zu Hosius Beziehungen. Auf dem Tridentinum zu erscheinen verhindert, bat er Hosius, ihn auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu vertreten. Eine Bitte solcher Art ließ Hosius sich noch gefallen. Ganz anders dagegen nahm er das Ansinnen des Erzbischofs auf, seine Zugehörigkeit zum Metropolitanverband von Riga anzuerkennen. Ermland, so lautete die kategorische Antwort, ist exempt und sein Bischof kann „niemandt anders den Bepstliche Heiligkeit und Ko. Majestät zu Polen vor oberhern erkennen“ (S. 127. 148).

Uebrigens erscheint der Fürstbischof von Ermland auf Grund seines Briefbuches nicht blos als großer Theologe, sondern auch als sorgsamer und kluger Landesherr. Herzog Albert von Preußen, der vormalige Hochmeister des deutschen Ordens, welcher sein Ordensland in ein weltliches Herzogthum verwandelt und durch Verehelichung der Kirch großes Aergerniß bereitet, war östlich und westlich Nachbar von Hosius. Dem Bischof erklärte er, gute Nachbarschaft halten zu wollen. Vom polnischen König mit einer Gesandtschaft an den Herzog betraut, wird Hosius ehrenvoll aufgenommen. Hosius erwiderte diese Gesinnungen, indem er dem Herzog einen seiner Würde entsprechenden Empfang auf der Durchreise zum Polenkönig in Heilsberg bereitete. Als

der Herzog, seine Tochter dem Herzog von Mecklenburg zuführend, in Frauenburg übernachten wollte, gab Hosius dem Domkapitel zu erkennen, es sei sein Wunsch, dem Herzog gegenüber alle „officia humanitatis" jederzeit zu erfüllen (S. 480). Bei aller Beobachtung gesellschaftlicher Formen aber hat Hosius nie unterlassen, den Herzog an seine höheren Pflichten zu erinnern. Hosius ermahnte ihn, zum alten Glauben zurückzukehren, und Bischof Lipomanus gab der Hoffnung Ausdruck, Hosius' Bemühungen möchten in dieser Hinsicht mit Erfolg gekrönt werden. Bei der Abreise nach Rom hat Bischof Hosius sich in einem verbindlichen Schreiben vom Herzog verabschiedet. Albert wünschte ihm glückliche Reise, die er zu Gottes Ehre „und erbreitterung seines heiligen alleinselig machenden Wort anfahen und vollenden" möge (S. 974).

Vergessen wir endlich nicht den Briefwechsel zwischen Hosius und dem berühmten Peter Canisius. Mit ihm verhandelte der Bischof über die Abordnung von Jesuitenvätern nach Polen und dem Ermlande. Wie eng die Freundschaft, welche diese wahrhaft großen Männer, diese Säulen der deutschen Kirche im Zeitalter der Glaubensneuerung verband, bekundet die Thatsache, daß der selige Canisius die Confessio des Hosius verbesserte und dessen polemisches Werk gegen Brenz bevorwortete. Die Briefe des Seligen enthüllen uns das Bild eines demuthsvollen Ordensmannes, welcher hierarchische Würden ausschlägt und sein Streben in der Vertheidigung der schwer bedrängten Kirche aufgehen läßt (S. 1025). Das Urtheil eines Mannes wie Canisius, welcher die Erscheinungen des Lebens von der Hochwarte der Philosophie und Theologie und im Lichte der Ewigkeit auffaßte, besitzt heute doppelte Kraft, nachdem ihm die „Ehre der Altäre" zu Theil geworden. Für ihn ist Hosius, wie er Wien 15. Januar 1555 an Cromer meldet, ein Mäcenas, „cui summus debetur favor et amor omnium Catholicorum" (S. 1022).

Ein Mann, wie Bischof Hosius, dessen Ruhm in alle katholischen Kreise längst gedrungen, sollte 1558 dem engen Kreise des Sprengels von Ermland enthoben und auf den Leuchter gestellt werden. Dem Rufe Pauls IV., sich an der Curie niederzulassen, entsprach Hosius ohne Zaudern. Die Indolenz des Monarchen hatte ihn längst erbittert. „So oft habe ich an Se. Königl. Majestät geschrieben, auch nicht einen einzigen Brief hat er an mich gerichtet, ich weiß nicht einmal, ob meine Briefe auch nur gelesen worden sind" — so klagte er am 6. Mai 1557 dem Hofprediger Pikarski (S. 821). Dazu kamen die Schmähschriften eines Bretschneider gegen ihn und die immer steigende Kühnheit der Prediger, welche ihm den Aufenthalt im Ermlande verleideten. Als eigentlicher Rathgeber des Papstes in dieser Sache erscheint Bischof Lipomanus, „welcher an der Erhaltung des katholischen Glaubens bei den Polen fast verzweifelt hatte" (S. X). Auf Grund eines im Anhang mitgetheilten Aktenstückes überließ Hosius die Verwaltung des Sprengels dem Domkapitel gegen Zahlung einer Jahresrente von achttausend Mark (S. 1033).

Für die wahrhaft magistrale Art der Behandlung der schier zahllosen Urkunden gebührt den beiden Herausgebern Dank und Anerkennung. Schon hier ist das vielgestaltige Material derart geordnet und erläutert, daß man sich ohne Schwierigkeit ein Bild der leitenden Personen und der äußerst verwickelten Zustände in Kirche und Staat zu entwerfen vermag. Dem folgenden Bande, welcher uns Hosius im unmittelbaren Dienst des apostolischen Stuhles und als päpstlichen Legat auf der ökumenischen Synode zu Trient vorführen wird, darf man daher mit Spannung entgegensehen.

Aachen. Bellesheim.

XXVI.

Aus Frankreich.

Die päpstliche Intervention; Russen und Juden.

„Wir suchen nicht Politik zu machen; aber wenn die Politik so enge mit der religiösen Sache zusammenhängt, wie jetzt in Frankreich, so ist es gewiß der römische Bischof, welcher die Befugniß hat, die Haltung (der Katholiken) zu bestimmen, welche am besten die religiöse Sache sichert, die das Ziel und Ende aller Dinge ist": so schreibt Leo XIII. am 22. Juni 1892 an den Bischof von Grenoble, indem er nochmal ausdrücklich den Beitritt der Katholiken zur Republik, ohne Hintergedanken, vorschreibt. Jede Zweideutigkeit hört also auf. Der Papst will, daß sich die Katholiken rundweg auf den Boden der Verfassung stellen. Diese geht freilich von der sogenannten Nationalsouveränität aus, aber sie ist deshalb nicht nothwendig christenfeindlich, enthält an sich nichts, was dem Gewissen widerstrebte. Die christenfeindlichen Gesetze könnten ebensogut unter jeder anderen Staatsform entstanden sein.

Die royalistische Rechte der Kammer erließ darauf folgende Erklärung: „Als Katholiken beugen sie sich ehrerbietig vor der unfehlbaren Obergewalt des heiligen Vaters in Glaubenssachen; als Bürger behaupten sie das Recht aller Völker, in Freiheit alle Fragen zu entscheiden, welche die Zukunft und Größe des Landes betreffen. Die Staatsform ist vor Allem eine solche Frage; in Frankreich und unter Franzosen ist dieselbe zu erledigen; so will es das nationale Herkommen. Der heilige Stuhl hat alle Regierungen anerkannt, welche seit einem

Jahrhundert sich in Frankreich gefolgt sind; es war dies eine unumgängliche politische Nothwendigkeit. Aber, indem er mit diesen Regierungen verhandelte, hat er niemals von den Anhängern der früheren Regierungen die Verläugnung ihrer Treue und den Verzicht auf ihre Hoffnungen gefordert. Die Republik ist die thatsächliche, vom heiligen Stuhle in derselben Weise wie ihre Vorgängerinen anerkannte Regierung; sie kann kein Vorrecht beanspruchen, welche keine derselben jemals erlangt hat: den Zwangsbeitritt. Uebrigens ist die Verfassung stets änderbar. Diejenigen, welche kraft dieser Verfassung ein politisches Mandat besitzen, können nicht gehalten werden, auf ein Recht zu verzichten, welches dieselbe ihnen ausdrücklich gewährt. Wenn die Royalisten heute auf ihre Ueberzeugungen verzichteten, hätten ihre Gegner einen Vorwand zu der Behauptung, die Katholiken seien keine Bürger wie andere, da sie über die inneren Angelegenheiten ihres Landes keine eigene Meinung haben dürfen".

Gewiß enthalten diese Sätze einige recht triftige Gründe gegenüber der päpstlichen Vorschrift; aber in der Hauptsache beruhen sie doch auf Mißverständniß. Das fühlte auch die „Correspondance nationale", wenn sie sagte: „In dem Briefe an den Herrn Bischof von Grenoble bestätigt der heilige Vater seine früheren Weisungen bezüglich der zu beobachtenden Haltung, und bedauert dabei, daß gewisse Katholiken denselben nicht entsprechen. Der heilige Vater fordert einfach die Mitwirkung aller ehrlichen Leute, um die fanatische Verfolgung zu besiegen, welche geschworen hat, Frankreich religiös und sittlich zu vernichten. Wir haben schon gesagt, warum es den Monarchisten unmöglich ist, auf ihre Ueberzeugungen und Hoffnungen zu verzichten. So sehr sie für die religiöse Sache einstehen, so wenig können sie auf ihre Pflichten als Franzosen verzichten, auch können sie nicht auf ihr Recht, über die Form des Staates mitzuentscheiden, verzichten. Aber sie werden alle nothwendigen Opfer bringen, um dem Wunsche des heiligen Vaters zu entsprechen, der Verfolgung ein Ziel zu setzen. Die Monarchisten zählen es sich zur Ehre, in erster Reihe gegen die Verfolger gekämpft zu haben; man wird sie auch ferner dort finden. So peinlich ihre Lage auch ist, sie werden mit nicht geringerer

Hingabe für die große Sache der religiösen Freiheit eintreten".

Dies klingt schon viel weniger schroff. Wie die Dinge nun einmal liegen, ist die Anhänglichkeit an das Königthum, die Hoffnung auf dessen Neuherstellung doch das mindere Hinderniß des Anschlusses an die Republik ohne Hintergedanken. Es sind die hier seit einem Jahrhundert festsitzenden Begriffe und Parteistellungen, welche den Katholiken den Beitritt zur Republik bisher schwer, ja unmöglich gemacht haben. Ob sie sich Katholiken oder Monarchisten nennen, die machthabenden Republikaner werden sie mit derselben Feindschaft bekämpfen, sie nie und nimmer als Republikaner anerkennen und zulassen. Ja, sie brandmarken die die Monarchie aufgebenden Katholiken als Verräther, welche nun auch die Republik verrathen wollen. Dies würde nun noch wenig verschlagen. Aber die große Masse, die Wähler begreifen den katholischen Republikaner nicht; sie mißtrauen ihm, wenn sie ihm nicht vollständig, als einem Abtrünnigen, den Rücken kehren. Der Graf de Mun hat selbst, auf dem Tag der Jugendvereine in Grenoble, welcher das päpstliche Schreiben veranlaßte, einige Befürchtungen nach dieser Richtung geäußert. Es gehört überhaupt eine ungewöhnliche Selbstüberwindung dazu, sich Republikaner zu nennen in einem Lande, wo „Republikaner" gleichbedeutend ist mit Kirchenfeind und Gottesleugner, gewissenlosem Streber, Ausbeuter und Verführer des Volkes. Alle Verbrecher sind Republikaner; der mehrfache Mörder und Dynamitard Ravachol rief vive la République unter dem Fallbeil. Es gibt auch ehrliche, sittsame Leute unter den Republikanern, aber die Führer und Großen unter ihnen zeichnen sich in entgegengesetzter Weise aus, stellen sich über Sittlichkeit und Recht; und selbst die ehrlichen und ehrbaren Männer unter den Republikanern stimmten bisher für solche Leute, also auch für alle auf die Ausrottung des Christenthums zielenden Gesetze und Maßnahmen.

Unzweifelhaft ist man in Rom vorzüglich mit den französischen Dingen vertraut; der heilige Vater hat, bevor er den Katholiken die Weisung ertheilte, der Republik beizutreten, noch besondere Erkundigungen eingezogen. Zahlreiche Kirchenfürsten und hervorragende Laien sind in Rom gewesen, dorthin berufen,

vom Papste mehrstündiger Unterhaltungen gewürdigt worden. Der römische Stuhl ist bei dieser Sache von seiner sprichwörtlichen Erbweisheit gewiß nicht im Stiche gelassen worden. Leo XIII. hat mit der altgewohnten Bedächtigkeit und Vorsicht gehandelt. Hieran ist nicht zu zweifeln. Wenn trotzdem der Beitritt zur Republik empfohlen und zur Pflicht gemacht wurde, dann müssen jedenfalls ganz gewichtige Gründe vorgelegen haben. Von den befragten Persönlichkeiten hat keine einzige — wenigstens läßt sich dies aus Allem schließen — den rückhaltlosen Beitritt zur Republik angerathen. Ebendeshalb ist der Schritt des heiligen Vaters von um so größerer Bedeutung.

Veranlassung dazu gab die französische Regierung selbst, indem sie, wie die Depesche vom 17. November 1891 zeigt, das Eingreifen des Papstes erbeten hat. Es heißt in dieser Urkunde, der einzigen, welche in dieser Sache bis jetzt veröffentlicht worden: die Regierung stehe für Aufrechthaltung des Concordates ein, sie weise auf ihre desfallsigen Erklärungen in der Kammer hin; dieß werde ihr aber am Ende nicht mehr möglich sein, wenn die Bischöfe bei ihren gegnerischen Kundgebungen verharrten. Das Concordat aber ist von allen grundlegenden Gesetzen und Einrichtungen Frankreichs die einzige, welche sich aus der Zeit der Neuherstellung des Staates nach der großen Umwälzung erhalten hat. Es hat also Wesentliches vor der Staatsform wie vor den Verfassungen voraus, indem es sie alle überlebt hat. Folglich hat es auch mehr Bürgschaften der Zukunft als dieselben. Das Concordat ist die Grundlage des Verhältnisses der französischen Regierung zu Rom, bedingt also gegenseitige Anerkennung. Deshalb konnte und mußte der heilige Vater, nachdem er von der Regierung dazu angegangen worden, sich auf diesen Boden stellen, um von diesem aus der Kirche ihre Stellung und Rechte wieder zu erkämpfen; und deshalb suchte er alle Hindernisse und Klagepunkte vorerst hinwegzuräumen. So erklärt sich sein Vorgehen; es ist durchaus folgerichtig, was stets eine Bürgschaft des Erfolges ist

Der Papst hat also die Hindernisse der Verständigung, die Ursachen der Beschwerden der französischen Regierung zu beseitigen gesucht. Es wird ihm zu große Nachgiebigkeit vorgeworfen, besonders wegen der Abschaffung des politischen Ab-

schnittes der Katechismen. Wohlverstanden hat der heilige Vater nichts befohlen, sondern nur den betreffenden Bischöfen anheimgegeben, diesen Abschnitt fallen zu lassen, weil die Regierung dadurch Ursache zur Klage und zur Verfolgung zu haben glaubte. Es handelt sich somit nur um eine augenblickliche Weglassung eines Abschnittes, der eben erst eingeführt worden, ganz neu ist, obwohl er eine uralte Lehre enthält. Die Bischöfe haben denn auch ausdrücklich betont, daß sie bei Einführung dieses Abschnittes nur ihr angebornes Recht, eine Pflicht des apostolischen Lehramts geübt haben; indem sie den Abschnitt beseitigten, entsprächen sie nur einem Wunsch des heiligen Vaters, den sie gleich einem Befehl hochachteten. Besser kann doch die Obergewalt des heiligen Vaters, mit welcher die Kirche steht und fällt, nicht gewahrt werden.

In dem Briefe, worin er dem Justizminister die Beseitigung des umstrittenen Abschnittes anzeigt, sagt Mgr. Fava, Bischof von Grenoble: „Ich würde vorziehen, daß Leo XIII. der ganzen Welt einen allgemeinen Katechismus böte, und denselben kraft seiner Obergewalt als Statthalter Christi und Lehrer aller Völker einführte. Im Namen des Vereinstages der katholischen Jugend zu Grenoble habe ich Se. Heiligkeit darum gebeten. Wenn Se. Heiligkeit günstig antwortet, wird diese Maßnahme ganz besonders heilsame Folgen für die Seelen haben, denen sie die Einheit des katholischen Glaubens, die thatsächliche Unterwerfung aller Zeiten und aller Nationen unter das unfehlbare Lehramt zeigen wird". Dem Herrn Bischof ist durch den Cardinal Rampolla die Antwort geworden, sein Vorschlag werde berücksichtigt. Der französische Culturkampf wird also wohl Folgen für die gesammte Kirche haben.

Der politische Abschnitt des Katechismus belehrt die Eltern, es sei strenge Christenpflicht, ihre Kinder nur in Schulen zu schicken, welche betreffs des Glaubens und der Sitten die nöthigen Bürgschaften bieten; desgleichen erläutert und schärft er die Pflicht ein, nur solche Männer (in Gemeinderath, Kammer u. s. w.) zu wählen, welche auch der Kirche geben, was der Kirche ist; es sei eine schwere Sünde, durch Ausübung oder Vernachlässigung des Wahlrechtes an dem Wahlsieg eines Kirchenfeindes mitzuwirken. Niemand wird bestreiten, daß diese

Belehrungen nicht sehr zeitgemäß seien. In allen christlichen Ländern hat sich die Staatsgewalt der Schule bemächtigt, und überall arbeitet die Staatsschule mehr oder weniger gegen das Christenthum, schon dadurch, daß sie sich Rechte über den Religionsunterricht anmaßt, welche eine schwere Verletzung der kirchlichen Lehrgewalt darstellen. In Frankreich, wie in verschiedenen anderen, auch in amerikanischen Staaten sind die Staatsschulen offen auf Ausrottung des Christenthums gerichtet. Die Belehrung über die Wahlpflichten ist nicht minder gerechtfertigt, da heutzutage in allen christlichen Staaten die Bürger Wahlrechte auszuüben haben. Wären in vielen Ländern die jetzigen, oft geradezu heillosen Zustände eingetreten, wenn die Wähler stets ihren christlichen Ueberzeugungen gemäß das Wahlrecht geübt hätten? Deshalb erscheint die Erwartung sehr gerechtfertigt, der heilige Stuhl werde seinerzeit dem Wunsche des Bischofs von Grenoble entsprechen.

In dem Briefe an den Bischof betont der Papst auch: „Bei allem Festhalten an den Glaubenssätzen und Vermeidung aller Zugeständnisse an den Irrthum gebietet die christliche Klugheit, sich der Mitwirkung aller ehrlichen Leute zu versichern“. Der Papst wünscht also, die Gläubigen sollen nicht ausschließlich sein, weniger eine geschlossene katholische Partei bilden, als sich der Mitwirkung der großen Masse, aller irgendwie Wohlgesinnten versichern. Betreffs der schroffen Stellung der Parteien erscheint dies fast unmöglich, da, wie gesagt, alle diejenigen, welche bisher sich als Republikaner bekannten, entschiedene, ja vielfach unversöhnliche Kirchenfeinde sind. Aber die große Masse der Wähler befindet sich doch nicht in diesem Falle, selbst nicht in den als radikal verschrienen Städten. Rheims z. B. wählt radikal sowohl für die Kammer, als den Gemeinderath. Letzterer hat sich denn auch bei der Entchristlichung der öffentlichen Schulen ausgezeichnet. Aber gleichzeitig bringt die Bevölkerung durch freiwillige Beiträge den Unterhalt der freien christlichen Volksschulen auf, welche Dreiviertel aller Kinder unterrichten. Ueberall im Lande suchen auch die auf die unchristliche Zwangsschule angewiesenen Eltern ihren Kindern Religionsunterricht und den Empfang der Sakramente zu sichern. Selbst in Paris, wo die Anstrengungen und

Mittel der Kirchenfeinde am ausgiebigsten wirken, werden immer noch mindestens Dreiviertel aller Kinder zum ersten heiligen Abendmahl geführt.

Die vorhin erwähnten Schwierigkeiten sind deshalb allerdings nicht bewältigt. Die päpstlichen Weisungen haben bis jetzt hauptsächlich die Wirkung gehabt, die bisherigen conservativen Parteibildungen zu erschüttern und abzubröckeln. Bis zu den nächsten Wahlen (Herbst 1893) werden die Katholiken und die Wohlgesinnten, die der Papst im Auge hat, noch nicht gesammelt, geordnet und gerüstet dastehen. Es wird voraussichtlich große Zerfahrenheit auf Seiten der Freunde der Kirche herrschen. Deshalb macht man sich auch allgemein darauf gefaßt, daß von den 180 Mitgliedern der jetzigen Rechten der größte Theil auf der Wahlstatt bleiben wird. Andere werden umfallen, wie schon gar zu oft durch Berührung mit den Republikanern geschehen ist. Bis jetzt aber ist die Rechte nothwendig gewesen, um das Konkordat und das Cultusbudget zu vertheidigen. Denn die Mehrheit der Republikaner stimmt regelmäßig gegen das Budget. In der künftigen Kammer wird es daher durch eine republikanische Mehrheit bewilligt werden müssen, die dann auch für das Concordat eintritt; oder aber die republikanische Regierung wird ihrem Versprechen untreu und bricht das Concordat. In ersterem Falle hat der Papst einen großen Erfolg errungen, indem die Republikaner sich zu einem andern Standpunkt bequemt haben würden. Im Falle der Niederstimmung des Cultusbudgets aber wird ein Kampf entfacht, aus dem die jetzigen Republikaner gewiß nicht siegreich hervorgehen würden. Dann erst wird dem Volk handgreiflich vor Augen geführt, daß die Kirche verfolgt und auszurotten gesucht wird. Die Abschaffung des Cultusbudgets würde die großen Massen in Bewegung bringen, welche bis jetzt sich aus Gleichgiltigkeit und Bequemlichkeit geduldig von den Gewaltigen des Tages ausbeuten und beherrschen ließen. Dann aber wäre die große Partei der Katholiken und Wohlgesinnten da, welche der Papst wünscht. Bis jetzt ist noch jede Regierung vor der Aufhebung des Concordates und des Cultusbudgets zurückgeschreckt. Nach dem bisherigen Gang der Dinge ist es aber sehr wohl möglich, daß dies bei der künftigen Kammer nicht

mehr der Fall sein wird. Jedenfalls würde sie sich dadurch selbst am meisten schädigen.

Die Verfolgung ist jetzt heftiger als jemals. Zwei Erzbischöfe, von Aix und Avignon, sowie sechs Erzbischöfe, von Nimes, Mende, Viviers, Valence, Montpellier und Nanzig, sind vom Staatsrath wegen Amtsmißbrauch verurtheilt. Ihre Schuld besteht darin, daß sie die Wahl kirchlichgesinnter Männer anempfohlen und den politischen Abschnitt dem Katechismus angefügt haben. Der Justizminister beeilte sich, ihnen die Einkünfte zu entziehen. Selbstverständlich ist ihnen dasselbe reichlich, ja dreifach, ersetzt worden, dank öffentlicher Sammlungen, zu welchen Monarchisten das Meiste beigetragen haben. Nachdem mehrere Bischöfe auf Wunsch des hl. Vaters den politischen Abschnitt beseitigten, schwebt jetzt das Verfahren vor dem Staatsrath nur noch gegen den Cardinalerzbischof Place von Rennes und den Bischof von Luçon. Eine ganze Reihe von Priestern sind wegen Predigten gerichtlich verurtheilt, darunter zu Strafen von 3000 Frcs. und drei Monaten Gefängniß. Sogar wegen Verweigerung der Lossprechung in der Beichte und Nichtzulassung zur ersten hl. Communion sind Priester verurtheilt. Der einzige Fachverein, welcher gerichtlich verfolgt und aufgelöst wurde, ist derjenige christlicher Betriebsherren im Norddepartement, welcher unter dem Schutze „Unserer lieben Frau von der Werkstatt" stand. Vorwand dieser Maßregelung ist die Zulassung von nicht dem Fache angehörigen Persönlichkeiten zu einigen Versammlungen. Der Verein hatte es unternommen, Arbeiter und Arbeitgeber auf dem Boden des Christenthums auszusöhnen.

Es scheint fast, als wolle man dafür sorgen, ein etwaiges Gewitter nach Außen abzuleiten. Frankreich schwelgt bekanntlich seit Jahr und Tag in Russenliebe, welche durch den Besuch des Großfürsten Constantin bei Carnot in Nanzig neuerlich bis zur Siedehitze gesteigert worden ist. Am sogen. Nationalfest, 14. Juli, war Paris halb russisch. Die Russenhymne ertönte überall, russische Fahnen waren ausnehmend zahlreich, Männlein wie Weiblein trugen russische Cocarden und Schleifen; bei den besonderen Kundgebungen, namentlich der Bekränzung und Beflaggung der Straßburggruppe auf dem

Concordienplatz, ertönten Hochrufe ebensowohl auf Rußland als auf Frankreich. Das russische Bündniß wurde auch in Reden mit gewohnter Ueberschwänglichkeit gefeiert.

Mitten in diesen Bündnißjubel warf der „Figaro“ einen Leiter, welcher in dem Satze gipfelte: „Frankreich hat ein Jahr lang geworben; wenn es sich nicht bloßstellen, und andere gute Gelegenheiten versäumen soll, muß jetzt die Sache, wie in allen sich selbst achtenden Familien, mit einer Verbindung abschließen. Andernfalls“. . . Als Bedingung des Bündnisses wurde in sehr geschickter Weise angedeutet, Rußland müsse sich zur Hülfe bei der Rückeroberung Elsaß-Lothringens verpflichten. Der Artikel machte viel Aufsehen, wirkte fast wie ein Sturzbad. Bestätigt er doch, daß das vielbegehrte, schon längst als vollbrachte Thatsache hingestellte Bündniß noch gar nicht besteht. Daß Frankreich Anstrengungen zu dessen Erreichung gemacht, ist außer Zweifel. Aber Rußland hat darauf nur mit Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten geantwortet, sich zu nichts verpflichtet.

Wie sollte es auch Verpflichtungen übernehmen? Es wünscht gewiß den Franzosen Elsaß-Lothringen, auch noch etwas dazu, aber selbst für dessen Erwerb einzutreten, hat es kaum Ursache. Fehlt doch die Hauptsache bei der französischen Freundschaft. Voriges Jahr suchte Rußland in Paris ein Anleihen aufzunehmen, welches jedoch vollständig mißlungen ist und den Unternehmern nur Verluste gebracht hat. Der französische Geldmarkt ist für Rußland damit verdorben. Der Credit des Czarenreiches hängt, trotz der Abstoßung vieler Russenwerthe, immer noch von Berlin ab, wird voraussichtlich auch lange in dieser Abhängigkeit bleiben. Denn Deutschland ist von allen europäischen Staaten wirthschaftlich am meisten mit Rußland verbunden. Es hat den größten Antheil (8 bis 900 Millionen gegen 160 bis 170 Millionen Frankreichs) an dem russischen Außenhandel und besitzt den größten Theil der Russenwerthe. Zahlreiche Deutsche besitzen Grundeigenthum, Betriebe aller Art in Rußland. Deshalb wird Rußland trotz aller französischen Freundschaft immer noch mit Deutschland rechnen müssen. Die Russenliebe der Franzosen ist überdieß sehr platonisch. Rußland ist seit einem Jahre von einer entsetzlichen Hungersnoth heim-

gesucht, wozu sich jetzt noch die Cholera gesellt. Frankreich aber, welches in edelster Weise für Szegedin, Ischia, Murcia u. A. Millionen fast im Handumdrehen aufbrachte, hat sich für die Noth der „russischen Brüder“ nicht erwärmt. Erst im Juli d. Js. bildete sich ein Ausschuß von Abgeordneten und Tagesschriftstellern, um mittelst einer Geldverlosung je eine Million für russische und französische Nothleidende aufzubringen. Obwohl hier kein Nothstand vorhanden, hat man doch die hiesigen Armen vorangestellt, doch wohl, weil Jedermann einsieht, daß die russischen Brüder allein nicht ziehen würden.

Trotz der russischen Sprödigkeit ist Frankreich zwar noch nicht kriegerischer, unzweifelhaft aber weit selbstbewußter, ja herausfordernder geworden. Die politischen Persönlichkeiten nehmen sich weniger in Acht, lassen viel leichter Ausdrücke einfließen, welche sie früher gegen Deutschland nicht zu gebrauchen pflegten. Wenn jetzt Bismarck noch mit seinen kalten Wasserstrahlen am Ruder säße, würde das Pulverfaß leicht Feuer fangen können. Sehr bezeichnend ist insbesondere das Vorgehen der französischen Regierung gegen die in Berlin geplante Weltausstellung. Schon in den Achtziger Jahren war in Berlin eine Weltausstellung, für 1887 oder 1888, angestrebt worden. Aber Bismarck wies die Sache barsch ab. Seit 1890 haben sich diese Bestrebungen wiederholt; der Reichskanzler Caprivi schob jedoch die Entscheidung der Regierung hinaus. Daraufhin rief der „Figaro“ — freilich durch die Feder eines Berliner Juden Namens Rosenthal — Kammer und Regierung auf, Frankreich möge sein Vorrecht wahren, indem es Deutschland zuvorkomme. Es wurde denn auch sofort eine Weltausstellung für 1900 dekretirt. In einem überschwänglich prunkhaften Bericht stellt der Handelsminister Jules Roche die Pariser Weltausstellungen als Führerinen des Menschengeistes, der Entwicklung der Völker hin. „Wie groß auch die Herrlichkeit der früheren Ausstellungen gewesen, sie werden von den nachfolgenden in Schatten gestellt, welche der Menschheit neue Bahnen eröffnen, neue Errungenschaften darstellen. Die Ausstellungen sind nicht bloß Tage der Ruhe und Freude während der Arbeit der Völker; sie erscheinen aus der Ferne als die Gipfel, nach denen wir den zurückgelegten Weg abmessen. Der

Mensch tritt neu gestärkt voller Thatkraft und voller Glauben an die Zukunft aus denselben hervor. Die 1900er Weltausstellung wird der Inbegriff der Philosophie des 19. Jahrhunderts sein, dieselbe festlegen." Also ganz die Sprache des zweiten Kaiserreiches, welches stets Frankreich als den Inbegriff der Welt darstellte.

Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hat die antisemitische Bewegung, welche nunmehr in Fluß gekommen für Frankreich. Schon seit einigen Jahren haben mehrere Schriftsteller, obenan Drumont, durch ihre Werke über das Treiben der Juden großes Aufsehen erregt. Derlei Schriften sind in Hunderttausenden von Abdrücken verbreitet, alle Blätter haben sich damit beschäftigen müssen. Jetzt steht Drumont an der Spitze eines Blattes (Libre Parole), welches in kräftigster Weise gegen die Juden vorgeht, besonders aber deren Geldmacht und Börsentreiben bekämpft. Wie der Boulangismus, so hat auch der Antisemitismus mit einer Anzahl von Duellen sich den Weg gebahnt. Bei einem derselben wurde der jüdische Hauptmann Mayer durch den Marquis de Morès erstochen. Erste Veranlassung war der in der „Libre Parole" geführte Nachweis, daß die (3 bis 400) jüdischen Offiziere es verstehen, sich einträgliche, vielbegehrte Posten in Zeughäusern, Militärwerkstätten, beim Pferdekauf u. s. w. zu verschaffen.

Besonders wichtig aber ist die Bankfrage. Bei den letzten Wahlen trat Leon Say, der Vertraute Rothschilds, aus seinem Altensitz im Senat aus, um sich in die Kammer wählen zu lassen. Die Ursache wurde erst klar, als der Kammer ein Gesetz vorgelegt wurde, durch welches die erst 1897 erlöschenden Gerechtsame der Bank von Frankreich um zwanzig Jahre verlängert werden sollten. Say wurde in den betreffenden Ausschuß und von diesem zum Obmann gewählt. Als Gegenleistung für diese Verlängerung erhöht die Bank ihre Abgabe an den Staat von 2 auf 2½ und das der Regierung gewährte zinsfreie Darlehen von 100 auf 140 Millionen. Sie erhält dafür u. A. das Recht, ihren Notenumlauf von 2½ auf 3 Milliarden zu erhöhen. Trotzdem mehrfach nachgewiesen wurde, daß die Bank hiebei den größeren Vortheil habe, zeigte sich in der Presse wie in der Kammer eine sehr günstige Stimmung für

den Gesetzentwurf. Einige Griesgrämige wollten diese auffallende Erscheinung mit der Thatsache in Verbindung bringen, daß die Bankverwaltung vor einiger Zeit 4 Millionen zu allgemeinen — d. h. verschwiegenen — Zwecken bewilligt hat. Der Berichterstatter des Kammerausschusses, Burdeau, verfaßte nun einen sehr langen Bericht, worin der Gesetzentwurf warm befürwortet, die Verlängerung sogar bis 1920 ausgedehnt wurde.

Der Bericht war durchweg eine Verherrlichung der Bank, eine Anpreisung ihrer Verdienste. Nun führte aber die „Libre Parole" den Beweis, daß Burdeau 1883—84 einen heftigen Kampf (im „Globe") gegen die Bank geführt und gerade das Gegentheil von dem behauptet und nachgewiesen habe, was er nun in seinem Bericht anführt und anpreist. Das Blatt behauptet denn auch kurzweg, Burdeau sei nur der Anwalt Rothschilds, der ihm diesen Bericht geschrieben zugeschickt habe. Wegen dieser und anderer Aeußerungen verklagte Burdeau den Leiter des Blattes, Drumont. Vor Gericht konnte dieser nur ungenügende Beweise beibringen; aber es kam doch zu Tage, daß Burdeau früher im Solde anderer Bankanstalten gestanden, welche die von ihm geleiteten Blätter unterhielten. Rothschild bezeugte: „Ich habe Herrn Burdeau früher nicht gekannt; aber seitdem er Berichterstatter über das Bankgesetz ist, hat er mich zweimal besucht." Die ganze Verhandlung machte einen solchen Eindruck, daß Burdeau auf sein 1870 als Freiwilliger errungenes Ehrenkreuz und den ehrlichen Namen seiner Frau und Kinder hinweisen mußte, um die Geschwornen gut zu stimmen. Der Staatsanwalt versicherte den Geschwornen in ihrem Rathszimmer, Drumont werde nur zu einer kleinen Strafe verurtheilt, und bewog sie dadurch zu einem Schuldspruch. Aber nun wurde Drumont zu drei Monaten Gefängniß und Einrückung des Urtheils in 80 Zeitungen, mit je 1000 Fr. Gebühren verurtheilt. Mit den Kosten kommt die Sache auf mindestens 100,000 Fr. Offenbar hoffte man dadurch die „Libre Parole" todtzumachen. Der höchste Gerichtshof hat das Urtheil gutgeheißen, obgleich die Geschwornen sich gegen das Spiel erhoben, das der Staatsanwalt mit ihnen getrieben.

Durch die Gerichtsverhandlungen, sowie die täglichen Angaben und Behauptungen der „Libre Parole" ist aber die

Meinung begründet und weit verbreitet worden, daß Rothschild so entscheidenden Einfluß auf die Verwaltung der französischen Bank besitze, daß von einer Beherrschung und Ausnützung derselben zu seinen eigenen Zwecken gesprochen werden kann. Ueberhaupt ist der Glaube an die Allmacht Rothschilds und der anderen großen jüdischen Bankherren in letzter Zeit sehr gestiegen. Das Volk hat gesehen, daß seit anderthalb Jahrzehnten eine Anzahl Bankanstalten und Aktiengesellschaften allererster Ordnung verkracht sind. Dabei sind viele Milliarden verloren gegangen, Hunderttausende schwer geschädigt oder ganz zu Grunde gerichtet worden. Aber Rothschild, Königswarter, Erlanger, Camondo, Seligmann und wie die jüdischen Geldleute alle heißen, sind immer reicher geworden. Daß auch ihr Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, besonders den Staatshaushalt, ein sehr großer ist, wird von Niemanden mehr bestritten. Deßhalb hat auch die durchschnittlich sehr judenfreundliche Tagespresse einige Bedenken nicht unterdrücken können. Schreibt doch z. B. der XIXième Siècle: „Nehmen wir uns in Acht, bei der Bekämpfung der Antisemiten nicht die Meinung aufkommen zulassen, daß wir die großen Geldhäuser vertheidigen. Trotz mancher Fehler hat die Republik dennoch das unschätzbare Glück, als diejenige Regierung zu gelten, welche die Kleinen am besten gegen die Dicken schützt. Am Tage, wo die Republik in den Verdacht käme, die Dienerin Rothschilds zu sein, würde sie in den Augen des Volkes alles Ansehen und alle Macht verloren haben“.

Nun, Thatsache ist, daß die Geldhäuser, die Rothschilde, sich nie wohler befunden haben, als unter der Republik. Der sonst stets gegen alle Juden so rücksichtsvolle „Figaro“ muß dieß selber zugeben: „Die Wahrheit, welche Niemand recht zu sagen wagt, besteht darin: ein wenig zahlreicher Stamm hat von Gott den Geschäftsgeist erhalten und verschlingt nach und nach das Vermögen großer Völker. Soll man sie gewähren lassen, oder ihnen einen Damm entgegensetzen? Wird man z. B. die Familie Rothschild, welche schon drei Milliarden aufgesaugt hat, fünf, zehn, zwanzig Milliarden aufsaugen lassen? Wird man die Juden dasjenige in Frankreich sein lassen, was die Mönche, Dank der Todtenhand der Klöster, einst waren?

Die Juden bilden in Europa eine kleine internationale Gruppe, welche keinen sehr bestimmten Begriff vom Vaterlande hat. Wird man sie über das Schicksal Frankreichs gebieten lassen, indem dieselben einem feindlichen oder verbündeten Lande Geld vorstrecken oder verweigern? Ueber allen socialen Veranstaltungen steht das Heil des Volkes." Ganz richtig. Aber die „Todtehand" der Kirche ist doch ein abgethanes Schreckgespenst für unverständige Kinder. Das Kirchenvermögen war Sache des Volkes, aus dem Priester und Mönche hervorgingen; es versorgte Hunderttausende, ja Millionen Pächter, Arbeiter, Krüppel, Kranke, besorgte den gesammten Unterricht, ernährte selbst noch die Schüler. Das ist doch etwas ganz Anderes, als die paar tausend, ja paar hundert Geldleute, welche die gesammte Geldkraft Frankreichs in Händen haben, fortwährend den besten Theil der 800 bis 1000 Millionen aufsaugen, welche das arbeitende, schaffende Volk jährlich erspart und sich abdarbt. Die Kirche Frankreichs hat zusammen schwerlich so viel besessen als jetzt die Familie Rothschild allein. Es wäre eine Beschimpfung derselben, auch nur daran zu denken, deren Leistungen mit denjenigen der Rothschild vergleichen zu wollen.

Das Judenthum hat in Frankreich gerade dieser Tage eine ungeahnte Probe seiner Macht gegeben. Der oben erwähnte Hülfsausschuß für Rußland bericth die verschiedenen Mittel, Geld aufzubringen. Der Vorschlag, durch alle Zeitungen eine Listensammlung zu veranstalten, wurde abgelehnt, nachdem Arthur Meyer (Jude), Leiter des „Gaulois", sich also ausgelassen hatte: „Diese Sammlung wird fehlschlagen, weil sich die Israeliten nicht betheiligen werden, ohne sie aber nichts zu machen ist." Dabei gibt es in Frankreich unter 39 Millionen Seelen kaum 80,000 Juden! Das redet doch wohl Bände.

XXVII.

Zeitläufe.

Der Ausfall der englischen Wahlen; Gladstone redivivus.

Den 11. August 1892.

Am 7. Juni 1886 fiel das Haupt des Ministeriums Gladstone mit seiner irischen Home-Rule-Bill im Unterhause durch, und der „große alte Mann“ stand so vor der Wahl, entweder sofort abzutreten oder das Parlament aufzulösen. Er wagte das letztere, fiel aber bei den Neuwahlen gleichfalls durch, da sich sein Anhang inzwischen der irischen Frage wegen gespalten hatte, und die „liberalen Unionisten“ zu den Gegnern übertraten. So mußte die Gladstone'sche Regierung nach nicht einmal halbjähriger Dauer dem Ministerium Salisbury Platz machen. Aehnlich ist es ihm jetzt ergangen; in den britischen Stammlanden blieb er in der Minderheit, eine Mehrheit hat er nur, und zwar eine schwache von etwa 40 Stimmen, durch die irischen Nationalisten, und so lange diese es als ihrer Sonderpolitik dienlich erachten, Hrn. Gladstone am Ruder zu halten.

Mit dieser Partei aus Irland hat er übrigens auch schon im Jahre 1885 seine politischen Geschäfte gemacht. Bis dahin der schärfste Gegner der irischen Bestrebungen

(„Repeal"), verband er sich damals, um wieder zur Regierung zu gelangen, unbedenklich mit Hrn. Parnell, dem „ungekrönten Könige von Irland". Dieser irische Parteiführer hatte noch am 20. Februar 1880 auf seiner amerikanischen Reise in Cincinnati öffentlich erklärt: „Wenn wir die englische Mißregierung untergraben haben, haben wir den Weg für Irland bereitet, seine Stelle unter den Nationen der Erde einzunehmen; das ist das letzte Ziel, nach welchem wir Irländer alle streben; keiner von uns, sei es in Amerika, Irland oder wo immer, wird befriedigt seyn, bis wir das letzte Band zerstört haben, welches Irland an England fesselt". Das wußte Niemand besser, als Hr. Gladstone, der auch kurz vorher scharfe Zwangsmaßregeln gegen den großen irischen Geheimbund betrieben hatte. Jetzt aber trat er Hand in Hand mit diesen Leuten dem neuen Parlament gegenüber!

„Niemand ließ sich träumen, daß ein englischer Minister die Idee der Repeal sich zu eigen machen, ja dieselbe noch zu erweitern streben könne, indem Irland auch eine eigene Exekutive erhalten sollte, welche es nie gehabt. In der That war die Schwenkung Gladstone's zu diesem Programm lediglich ein Werk der Parteitaktik; Lord Hartington hat in seiner Wahlrede vom 28. Juni nachgewiesen, daß derselbe sich während seiner früheren Ministerien niemals auch nur für die Erweiterung der örtlichen Selbstregierung in Irland interessirte, und die von Parnell verlangte Home-Rule weit abgewiesen hat; noch bei den Oktoberwahlen 1885 warb Gladstone um eine Majorität, welche ihn instandsetzen würde, Parnells Forderungen zu widerstehen, erst als er dies nicht erreichte, warf er sich in dessen Arme und suchte nun dem Parlament die Home-Rule im weitesten Maße aufzuzwingen. Hieran ist er gescheitert; noch ehe er sich offen ausgesprochen hatte, weigerten sich, nachdem er Salisbury über eine untergeordnete Frage gestürzt, die bedeutendsten Mitglieder seines früheren Ministeriums, Lord Hartington, Lord Selborne und Sir Henry James, in das neue Kabinett zu treten, weil sie den Charakter der beabsich-

tigten Maßregel voraussahen, und als er nach langem Zögern seine Gesetzentwürfe einbrachte, traten auch die beiden radikalen Mitglieder des Ministeriums, Chamberlain und Trevelyan, aus, ebenso sprach sich Bright entschieden gegen die Vorlage aus." [1])

Außer Bismarck ist nun Gladstone der letzte jener alten Männer, mit welchen sich die europäische Geschichte des Jahrhunderts am meisten zu beschäftigen haben wird. Der erstere hat wenigstens welterschütternde Thaten in's Werk gesetzt; der andere hat viel geplant, wenig vollbracht und eigentlich immer nur große Reden verübt Insoferne wird mit ihm der letzte große Parlamentarier begraben werden, wie denn auch das System selber im Absterben begriffen ist. Aber widerlich berührt an ihm doch der unersättliche Ehrgeiz und die Eitelkeit, die dem Greis am Rande des Grabes noch keine Ruhe lassen, daß er immer noch sich berufen glaubt, das englische Weltreich regieren zu müssen. Und das Sonderbarste ist, daß er bei der ernst trockenen englischen Nation immer noch auf namhafte Zustimmung rechnen durfte, wenn er sich auch dießmal arg verrechnet hat. In Wahrheit konnte er selbst dem Ministerium Salisbury nichts Böses nachsagen und mußte viel Gutes verschweigen, und doch verkündete er zuversichtlich dessen Sturz. Hört man, was denn so anziehend ist an dem Mann, so möchte man wünschen, daß mit ihm das letzte jener Rednergenies verschwinde, die aus dem parlamentarischen Liberalismus geboren worden sind. Es ist ein deutscher Socialist, der von der Anhörung einer der „bezaubernden" Gladstone'schen Wahlreden kommend, nach Berlin schrieb:

---

1) Dr. Geffcken, der bedeutendste deutsche Kenner englischer Verhältnisse, in der Leipziger „Allg. conservativen Monatsschrift" vom Januar 1887. S. 29.



„Ich gebrauche das Wort bezaubernd, weil es am besten die Wirkung charakterisirt, welche die Reden Gladstone's auf seine Zuhörer zu erzielen pflegen. Redner, welche ihre Zuhörer hinzureißen im Stande sind, gibt es überall, und England, wo die Kunst der Bearbeitung der Massen seit Generationen geübt worden ist, besitzt deren vielleicht mehr als irgend ein anderes Land; aber der Einfluß, den der ‚große alte Hexenmeister‘ (the grand old wizard), wie Gladstone von seinen höflicheren Gegnern oft genannt wird — die weniger höflichen nennen ihn den großen alten Windbeutel — als Redner ausübt, ist in seiner Art einzig. Es ist wirklich eine Art Bezauberung. Man glaubt ihm, wenn er spricht. Man glaubt ihm, er sage Etwas, wenn er in vielen Worten gar nichts sagt, oder er sage etwas Neues, Bedeutungsvolles, wenn er mit wichtigthuender Miene Gemeinplätze zum Besten giebt. Sein ehrwürdiges Alter und sein ehrsames Benehmen, sein volltönendes Organ und seine Fülle an tönenden Wendungen haben zusammen etwas eigenartig Bestechendes, man steht nie unter dem Eindruck der Effekthascherei und nimmt den Wortschwall, der bei einem anderen Redner unerträglich sein würde, als etwas ganz Natürliches, fast als Nothwendiges hin.“ [1])

Es ist nun schon zehn Jahre her, daß der britische Parlamentarismus in einer bedeutsamen Umwandlung begriffen ist, von der man sagen darf, daß sie dem Gladstonianismus ebensowenig auf die Dauer zu Gute kommt, wie seine Verwicklung mit der irischen Frage. An die Stelle der zwei großen Parteien, die früher unausgesetzt um die Regierungsgewalt stritten und in deren Behauptung bis lange über die Mitte des Jahrhunderts miteinander abwechselten, sind jetzt, abgesehen von der irischen Fraktion, mindestens vier Parteibildungen getreten, die auch unter sich wieder neuerdings besondere Coalitionen gebildet haben. Der Name der Whigs ist unter der allgemeinen Bezeichnung

---

1) Berliner „Vorwärts“ vom 8. Juni ds. Js.

der „Liberalen“ verschwunden; die Tories werden nur mehr von den Gegnern so gescholten, selbst haben sie sich den Namen „Conservative“ beigelegt. Sie haben sich dadurch gekräftigt, daß sie seit Disraeli sich eine bis dahin gänzlich mangelnde Fühlung mit den unteren Volksschichten, deren Leitung und Reformirung sonst das Monopol der Liberalen und Radikalen war, beschafften. So ist sogar eine Schattirung von „Tory-Demokraten“ aufgekommen. Indeß hat die Partei ihre Ueberlieferungen in wesentlichen Punkten unverfälscht bewahrt und ihre Gemeinschaft vor Zersplitterung zu bewahren vermocht. In dieser Beziehung sind die Liberalen schlimm daran, und das Vordringen der socialen Bewegung steigert ihre Verwirrung von Jahr zu Jahr. Schon vor anderthalb Jahren fiel der Vergleich sehr zu ihren Ungunsten aus:

„Wesentlich anders liegen die Dinge bei den Liberalen. Die Nachfolger der alten Whigs, einst der Kern und die ungeheure Mehrheit der Partei, bilden nunmehr bloß eine Fraktion, und noch dazu, seit dem im Jahre 1886 entstandenen Schisma über die Home-Rule-Frage, eine sammt einem kleinen Contingent Radicaler unter dem Titel ‚liberale Unionisten‘ in's feindliche Lager übergegangene, welche unsichere Coalition ja bekanntlich allein das derzeitige Ministerium am Steuer des Staatsschiffes erhält. Es hat sich also der überhaupt in Allem gemäßigteren Anschauungen huldigende Theil der alten Partei in nahezu seiner vollen Stärke unter Lord Hartington und dem jetzigen Schatzkanzler Goschen um's neue liberal-unionistische Banner geschaart, unter das sich außerdem ein Häuflein entschieden fortschrittlich Gesinnter mit Chamberlain als Hauptwortführer begeben hat, und es ist letzterer Umstand die vielleicht merkwürdigste der aus der Zersplitterung entsprossenen Erscheinungen. Somit besteht die dem greisen Führer treugebliebene liberale Majorität, jetzt nach diesem ‚Gladstonian Liberals‘ genannt, fast ausnahmslos aus mehr oder weniger radicalen, bis noch vor einem halben Menschenalter in hoffnungsloser parlamen-

tarischen Minderheit befindlichen Elementen, einschließlich einiger socialistisch angehauchter. Dieselbe zerfällt streng genommen in mehrere Fraktionen, die wesentlich durch ihre Uebereinstimmung betreffs der irischen Frage und ihr begeistertes Vertrauen in den Stern und das staatsmännische Genie ihres gemeinsamen Oberhauptes zusammengeschweißt werden, aber im übrigen sehr verschiedenartige Nebenziele im Auge haben. Von solchen besonderen Steckenpferden wären zur Unterscheidung der einzelnen Gruppen, die in Vielem keineswegs Hand in Hand miteinander gehen, als bezeichnendste und wichtigste zu nennen: Trennung von Kirche und Staat; Mäßigkeitsgesetzgebung; Einführung des allgemeinen Stimmrechts; Abschaffung des Oberhauses und sämmtlicher noch vorhandenen Sinecuren; Reform des Staatsdienstes, des Finanzsystems, der Landgesetze u. a. In dieser Vielseitigkeit ist sowohl die geistige Fruchtbarkeit, als die wachsende Volksthümlichkeit der Partei begründet, doch liegt darin zugleich der wunde Punkt ihrer Solidarität in Dingen allgemeiner Taktik." [1])

Unter diesen Umständen ist Herr Gladstone in die Neuwahlen eingetreten. Selbstverständlich mußte er jeder Richtung in der bunten Schaar seiner Nachläufer, dem Radikalismus vor Allem, irgendeine Lockspeise vorsetzen, und er hat auch wirklich nach allen Richtungen hin das Blaue vom Himmel herab versprochen. Trotzdem hat er gegen früher mehrere tausend Stimmen verloren und persönlich nur mit ein paar hundert über seinen, noch dazu unerwarteten, Gegner gesiegt. Wie wird es nun werden, wenn er zeigen soll, was er wirklich thun kann? Ganz abgesehen von der irischen Partei, durch deren Abfall seine Stimmen jeden Augenblick auf 270 gegenüber den 320 der Gegner zusammenschrumpfen können, drohen bei jedem Schritte auch andere Absplitterungen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Conservativen gelernt haben,

1) S. „Englands Constitutionalismus" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 14. Februar 1890.



die schillernden liberalen Reformforderungen praktisch zu übertrumpfen. „Die Mitglieder der Partei Gladstone's mit Einem Namen als Liberale im Gegensatze zu den Conservativen zu bezeichnen, ist schon deßhalb unmöglich, weil das Ministerium Salisbury in den letzten sechs Jahren mehr wahrhaft liberale Gesetzvorschläge eingebracht und trotz aller Opposition der sich liberal nennenden Gegenpartei durchgeführt hat, als Gladstone in den verschiedenen langen Perioden, in denen er als Leiter der liberalen Partei an der Spitze des englischen Staates stand." [1])

Die Hauptfrage ist und bleibt, ob eine Wiedervereinigung der liberalen Unionisten mit den Gladstonianern möglich seyn werde. Gladstone selbst ist darüber nicht im Zweifel. Noch in einer seiner letzten Reden an die schottischen Wähler gab er dieser Fraktion, für die ihm früher kein Name zu schlecht war, den Namen als „Liberale" großmüthig zurück, um sie auf seine Seite zu ziehen. An der Spitze seines Programms steht indeß die Regelung der irischen Frage; auch an die Lösung der socialen Frage soll es erst gehen, wenn die irische aus der Welt geschafft und Home-Rule durchgesetzt sei. Aber so lange er dieses Damoklesschwert über dem Parlament aufgehängt hält, werden die Unionisten sich nie wieder an seine Seite setzen. Nach der Wahl sind denn auch anderen Führern seiner Partei, insbesondere den radikalen, schwere Bedenken gekommen, ob es unter diesen Umständen möglich sei, das Home-Rule in den Vordergrund zu schieben. Die Irländer aber werden auf ihrem Schein bestehen; und so wird sich der neue Premier von vorneherein zwischen zwei Mühlsteinen krümmen.

Wie sein Home-Rule eigentlich aussehen solle, hat er

1) S. „Das neue Parlament und Gladstone's Aussichten" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 28. Juli d. Js.



bisher, trotz aller Aufforderungen, mit der offenen Darlegung endlich herauszurücken, noch immer verschwiegen. In seinen Wahlreden hat er hauptsächlich betont, wie es schlechthin nothwendig sei, das Reichsparlament von den es völlig lahmlegenden irischen Angelegenheiten zu entlasten; sein eigener Sohn habe auf's Genaueste nachgewiesen, daß „Irland ein Drittel der Zeit des Parlaments verbrauche und vergeude“: Allerdings hatte der von den Parnelliten in beispielloser Weise behufs Verschleppung der parlamentarischen Verhandlungen durch unzählige, nichtssagende Anträge und endlose Reden geübte Mißbrauch schon vor fünf Jahren zur Einführung einer Cloture genöthigt, aber ohne viel zu nützen. „Die Adreßdebatte des Unterhauses, die, ehe die irische Obstruktionstaktik in dem parlamentarischen Leben Englands Platz gegriffen hatte, in höchstens zwei Tagen erledigt wurde, nahm auch diesmal wieder volle drei Wochen in Anspruch.“ [1]) Diese Empfehlung für Home-Rule war also sehr begründet. Aber die Gegner freuten sich in der Voraussicht, ein Kabinet Gladstone würde trotzdem zusammenbrechen, sobald es seine Home-Rule-Vorlage einbringe; und noch vor dem Abschluß der Wahlen kam die Nachricht: „Die irische Frage ist in den Hintergrund getreten, die sociale in den Vordergrund; Gladstone ist entschlossen, den Achtstundentag zu acceptiren und dann erst die Home-Rule-Vorlage einzubringen.“ [2]) Andererseits wird die Wahlreform für die erste Stelle genannt.

So ist er eingeklemmt zwischen den Irländern und der neuen Macht, die an die Thore des Parlaments klopft. Kurz vor den Wahlen hatte Gladstone einer Deputation der Arbeitervereine, die er zuerst gar nicht empfangen wollte, auf ihre Vorschläge zur Verbesserung der Lage der Arbeiter geant-

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 17. Januar 1888.

2) Berliner „Vorwärts“ vom 14. Juli d. Js.

wortet: „Die Aufgabe der letzten ihm beschiedenen Jahre sei die Regelung der irischen Frage, und er sei schon zu alt, sich auf weitere Fragen noch groß einzulassen.“ Dann besann er sich noch einmal und erklärte sich für den Achtstunden-Tag gemäß der Abstimmung über die einzuführende Arbeitszeit in den Städten. Die Arbeiter sagten sich: „Löst er den Wechsel nicht ein, so ist Salisbury da“; und stimmten wie Ein Mann für Gladstone. Für sich selbst brachten sie 9 Mann durch. „Eine Gruppe, wohl klein an Zahl, aber mächtig durch den Einfluß, den sie auf zukünftige, vielleicht bald bevorstehende Wahlen haben werden. Wehe Gladstone, wenn die Arbeiter sich von ihm und seiner Politik abwenden! Die Anzeichen dafür aber sind schon da.“ [1]) Für den Spott brauchte er dabei nicht zu sorgen:

„Wirklich neu war in der ganzen Gladstone'schen Rede nur die Mittheilung, daß Herr Gladstone nun doch in den Pott gestiegen, d. h. dem Londoner Trades Council seine Bereitwilligkeit erklärt habe, sich mit einer Deputation desselben über die Achtstundenfrage zu unterhalten. Diesen Rückzug suchte er damit zu verdecken, daß er erklärte, er habe, seitdem er die angebotene Conferenz abgelehnt, vom Trades Council Dokumente erhalten, welche die erforderliche Basis für eine ersprießliche Verhandlung abgeben könnten. Diese Dokumente bestehen aber lediglich in der Hydepark-Resolution und einem ähnlichen Schriftstück und sind erst an Gladstone geschickt worden, nachdem er selbst sich dazu bequemte, den Trades Council brieflich um Uebersendung geeigneten Materials anzugehen. Kurz, der Führer der großen liberalen Partei hat vor dem Trades Council capitulirt, es ist jetzt dieser und nicht er, der die Unterredung zu bewilligen hat. In diesem einfachen Faktum prägt sich die Machtstellung aus, welche die Arbeiterklasse Eng-

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 28. Juli ds. Js. a. a. O.

lands bereits einnimmt, die Bedeutung, welche ihr Votum für die Führung der politischen Geschäfte des Landes erlangt hat." [1])

Daß nicht jetzt schon mehrere Arbeitercandidaten gewählt wurden und die Arbeiter überhaupt noch nicht als eigene Partei in den Wahlkampf eingetreten sind, obwohl bereits vor fünf Jahren der Gewerksvereins-Congreß zu Swansea daraufhin Beschluß gefaßt hat,[2]) schreibt der Berichterstatter der Uneinigkeit in den Reihen der Arbeiterführer zu. Die Gewerkvereine selber sind noch immer unter sich gespalten, je nachdem die Einen Staatshilfe ansprechen, die anderen auf die Selbsthilfe vertrauen und keine „politische Partei" bilden wollen. Unter den letzteren nahm der bisherige Arbeitervertreter im Parlament, Broadhurst, früher eine hervorragende Stellung ein. Er ist jetzt bei der Wahl durchgefallen, während, zur großen Genugthuung der Socialdemokraten, Keir Hardie, den Broadhurst noch vor vier Jahren auf einem Gewerkschaftscongresse als „unbefugten Eindringling" abkanzelte, in's Parlament einzieht. Uebrigens ist auch er von Hause aus Bergarbeiter, und derselbe Berichterstatter macht darauf aufmerksam, es sei von den englischen Arbeitern immer noch als Dogma festgehalten, daß die Interessen der Arbeiter nur durch wirkliche Arbeiter oder Abkömmlinge der Arbeiterklasse vertreten werden könnten. Die Folge davon, sagt er, sei eine ständische Gesellschaftsanschauung, die „nicht revolutionär, sondern conservativ gewirkt" habe.

Den Liberalen kann eine solche Auffassung ebensowenig willkommen seyn, wie den Socialdemokraten; die „wissenschaftliche" Führung ist ihnen beiderseits unentbehrlich. Auf

---

1) Londoner Correspondenz des Berliner „Vorwärts" vom 8. Juni d. Js.

2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" v. 11. Sept. 1887.

liberaler Seite verlautete schon vor mehr als zwanzig Jahren die Klage, daß die Arbeiter das Associationsrecht und die Gewerbefreiheit benutzten, „um vermittelst ihrer Trades-Unions zu dem Zunftzwang in seiner grausamsten Form zurückzukehren.“ Dagegen hat die Bewegung auf conservativer Seite wohlwollende Beachtung gefunden, und unter dem damaligen Ministerium Gladstone's ist bereits durch einige conservative Peers und Staatsmänner mit Vertretern der Arbeiterklasse eine vertragsmäßige Vereinbarung über sieben Forderungen zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes zu Stande gekommen Die Liberalen waren wüthend. „Ganz erfolglos“, schrieb einer derselben, „wird der Schachzug doch nicht bleiben; wenn er nur in den Arbeiterkreisen, in welchen die Popularität des Gladstone'schen Kabinets tief gesunken ist, den Eindruck zurückläßt, daß der demokratische Arbeiter doch am Ende von den Conservativen mehr zu erwarten habe, als von den Liberalen, so hat Herr Disraeli nicht umsonst complottirt“.[1]) Der Eindruck ist denn auch wirklich hinterblieben; noch nach dreizehn Jahren ärgerte sich ein Liberaler aus London: „Einer oder der andere Bundesgenosse von der revolutionär-socialistischen Gruppe hat es auch mit der großen Zukunftslosung schon für vereinbar gehalten, bei einer Parlamentswahl für den Tory-Bewerber als den wahren Volksfreund gegen die Liberalen aufzutreten“.[2]) Die Erfahrung kann Herr Gladstone leicht wieder machen, daß er umsonst sich als reinen Manchestermann verläugnet hat, und die Conservativen ihm den Rang ablaufen.

Als im Spätherbst von 1887 die Strassenaufläufe auf dem Trafalgar-Square ganz London in Schrecken versetzten,

---

1) Londoner Correspondenzen der Augsburger „Allg. Zeitung“ (Beilage) vom 20. Oktober 1871, vgl. 31. Oktober 1867.

2) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 6. Januar 1884.



da wurde vielfach angenommen, das sei der Anfang einer socialen Revolution in England. Man erinnerte sich wieder an den Ausspruch, den Fürst Metternich als Flüchtling in London gegenüber dem Lord „Feuerbrand" gethan hatte: „Die Revolution wird auch bei Ihnen ihr Werk vollenden wie auf dem europäischen Continent, und ihre Fluth wird auch Euere Dämme hinwegspülen, wie sie unsere Schutzdämme hinweggefegt hat." [1]) Aber der Fürst dachte zunächst an die Revolution der bürgerlichen Parteien, und für sie liegt überall jetzt der Prügel beim Hund. Sie bellen wohl noch, aber sie beißen nicht mehr; sie müssen, wie man im gemeinen Leben sagt, „froh seyn, wenn man ihnen nichts thut". Vor der socialen Revolution aber wird kein europäisches Land sicherer bleiben, als England.

Als nach der Mitte des Jahrhunderts die Gewerkvereine durch blutige Aufstände, Brandlegung und Plünderung sich bemerkbar zu machen anfingen, da konnte man allerdings anderer Meinung seyn. Aber sie haben die Kinderkrankheit überstanden; sie waren es auch nicht, die auf dem Trafalgar-Square rasten und tobten, sondern es waren die Schaaren verhungernder Arbeitslosen. Das ist der wunde Punkt am Leibe Albions. Schon über ein Jahrzehent vorher hat ein Beobachter aus London erklärt: „Die (Partei-)Tage der Trades-Union sind andere geworden seit dem Jahre 1866, in dem sie zuletzt in Sheffield, dem Sitze des jetzt tagenden Congresses, Excesse organisirten, welche der Pariser Commune würdig waren. Die liberalen Mittelklassen Englands haben aufgehört, die Berührung mit ihnen als anrüchig zu betrachten und ihre Ziele als verbrecherisch zu bezeichnen; man betrachtet ihre politischen Forderungen noch als zu weitgehend, aber man diskutirt sie als theilweise berechtigte." [2])

---

1) „Augsburger Postzeitung" vom 8. Oktober 1887.

2) Augsburger „Allg. Zeitung" vom 25. Januar 1874.

Das neue Parlament dürfte denn auch über die Bestreitung der Wahlkosten aus Staatsmitteln und Einführung von Diäten für die Volksvertreter zu berathen haben. Trotz aller socialdemokratischen Bemühungen gilt im Uebrigen heute noch, was ein in diesen Kreisen sehr bewanderter Beobachter vor Jahren aus London berichtet hat:

„Merkwürdige Versammlungen finden seit Kurzem hier statt, in welchen die mit großer Plötzlichkeit aufgetauchte sociale Frage in einer für England sehr ungewohnten Weise besprochen wird. Die communistische Schule hat zwar seit ihrem Manifeste von 1848 behauptet, in England, wo der Capitalismus, das Fabrikantenthum am schärfsten entwickelt sei, werde ihre Lehre von der völligen Gleichheit zuerst unter den Arbeitern platzgreifen und revolutionirende Wirkung üben. Statt dessen hat sie gerade auf dem Festlande, wo die freiheitlichen Einrichtungen entweder nicht vorhanden oder im steten Schwanken begriffen sind, unter einem Theile der Arbeiterwelt seit den Junitagen vielerlei Gährung erzeugt. In England dagegen ist seit 35 Jahren nichts dergleichen erfolgt.“ [1])

Außerhalb Englands hat bei den letzten Parlamentswahlen vor Allem die Frage die Presse beschäftigt, welche Wirkung ein Ministerium Gladstone auf die auswärtigen Angelegenheiten ausüben würde. Die Meinung ging allgemein dahin, daß man in Wien und Berlin den Sturz Salisbury's als ein sehr ernstes Ereigniß auffassen würde, und daß dieß in noch höherm Grade in Rom der Fall wäre. Die Pariser Presse dagegen stand insgesammt auf Seite Gladstone's, weil er sich als Russenfreund gezeigt und umsomehr eine Abkehr Englands von den Dreibundsmächten herbeiführen würde. Zuzutrauen wäre ihm bei seinen Grillen über den Orient und seinem Haß gegen Oesterreich manche Quer-

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 21. December 1883.

treiberei. Aber man wird bequem abwarten können, auch wenn Gott ihm Zeit läßt, eine Verwirrung anzurichten. Denn erstens hat er alle Hände voll zu thun mit den inneren Schwierigkeiten, und zweitens könnte er nicht sagen, daß irgendeine Unzufriedenheit mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten durch Salisbury zu seinem dürftig genug ausgefallenen Wahlsieg beigetragen habe. Im Gegentheile mag gerade diese Rücksicht Tausende von Wählern abgehalten haben, sich der englischen Gewohnheit hinzugeben, daß sie es wieder einmal mit den anderen Leuten probiren wollten.

Thatsache ist, daß während der ganzen Wahlperiode auch nicht Ein Wort von gegnerischer Seite gegen Salisbury's auswärtige Politik ausgesprochen worden ist. Von ihm, Hrn. Gladstone, selbst ist nur die Aeußerung bekannt geworden: die liberale auswärtige Politik sei eine Friedenspolitik, und wenn es dennoch auch Kriege gegeben habe, als die Liberalen am Ruder waren, so komme das daher, daß diese Kriege die Erbschaft des Tory-Regiments gebildet hätten. Wenn die Franzosen darin eine Anspielung auf Aegypten sehen und erwarten wollten, daß ein Ministerium Gladstone nun ohne weiters, nach ihrem Wunsche, das Nilland räumen werde, so müßte auch die öffentliche Meinung Englands vergessen haben, daß gerade er Alexandrien bombardirt, Arabi Pascha geschlagen und durch die Occupation dem zerrütteten Lande zu einer neuen Ordnung und Auferstehung verholfen hat, die in der That das einzige Verdienst ist, das er sich auf diplomatischem Gebiete erworben hat.

Grund zu ernster Besorgniß mag für den Quirinal vorhanden seyn. Gladstone gehört ja zu den geistigen Vätern des revolutionären Königreichs, und bei seinem Finanzgenie mag er der Meinung seyn, daß die junge Schöpfung nicht den Weg hätte einschlagen sollen, auf dem sie nun an dem Rande des wirthschaftlichen Abgrundes angelangt ist. Würde

in Italien bekannt, daß er den Rückzug für unabweislich halte, so könnte ein für die Regierung höchst mißlicher Rückschlag der Stimmung bei den bevorstehenden Wahlen eintreten, denn dieselben werden ganz und gar von der brennenden Frage der auswärtigen Politik beherrscht werden. „Eine der wichtigsten Stützen des Dreibundes in der öffentlichen Meinung Italiens bildet das Verhältniß zu England. Ob zwischen den Kabinetten von Rom und Saint-James bestimmte Abmachungen für den Fall eines französischen Angriffes auf Italien bestehen, ist zweifelhaft. Man hat es eben so oft behauptet als bestritten; aber in Italien glaubt man daran, und dieser Glaube steht und fällt mit der Existenz des Ministeriums Salisbury. Würde es durch die jetzigen Parlamentswahlen gestürzt, käme Gladstone neuerdings, wie er sich schmeichelt, an das Staatsruder, so könnte die Rückwirkung auf die italienischen Wahlen nicht ausbleiben. Es gibt in Italien zahlreiche Politiker, welche sich mit dem Dreibunde nur versöhnen, weil England mit demselben herzliche Beziehungen unterhält. Ihre Freundschaft für Deutschland und noch mehr die für Oesterreich ruht auf englischer Unterlage; sie würde sich sofort verflüchtigen, wenn ihr diese entzogen werden sollte." [1])

Ob er freilich wird sagen können: Macht euch neutral, wie wir neutral sind, und rüstet ab, wie wir es thun? Unter dem Ministerium Salisbury sind ungeheure Aufwendungen für Verstärkung und Reform des Heeres und insbesondere der Marine gemacht worden; wie gelegen wäre es für das liberale Haupt eines parlamentarischen Ministeriums, zumal in einem Lande, das nicht unter dem Unglück der allgemeinen Wehrpflicht leidet, hierin Wandel zu schaffen und den Steuerdruck zu erleichtern! Aber nicht nur der Ernst

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 7. Juli d. Js.

der Lage steht derartiger Popularitätshascherei entgegen, es liegt auch die schlimme Erfahrung von 1871 vor, deren Spiegel sich Hr. Gladstone nicht gerne wird vorhalten lassen.

Schon dem Bürgerkrieg in Nordamerika, dessen Bedeutung für England er doch klar erkannte, mußte er müßig zuschauen, weil das Reich einer militärischen Demonstration nicht gewachsen war.[1]) Dennoch war er Ende 1868 kaum wieder zur Regierung gekommen, als er „eine große in Europa einzig dastehende Steuerpolitik“ verkündigte, da es Pflicht der Regierung sei, die Steuerlasten des Landes und namentlich den Druck, den dieselben auf die niederen und zahlreicheren Volksschichten ausüben, durch allmähliche Beseitigung der indirekten Steuern so viel als möglich aufhören zu machen. Das Kabinet beschloß also vor Allem, Englands Armee und Flottenbestand, „welches auch die jeweilige Politik der übrigen Welt seyn möge“, wesentlich zu verringern. Schon im Jahre 1869 wurden im Armee- und Marinebudget gegen dritthalb Millionen Pfund Sterling erspart und in demselben Maße die Steuerlast vermindert. Es kam das Jahr 1870. Im Volke entstand eine heftige Aufregung wegen Erweiterung des deutsch-französischen Krieges nach Sedan; man bangte wegen Belgiens, aber England mußte im Gefühle seiner Ohnmacht abermals Alles mit Spott und Schande hinnehmen, auch den Fußtritt, den ihm Rußland mit dem Gortschakoff'schen Strich durch die orientalischen Bestimmungen des Pariser Vertrags versetzte. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung und der Weltereignisse mußte das Kabinet zu einer Reorganisation von Heer und Flotte schreiten, und den Steuerdruck um gerade so viel wieder vermehren, als die Ver-

1) Schade, daß es nicht wohl angeht, den Artikel der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 5. Oktober 1859: „Matrosen und Ofenheizer“, hier abzudrucken.

minderung desselben vor Jahr und Tag betragen hatte.[1]) Sollte Hr. Gladstone bei dem jetzt herrschenden „Frieden" wirklich Lust haben, sich noch einmal die Finger zu verbrennen?

Im Allgemeinen hat ihm unsere katholische Presse, seitdem er sich des früher von ihm verabscheuten grünen Erin, wahrlich nicht um seiner schönen Augen willen, angenommen hat, alle die Sünden nachgesehen, die er seit den italienischen Sektireraufständen durch Wort und That und Unterlassung guter Werke an dem alten Europa begangen hat. Man kann aber auch der Meinung seyn, daß er, zwar nicht seinen Beruf, aber seine Nationalität verfehlt habe. Er hätte ein deutscher Professor werden sollen; seine Aussichten wären hier nicht wie in England von ewigen Wechselfällen bei den Wahlen abhängig gewesen. Wie aber die Dinge nun einmal liegen, kann man auch weiter der Meinung seyn, die oberste Weltregierung möchte ein Einsehen haben, und den beiden „großen Staatsmännern", mit denen das Ende des Jahrtausends ja doch nichts mehr anzufangen weiß, den Ruhestand anweisen, den sie sich als unverwüstliche Störenfriede selber nicht vergönnen können.

---

1) Näheres s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 2. Mai 1871.

XXVIII.

Wie ist der unredlichen Concurrenz in Handel und Gewerbe beizukommen?

Unter den Klagen des Mittelstandes ist diejenige über das Umsichgreifen unredlichen Geschäftsgebahrens seit langem eine der lautesten und berechtigtsten. Eine in Concurs gerathene Geschäftsinhaberin in Augsburg hat vor kurzem in öffentlicher Erklärung ausgesprochen, sie habe ihren Concurs anzeigen müssen, „gezwungen durch in letzterer Zeit entstandene, mit allen erdenklichen verwerflichen Mitteln arbeitende Schleuder-Concurrenzen, wodurch es mir zur reinen Unmöglichkeit geworden, mich auf rechtschaffenem Wege, d. h. wenn ich nicht mit den gleichen Mitteln arbeiten will, durchzubringen.“ Die Lage dieses Falles ist uns unbekannt, das aber steht fest, daß Jahr für Jahr viele Tausende redlicher Geschäfts- und Gewerbetreibender durch die Machenschaften eines unlauteren Wettbewerbs auf das schwerste geschädigt, oft geradezu ruinirt werden.

In letzter Zeit sind nun mehrere Veröffentlichungen erschienen, welche concret die Frage behandeln, wie die Schädigungen abzuwehren seien, welche dem soliden, nach den Grundsätzen strenger Rechtlichkeit betriebenen Handel und Gewerbe aus einer in der Wahl ihrer Mittel wenig bedenklichen Concurrenz erwachsen. Das erste der betreffenden Schriftchen ist betitelt: „Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage von Cäsar Astfalck in Köln a. Rh.“

Der Verfasser, welcher, beiläufig bemerkt, politisch zur liberalen Partei sich rechnet, behandelt die in Rede stehende Angelegenheit unter dem Gesichtspunkte der Judenfrage; er will denjenigen Theil der Judenfrage beantworten, „dessen Lösung eine Erlösung für Deutschland wäre: die Geschäftsjudenfrage", und zwar bezielt er hier „nicht so sehr die Beschwerden über Vieh-, Geld- und Bodenwucher, denen wackere Parteiführer und in diesen Beziehungen schützend-produktiv wirkende Antisemiten (z. B. durch den westfälischen und mitteldeutschen Bauernverein) zu steuern suchen; als vielmehr die Klagen des Handarbeiter-, des mittleren und kleinen Handwerker- und Kaufmannsstandes über erdichtete Liquidations- und Concursausverkäufe zur schwindelhaften Anbringung alter Ladenhüter u. s. w., unfügliche Waarenauktionen zur Verwerthung sogenannter Ramschwaaren u. dergl., Hehlerei, die Mittlerin der Verführung des Laden- und Lagerpersonals, Abzahlungsgeschäfte, in denen, soweit bekannt immer, die Käufer ‚vertragsmäßig' übervortheilt werden, Hausirerunfug, Detailreisende, Wanderlagerunfug, die unverantwortliche Concurrenz der seßhaften Geschäfte, Ausnützung der abschreckenden Seiten des Submissionswesens, z. B. der Bestechlichkeit, unrichtige und verschleiernde Firmenbezeichnung zur Waarenerschwindelung u. s. w., Geldwucher, im weitesten Sinne des Wortes, dem alle Stände, innerhalb und außerhalb der Börse, steuern, Reklamepraktiken der unglaublichsten Art (‚Jeder Käufer erhält einen feinen Herrenhut als Zugabe'; ‚bei 2 Mark Einkauf ein Paar Herren- oder Damenpantoffel gratis'; ‚Detailverkauf zu Fabrikpreisen' u. s. w.), Schnapperei, d. i. die Kunst, den Bauer von der Straße in den Laden zu zerren, Vorspiegelung falscher Thatsachen durch Lock-, Schund- und Ramschwaaren."

Das Schriftchen bezeichnet den Inhalt dieser etwas ungeordneten Liste als „Materien, deren Ursprung nach allgemeiner Meinung dem Mißbrauche jüdischer Findigkeit allein oder fast ausschließlich zugeschrieben werden muß". Dieser Vorwurf treffe „auch dann noch vorwiegend die specifisch geschäftsjüdische Gebahrung, wenn christliche Geschäftsleute in gewissen Richtungen

mitsündigen. Der Sünder erklärt regelmäßig und der Volksmund bestätigt: der Christ steht vor der Zwangswahl, mitzuthun oder unterzugehen. Uebrigens leidet die allgemeine Geschäftsmoral unter den Beispielen jüdischer Erfolge auf krummen Wegen".

Man würde dem Verfasser Unrecht thun, wenn man ihn angesichts dieser Sätze für einen Antisemiten im landläufigen Sinne hielte. Er bemerkt ausdrücklich: unsere Altvordern hätten die einseitige und uns jetzt unbequem gewordene Findigkeit der Juden für Handelssachen gewaltsam geschaffen oder künstlich gezüchtet, indem sie den Juden fast alle Mittel versagten, die sonstige Arbeit der Christen zu theilen. Solange aber die Bemühungen einsichtsvoller Juden, ihrem Stamme Geschmack für andere als Handelssachen und Verwandtes beizubringen, keinen Erfolg aufwiesen, müsse es „als ein Rechenfaktor anerkannt werden, daß der Jude vermöge seiner, durch die Christen gewaltsam oder künstlich potenzirten Veranlagung bis auf geringe Ausnahmen weder Schafe noch Rinder züchtet, weder den Pflug noch den Spaten führt, weder Erze noch Kohlen fördert; daß Hammer und Amboß, Polizei- und Seedienst, sowie Dienerarbeiten und alle mühseligen, gering lohnenden Detailhandelszweige (Colonialwaaren-, Material-, Farb-, Eisenwaarenhandel u. dergl.) ihm fremd sind; daß er aber alle Deutschen ausbeutet, die züchten, graben, fördern, strecken, Schiffer- und andere ‚geringe' Dienste leisten."

Angesichts dessen verlangt der Verfasser einen „verstärkten Schutz der ausgenützten deutschen Volkskreise gegenüber den Ausschreitungen des Judenthums". Er sieht die „Gefahr bestehen, daß ganze Bevölkerungsklassen und Stände der deutschen Nation dem überwuchernden Geschäftsjudenthume moralisch oder materiell erliegen, d. h. im Kampfe um's gefährdete Dasein zur Jüdelei sich bekehren oder verarmen." Die Antisemiten sollten, statt zu verhetzen, die Geschäftsjudenfrage zusammen mit den rechtlichen Juden lösen. Zu dem Ende schlägt er die Bildung einer Mittelstandspartei vor. Die Ausführung dieses Gedankens hätte damit zu beginnen, „daß in jedem Orte, in

welchem jüdischer oder jüdelnder Geschäftsunfug sich breit macht und ein Schutzverein noch nicht besteht, die anständigen christlichen und jüdischen Bürger (Bauern und Ackerbürger, Handwerker, Klein- und Großhändler, Fabrikanten, Rentner, Kopf- und Handarbeiter, Künstler, Gelehrte, Aerzte, Rechtsanwälte, Notare und Beamte) zu einem ,Verein gegen Unwesen in Handel und Gewerbe' sich zusammenthun", dessen Grundsatzungen eingehend entwickelt werden. Von dem Zusammenschluß aller ordnungsliebenden Elemente gegen „den geschäftsjüdischen und geschäftsjüdelnden Unfug" verspricht sich der Verfasser viel, „wenn der Ernst der Vereinsthätigkeit dem Ernste der Lage entspräche".

Das sind im Kerne die Ausführungen des Astfalck'schen Schriftchens, welches manche bemerkenswerthe Gesichtspunkte enthält. Aber praktisch wird auf dem von ihm befürworteten Wege gegen die Praktiken der unredlichen Concurrenz kaum viel erreicht werden. In zahlreichen deutschen Städten bestehen Vereine gegen Unwesen in Handel und Gewerbe, theilweise unter rühriger und umsichtiger Leitung. Bei aller Anerkennung ihrer Bemühungen muß festgestellt werden, daß dieselben im Großen und Ganzen den hier in Rede stehenden Krebsschaden wirksam zu bekämpfen nicht vermocht haben.

Zwei andere im Laufe der letzten Monate veröffentlichte Schriften suchen die Abhilfe auf dem Wege der Gesetzgebung, bezw. Rechtsprechung: die in Berlin (Verlag von Karl Duncker) erschienene Schrift: „Die unredliche Concurrenz. Juristische Betrachtungen von Dr. Richard Alexander-Katz, Rechtsanwalt am königlichen Kammergericht" — und die in Köln (Verlag von J. P. Bachem) erschienene Schrift: „Der unlautere Wettbewerb in Handel und Gewerbe und dessen Bekämpfung, von Rechtsanwalt Jul. Bachem".

Die erstgenannte Schrift ist die erweiterte Bearbeitung eines im Berliner Anwaltsvereine gehaltenen Vortrages über die concurrence déloyale. Die französische Rechtsprechung hat diesen Begriff auf der Grundlage des Art. 1382 des Code civil entwickelt, welcher lautet: „Jede Handlung eines Menschen,

welcher Art sie auch sei, die einem Anderen Schaden verursacht, verbindet denjenigen, durch dessen Verschulden Schaden entstanden ist, denselben zu ersetzen". In Anwendung dieser Grundsätze auf den geschäftlichen und gewerblichen Verkehr trifft die französische Rechtsprechung alle auf Täuschung des Publikums abzielenden Manipulationen, durch welche dem Kaufmann und Gewerbetreibenden die durch reellen und tüchtigen Geschäfts- und Gewerbebetrieb erworbene Kundschaft entzogen werden soll. Der Richter untersagt die einen unlautern Wettbewerb darstellende Handlung und setzt den erwachsenen Schaden nach freiem Ermessen fest.

Rechtsanwalt Alexander-Katz wendet sich in seinen scharfsinnigen und gründlichen Untersuchungen vorzugsweise an die juristischen Kreise. Im ersten Abschnitt schildert er durchaus zutreffend und scharf „die öffentliche Calamität der unredlichen Concurrenz", welche sehr häufig das kaufende Publikum, aber auch die redlichen Concurrenten empfindlich schädigt. Der zweite Abschnitt gibt eine „juristische Charakterisirung der concurrence déloyale, insbesondere im französischen Recht". In diesem Recht macht, wie bemerkt, das Privatdelikt mit dem civilrechtlichen Schadensanspruche das juristische Wesen der concurrence déloyale aus. Der dritte Abschnitt beantwortet die Frage: „Besteht das Recht der concurrence déloyale im deutschen Recht?" Diese Frage wird, unseres Erachtens richtig, im Allgemeinen verneint. „Weder durch ein Gesetz ist sie eingeführt, noch durch Gewohnheitsrecht eingebürgert, noch sind die vorhandenen daran anklingenden Gesetzesvorschriften durch eine unzweifelhafte oder auch nur bemerkenswerthe Uebung der Praxis nach der Richtung dieses (französischen) Rechts-Instituts (als eines solchen) ausgebildet. Die unkörperlichen Gegenstände von pekuniärem Werth, die abstrakten Güter des Rechtsverkehrs, welche in Frankreich in ausgedehntem Maße als eine propriété bezeichnet zu werden pflegen, werden in Deutschland nur insoweit geschützt, als die Entwickelung des Verkehrs den Gesetzgeber dazu gedrängt hat, durch Specialgesetze (Firmenschutz, Markenschutz, Patentschutz) sich ihrer anzunehmen." Weder das Gemeine Recht, noch das Allgemeine Land-

recht kennen die concurrence déloyale als Rechtsinstitut. Gemeinrechtlich ist nur die actio doli in den geeigneten Fällen gegeben, und die §§ 8 und 10 Theil I Titel 6 des Allgemeinen Landrechts haben in ihrer Anwendung durch die Gerichte nicht zu einer Bekämpfung der unlautern Concurrenz geführt.

Dagegen erkennt Rechtsanwalt Alexander-Katz (Abschnitt 4, „Fälle, wo nach dem geltenden Rechte die unter den Begriff der concurrence déloyale fallende Handlung verfolgbar ist") an, daß „in denjenigen Theilen Deutschlands, wo das französische Recht — der Code civil im französischen oder deutschen Text — recipirt ist, allgemein das Institut der concurrence déloyale mit recipirt und daher geltendes Recht ist, dies jedoch mit der Einschränkung, daß das Recht der Waarenbezeichnung mit den Marken, Firmen und Namen der Producenten oder Kaufleute durch das Reichsgesetz über den Markenschutz vom 30. Nov. 1874 abschließend geordnet ist, so daß die über den Rahmen dieses Gesetzes hinausgehenden Fälle der Anmaßung einer markenähnlichen, firmenähnlichen oder Namensbezeichnung nicht verfolgbar sind". „Schutzlos ist daher, wie im ganzen übrigen Deutschland, so auch im Gebiete des französischen Rechtes, jede nicht registrirte Marke, sowie jede markenähnliche Bezeichnung, die sich zur Eintragung nach unserem Markenschutzgesetze nicht eignet, insbesondere die in andern Ländern sehr beliebte, nur aus einem Phantasie-Namen bestehende Wortmarke (Kalodont, Lanolin u. s. w.). Desgleichen werden Etablissements-Bezeichnungen, die nicht etwa als Firmen in Betracht kommen, und deswegen gemäß §§ 13 und 14 des Markenschutzgesetzes Schutz genießen, vor Nachahmungen nicht bewahrt sein, insbesondere als solche Phantasiebezeichnungen nicht, die neben einer Firma gewählt werden, z. B. ‚Zur goldenen 110', „Au Printemps" u. s. w. Anderseits werden alle sonstigen Arten von concurrence déloyale sich in diesem (dem französischen) Rechtsgebiete verfolgen lassen".

Insoweit kommt die Schrift des Rechtsanwalts Alexander-

Katz mit derjenigen des Rechtsanwalts Jul. Bachem überein, welche an weitere als die specifisch juristischen Kreise sich wendet. Der fünfte Abschnitt der erstgenannten Schrift enthält „legislatorische Vorschläge“, und hier gelangt der Verfasser zu einem andern Ergebniß, wie Rechtsanwalt Jul. Bachem. Während letzterer die Einfügung einer dem Art. 1382 des Code civil entsprechenden civilrechtlichen Bestimmung in das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich befürwortet und insbesondere nachdrücklich dafür eintritt, daß schon jetzt in den französisch-rechtlichen Theilen des Deutschen Reiches — der preußischen Rheinprovinz, Rheinhessen, der Rheinpfalz, Baden und Elsaß-Lothringen — die Rechtsprechung (so weit eben nicht reichsgesetzliche Bestimmungen direkt entgegenstehen) der französischen Jurisprudenz in Sachen der concurrence déloyale folge, verlangt Rechtsanwalt Alexander-Katz strafrechtliche Vorschriften, die er auch selbst formulirt.

Er empfiehlt insbesondere folgende Arten der concurrence déloyale der Berücksichtigung unserer Gesetzgebung: 1. Die Anmaßung markenähnlicher, firmenähnlicher oder sonstiger Unterscheidungszeichen der Waaren oder der Geschäftsstätten anderer Gewerbetreibenden, zum Zwecke, sich einen Theil von deren Kundenkreis zuzuwenden. 2. Die — nicht gerade gegen bestimmte andere Gewerbetreibende sich richtende — Anlockung von Käufern durch täuschende Mittel, durch unwahre und schwindelhafte Angaben über die Herkunft oder Qualität der Waaren, über die besondere Veranlassung des Verkaufes, überhaupt über Umstände, welche bei dem Entschlusse der Käufer von wesentlich bestimmendem Einflusse sind. 3. Der Verrath von Geschäfts- oder Fabrik-Geheimnissen solcher Personen, zu welchen man in einem die Treue bedingenden geschäftlichen Abhängigkeitsverhältnisse steht, an einen Concurrenten, sowie die Herbeiführung oder gewerbliche Benutzung eines solchen Verraths im Concurrenzbetriebe. 4. Die Bildung von Ringen zur Preistreiberei und das im Endzweck ebenfalls dahin abzielende Boycottiren von Gewerbsgenossen, mit dem nächsten Zwecke, dieselben zu unterdrücken, oder ihnen willkürliche

Bedingungen für den rechtlichen Betrieb ihres Gewerbes aufzuzwingen.

Die vom Verfasser (ad 1) vorgeschlagenen Bestimmungen betr. den Markenschutz erweitern diesen Schutz in einer den praktischen Bedürfnissen des Handels und Gewerbeverkehrs nach allen Richtungen hin genügenden Weise. Da gegenwärtig im Reichsamt des Innern eine Novelle zu dem Markenschutzgesetz vom 30. November 1874 vorbereitet wird, so kann dieser Punkt hier ausscheiden. Eine strafrechtliche Vorschrift gegen den Verrath von Geschäfts- oder Fabrik-Geheimnissen, wie der Verfasser sie (ad 3) vorschlägt, erscheint durchaus angezeigt und entspricht auch einer Resolution des 19. deutschen Juristentages. Dagegen haben wir starken Zweifel bezüglich des (ad 4) vorgeschlagenen Verbotsgesetzes gegen Ringe zur Preistreiberei und das Boycottiren von Gewerbsgenossen. Eine Bestimmung z. B. wie die gegen Ringbildung: „Mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten werden bestraft: Gewerbetreibende, welche sich vereinigen, um durch gemeinsame Maßnahmen den Marktpreis nothwendiger Lebensmittel oder Gebrauchsgegenstände künstlich zu erhöhen" — wird schwerlich in unser Strafgesetzbuch gelangen und würde eventuell ungemein schwierig zu handhaben sein schon wegen des Begriffs der „künstlichen" Erhöhung des Marktpreises. So wünschenswerth es wäre, wenn gegen die brutale Ausnutzung der Uebermacht im geschäftlichen und gewerblichen Verkehr eingeschritten werden könnte, so dürfte hier auf strafrechtlichem Gebiet doch kaum etwas auszurichten sein. Eher noch möchte auch hier eine civilrechtliche Bestimmung nach Art des Art. 1382 des Code civil eine brauchbare Handhabe bieten, obwohl kein hierhin gehöriges Urtheil französischer Gerichte angeführt werden kann.

Mitten hinein in das Gebiet der concurrence déloyale, wie sie uns im geschäftlichen und gewerblichen Leben unter tausenderlei Formen Tag für Tag entgegentritt, führen die Vorschläge des Verfassers ad 2. Er befürwortet hier die Einführung einer Straffanction etwa des folgenden Inhalts: „Mit

Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten wird bestraft: wer es unternimmt, durch unwahre Angaben über den Ursprung von Erzeugnissen oder Waaren, oder über besondere Eigenschaften derselben oder über besondere Anlässe des Verkaufs, oder durch andere Vorspiegelungen, welche den Irrthum einer besonders günstigen Kaufgelegenheit erregen sollen, Käufer anzulocken." Diese Bestimmung würde in den Abschnitt des Strafgesetzbuches über „Betrug und Untreue", und zwar hinter den § 265, als eine besondere Art betrügerischer Handlung von geringerer Strafbarkeit, als der Betrug selbst, gehören.

Mit einer solchen Bestimmung, meint der Verfasser, würde das öffentliche Rechtsbewußtsein wachgerufen werden. Zweifellos. Aber der gleiche Zweck würde doch auch durch eine civilrechtliche Bestimmung im Sinne des Art. 1382 des Code civil bezw. deren Handhabung im Sinne der französischen Jurisprudenz erreicht. Wie die in dem Bachem'schen Schriftchen mitgetheilten Urtheile zeigen — das große Sammelwerk von Pouillet enthält deren viele hunderte — versteht die Rechtsprechung der französischen Gerichte die auf Schädigung des Concurrenten durch Täuschung des Publikums berechneten Praktiken aller Art zu treffen. Wir fürchten dagegen, daß eine strafgesetzliche Vorschrift, wie Rechtsanwalt Alexander-Katz sie befürwortet, aus verschiedenen Gründen nur in ganz seltenen Fällen zur Anwendung käme. Schon die Beschaffung des Anklagematerials durch die Staatsanwaltschaften böte größere Schwierigkeiten, als die Verfolgung der concurrence déloyale auf civilrechtlichem Wege. Und — was die Hauptsache ist — in Frankreich ist der Beweis geliefert, daß es mit dem Art. 1382 geht: alle Formen des unlautern Wettbewerbes werden auf Grund dieses Artikels in seiner ausgezeichneten Handhabung durch die französischen Gerichte verfolgt. Die Beschwerden über unredliche Concurrenz sind in Frankreich, Dank dieser Rechtsprechung, verhältnißmäßig sehr selten, der wohlthätige Regulator des geschäftlichen und gewerblichen Verkehrs ist dort vorhanden.

Das Schriftchen des Rechtsanwalt Jul. Bachem bezeichnet, wie bemerkt, die Einfügung des der französischen Jurisprudenz entsprechenden Rechtsbegriffs der concurrence déloyale in unsere Gesetzgebung bezw. Rechtsprechung als das zu erstrebende Ziel. Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich enthält (in § 705) eine Bestimmung, welche in der Anwendung auf das geschäftliche und gewerbliche Leben zu einer Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes im Sinne der heutigen französischen Rechtsprechung führen kann und muß. Zunächst aber ist alles aufzubieten, um die Gerichte in den französisch-rechtlichen Gebieten des deutschen Reiches dahin zu bringen, daß sie dem französischen Vorbilde in der Handhabung des Art. 1382 des Code civil folgen.

In dieser Beziehung sagt die Bachem'sche Schrift: „Hier steht bis jetzt die allzu formalistische Judicatur des Reichsgerichts (von der einige Beispiele gegeben werden) entgegen. Die französische Rechtsprechung ist viel beweglicher, sucht zur Entscheidung einer Sache weniger nach einem Paragraphen als nach einem Princip, und hat sie das Princip gefunden, so trägt sie kein Bedenken, dasselbe in dem unendlich vielgestaltigen gewerblichen Leben überall da zur Geltung und Anwendung zu bringen, wo das gesunde Rechtsgefühl eine solche Anwendung verlangt. Dabei hat die französische Rechtsprechung sich in ungleich engerer Fühlung mit dem gewerblichen Leben gehalten wie die deutsche, welche mehr die wissenschaftliche Consequenz als eine lebendige Rechtsauffassung pflegt."

Vorerst in einzelnen besonders crassen Fällen von unlauterm Wettbewerb, dann in immer mehr, wenn auch minder crassen Fällen müßten, so empfiehlt der Verfasser, die davon betroffenen und geschädigten Kreise vorgehen, um dem Reichsgericht an ihrer Hand die zwingende Nothwendigkeit darzuthun, von der bisherigen formalistischen Rechtsprechung abzulassen. Eine schwindelhafte Reklame schädige regelmäßig alle von ihr betroffenen Gewerbetreibenden, häufig aber einen einzelnen nicht in so hohem Grade, daß er sich aus diesem Grunde zur Klage veranlaßt sähe. Es müßten also die Vertretungen

der Gesammtheiten, die kaufmännischen Corporationen, Innungen, freien Vereine u. s. w. die Sache in die Hand nehmen, indem sie die nöthigen Nachforschungen anstellen und dann einen besonders betroffenen Einzelnen veranlassen zu klagen.

Wenn die Rechtsprechung des Reichsgerichts in diesen Fragen sich anders gestaltet hat, als die französische Rechtsprechung, so liegt ohne Frage ein Theil der Schuld an der geringen Regsamkeit unserer gewerblichen Stände bei Wahrung ihrer Interessen nach der in Rede stehenden Richtung hin. Man ergeht sich vielfach in allgemeinen Klagen, ohne aber energisch Hand anzulegen, um Abhilfe zu schaffen. Wenn das betheiligte Publikum, vor allem die durch unlautern Wettbewerb geschädigten Kreise in geeigneten Fällen beharrlich die Gerichte um Schutz anrufen, so kann derselbe auf die Dauer nicht versagt werden. An Kölner Gerichten sind z. B. zwei Fälle anhängig, in welche die Frage der Concurrence déloyale hineinspielt. Gelingt es, den richtigen Grundsätzen erst einmal Bahn zu brechen, so ergibt sich die weitere Entwicklung ganz von selbst. Das Material zur Verfolgung dieser für unser geschäftliches und gewerbliches Leben hochwichtigen Angelegenheit ist jetzt in den vorstehend besprochenen Veröffentlichungen völlig ausreichend geboten.

Vom Rhein, im Juli 1892.

XXIX.

Cardinal Manning und die socialen Reformatoren Carlyle, Ruskin und Kingsley in der Arbeiterfrage.

I.

Manning zählt nicht zu den Bahnbrechern, welche der Welt neue Wege weisen, oder im Laufe der Jahrhunderte verschüttete Schachte wieder aufdecken, nicht zu den tief einschneidenden Schriftstellern, welche gleich den Propheten ihren Zeitgenossen den Spiegel vorhalten und sie mit flammenden Worten an die Gerichte Gottes erinnern. Manning ist weit mehr receptiv als produktiv, er studirt mit großem Eifer die Werke seiner Vorgänger und sucht ihre Grundsätze und Resultate den faktischen Verhältnissen anzupassen. Manning ist nicht blos bei einem Stuart Mill, Ricardo ꝛc. in die Lehre gegangen, sondern auch bei Carlyle, Ruskin, Kingsley und Andern. Wenn einer, so ist Carlyle der Prophet und Seher zu nennen, der mit großer Unerschrockenheit dem Adel und der Geldaristokratie ihr Unrecht vorgehalten, sie an ihre Pflichten erinnert hat. Die Schriften, welche sich speciell mit der socialen Frage beschäftigen: „Vergangenheit und Gegenwart" 1843, Chartismus 1840, Flugschriften, Weitere Folge 1850, sind nicht regelrechte, den Gegenstand erschöpfende Abhandlungen, sondern Lichtblicke, oder orakelartige Aussprüche, die oft überaus zutreffend, oft schwer verständlich und praktisch unausführbar sind. Gleichwohl hat kein Zeitgenosse nachhaltigeren Einfluß auf die englische Nation aus-

geübt und den Philanthropen, welche mit neuen Gesetzesanträgen vor das Parlament traten, größeren Vorschub geleistet als Carlyle.

Dieser merkwürdige Mann wurde 1795 in Ecclefechan, einem Dörfchen Schottlands, geboren und mußte durch eine bittere Schule des Leidens hindurchgehen, bis er sich eine sorgenfreie Existenz sichern konnte. Als Schullehrer seit 1814, dann als Landwirth 1820, darauf als Mitarbeiter an Zeitschriften suchte Carlyle sich sein Brod zu verdienen. Seine ersten Schriften fanden wenig Anklang, bis sein Meisterwerk „Die französische Revolution" erschien. Von nun an konnte Carlyle darauf rechnen, daß das Publikum ihn hören und seine Orakelsprüche beherzigen werde. Schon in dem Aufsatze „Signs of the Times" (1829) hatte Carlyle die socialen Zustände zutreffend beurtheilt: „Nicht blos das Aeußere, Physische wird, so schreibt er, durch Maschinerie geregelt, sondern auch das Innere, Geistige. Man behandelt alles wie eine Maschine, die man entweder gar nicht berührt, oder von neuem ölt, oder wieder aufbaut; dadurch glaubt man die sociale Existenz zu sichern und zu fördern. Uns thun geistige Kräfte noth: die geheimnißvollen Triebfedern der Liebe, Furcht, Bewunderung, Begeisterung und Poesie, welche einen lebendigen und unendlichen Charakter haben".[1]) Auf politische Reform setzte Carlyle wenig Vertrauen, er verlangt vielmehr innere und geistige Reform. Gesetzgebung könne, meinte er, nur das Unkraut ausrotten, zu pflanzen und anzubauen sei die Sache des Individuums. Er übersah hierbei, daß durch die Entfernung schädlicher Einflüsse die natürliche Entwicklung des Menschen gewaltig gefördert, daß vielfach das Gute nicht angestrebt wird, weil die Schwierigkeiten zu groß sind.

Zu jener Zeit, in welcher Drummond, der Unterstaatssekretär in Irland, als Revolutionär verschrieen wurde, weil

1) **Edinburgh Review XLIX p. 439 sq.**



er betonte, das Eigenthum verleihe nicht blos Rechte, sondern lege auch Pflichten auf, waren starke Ausdrücke über die Ungerechtigkeit des herrschenden Systems ganz am Platz. Dem Landadel und der Geldaristokratie, welche beständig die Ausdrücke Vertragsfreiheit, freie Concurrenz im Munde führte, wer nicht arbeitet, soll nicht essen; wer nicht vorsichtig ist und spart, verdient kein Mitleiden, wenn er in's Unglück fällt — betonte Carlyle, daß die Reichen diese Grundsätze zuerst auf sich selbst anwenden müßten. „Seine Väter, so sagt er von den Reichen, haben für ihn gearbeitet, vielleicht glücklich gespielt; da sitzt nun ihr Sprößling und gesteht nicht voll des Schmerzes, sondern voll des Stolzes, daß er seit Menschengedenken nicht gearbeitet hat. Es ist Landesgesetz und nach seiner Ansicht ein allgemein giltiges Gesetz, daß ihm allein unter allen Menschen keine andere Aufgabe zugefallen ist, als seine gekochten Speisen zu essen und sich nicht aus dem Fenster zu stürzen. . . . Wenn man die Korngesetze, Jagdgesetze und die Bestechung bei den Wahlen für das Parlament betrachtet, dann schaudert es einem, wenn man das Untertauchen und Ueberstürzen dieser Herren sieht, die man bei den Rockschößen und Rockaufschlägen halten muß, daß sie nicht durch das Fenster stürzen und von den eisernen Spitzen der Stacketen auf der Straße durchbohrt werden." [1]) In demselben Buche, das eine tiefergreifende Gegenüberstellung der alten patriarchalischen Zeit und der Gegenwart enthält, schreibt Carlyle: „England ist ein reiches Land, hat viele Produkte und Hilfsquellen, und doch stirbt England an Entleerung (inanition). Die Saaten blühen und reifen heran, es wogt die goldene Ernte hin und her. Das Land ist besäet mit Werkstätten, die Arbeiter in denselben sind die stärksten, geschicktesten und bereitwilligsten auf der ganzen Welt; aber siehe, es ist als ob wie durch einen Zauberspruch alle die Früchte der Arbeit

1) Past and Present p. 154. III c. 8.

gefeit wären und keiner, weder Arbeiter noch Arbeitgeber noch Müßiggänger, dieselben genießen könne. Ungefähr zwei Millionen sitzen in den Armenhäusern, den Gefängnissen des Armengesetzes, oder es wird ihnen Hausunterstützung über die Mauern geworfen; die Arbeitshaus-Bastille ist überall zum Bersten. Es sitzen 1,200,000 in England allein in Arbeitshäusern, wo man nicht arbeiten kann; ihre rechte Hand ist gelähmt und ruht müssig an dem schmerzerfüllten Busen, sie sind froh, daß sie eingeschlossen und verzaubert sind, sonst müßten sie Hungers sterben. So viel Hunderttausende sitzen in den Arbeitshäusern, und andere Hunderttausende finden nicht einmal Arbeitshäuser, die sie aufnehmen; in den Städten von Glasgow und Edinburg sieht man Scenen des Wehs und der Verlassenheit, wie sie die Sonne in den barbarischten Ländern wohl nie beschienen hat... Wohin ihr immer blickt oder geht, ihr müßt gestehen, die Arbeiterbevölkerung sinkt mehr und mehr und ist bereits in ein Elend ohne gleichen gesunken“ (ibid. p. 1—2).

Nach Carlyle sind Mangel an ständiger Beschäftigung und Auflösung des engeren Verhältnisses des Arbeiters und Arbeitgebers die Hauptübel der Zeit, mit anderen Worten, die Selbstsucht der Arbeitgeber, welche den Arbeiter gleich einer Maschine benutzt und wenn dieselbe nicht mehr so viel Arbeit liefert als andere Maschinen, dieselbe wegwirft, und durch eine neue ersetzt. Daß Verbindungen der Arbeiter unter sich das beste Schutzmittel gegen die Arbeitgeber seien, ahnte Carlyle, hat es aber nie klar und bestimmt genug ausgesprochen. Carlyle sieht überall die Fehler und Mängel, gibt aber höchst selten weise und praktisch durchführbare Reformvorschläge; er ist mehr destruktiv als construktiv. So demokratisch manche seiner Aeußerungen scheinen, so ist er im Herzen ein Aristokrat, der nicht daran glaubt, daß das Volk sich selber regieren, oder wirkliche Macht besitzen könne, ohne sie zu mißbrauchen. Nicht Adel der Geburt, nicht große Reichthümer gelten bei Carlyle als die besten Empfehl-

ungen für die Herrschaft über andere, sondern Einsicht in die Lage der Zeit und Willensstärke; Männer wie Cromwell, denen die Macht auch das Recht verleiht, ihren Willen den Schwächeren aufzunöthigen, braucht unsere Zeit, wir müssen zu Gott beten, daß er uns Kraftmenschen, wohlthätige Despoten sende. Diese Führer der Industrie können allein die menschliche Gesellschaft befreien. Verfassung und Gesetze sind einfach Nothbehelfe, nur dazu da, um übertreten zu werden; dagegen sind feste Zustände wie im Mittelalter unter dem Feudalsystem unseren modernen Verhältnissen vorzuziehen. Carlyle sagt: „Gurth, der geborene Sklave des Sachsen Cedric (zwei berühmte Charaktere in Walter Scott's Ivanhoe) scheint mir glücklich, verglichen mit manchem Arbeiter in Buckinghamshire und Lancashire. Die Schweine, welche er hütete, gehörten Cedric, aber Gurth erhielt doch Stücke davon. Gurth ist jetzt emancipirt und hat seine Freiheit erhalten. Freiheit, so sagt man mir, ist etwas Göttliches. Freiheit, wenn sie zur Freiheit Hungers zu sterben wird, ist nicht so göttlich". „Gurth erhielt so viele Schläge als Schweineschnitzel, wenn er sich schlecht betrug, aber er gehörte Cedric an; damals gab es überhaupt Niemanden, der Niemanden angehörte; man schickte damals die Leute nicht in die Bastillen nach dem Grundsatz „laissez faire" und zwang auch Niemanden seine Verwandtschaft durch den Tod am Typhus zu beweisen". [1]) Nur gelegentlich fordert Carlyle die Arbeiter auf, sich zu organisiren, in der Regel sucht er durch die Ausmalung der kläglichen Lage der Arbeiter und durch die Prophezeiung großer Gefahren auf die Arbeitgeber und Großgrundbesitzer zu wirken. „Liebe, so sagt er, kann nicht durch Baarzahlung gewonnen werden und ohne Liebe können die Menschen nicht lange zusammen bleiben. Ohne Zusammenhang, ohne jede Verbindung der Soldaten unter sich ist keine Kriegführung möglich; wenn

1) Past and Present 182, 210, 233.



die Arbeiter nicht unter sich und mit dem Arbeitgeber durch die Bande gegenseitigen Wohlwollens verknüpft sind, ist an ein Gedeihen der Arbeit nicht zu denken".

Durch Aufforderungen dieser Art wurde bei den Arbeitgebern wenig gewonnen, wohl aber die öffentliche Meinung umgestimmt. Die tieferen religiösen Motive konnten bei Carlyle schon darum nicht anklingen, weil er ein calvinischer Skeptiker war, der das Christenthum über Bord geworfen hatte, weil er an die Güte Gottes und seine weise Vorsorge nicht glaubte, endlich weil die tieferen Quellen menschlicher Sympathie in seinem Herzen versiegt waren. Carlyle beschrieb eine Stadt um Mitternacht also: „500,000 zweibeinige Thiere ohne Federn liegen um uns herum, in horizontaler Stellung, sie alle haben Zipfelmützen auf den Köpfen, die voll sind von den dümmsten Träumen. Der Stoff, woraus die Menschen gemacht sind, verdient die Erlösung, wie Christus sie gewollt hat, nicht, sondern muß in etwas roherer Weise gerettet werden, eine wohlthätige Peitsche, physische oder moralische, ist vielleicht das beste Werkzeug".[1]) Auch sonst zeigte sich eine auffallende Verachtung der niederen und ungebildeten Klassen, die nur dazu da zu sein scheinen, um den Mächtigen zu dienen, sofern dieselben noch einen Funken von Edelmuth und Wohlwollen besitzen.

Ein großer Bewunderer Carlyles ist der große Kunstkritiker John Ruskin, geboren 1819, welcher sich auch mit socialen Fragen beschäftigt hat. „Lies, so sagt er, deinen Carlyle mit aller Aufmerksamkeit und mit dem Herzen, und du wirst von ihm lernen, daß gute Gesetze ewig sind und wir ihnen gehorchen müssen, ferner daß der Anfang und das Ende der guten Gesetze darin besteht, daß Jedermann für sein Brod arbeite und für seine Arbeit gutes Brod erhalte. Der Fluch der Finsterniß, so sagt er anderswo,[2]) ist auf unsere Herzen und Gedanken gefallen, und die Miriaden,

---

1) Bei Hutton, Modern Guides of English Thought. p. 36.

2) De Gibbins p. 210.

welche von dem englischen Minotaurus der Habsucht verur-
theilt sind, zu leben, wenn man das leben nennen kann, in
dem Labyrinthe schwarzer Mauern und ekliger Durchgänge
zwischen denselben, welche das Thal der Themse füllen, das
man London nennt. So lange man da weilt, ist jedes
Kunstwerk umsonst, da die Wirklichkeit so häßlich ist". Ein
Hauptschaden der modernen Civilisation wird von Ruskin
richtig dahin erklärt: „Die Herabwürdigung des Arbeiters
zur Maschine verleitet mehr als irgend ein anderes Mittel
unserer Zeit zu eitlem, regellosem und destruktivem Kampf
um die Freiheit, deren Natur sie nicht erklären können. Und
alles dieses, nicht weil sie schlecht genährt sind, sondern weil
sie keine Freude an der Arbeit haben, durch welche sie ihr
Brod erwerben. Sie fühlen sich nicht verletzt durch die Ver-
achtung der höheren Klassen, sie können sich gegenseitig nicht
ertragen; sie fühlen, daß die Arbeit, zu welcher sie verur-
theilt sind, sie herabwürdigt und unter das Thier erniedrigt.
Nie haben die höheren Klassen so viel Sympathie mit den
niedrigeren an den Tag gelegt, nie wurden sie von den letz-
teren mehr gehaßt. Zu fühlen, daß die Seele im Innern
abstirbt, zu finden, daß ihre ganze Existenz in einen unab-
sehbaren Abgrund versinkt, daß der Einzelne nur als ein
Gelenk im großen Mechanismus gilt, das stimmt nicht mit
den Gesetzen der Natur, darauf kann der Segen Gottes nicht
ruhen, das ist unerträglich. Wir fabriciren alles, nur Menschen
bilden wir nicht, wir bleichen die Baumwolle und härten
den Stahl, wir raffiniren den Zucker und stellen Töpfer-
waaren her; denken aber nie daran, eine einzige Menschen-
seele zu stärken, zu läutern und zu bessern". Ruskin ver-
spricht sich das Heil von Erziehung, von Gesundheitspflege,
von Gewöhnung der Jugend an Gerechtigkeit und Höflich-
keit, von der Errichtung von Fabriken und Werkstätten durch
die Regierung, von Fixirung der Löhne, endlich von Pen-
sionen für das Alter. Die Regierung wird für alles dieses
mehr in Anspruch genommen als bei Carlyle.

Nicht weniger Theoretiker als Carlyle und Ruskin ist Charles Kingsley.[1]) Kegan Paul sagt von ihm:[2]) „Kingsley war keineswegs ein durch ausgebreitete Gelehrsamkeit oder gründliches Wissen hervorragender Mann, weder als Theologe noch als Historiker, noch als Kenner der Naturwissenschaften. Er hatte jedoch über alle möglichen Gegenstände so viel gelesen, daß er einen interessanten Vortrag halten konnte, ohne sich des Unzureichenden seiner Kenntnisse bewußt zu werden. Für junge Leute, die noch im Entwicklungsstadium begriffen waren, war dieser trotz seines Alters noch zu jugendfrische, zum Herrschen geborene Mann eine Art Offenbarung. Wir hatten nie seines gleichen getroffen, waren nie mit jemand zusammengetroffen, der einen so tiefen Eindruck auf die Jugend machte. Was Kingsley für mich und Andere so anziehend machte, war dieses, daß dieser kenntnißreiche Mann trotz seiner glänzenden Conversationsgabe, seiner athletischen Gestalt und seiner Hinneigung zu athletischen Uebungen — er war einer der kühnsten Reiter, besten Jäger und Beilkespieler — ein Mann des Gebetes war, und daß sein Herz überfloß mit, ich möchte sagen, leidenschaftlicher Liebe für Christus, in dem er nach der Weise der Heiligen seinen Freund und Bruder ehrte. Wenn er die Bibel oder die Gebete der Kirche las, glaubte man eine wahre Botschaft Gottes zu hören. Gepaart mit Religiosität waren bei Kingsley demokratische Tendenzen und eine Liebe zu den Armen, welche an den Socialismus grenzte, ferner ein großer Abscheu vor jeder Täuschung".

Wir haben es hier mit Kingsleys Ansichten über Socialismus zu thun, nicht mit seinen Ansichten über Theologie, Geschichte und Politik. Die große Reformbill vom

1) Buddensieg's Artikel in Herzog's Realencyklopädie XIII, 138 bis 159 enthält viel Schiefes und Unrichtiges; die Fehler und Schwächen Kingsley's sind verdeckt, sein Einfluß wird überschätzt.

2) Confessio Viatoris, Month 1891. II, p. 462.



Jahre 1832 hatte dem Mittelstande das Recht, Vertreter ins Parlament zu senden, gewährt, und die Macht des Adels, der durch Druck auf die Wähler in den Burgflecken sich eine gefügige Kammermajorität hatte schaffen können, bedeutend beschränkt, aber es fehlte noch viel zu einer vollen Gleichberechtigung aller englischen Bürger. Die von der französischen Revolution verbreiteten Grundsätze hatten auch in England Anklang gefunden, und gewannen nach Vollendung des langen Krieges und infolge der socialen Uebel zahlreiche Anhänger. Die hauptsächlich aus Freunden der Arbeiter und Arbeitern bestehende Partei faßte ihre Vorschläge behufs Reform in folgende 6 Punkte zusammen: „1. Allgemeine Wahlfreiheit, 2. geheime Abstimmung, 3. jährliche Parlamente, 4. Abschaffung der Wahlbefähigung, 5. Bezahlung der Parlamentsmitglieder, 6. gleichmäßige Wahlbezirke (diesen letzten Punkt ließ man später fallen).

Feargus O'Connor war der Führer dieser Partei, Lovett, Vincent und Jones standen ihm zur Seite und übten großen Einfluß auf die Massen durch die Presse und ihre Reden in den großen Volksversammlungen. Einer der leidenschaftlichsten Redner war der ehemalige Prediger Stephens, der uns den Standpunkt der Chartisten (so genannt nach dem Freibrief, den sie verlangten) also kennzeichnet: „Es ist keine politische, sondern eine Messer- und Gabel-Frage, das Recht eines jeden Manns zu einem Heim, Herd und Glück, das Recht, Gottes freie Luft einzuathmen, auf Gottes freier Erde zu wandeln. Es bedeutet, daß jeder Arbeiter zu einem guten Hut und Rock kommt, zu einem guten Haus und Mittagessen, nicht mehr Arbeit verrichtet, als mit seiner Gesundheit verträglich ist, und so viel Lohn erhält, daß er gut damit leben kann". Er fügte bei: „Die Absicht, in der die Chartisten zusammengekommen, sei friedlich, weil die Behörden in Manchester Vertrauen auf ihre Loyalität gesetzt hätten. Andernfalls würde er 10,000 Bewaffnete mit sich gebracht und alle, die im Stande seien, Waffen zu tragen,

zu sich entboten haben, um die Kämpfe für die Verfassung auszukämpfen".[1] Da die von den Chartisten eingereichte Riesenpetition unbeachtet blieb, kam es zu Aufständen der Chartisten, die jedoch mit Verhaftung der Rädelsführer endigten, 1841. Die Bemühungen der Chartisten von 1842 und 1848, das Parlament zur Abstellung der Beschwerden der Arbeiter zu bewegen, scheiterten gleichfalls, da die Arbeiter sich nicht organisirt hatten. Die Gleichgiltigkeit, mit welcher die herrschende Klasse die Nothlage der Arbeiter infolge der Stockung von Handel und Gewerbe betrachtete, erregte den Unwillen der Volksfreunde, welche die öffentliche Meinung zu Gunsten der Arbeiterklasse umzustimmen versuchten. Unter ihnen spielten Charles Kingsley und sein Freund Frederic D. Maurice eine bedeutende Rolle. Ersterer veröffentlichte noch vor dem Ausbruch der Unruhen einen Roman „Hefe, ein Problem" (Yeast 1848), dem später sein noch berühmterer Roman „Alton Locke" 1850 folgte. Er war ferner Mitarbeiter an einer Zeitschrift „Politik für das Volk" und schrieb unter dem Pseudonym „Parson Lot" „Briefe an die Chartisten", die bei seinen Standesgenossen großen Anstoß gaben. Nach der Grundanschauung Kingsleys sind der Pair und der Dechant die geborenen Führer des Volkes, ist jede Gesetzgebung unnütz, wenn eine innere Reform unter der Arbeiterklasse nicht vorhergehe. „Seid weise und ihr werdet frei sein, denn dann werdet ihr befähigt sein, von der Freiheit Gebrauch zu machen", so schließt einer seiner Aufrufe. „Gott wird die Gesellschaft blos unter der Bedingung reformiren, daß Jedermann sich selbst reformirt, während der Teufel ganz bereit ist, euch zu helfen in der Verbesserung der Gesetze und des Parlamentes der Erde und des Himmels und die für ihn unbequeme Frage, jeder solle sich selbst bessern, gar nicht berührt". Während Kingsley die gedrückte Bevölkerung zur Geduld ermahnte, suchte er

1) Annual Register 1838. Hist. p. 311.

die höheren Klassen durch die Schilderung des Elendes der Land- und Stadtbevölkerung zu Reformen zu bewegen, um das unheimliche Gespenst der Revolution abzuwehren.

Demokratische Tendenzen, Selbstverwaltung, Einfluß des Volkes auf die Gesetzgebung, wünschte Kingsley ebensowenig als Carlyle; wie Carlyle erblickte er in republikanischen Ideen nur eine vielköpfige Hydra. Die Geschichte hätte ihn belehren können, daß das Volk in der Regel maßvoller ist und die bestehenden Rechte mehr respektirt als Oligarchien. Weder der herrschenden noch der arbeitenden Klasse war mit Kingsleys Rathschlägen viel gedient, da er wohl die bestehenden Uebel zu schildern, aber keine Heilmittel anzugeben vermochte, und sich zudem zu Uebertreibungen verleiten ließ. Kingsley war zu sehr Aristokrat, hatte zu überspannte Ansichten von den Rechten des Eigenthums und der Freiheit des Individuums, als daß er die goldene Mitte zwischen Socialismus und Conservatismus hätte treffen können. Die modernen christlichen Socialisten sind weit über ihn hinausgegangen, und haben das Verhältniß der Arbeitgeber zum Arbeiter weit richtiger bestimmt als Kingsley, der gleich so vielen Reformern, nachdem der erste Feuereifer erkaltet war, mit den bestehenden Verhältnissen sich mehr und mehr aussöhnte. Er starb 1875, nur wenige seiner Vorschläge kamen zu seinen Lebzeiten zur Ausführung, weil er in Regierungskreisen keinen Einfluß besaß und als Enthusiast galt.

Grundverschieden von Kingsley sind der Earl von Shaftesbury und Cardinal Manning, die beide ängstlich bemüht waren, in maßgebenden Kreisen ihren Einfluß geltend zu machen.

„Wir sind, sagt Hutton,[1]) seit den letzten Jahren so sehr an das Schauspiel gewöhnt worden, einen Cardinal der heiligen römischen Kirche Theil nehmen zu sehen an den Comités im Rathhause in London (Mansion House) oder

1) Life p. 188.



an sein Präsidium in philanthropischen Versammlungen, oder sein Auftreten als Schiedsrichter zwischen den streitenden Parteien bei einem Strike, daß es uns förmlich eine Anstrengung kostet, uns ins Gedächtniß zurückzurufen, daß diese Zustände erst von gestern her sind, daß vor 25 Jahren kein Würdenträger der Staatskirche, kein bekannter Prediger der Nonconformisten bereit gewesen wäre, auf derselben Plattform mit einem katholischen Geistlichen zu erscheinen, und daß kein katholischer Geistlicher an Versammlungen, welche die sociale Reform zum Ziele hatten, würde Theil genommen haben".

Die klägliche Lage der Armen in Paris nach der Belagerung durch die deutsche Armee Januar 1871 rief große Theilnahme in London hervor. Man beschloß, Geld zu sammeln und lud Erzbischof Manning ein, der schon vorher Sammlungen in den katholischen Kirchen zu diesem Zwecke empfohlen hatte, an dem Comité im Mansion House Theil zu nehmen. Von dem Comité wurde er auch beauftragt, eine Beileidsadresse an den Bürgermeister von Paris abzufassen. Durch den Eifer, den Manning an den Tag legte, seine praktische Erfahrung und durch sein einnehmendes Wesen gewann er bald alle Herzen. Die Schranken waren gefallen, man setzte eine Ehre darein, den katholischen Bischof zu allen wichtigen Versammlungen einzuladen. Das Vorurtheil, Manning fasse gleich andern katholischen Würdenträgern (die man natürlich grundlos im Verdacht hatte) einzig und allein den Vortheil seiner Kirche in's Auge und habe kein Herz für die Leiden der Armen, schwand nach und nach und machte der Hochachtung für seine Persönlichkeit Platz, der man Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wo es galt, Gutes zu zu thun, das Loos der Arbeiter zu erleichtern, war der Erzbischof bereit, auch mit Männern, deren politische und religiöse Grundsätze er mißbilligte, Hand an's Werk zu legen. In der am 10. December 1872 gehaltenen Versammlung, welche sich über die Maßregeln zum Besten des neu gegrün-

deten Bauernvereines berieth, brachte Manning den ersten Vorschlag ein. „Siebenzehn Jahre, sagte er, saß ich Tag für Tag in den Hütten der Landarbeiter von Sussex, und ich kannte sie und kannte ihre Kinder und ihre geringen Mittel zum Unterhalt. Statt ihnen beizuspringen, lasse man sich von den Theorien der Staatswirthschaftslehrer bestimmen; während man in Irland die Landgesetze reformire, lasse man in England alles beim Alten". Die Freimüthigkeit, mit welcher der Erzbischof den wunden Fleck aufdeckte, die Kühnheit, mit welcher er schon damals Gesetze zu Gunsten der Pächter forderte, erhielten den ungetheilten Beifall aller Anwesenden, zogen ihm aber in einigen Zeitungen den Vorwurf zu, er sei ein Socialist und stehe auf demselben Standpunkte mit Arch, dem Vertheidiger der Arbeiter. Statt dem Sturme zu weichen und jede Sympathie mit Arch abzulehnen, erklärte Manning: „Es berühre ihn gar nicht unangenehm, mit Arch in Verbindung gebracht zu werden, denn er glaube, Arch sei ein guter und ehrlicher Mann und würde sich zur Erreichung des an und für sich guten Zweckes nur der vom Sitten- und Landesgesetze sanktionirten Mittel bedienen".

Ueber seiner öffentlichen Wirksamkeit vergaß der Erzbischof keineswegs die Sorge für das leibliche und geistige Wohlergehen seiner Heerde und suchte deshalb die Vincenzvereine in seiner Diöcese zu vermehren. Im März 1876 hielt der seit März 1875 zum Cardinal ernannte Erzbischof eine Vorlesung über „die Rechte und Würde der Arbeit". die 10 Jahre später gedruckt wurde. Nach dem Grundsatz „Arbeit ist Kapital", machte Manning geltend, daß Handwerkervereine gerade so befugt sind, sich gegen Uebergriffe der Arbeitgeber zu schützen, als Kapitalisten und Arbeitgeber ihr Eigenthum schützen dürften. Er betonte die Nothwendigkeit der Erziehung und wies darauf hin, daß die Gewohnheit, Mütter und noch nicht ausgewachsene Kinder in den Fabriken zu beschäftigen, den Grund lege zu Krankheiten aller Art, Körperschwäche und manchen geistigen Uebeln. Eine solche

Sprache aus solchem Munde machte natürlich viel mehr Eindruck auf die leitenden Staatsmänner und die höheren Kreise, als die Rhapsodien eines Carlyle, Ruskin, Kingsley. Von dem höchsten Würdenträger einer Kirche in England, die sich von jeher durch Conservatismus ausgezeichnet hatte, hatte man eine so offene Sprache kaum erwartet. Der Cardinal suchte seinen Reformideen nicht nur durch Reden in öffentlichen Versammlungen und Flugschriften Eingang zu verschaffen, sondern erörterte die socialen Fragen auch in der Predigt und seinen Hirtenschreiben. In dem Fastenbrief von 1880 sagt er: „Kein Land, kein Zeitalter hat je eine solche Blüthe des Handels und solchen Wohlstand gesehen, wie England. Wir haben jedoch in unserer Mitte nicht blos Armuth, die, wenn ehrlich und unvermeidlich, ehrenwerth ist, sondern auch Pauperismus, das heißt Verderbniß der Armuth und Entartung der Armen. Die Ungleichheiten unseres socialen Status, die Kluft, welche die Klassen trennt, die schroffen und harten Gegensätze zwischen Wohlstand und Entbehrung sind für die Gesellschaft und unsere geistliche Wohlfahrt gefährlich, wenn sie nicht ausgeglichen werden durch Demuth und Mildthätigkeit, durch Sympathie und Selbstverläugnung".

Aehnlich wie Kingsley hatte Manning schon frühe gleichfalls sanitärische Reformen verlangt und auf den Unterschied der Hütten der Armen auf dem Lande und der Hauptstadt hingewiesen. „Ich sah, so schrieb er, in meinen früheren Jahren sehr häufig die Hütten der Landarbeiter. Trotz ihrer Armuth waren sie oft schön. Ich habe Hütten mit Gärten gesehen, mit wenigen aber glänzenden Möbeln, das Torffeuer glomm im Herde; die Kinder spielten vor der Hausthüre. Ueberall sah man Armuth, aber auch überall Glück. Die Hütten der Armen Londons sind oft sehr elend. Ganze Familien leben in einem Zimmer, jede Familie hat einen Winkel. Das kann nicht länger so fortgehen".

Die Gelegenheit, wenigstens einige Uebelstände zu beseitigen, sollte sich ihm bald bieten.

Im März 1884 wurde er zum Mitglied der Commission ernannt, und arbeitete im Vereine mit Sir Charles Dilke, dem Vorsitzenden der Commission, den Bericht aus, der dringende Abhilfe der Nothlage der Arbeiter und Verbesserung der Wohnungen forderte.

Die Aufmerksamkeit des Cardinals Manning, die treffenden Fragen, welche er an die Zeugen stellte, das Praktische der von ihm gemachten Vorschläge bestärkten die Mitglieder der Commission, die außer ihm alle Laien waren, und das große Publikum in ihrer Achtung für den Cardinal. Schon bei dieser Gelegenheit fordert er lokale Selbstverwaltung und Beschränkung der Vorrechte der Eigenthümer, es war jedenfalls nicht seine Schuld, daß die Vorschläge der Commission nicht beachtet wurden. Der Anstoß war gegeben. Seither sind manche Straßen und Gäßchen verschwunden, viele Häuser, die früher allen Gesundheitsregeln gespottet, niedergerissen worden. Nicht bloß in London, sondern auch in andern Städten Englands sind anständige Wohnungen auch für die ärmeren Arbeiter erreichbar.

Die Bemühungen Mannings um Staatsunterstützung für die Auswanderer und Ansiedlung derselben in den britischen Besitzungen müssen wir übergehen, ebenso seine Theilnahme an der Antisklaverei-Bewegung, seine Vertheidigung der Juden gegen Angriffe seitens der Christen, seine Sympathie mit der Heilsarmee und General Booth.[1] Die Beweggründe, welche ihn hierbei leiteten, waren edle Menschenliebe, Mitleid mit den Verfolgten, neidlose Anerkennung fremder Verdienste. Daß nicht nur Protestanten, sondern auch manche Katholiken die demokratischen Tendenzen des Cardinals tadelten, und mit seiner hohen kirchlichen Würde unvereinbar fanden, ist ganz natürlich. Hätte der Cardinal Manning sich einfach durch die Regeln der Klugheit bestimmen lassen, wie ihm manche Anglikaner vorwarfen, dann hätte er in

1) Vgl. Cardinal Manning, eine Skizze, S. 30 ff.



einigen Fällen größere Zurückhaltung an den Tag gelegt; aber wo die Interessen der Arbeiterbevölkerung in's Spiel kamen, da kannte Manning keine menschlichen Rücksichten, da kümmerte es ihn wenig, daß die katholische Aristokratie mit seinen Maßnahmen nicht immer zufrieden war, z. B. mit seiner Vertheidigung Steads, seiner Betonung demokratischer Grundsätze. Die katholische Aristokratie Englands ist bekanntlich conservativ. Manning, ohne eigentlich Politiker zu sein, neigte zur liberalen Partei hin.

In seiner Vertheidigung der amerikanischen „Ritter der Arbeit", die man in Rom gerne verurtheilt gesehen hätte, sagt er: „Bisher wurde die Welt von Dynastien beherrscht; von nun an wird der hl. Stuhl mit dem Volke selbst zu verhandeln haben, und zwar durch die Bischöfe, welche täglich in persönliche Beziehung zum Volke treten. Je klarer und vollkommener dies erkannt wird, um so stärker wird Rom sein. Zu keiner Zeit ist der Episkopat so unabhängig von der weltlichen Gewalt gewesen, so geeinigt unter sich, so enge verbunden mit Rom. Sollte man dieses nicht sehen und die der Kirche verliehene Macht nicht benützen, dann würde man viel Arbeit und Verwirrung anrichten. Die Kirche ist die Mutter, Freundin und Beschützerin des Volkes. Wie der Herr unter dem Volke gewandelt, so lebt seine Kirche unter dem Volke".

Der Reinheit seiner Absichten sich bewußt, aufgemuntert durch den Erfolg seiner Bemühungen und den Beifall der Guten, schritt der Cardinal auf der einmal betretenen Bahn weiter.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

XXX.

Die Ordensfrage nach Natur- und Menschenrecht.

Eine Illustration der süddeutschen Verhältnisse.

Gewissensfreiheit und confessioneller Friede sind zwei Schlagworte, welche in allen liberalen Volksversammlungen und in allen Landtagen, wo die Liberalen stark vertreten sind, eine stereotype Rolle spielen. Dem Wortlaut und dem nächstliegenden Sinne nach ist Gewissensfreiheit „das Recht, sich selbst seine religiösen Meinungen zu machen;[1]) und nach dem Grundsatz: „de internis non judicat praetor", wird diese Forderung wohl auch allgemein anerkannt. Nun beschränkt sich aber die Gewissensfreiheit nicht auf das rein innere Gebiet, sondern sie hat auch eine sehr wichtige sociale Seite; sie bezieht sich auch auf die äußere Wirkungssphäre des Willens.[2]) In einem confessionslosen Staate würde sich aus dem obigen Begriff der Gewissensfreiheit die Consequenz für Jedermann ergeben, seine subjektiven religiösen Meinungen frei und ungehindert auch öffentlich in Wort und Schrift verkündigen und sein Leben darnach einrichten zu dürfen.

---

1) Stöckl, Lehrbuch der Philosophie. Mainz 1869. S. 546.

2) Vergl. Fl. Rieß, S. J., Staat und Kirche. Freiburg 1869 S. 198 ff. XII. Heft der Stimmen aus Maria-Laach über die Encyklika vom 8. Dezember 1864.

Aber einen Staat von so absoluter Confessionslosigkeit, wie man sich denselben theoretisch denken kann, wird es in praxi nicht geben. Selbst in Nordamerika, wo alle Confessionen die denkbar freieste Bewegung haben, wo man selbst der Abneigung der Quäker gegen den Eid nachgibt und sich bei ihnen statt des Eides mit dem Handgelübde begnügt, wird gegen die Polygamie der Mormonen eingeschritten, die doch bei ihnen als religiöse Institution gilt. Auch Ungläubige und Freidenker, die etwa Mitglieder des gesetzgebenden Körpers sind, stehen bezüglich der Beurtheilung dieser mormonischen Praxis, vielleicht sich selbst nicht bewußt, noch einigermaßen unter dem Einfluß des christlichen Sittengesetzes. Tertullians Satz: anima naturaliter christiana, spricht sich in jenem Verbote aus. Ueberhaupt muß die Rechtsphilosophie bei diesen Fragen, wenn sie nicht bei reinen unfruchtbaren Abstraktionen stehen bleiben will, sich an concrete Verhältnisse halten, wie sie durch die christliche Cultur gegeben sind.

Also einen absolut confessionslosen oder, was dasselbe ist, religionslosen Staat gibt es thatsächlich nicht. Vielmehr ist die Religion und das Bekenntniß derselben eine für das Staatswohl so wichtige Angelegenheit, daß der Staat nicht ohne weiteres jede Art des Bekenntnisses, welches aus der Gewissensfreiheit sich ergeben würde, zulassen kann. Heutzutage aber versteht man auf liberaler Seite unter Gewissensfreiheit das Recht, seine eigenen Meinungen über religiöse Fragen, auch wenn sie den Grundsätzen des Christenthums und der Kirche ganz entgegengesetzt sind, frei und ungehindert durch Wort und Schrift zu proklamiren. In diesem Umfang darf ein Staat, der Anspruch auf das Prädikat „christlich“ macht, die Gewissensfreiheit nicht gelten lassen; vielmehr hat er vermöge seiner Schutzpflicht gegen die Kirche das Recht und die Pflicht, gegen solches Vorgehen einzuschreiten und es zu verhindern. Concret zu sprechen, beanspruchen die Bekenner der katholischen Kirche in jedem christlichen Staat,

auch wenn sie nicht in der Majorität sind, kraft der Gewissensfreiheit nicht blos das Recht, ihren Glauben frei und öffentlich zu bekennen, sondern auch das Recht, in ihrem Glauben und in der Bethätigung desselben von keiner Seite beunruhigt zu werden.

Die Katholiken, die sich im Vollbesitz der Wahrheit wissen, sind durchgehends toleranter und rücksichtsvoller, als die Protestanten, deren Confession durch den Kampf gegen die katholische Kirche entstanden ist und nur vom Kampf gegen dieselbe leben kann. Und verträglich sind die Katholiken, obschon sie manche religiöse Anschauungen der Akatholiken als irrige ansehen und die Bekenner derselben, weil sie nicht im Besitz der vollen Wahrheit sind, bedauern müssen.

Auch ein katholischer Staat wird seine andersgläubigen Unterthanen in ihrer Religionsübung schützen. Das Normale ist allerdings die Einheit des Bekenntnisses und des Cultus; und wo dieselbe besteht, muß sie schon nach der Lehre von der alleinseligmachenden Kirche aufrecht erhalten werden Anders gestaltet sich das Verhältniß in einem Lande, in welchem thatsächlich verschiedene Religionsbekenntnisse sich finden. Um den daraus resultirenden politischen Wirren zu entgehen, schließen die Parteien einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vergleich, in welchem sie sich gegenseitig Freiheit der öffentlichen Religionsübung verbürgen. Das ist katholischerseits nicht eine principielle Anerkennung der Cultfreiheit, sondern eine Anerkennung, daß die bürgerliche Gesellschaft ein natürliches Recht auf Existenz hat, welche Existenz durch solche religiöse Kämpfe bedroht wäre.[1]) So entsteht ein modus vivendi, ein Verhältniß gegenseitiger Duldung, welches, wenn es beiderseits ehrlich beobachtet wird, als religiöser Friede bezeichnet werden kann.

Dagegen haben manche Akatholiken und die meisten ab-

1) Vergl. Rieß l. c. 207.

gestandenen Katholiken oft ein sehr eigenthümlich zartes Gewissen. Mir scheint, sie haben dasselbe in einen künstlichen Schlaf eingewiegt, der aber ein so leiser ist, daß die geringste öffentliche Bethätigung katholischen Lebens sie in fieberhafte Aufregung bringt. Wir geben zu, daß ein Kapuziner eine etwas auffallende Erscheinung ist; für einen vorurtheilsfreien Mann aber doch nicht auffallender, als manche andere Erscheinung der Mode. Wenn einer statt des Hutes nur ein kleines Käppchen oder gar keine Kopfbedeckung tragen will, so ist das nicht so auffallend, als die Differenz zwischen einem riesigen Künstlerschlapphut und dem Diminutivkäppchen eines Veloціped-Sportsmanns oder dem Cerevismützchen eines Studenten. Vollbarttragen ist ja modern und allgemein, Mantel mit Kapuze im Winter ist zweckmäßig und beliebt; wenn der Ordensmann nun die Kapuze an seinem Hauptkleid statt am Mantel trägt, und das ganze Jahr hindurch, so ist das nur eine diensame Vereinfachung. Einen Gürtel tragen alle Feuerwehrmänner; ob derselbe von schwarzem Leder oder weißer Wolle ist, kann als indifferent gelten. Sandalenträger sieht man in Wörishofen mehr, als Beschuhte und Gestiefelte; wer weiß, ob die Fußbekleidung der Kapuziner nicht fin de siècle die allgemeine Mode sein wird. Also, was ist am Kapuziner eigentlich auffallend? Was sich bei ihm combinirt, findet man vertheilt auch in der civilisirtesten Gesellschaft. Trotzdem hat ein hochgestellter badischer Beamter einem meiner Freunde die Befürchtung ausgesprochen: „Da könnte es einem ja passiren, daß man mit einem Kapuziner in demselben Coupé fahren muß!“ Nun, wenn der Herr etwa mit P. Bruno, einem Freiherrn von Korff, oder mit P. Bonifacius, einem Freiherrn von Ketteler, zusammengetroffen wäre, so wäre er wohl in guter Gesellschaft gewesen. Aber er würde auch mit jedem andern Kapuziner, der einer bürgerlichen oder bäuerlichen Gesellschaft entstammt, sich anständig unterhalten können. Sie haben alle dieselben allgemeinen Studien gemacht, wie er

selbst, und das Volk kennen sie jedenfalls besser, als er. Und die Bedürfnisse des Volkes mittelbar oder unmittelbar kennen zu lernen, muß ja für jeden Staatsbeamten von höchster Wichtigkeit sein.

Aber man remonstrirt gegen die Kapuziner und die übrigen Orden im Namen der Gewissensfreiheit. Ganz sonderbar! Der Kapuziner beansprucht im Namen der Gewissensfreiheit, in eine religiöse Genossenschaft eintreten, deren kennzeichnende Kleidung tragen und nach ihren Regeln leben zu dürfen Diese Regeln widersprechen weder den Staatsgesetzen, noch den Polizeiverordnungen, noch den Vorschriften des gesellschaftlichen Anstandes. Ein im guten Sinne des Wortes liberaler Mann wird deshalb, auch wenn er nicht gläubiger Katholik ist, sich über die ihm etwa fremdartige Erscheinung der Ordensleute mit dem einfachen Satz beruhigen: „Was geht das mich an? wenn sie in dieser Art des Lebens ihr Glück und ihre Zufriedenheit suchen und finden, so habe ich keine Veranlassung, sie darin zu stören“.

Was choquirt also eigentlich den pseudoliberalen Weltmenschen am Ordensmann? Die bloße Kleidung kann es nicht sein; denn wenn er eine Reise nach Neapel, nach Alexandrien, nach Constantinopel macht, so wird er die auffallenden Landestrachten mit Interesse betrachten, aber sicher kein Aergerniß daran nehmen. Wenn ein unbefangener Mann logisch denken will, so wird er sich beim Anblick eines Kapuziners die Frage stellen: „Was will der Mann eigentlich? Geld und Gut sucht er nicht, denn das darf er ja gar nicht besitzen. Er hat die wissenschaftliche Vorbildung wie jeder Staatsbeamte, und doch hat er diese bescheidene Lebensstellung gewählt. Warum? Natürliche Ziele verfolgt er nicht, also müssen es übernatürliche sein.“ Und welche? Wenn man ihn fragen wollte, würde er sagen: „Ich will meine und meiner Mitmenschen Seele retten“. Dagegen kann ein vernünftiger Mensch gewiß nichts einwenden. Von

der Logik dieser Gedankenfolge hat nun der liberale Weltmensch gewiß keine klare Vorstellung, aber ein unbestimmtes Gefühl, welches ihn in eine sehr unbehagliche Stimmung versetzt. So ein Kapuziner ist ihm, ohne daß dieser selbst es will oder daran denkt, ein lebendiger Beichtspiegel, der ihm durch seine bloße Erscheinung sehr unliebsame Fragen stellt: „Was ist der Zweck deines Daseins? Wie erstrebst du denselben? Was wird aus dir, wenn du ihn verfehlst?" Gewissen, Tod, Gericht, Ewigkeit sind für einen Lebemann sehr unbequeme Vorstellungen. Allerdings würden dieselben durch das Zusammenleben mit jedem frommen Christen auch wachgerufen werden können. Aber durch Gewohnheit kann man sich gegen solche nahe liegende Anregungen abstumpfen. Wenn einem dagegen so ein Kapuziner oder ein anderer Ordensmann unversehens in den Weg tritt, so wirkt das wie ein elektrischer Schlag. Um gegen diesen sich zu sichern, verlangt man im Namen der eigenen Gewissensfreiheit, daß Ordensleute überhaupt nicht ins Land dürfen, d. h. daß die Gewissensfreiheit Anderer vergewaltigt werde. Aus all dem Gesagten aber erhellt klar und deutlich, daß der Mann unter Gewissensfreiheit das Recht versteht, von allen Regungen und Mahnungen des Gewissens frei zu bleiben; Gesetz und Polizei sollen ihm behilflich sein, Alles fern zu halten, was sein künstlich eingeschläfertes Gewissen beunruhigen könnte. Aber gerade dieses ängstliche Streben, in seiner Gewissensruhe oder richtiger in seinem Gewissensschlaf nicht gestört werden zu wollen, ist der Beweis eines bösen Gewissens. Pax et non est pax! ruft der Prophet (Ezech. 13, 10).

Zum Schluß dieser Betrachtung noch eine Anekdote. Als vor etwa mehr als dreißig Jahren die ersten Krankenschwestern nach Darmstadt kamen und einmal über die Straße gingen, rief ein Soldat voll Staunen seinem Kameraden zu: „Du, guck emol, was ist denn des?" Der Kamerad entgegnete gelassen: „Loß die gehn, die kenn ich, des sin

Kapuziner". So hörten die Klosterfrauen mit eigenen Ohren. Indem der einfache ungebildete Soldat, dem der Kapuziner der Sammelbegriff für alle katholischen, männliche und weibliche, Orden war, den Klosterfrauen das Recht zugestand, in ihrer Weise sich zu kleiden, zu leben und zu arbeiten, und noch dazu im selbstlosen Wirken für die leidende Menschheit, hatte er unstreitig einen weit richtigeren Begriff von der Gewissensfreiheit, als der hochgebildete Alt-Reichskanzler, da er in der Hitze der Culturkampfsdebatte das Wort sprach: „Lieber gar keine Schulen, als Klosterschulen!" und damit den Katholiken das Recht absprach, aus religiösen und aus Zweckmäßigkeitsgründen ihre Kinder von Ordensleuten erziehen zu lassen.

Fassen wir nun den angeblich durch die Orden gefährdeten confessionellen Frieden ins Auge. Als am 26. Mai ds. Js. in der badischen zweiten Kammer [1]) der Centrumsmann Freiherr von Buol den Antrag einbrachte, die Regierung wolle sich bezüglich der Einführung der Orden mit der Anzeige begnügen, wie sie durch das Vereinsgesetz vorgeschrieben sei, erklärte der Cultusminister Nokk, die Regierung könne ihre Zustimmung zu der Forderung, daß ohne ihre vorgängige Genehmigung Orden eingeführt werden dürften, nicht geben, da sie nicht auf einen Einfluß zu verzichten vermöge, den sie zur Wahrung des confessionellen Friedens bedürfe. Friede im Allgemeinen definiren wir als „den Zustand in Wechselwirkung stehender Personen (oder Gesellschaften), in welchem sie über das einer jeden zustehende Rechtsgebiet unter sich einig oder wenigstens nicht in gewaltsamem Streit begriffen sind". Die Definition paßt auch vollkommen auf den confessionellen Frieden. Daß nun die Gründung und Verbreitung von Ordensgenossenschaften zum Rechtsgebiet der katholischen Kirche gehört, wird nicht in Frage gestellt werden können. Sie sind eine religiöse

1) „Fränkisches Volksblatt" Nr. 121 vom 28. Mai. „Deutsches Volksblatt" vom 31. Mai 1892.



Institution. Daß der Staat ein in seinem eigenen Wesen begründetes Recht habe, die Gründung von Ordensgenossenschaften zu genehmigen und sie in ihrem Bestand und in ihrer Verzweigung besonders zu überwachen, kann dagegen nicht bewiesen werden. Sie zahlen ihre Steuern und Abgaben, sie fügen sich den allgemeinen Gesetzen des Staates, ihre Regeln enthalten nichts, was den Zwecken des Staates zuwider wäre; im Gegentheil: zufolge des streng conservativen Zuges, der allen Orden eigen ist, haben sie alle einen staatserhaltenden Charakter. Wenn nun trotzdem der Staat für die Orden Ausnahmsgesetze schafft, so ist das eine Verletzung der durch die Verfassung garantirten persönlichen Freiheit und ein Durchbrechen des von ihm selbst gegebenen Vereinsgesetzes. Und durch die Erbitterung, in welche der Staat durch diese Vorenthaltung natürlicher, politischer und kirchlicher Rechte die Katholiken drängt, ist er es selbst, welcher den confessionellen Frieden in gehässiger Weise stört.

Das Alles ist so evident, daß in der badischen Kammer der Demokrat Muser vom Standpunkt der Gerechtigkeit und Gewissensfreiheit aus mit unwiderleglichen Gründen für die Forderung der Katholiken eintrat, und daß selbst der Socialist Dr. Rüdt, der sich das Recht vindicirt, den Atheismus zu predigen, nach den Gesetzen der Logik auch den kirchlichen Genossenschaften das Recht zugesteht, für sich Propaganda zu machen. Nur die Liberalen Kiefer und Lamey, die „beiden politischen Ruinen", hatten den traurigen Muth, dagegen aufzutreten. Kiefer meint, Württemberg habe gerade so gehandelt, wie Badens Regierung es wolle. Er hätte auch den Ordenshaß der französischen Regierung als Muster und Vorbild anführen können. Lamey bezeichnet den Vorwurf, die Katholiken in Baden seien unterdrückt gewesen, als unerhört, und behauptet, der Centrumsantrag wolle der Kirche ein neues Privileg schaffen. Als ob die Forderung, nach dem gemeinen Recht behandelt zu werden, ein Privilegium wäre!

Aber ist die Beschränkung des Rechtes auf freie Ordensgründung eine Bedrückung der katholischen Kirche? Wir sagen unbedingt: Ja. Von protestantischer Seite wird entgegnet, die Orden seien nicht in der Stiftung der Kirche gelegen, sondern eine spätere menschliche Einrichtung, oder wie man sich geschmackvoll ausdrückt: eine „papistische Erfindung“. Das sollten die „Evangelischen“ doch am allerwenigsten behaupten. Denn die drei „evangelischen Räthe“, welche die Grundlage der Ordensgelübde und somit aller Orden und Congregationen sind, stehen ja doch gewiß im Evangelium. Christus selbst ist Lehrer der evangelischen Räthe und zugleich Vorbild des Lebens nach denselben; die Apostel und viele ihrer Schüler folgten diesem Vorbild. Bald schlossen sich Gleichgesinnte zur gemeinsamen Uebung der evangelischen Räthe aneinander an, und somit ist das Ordensleben evangelisch im eminenten Sinne des Wortes und so alt, als die katholische Kirche selbst.

Wenn man einwendet, die Orden gehören nicht zum Wesen der katholischen Kirche,[1]) es gebe noch mehrere Länder, wo die katholische Kirche bestehe und blühe, obschon dort keine Orden seien, so wollen wir mit einem vielleicht etwas trivialen Gleichniß antworten, welches wie jedes andere Gleichniß allerdings hinkend erscheinen mag. Zu einem normalen menschlichen Haupte gehört auch das Haupthaar. Man nennt es zwar bisweilen den „Hauptschmuck“; aber in Wirklichkeit hat es nicht einen ästhetischen Zweck, sondern es dient zum Schutz gegen klimatische Einflüsse. Nun wird allerdings Niemand behaupten, daß demjenigen, welcher seines Haupthaares ganz oder theilweise verlustig gegangen ist, ein

1) Dieser Einwendung hatte der bayerische Reichsrath Dr. Freiherr von Hertling in der Sitzung vom 19. Mai ds. Js. durch die Ausführung, daß zur vollen Entfaltung des Lebens der katholischen Kirche die religiösen Orden gehören, zu entgegnen. Protokoll S. 425 ff.



wesentliches Attribut der menschlichen Natur fehle; Niemand wird behaupten, daß ein kahlköpfiger Mensch minder vollkommen seines Berufes walten könne, als zur Zeit, da er noch sein volles Haar besaß. Aber daß ihm etwas fehlt, fühlt er selbst wohl am schmerzlichsten; und nicht selten muß er sich jetzt künstlich gegen die Einflüsse des Klimas schützen. Vielleicht wird das Bild noch beweiskräftiger, wenn wir uns vom menschlichen Körper einen Arm oder ein Bein hinwegdenken.

Aehnlich gehören die Orden wohl nicht zur Essenz, aber zur Integrität der Kirche. So wird die Kirche in einem Lande, welches keine Orden hat, alle die Aufgaben erfüllen, welcher ihr göttlicher Stifter ihr vorgezeichnet hat: Unterricht, Erziehung, Spendung der hl. Sakramente; aber mit viel mehr Mühe und Opfern, und mit mancherlei Entbehrungen auf anderer Seite. Katholiken wissen, wie segensreich Conferenzen und Missionen wirken, und wie nothwendig sie bisweilen zur geistigen Hebung einer Gemeinde sind. Sie wissen, wie nothwendig es bisweilen ist, daß mehrere Beichtväter zu gleicher Zeit an einem Orte thätig sind. Aus Klöstern kann man aber diese Hilfskräfte leicht erhalten. Gewiß können auch Weltpriester alles das leisten. Aber in Deutschland wenigstens hat keine Diöcese so viele Weltpriester, daß dieselben jeden Augenblick einem solchen Rufe folgen könnten; sie sind in die verschiedenen Seelsorgsstellen vertheilt, und wenn einzelne zu den oben erwähnten Funktionen gerufen werden, so entsteht eben in ihrer eigentlichen amtlichen Funktion eine zeitweilige Lücke.

Dann ist etwas Weiteres ins Auge zu fassen. Das Wort Gottes ist nach seinem inneren Werthe im Munde eines jeden Predigers dasselbe; seine Wirkung auf Andere aber hängt neben der Gnade Gottes nicht selten von der Persönlichkeit des Predigers ab. Dieselbe Wahrheit vom Bischof vorgetragen, wirkt oft viel gewaltiger, als wenn sie, sogar in gleich schöner Form, mit gleichem Nachdruck, mit

gleicher Begeisterung von einem jungen Hilfspriester vorgetragen wird. So wird bei einer armen Fabrikbevölkerung von besonderer Wirksamkeit die Predigt eines armen Mönches sein, bezüglich dessen sich die Leute sagen müssen: „Der ist freiwillig um Christi willen arm geworden; sollen nicht auch wir unsere unfreiwillige Armuth als göttliche Fügung geduldig ertragen?“ Und gegenüber der Selbstherrlichkeit und Ungebundenheit unserer Zeit wirkt gewiß besonders erbauend das Wort eines Mannes, von dem die Zuhörer wissen, daß er um Gotteswillen auf eigene Willensbestimmung verzichtet und jedem Winke seines Oberen gehorcht.

Aber ganz abgesehen von diesen Utilitätsgründen hat die Kirche das Recht, überall in ihrer vollen Integrität zu bestehen, und zu dieser gehören die verschiedenen Orden. Daß diese vorzugsweise der *betende* Stand der Kirche sind, daß in ihnen das Streben nach Heiligkeit, welche eines der Merkmale der wahren Kirche ist, besonders bethätigt wird, das ist eine Erwägung, für welche protestantische oder liberale Minister und Landboten, zudem wenn sie auch noch Freimaurer sind, schwerlich ein Verständniß haben werden.

Aber der *confessionelle Friede*? Diesen zu stören, haben Ordensleute viel weniger Veranlassung, als die Pfarrgeistlichen. Die meisten Kämpfe um Pflichten und Rechte ergeben sich gelegentlich des Abschlusses gemischter Ehen und vielleicht wieder beim Tode eines in solcher Ehe lebenden Gatten bezüglich der confessionellen Erziehung der Kinder; dann gelegentlich der Fragen über Armenunterstützung, Cultusbaupflicht u. dergl. Das sind aber Fragen, welche nie einen Ordensmann, sondern nur einen Pfarrgeistlichen berühren. Also woher soll die Störung des confessionellen Friedens durch ersteren kommen? Durch die Praxis im *Beichtstuhl*? Diese ist bei allen Beichtvätern in allen wesentlichen Fragen die gleiche, entzieht sich aber jedenfalls dem allgemeinen Urtheil. Die Rede, welche der katholische Freiherr Mandl von Deutenhofen am 11. Februar 1890 in der

bayerischen Reichsrathskammer hierüber gehalten, wollen wir der wohlverdienten Vergessenheit nicht entreißen. Die badischen Herren Nokk, Kiefer und Lamey haben so wenig, als die Herren der Württemberger Regierung hierüber ein Urtheil. Der bayerische Oberconsistorialpräsident Dr. von Stählin erwähnte in seiner am genannten Tage gegen die Redemptoristen gehaltenen Rede den Probabilismus der Jesuiten und den Aequiprobabilismus des hl. Alphons von Liguori. Der Herr machte sich damit doch recht unnöthige Mühe; er selbst braucht ja den Beichtstuhl nicht; und ob die katholischen Beichtkinder nach dem einen oder dem andern System beurtheilt und geleitet werden, kann ihm ja sehr gleichgiltig sein. Uebrigens ist das doch merkwürdig: den Jesuiten wirft man laxe Moralprincipien vor, den Redemptoristen rigoristische, und doch sollen die letzteren jesuitenverwandt sein!

Entsteht die Störung des confessionellen Friedens durch die Missionspredigten, welche die Ordensleute halten? Dieselben behandeln immer nur die allgemeinen großen Wahrheiten des Christenthums, niemals aber religiöse Controversen. Die Jesuiten haben wiederholt in Berlin Missionen in deutscher und in polnischer Sprache gehalten, ebenso in vielen andern Städten mit confessionell gemischter Bevölkerung, im vorigen Jahr ein Dominikaner sogar Conferenzen, welche mancherlei Controverspunkte behandeln, in Kopenhagen vor einem zu neun Zehnteln protestantischen Auditorium, und Niemand hat über Störung des confessionellen Friedens geklagt. Schreiber dieser Zeilen war Jahre lang Seelsorger in einer Stadt, in welcher die Katholiken kaum ein Viertel der Bevölkerung bilden, und hat nicht ein einzigesmal das Wort „Protestant“ auf der Kanzel genannt; und er ist sich doch bewußt, der katholischen Wahrheit nichts vergeben, sondern sie mit aller Entschiedenheit vorgetragen zu haben. Als Pendant sei erwähnt, daß einst auf das Landgut eines mir befreundeten katholischen Edelmannes eine protestantische Dame zu Besuch kam. Am Sonntag ging sie mit der Fa-

milie zur Kirche und nach dem Gottesdienst bemerkte sie ganz erstaunt: „Er (der Prediger) hat ja gar nicht über uns geschimpft!“ Man entgegnete ihr: „Unsere Geistlichen haben Besseres zu thun, als über die Protestanten zu schimpfen“. Offenbar hatte sie in der Predigt ihrer Confession andere Erfahrungen gemacht. Die Predigt am Reformationsfest ist ja eine offizielle Schimpfpredigt gegen die katholische Kirche. Der Protestantismus selbst ist historisch, sprachlich, thatsächlich und lehrmäßig ein beständiges Protestiren gegen die katholische Kirche, und zwar geschieht das lehrmäßige Protestiren durchaus nicht immer in maßvoller und anständiger Form. Man lese doch die Verhandlungen der katholischen Generalversammlungen, und man lese die Berichte über die protestantischen Missionsfeste, über die Versammlungen des Gustav-Adolfvereins, des Protestantenvereins, des „Evangelischen Bundes“, und dann frage man sich, wo die Hetzreden gehalten werden, wer also den confessionellen Frieden stört!

Herr von Stählin „fürchtet sich als Protestant weder vor den Jesuiten, noch vor den Redemptoristen“ und damit beweist er größeren Muth, als der katholische Herr von Fischer, welcher das Recht beansprucht, „sich vor den Redemptoristen fürchten zu dürfen“.[1]) Er fürchtet von der Rückkehr der Redemptoristen, „einer jedenfalls streitbaren Congregation, eine neue Verschärfung und Verbitterung der Gegensätze.“ Von dem Franziskanerorden sagt er, derselbe „sei ihm ein sehr

1) Die Münchener „Allgemeine Zeitung“ Nr. 27, 2. Morgenblatt, die „Postzeitung“ Nr. 21 und das „Fremdenblatt“ Nr. 42 in ihren Berichten über die Landtagssitzung vom 26. Januar d. Js. haben den Wortlaut: „Sie werden uns doch (wenigstens) gestatten, daß wir uns fürchten.“ Die „große Heiterkeit“, welche folgte, war wohl die Veranlassung, daß im stenographischen Bericht eine leichte Abschwächung erfolgte: „Sie werden uns doch wenigstens noch gestatten, daß wir fürchten“.

ehrwürdiger Orden; er habe einen eigenthümlich mystischen Zug von seinem ausgezeichneten Stifter her, Franziskus von Assissi." Nun sind aber die Redemptoristen genau zu demselben Zwecke gegründet, wie die Franziskaner: „Die Corporation sollte sich vor allem der religiösen Bildung und Hebung der niederen Volksklassen widmen." [1]) Und streitbar sind alle Ordens- und alle Weltpriester; sie sind ja die Offiziere in der „streitenden Kirche", und das ist eben die ganze Kirche Gottes hier auf Erden; und Herr von Mandl zeigt eine bedenkliche Unwissenheit im Katechismus, wenn er meint, „durch die Berufung der Redemptoristen vermehren wir die ecclesia militans." Zu dieser gehört er ja selbst.

Daß Herr von Stählin „nicht gegen die geistlichen Orden überhaupt ist", daß er erkennt, „die Kapuziner, Karmeliten und Franziskaner thun ihre guten Dienste in der Seelsorge", daß er wünscht, man möge „die Glieder dieser Orden, gegen welche Niemand etwas hat, vermehren", [2]) ist

---

1) Hergenröther, Kirchengeschichte III, 514.

2) Man vergleiche dagegen die vor einigen Jahren einem Städtchen in der Rheinpfalz (ich glaube Rülzheim, oder Pirmasenz?) versagte Erlaubniß, ein Kapuzinerklösterchen gründen zu dürfen. Einen weiteren Beweis von Toleranz hat vor einigen Jahren die Stadtverwaltung von Dürkheim geliefert, als sie die geplante Niederlassung katholischer Krankenschwestern abwies, und allerneuestens der Stadtrath von Landau, dessen sämmtliche protestantische Mitglieder am 28. Juli d. Js. „im Interesse des confessionellen Friedens" sich dagegen aussprachen, daß die englischen Fräulein ein Mädcheninstitut dort übernehmen. Sonderbar! Wer will denn die protestantischen Dürkheimer nöthigen, sich von katholischen Krankenschwestern pflegen zu lassen, und wer will die protestantischen Landauer nöthigen, ihre Kinder von katholischen Ordensfrauen unterrichten zu lassen? Aber mit welchem Recht wollen sie die Katholiken hindern, solches zu thun? Dr. Schädler hat in seiner Rede vor dem katholischen Volksverein zu Landstuhl am 31. Juli dieses Vorgehen kräftig durch die Frage illustrirt: „Wissen Sie, was bei diesen Leuten Frieden

ja recht schön, und wir wünschten sehr, die maßgebenden Behörden in Baden und Württemberg möchten dieses Zeugniß eines bayerischen Oberconsistorialpräsidenten recht genau würdigen. Wenn dieser von jenen Orden nichts für den confessionellen Frieden in Bayern fürchtet, brauchen sie's für ihre Länder wahrlich auch nicht. Denn zwischen der Vermehrung und der Zulassung der Orden ist doch wahrlich kein Unterschied. Wenn er aber „nicht versteht, warum es gerade auf die Redemptoristen-Congregation abgesehen ist", so wollen wir ihm das sagen: Weil die Redemptoristen (und auch die Jesuiten) ein Orden der katholischen Kirche sind, weil ihre Regeln von der Kirche approbirt sind, weil sie katholisch leben, katholisch lehren, katholisch wirken, weil ihre Vertreibung eine Ungerechtigkeit war und weil ihre Fernehaltung eine Vergewaltigung und Beleidigung der katholischen Kirche ist. Mit demselben Recht, mit dem man diese Orden für friedensgefährlich hält, muß man die Bischöfe, ja die katholische Kirche selbst für friedensgefährlich halten. Wenn aber Herr von Stählin in der Reichsrathssitzung vom 19. Mai d. Js. wiederholt, daß er und wohl die Mehrzahl seiner Glaubensgenossen die Rückberufung der Redemptoristen für etwas nicht Unbedenkliches halte, so möge er erwägen, daß nach unserer Anschauung das Treiben des „Evangelischen Bundes", der programmmäßig zum Kampf gegen Rom gegründet worden ist, bezüglich des religiösen Friedens sehr großes Bedenken erregt. Trotzdem haben die Katholiken bisher keine Protestadressen gegen denselben an den Reichstag gerichtet und hat kein Bischof im Reichsrath eine Rede gegen denselben gehalten. Hätte das nicht zu ähnlicher Zurückhaltung mahnen sollen?

Zum Schluß noch ein Wort über das jus circa sacra,

heißt? Daß sie machen können, was sie wollen, und die katholische Minorität mit Maulschellen traktirt werden darf." Augsburger Postzeitung Nr. 180 vom 6. August d. Js.



das staatlich prätendirte Aufsichtsrecht über die Kirche und ihre Institute, welches, gallikanischen Ursprungs, mit zäher Beharrlichkeit aufrecht erhalten wird. Auf der am 18. Mai d. Js. zu Berlin gehaltenen Katholikenversammlung bezeichnete „ein nach allgemeinem Urtheil so gewissenhafter, verständiger, ruhiger und milder Mann, wie Dr. Freiherr von Heeremann, die Stimmung als erbittert, ja empört, so oft der Katholik daran denkt, daß so vieles Schlechte frei im Lande sich bewegt, dagegen sogar die Sendung einiger barmherzigen Schwestern in ein Krankenhaus über monatelange Schreibereien erfordert." [1]) Auch in Bayern ist es nicht anders. Wir lesen da und dort in magistratischen Berichten, daß die Regierung wegen gehäufter Arbeit Genehmigung zur Aufstellung einer weiteren barmherzigen Schwester in einem Krankenhaus gegeben habe. Laikale Hilfskräfte darf die Oberin annehmen, so viele die magistratische Verwaltung für nothwendig hält und bezahlt; wenn aber diese Hilfskraft einen klösterlichen Schleier trägt, dann ist Regierungsgenehmigung nothwendig. Niemand verwehrt es einer weltlichen Frauensperson, sich als Krankenpflegerin anzubieten, um dadurch ihren Lebensunterhalt zu verdienen; die Aerzte haben volle Freizügigkeit; geistliche Krankenpflegerinen aber brauchen staatliche Erlaubniß, sich aus übernatürlichen Motiven für ihre kranken Mitmenschen aufopfern zu dürfen.

Wie sehr das Bewußtsein von den ureigenen Rechten der Kirche den Katholiken selbst verloren gegangen ist und die Anschauung von den Rechten des Staates circa sacra Platz gegriffen hat, entnehmen wir einem neuerlichen Zeitungsbericht, betreffend die Uebergabe einer Kleinkinderbewahranstalt an zwei Ordensfrauen, laut dessen der Ortspfarrer in seiner Einführungsrede „den wärmsten Dank an die königliche Staatsregierung für Zulassung der Ordensfrauen erstattete." Eine gänzliche Umkehr der Begriffe! Der Re-

1) Germania Nr. 114 vom 20. Mai.

gierung dafür danken, weil sie gnädigst genehmigt, daß Ordensfrauen in einem weltabgelegenen Ort arme Kinder beaufsichtigen, säubern, an Ordnung gewöhnen, den Eltern viele Mühe abnehmen, die Kinder für die Volksschule vorbereiten, also daß sie für allgemeine sociale Zwecke thätig sind!

Sollte nicht die Regierung ihrerseits danken, wenn solche Anstalten von Ordensfrauen übernommen werden, weil sie dann die Sicherheit hat, daß sie mit Hingebung und Verständniß geleitet werden? Und doch kennen wir einen Fall, daß eine bayerische Kreisregierung trotz der Begutachtung durch das Bezirksamt es wiederholt abgelehnt hat, die Leitung eines Pfründespitals durch Ordensfrauen zu genehmigen, und zwar mit der Motivirung, daß die religiös aufgeregte Zeit das nicht räthlich erscheinen lasse; und hier handelte es sich um eine ganz katholische Gemeinde! Erst der dritte Antrag ging durch. In Böhmen beschließt die Ortsverwaltung über die Aufstellung von Lehrschwestern, Krankenschwestern u. dergl., und erstattet der Regierung einfach Anzeige. Werden wir in Bayern es jemals zu solchen böhmischen Selbstverwaltungsrechten bringen?

XXXI.

Projekt der Errichtung eines Münchener Bisthums 1579.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sehen wir als Notare und Protonotare (Kanzler) der bayerischen Herzoge vielfach Aebte und Pröpste der benachbarten Klöster. Mit Vorliebe wählten die Herzoge die Pröpste von Ilmünster zu ihren höchsten Beamten. Im Jahre 1202 war in Ilmünster großer bayerischer Gerichtstag, [1]) wobei Herzog Ludwig mit dem Bischof Hartwich von Augsburg und einer großen Anzahl von bayerischen Adeligen anwesend war. Damals wird wohl der Grundstein zur berühmten Ilmünsterer Stiftskirche, einer Nachahmung von San Ambrogio und San Eustorgio von Mailand, gelegt worden sein. Propst von Ilmünster war damals Rapoto, welcher im Jahre 1209 als päpstlicher Delegat erscheint. [2]) Rapoto's nächste Nachfolger, die Pröpste Ulrich, [3]) Magister Dietrich, [4]) und Albert von der March, waren Protonotare der bayerischen Herzoge. Propst Albert unterzeichnete die letzte Verschreibung des unglücklichen Conradin, des letzten der Hohenstaufen, an Herzog Ludwig den Strengen im Jahre 1267 unmittelbar nach dem

---

1) Monum. Boica X, 147.

2) M. B. X, 461.

3) M. B. IX, 577.

4) M. B. X, 52.

Herzoge Friedrich von Oesterreich. Ein Konrad, Chorherr von Ilmünster, ist 1239 als Scholastikus in München, welchem das Schulwesen unterstellt war, bezeugt.[1]) In hohem Ansehen standen auch Albert's Nachfolger, die Ilmünsterer Pröpste Magister Nikolaus, Heinrich und Ulrich von Leonrod. Dem Propste Ulrich von Leonrod verlieh Kaiser Ludwig 1342 die volle Gerichtsbarkeit über alle Unterthanen des Stiftes Ilmünster.[2])

Den Herzogen war es nicht bequem, ihre geistlichen Beamten außerhalb der Residenz wählen zu müssen. Aus diesem Grunde verlegte Herzog Albrecht IV. im Jahre 1494, mit päpstlicher Zustimmung, die Stifte Ilmünster und Schliersee nach München und gründete im folgenden Jahre 1495 bei der neuerbauten Frauenkirche ein Collegiatstift. Propst, Dekan und Canoniker sollten als Mitglieder des geistlichen Rathes des Herzogs thätig sein.[3]) Einem ähnlichen Streben entsprang ungefähr 90 Jahre später, unter Herzog Wilhelm V. das Projekt, in München ein Bisthum zu gründen und das Collegiatstift zu Unserer Lieben Frau in ein Domkapitel umzuwandeln.

Ueber dieses Projekt wurde im Jahre 1579 ein Memorandum an den päpstlichen Stuhl ausgearbeitet, welches im Jahre 1583, aus Anlaß von Concordatsverhandlungen, dem päpstlichen Nuntius Felician Ninguarda, zugleich mit einer zweiten Denkschrift, welche Zugeständnisse bezüglich der Besetzung geistlicher Stellen befürwortete, eingehändigt wurde. Beide Denkschriften sind unter den Handschriften des päpstlichen Archivs (Varia polit. CII.) vorhanden und hat hierüber Prof. Dr. Schlecht (Eichstätt) in der „Römischen Quartalschrift" (1890 und 1891) bereits berichtet. Von der Denkschrift über Errichtung eines Bisthums in München,

1) Meichelbeck: histor. Frising. II, 3.
2) Oefele: Scriptores rerum Boicarum, II, 174.
3) Mon. B. XX, 698 ff.

bewahrt auch das Metropolitankapitel München im XII. Bande der Heckenstaller'schen Frisingensia (fol. 207 bis 221) eine vollständige Abschrift. Der Denkschrift ist die Jahreszahl 1579 beigefügt.

Die Denkschrift knüpft in der Einleitung an die Wichtigkeit des „geistlichen Rathes“ des Herzogs an. Der Bischof sollte Vorstand des Geistlichen Rathes sein und über die Ausführung seiner Beschlüsse wachen. Um dies in den Bisthümern der bayerischen Kirchenprovinz, in der Erzdiöcese Salzburg, in den Diöcesen Freising, Passau und Regensburg durchführen zu können, sollte der Münchener Bischof von der Jurisdiktion des Erzbischofs von Salzburg befreit und direkt dem päpstlichen Stuhle unterstellt werden. Das genügte aber nicht. Er sollte mit den Vollmachten eines Vertreters des Papstes, eines ständigen Nuntius des apostolischen Stuhles ausgestattet werden, um Visitationen und Inspektionen in allen Diöcesen Bayerns kraft päpstlicher Machtvollkommenheit vornehmen zu können. In weltlicher Beziehung sollte er nicht bloß Vorstand des geistlichen Rathes und persönlicher Berather, Beichtvater des Herzogs sein, sondern auch als ständiger Reichsverweser bei Verhinderung des Herzogs fungiren, Gesandtschaften an Papst und Kaiser übernehmen. Im Uebrigen war ihm die ausschließliche Rolle eines Landesbischofs zugedacht; er sollte nicht Reichsfürst sein, wie die übrigen bayerischen Bischöfe, sondern Unterthan des Herzogs, ähnlich wie die österreichischen Bischöfe von Wien, Wiener Neustadt und Gurk. Das Bisthum sollte nur die Stadt München umfassen; das Collegiatstift zu Unserer Lieben Frau sollte des Bischofs Domkapitel werden, während dafür die Pfarrei St. Peter in ein Collegiatstift umgewandelt worden wäre. Die Dotirung übernahm der Herzog, aber es wurde zu diesem Behufe die Aufhebung irgend eines leer stehenden Klosters in Aussicht genommen.

Man sieht, daß der Münchener Bischof eine Stellung einnehmen sollte, für welche es in der ganzen kirchlichen

Organisation keine Aehnlichkeit gab. Als einfacher Bischof sollte er über dem Erzbischof von Salzburg stehen, auf Grund besonderer päpstlicher Indulgenzen. Daneben sollte er aber als Landesbischof herzoglicher Unterthan sein, während der Erzbischof von Salzburg unmittelbar dem Reiche unterstand. Diese Ausnahmsverhältnisse, welche dem Projekte zu Grunde lagen, lassen es erklärlich erscheinen, daß der Plan der Errichtung eines Bisthums zu München im Jahre 1579 beim päpstlichen Stuhle in Rom alsbald Zurückweisung fand. Trotzdem, daß das Projekt damals scheiterte, ist der Inhalt der Denkschrift doch von so hohem geschichtlichem Interesse, daß wir den Wortlaut nachstehend in sinngetreuer Uebersetzung mittheilen.

„Es war weniger Menschenwerk, als die Folge eines weisen Rathschlusses Gottes, daß die Residenzen der weltlichen Obrigkeiten — seien es nun Kaiserreiche, Königreiche, Statthaltereien, Städterepubliken — zugleich auch die Sitze der geistlichen Gewalt und Autorität wurden. Das war vom Anfange an auch das Bestreben des Hauses Bayern, welches den Glauben Christi von der Stunde der Bekehrung zum Christenthume an mit treuer Ergebung bewahrte.

Gott selbst hat dereinst seinem Volke (den Israeliten) nicht bloß die Gesetze gegeben, unter denen es ihm dienen sollte, sondern auch die Priester bestellt. Im Römischen Reiche war es die Aufgabe der Kaiser von ihrer Bekehrung an, die Würden der Kirche zu befestigen und zu erhöhen. Alle nachfolgenden Könige, Fürsten und Republiken dachten zuerst an die Einsetzung des Reiches Christi und dann erst an die Befestigung der eigenen Herrschaft, in dem vollen Bewußtsein, daß keine Macht der Welt glücklichen Bestand habe ohne Gottes Segen, welcher nur der Frömmigkeit zu Theil wird. Gottesfurcht kommt in erster Linie, alles Uebrige wird ihr zugetheilt.

Das Haus Bayern (regia familia Bavariae ducum) hat vom Tage der Bekehrung an das Erzbisthum Salzburg, in seiner Hauptstadt Regensburg (ad regiam suam Ratisponae) ein Bisthum und drei (!) weitere Kathedralkirchen in dem nicht

besonders umfangreichen Lande gegründet und errichtet. Die Herzoge blieben die Schutz- und Schirmherren (patroni et tutores) dieser Stiftungen. Regensburger Bischöfe, als am Sitze der fürstlichen Residenz, wurden von den Fürsten an die Spitze der Hofwürden und Hofstellen berufen. Aehnlich war es bei den Bischöfen von Freising und Passau, und zwar auch dann noch, als die Herzoge der Stadt Regensburg die Reichsfreiheit gewährt und ihre Residenz in andere Städte verlegt hatten. Und damit die alte Gewohnheit festgehalten werden und die Einrichtung eines geistlichen Rathes fortbestehen könne, erlangten die Herzoge die päpstliche Erlaubniß, daß Canoniker der Kathedralkirchen von der Präsenzpflicht an ihren Kirchen entbunden wurden, um als Räthe des Herzogs zu fungiren. Als Räthe am Sitze der Fürsten behielten sie ihre Präbenden und Benefizien bei, als ob sie an ihren Kirchen Präsenz leisteten. Diese alten Einrichtungen lassen sich in der Gegenwart nicht mehr aufrecht erhalten. Die Bischöfe selbst sind an ihren Sitzen so nothwendig, daß sie ohne schweren Nachtheil unmöglich abwesend sein können. Die Zahl der Canoniker, welche zum herzoglichen Rathsdienste geeignet erscheinen, ist sehr klein. Die Rückverlegung der herzoglichen Residenz an ihre ursprüngliche Stelle, nach Regensburg, ist weder zu erwarten, noch könnte sie ohne viele Schwierigkeiten durchgeführt werden.

Aus diesen Erwägungen beschäftigt sich seit langer Zeit der gegenwärtige Bayernherzog Wilhelm in seiner bekannten Frömmigkeit und in der Fürsorge für sein mit Christi Blut erlöstes Volk, und wohlbedacht, seiner Nachkommen und seiner Familie Wohl fester zu begründen, auf's angelegentlichste mit der Frage, ob er nicht in München, der dauernden herzoglichen Residenz (ad perpetuam Bavariae ducum residentiam) einen Bischofssitz errichten und dotiren solle, damit er jeder Zeit eine Persönlichkeit zu Rathe habe, durch deren Autorität die Religion befestigt und Bayerns allgemeines Wohl befördert werde. Zu dieser Erwägung, welche den Herzog immer eingehender beschäftigt, gesellen sich noch vielerlei Gesichtspunkte, welche ihn anspornen und die wir hiemit der Reihe nach anführen:

1. München ist des Herzogthums Bayern Hauptstadt und bildet seit bald 500 Jahren die ständige fürstliche Residenz. Es ist hier der Sitz der obersten Regierungsgewalt, des sog. Hofrathes (consilium aulicum) und zugleich des obersten Gerichtshofes, wo alle Geschäfte und Streitigkeiten in letzter Instanz entschieden werden. Hier ist auch der Sitz der obersten Finanzbehörden für Verwaltung der Domänen, Erhebung der Steuern, Zinsen und sonstigen Einnahmen; München ist das Centrum, wo alle Beamten ihre Anstellung und ihre Autorität erlangen. Die städtische Verwaltung besteht überwiegend aus Patriziern und Adeligen, so daß München als Burg, Sitz und hohe Warte jeglicher weltlicher Gewalt und Herrschaft in Bayern erscheint. Würde hier auch die Religion einen festen Sitz haben, so wäre Bayern wohlberathen und wohlversorgt. München's Diöcesanbischof, dessen Sitz in Freising, fünf Meilen von hier entfernt, liegt, hat um Bayerns Verhältnisse kaum eine Sorge (vix ad se pertinere judicat). Dem Münchener Klerus mangelt die entsprechende Autorität. Er genügt, daß der Hauptstadt die nöthige Seelsorge zu Theil werde, daß das hl. Opfer dargebracht und die Sacramente gespendet werden. Aber es mangelt an Rathgebern, welche auch die höhern Stände zu leiten, die städtische Verwaltung zu überwachen vermögen, damit Alle im Eifer für die Religion beharren, daß kein Unkraut sich leicht einniste. Thatsächlich kam es vor gar nicht vielen Jahren vor, daß Räthe und Beamte in höheren Stellungen entweder offen die Häresie unterstützten oder sonstwie der Religion sich feindselig erwiesen. Durch Gottes Gnade oder vielmehr durch ein Wunder und zugleich durch des Herzogs Frömmigkeit und Energie ist in kurzer Zeit alles wieder in Ordnung gekommen. Der Bischof von Freising hat dabei ruhig und sehr tief geschlafen. Deshalb erscheint es nothwendig, daß in München ein Bischofssitz sei, damit die Hofbeamten in ihrer Pflicht bestärkt und die Bürgerschaft in Schranken gehalten werden, damit ferner Alles in Ordnung geschehe, damit im ganzen Lande die Autorität erhöht und ein gutes Beispiel gegeben werde. Mit Hilfe eines Bischofs in der Residenz können die Herzoge Alles, was zur kirchlichen Disciplin, zur Hebung der Frömmigkeit und Sittlichkeit des Volkes gehört, viel leichter

und bequemer anordnen, als durch die übrigen Bischöfe, die ihre Pflicht selbst dann kaum erfüllen, wenn sie öfter gemahnt werden.

2. Hochgeehrt würden die sehr frommen Fürsten werden, wäre es ihnen gegönnt, in ihrer Hauptstadt einen Bischof zu haben, durch den sie gestützt und angeeifert würden im Schutze und in der Ausbreitung christlichen Wandels im ganzen Lande. Dadurch könnte sowohl für die kirchlichen Angelegenheiten, wie für die politischen Erfordernisse von Einem Platze aus das Richtige und Geeignete vorgesorgt werden. München ist sozusagen die hohe Warte vom ganzen Lande. Würde auch nur die Hauptstadt den Sprengel des neuen Bisthums bilden, so könnte doch dieses Bischofes Rath und Autorität im Allgemeinen und für's Ganze nützlich werden, sei es nun, daß ihm allgemeine Visitationen übertragen würden, sei es, daß er vom apostolischen Stuhle eine spezielle Vollmacht zur Inspicirung der bayerischen Kirchenprovinz erlangte, nämlich in der Stellung eines ständigen Nuntius für Bayern (**ut nimirum sit ad instar perpetui in Bavaria nuncii**). Wir wüßten nicht, was für das hiesige Land nützlicher sein könnte, als eine solche Einrichtung. Ein solcher Bischof würde nicht bloß durch sein Beispiel den Episcopat antreiben, daß er größere Wachsamkeit in der Leitung ihrer Heerden bekunde; man könnte ihm auch eine bestimmte Macht einräumen, um sie zu gebrauchen gegen die Pflichtverletzung, so daß die Nachlässigkeit durch seinen Eifer glücklich wettgemacht würde, wozu ihm die fürstliche Macht und der weltliche Arm zur Verfügung stünden. Ein solcher Bischof würde mehr sehen, als alle übrigen zusammen, da er über jegliches Vorkommniß in Bayern durch die weltlichen Organe und herzoglichen Beamten, denen nichts von Bedeutung entgeht, alsbald unterrichtet würde.

3. Da in Bayern die Erhaltung der katholischen Religion hauptsächlich auf der Frömmigkeit der Fürsten beruht, so könnte der katholische Glaube nicht stärker befestigt werden, als durch einen Bischof, welcher die Vollmacht erhielte, zu überwachen, sowie als nächster und ständiger Inspektor zu fungiren. In einer solchen Würde könnte er mit Erfolg mahnen und zurechtweisen, so oft er irgend einen größeren Nutzen für sein Amt

ersehen würde. Sicherlich würde ein Bischof eher und lieber gehört werden, als irgend ein Anderer, dem es nicht in solcher Weise zusteht, über wichtigere Angelegenheiten sich offen zu erklären und zu mahnen. Der Bischof könnte der Beichtvater der Herzoge sein. Das Amt der Predigt, welches zu den eigentlichen bischöflichen Aufgaben gehört, würde er selbst ausüben, mindestens in der Fastenzeit. Auf solche Weise könnte er beim Fürsten leicht Alles erreichen, was zu dessen eigenem Heil und zum Wohle des ganzen Landes nützlich wäre.

4. Durch den Fürsten würde des Bischofs Einfluß auf den geistlichen Rath, dessen Nützlichkeit und Nothwendigkeit hier von höchstem Belange ist, sehr mächtig sein, daß die Auswahl der Persönlichkeiten richtig geschehe und die Zusammensetzung des Rathes günstig bleibe, daß Alles mit Ordnung und Anstand geleitet werde. Als Vorstand des geistlichen Rathes würde er seine Entscheidungen mit höherem Ansehen bekleiden und sorgen, daß an bestimmten Wochentagen alle kirchlichen Angelegenheiten richtig erledigt und nicht bloß erledigt, sondern auch praktisch durchgeführt werden, woran es bis jetzt sehr gefehlt hat.

5. In schwierigen und geheimen Angelegenheiten, mit denen religiöse Fragen irgendwie verbunden sind, würde die bischöfliche Autorität von höchstem Werthe sein, wie es denn herkömmlich ist, daß bedeutende Könige und Fürsten, die wichtigsten Dinge durch Bischöfe erledigen lassen. So wäre ein Münchener Bischof wohl geeignet für Commissionen und Legationen an höhere Autoritäten, wie an den Papst, an den Kaiser und an Andere.

6. Bei Abwesenheit des Regenten sollte der Bischof die Reichsverwesung führen und durch seine Autorität die Ordnung aufrechterhalten, wie es in Deutschland Uebung war, wenn die Kaiser in den Krieg zogen oder sonst außerhalb des Reiches beschäftigt waren. Mit Einem Worte: wo es hier in der Hauptstadt oder irgendwo im ganzen Lande oder bei den Bischöfen, deren Diöcesen zu Bayern gehören, etwas zur Erhaltung des Glaubens und der Disciplin anzuordnen und zu erhalten gibt, das sollte Alles zur Aufgabe des Münchener

Bischofs gehören, welcher in der Fürsten Eifer und Macht seine Stütze hätte.

7. Beliebt es dem päpstlichen Stuhle, über die Regierung Bayerns gut unterrichtet zu sein, so möge in München ein Bischofsstuhl begründet und der Bischof, falls es genehm ist, mit der Autorität eines Nuntius ausgestattet werden. Eine solche Einrichtung würde eine bessere Einsicht gewähren, als alle Berichte der übrigen Bischöfe und als die umfassendsten Versprechungen derselben.

8. Zu den bisherigen Gründen gesellt sich noch die notorische Nachlässigkeit des bayerischen Episcopats, wodurch — und das ist so klar, wie das helle Tageslicht — ganz Bayern ebenso wie fast das gesammte übrige Deutschland verloren gegangen wäre, wenn nicht die Frömmigkeit und der Eifer der Fürsten eine feste Stütze geboten hätte. Daraus mag die höchste Nothwendigkeit dieses Planes gefolgert werden. Gerade dieser Eine Plan gibt mehr, als alles Andere, die Hoffnung, daß die geistliche und weltliche Gewalt an Einem Platze zusammenwirken und Rath und That so verbinden, daß für die Ewigkeit und die Religion jegliche Sorge getragen wird und daß durch die Religion alle übrigen Dinge recht bestehen und zu einem sicheren Ziele geführt werden.

9. Wenn man bedenkt, wie die katholische Religion in Deutschland immer größeren Gefahren entgegengeht und wie wenig Schutz sie bei den sonstigen Bischöfen findet, so wird Niemand das Bestreben des sehr frommen Fürsten verargen, wenn er für die Nachkommen eine sichere Einrichtung zu treffen wünscht, damit, wenn einmal die jetzigen Bischöfe durch des Reiches Leiden oder durch Krankheiten abgehen, die gläubigen Heerden nicht gerade von dort, woher ihnen einzig Hilfe gebracht werden sollte, sich des Hirten beraubt sehen. Man hat sich beim jüngsten Augsburger Reichstag sehen und hören genug können, was die Häretiker im Schilde führen und welches in dieser Frage die Gesinnungen von Bischöfen im Reiche sind.

10. Zu den bisher erörterten Bedürfnissen kommt noch die Erwägung, daß ein hiesiger Bischofssitz allen kirchlichen Verrichtungen einen neuen Glanz dadurch verleihen könnte, daß

alle gottesdienstlichen Handlungen nach römischer Weise vorgenommen würden. In der hiesigen herzoglichen Kapelle, in der neuen Residenz, ist der römische Gesang in Uebung und wird nur römischer Ritus zugelassen, während außerhalb in allen Pfarrkirchen und sogar auch der Collegiatkirche Alles nach dem Missale und Breviarium von Freising verrichtet wird. Wenn einmal der ganze Klerus der gesammten Stadt denselben Ritus, denselben Gesang, dieselben Ceremonien einhalten wird, dann ist München Neu-Rom in Deutschland und im Laufe der Zeit wird ganz Bayern sich anschließen. Wer dann nach Bayern kommt, wird schon aus dem Ritus und aus der Form der Ceremonien alsbald ersehen, daß in Bayern dasselbe geglaubt und festgehalten wird, was glaubt und festhält die heilige, katholische und apostolische römische Kirche. Und das wäre ein unüberwindliches Argument gegen die Häresien und Irrthümer, weil die Kirche die Einheit und Gleichförmigkeit in Allem, was zum Glauben gehört, niemals verlieren kann. Und hiezu wurde in Straubing bei Transferirung des Collegiatstiftes, welches das römische Brevier und den römischen Gesang eingeführt hat, bereits ein Anfang gemacht.

11. Der Herzog wird bei Ausführung seines Lieblingsplanes vor keinerlei Schwierigkeiten zurückschrecken. Sollten andere bequeme Wege sich nicht finden, so wird der Herzog den größeren Theil der Kosten durch Incorporirung oder Aufhebung irgend eines Klosters decken, wobei auf solche Klöster Bedacht genommen wird, die seit einigen Jahren leer stehen (vacarunt). Gleichwohl wird der Herzog alle anderen Mittel zuerst versuchen, denn er wünscht Klöster lieber wiederherzustellen, statt sie aufzuheben. Für die nöthigen Gebäude und was sonst für eine Kathedralkirche erforderlich ist, wurde bereits das Entsprechende berathen und vorgesorgt. Sogar für eine hübsch gelegene Villa außerhalb der Stadt, wohin der Bischof zeitweilig sich zurückziehen kann, ist Vorsorge getroffen. Sollten manche an der Neuheit der Einrichtung sich schrecken, so dürfte kein Grund vorliegen, wie denn auch die vom Hause Oesterreich geschaffenen Bisthümer Wien, Neustadt, Gurk, wo der Bischof außerhalb der Stadt in einer incorporirten Abtei residirt, und neuerdings Laibach als Vorbilder vorhanden sind. Fürchtet

man Streitigkeiten über die Grenzen und den Umfang der kirchlichen Jurisdiktion, so kann im voraus durch klare Bestimmungen gesorgt werden, daß sie nicht entstehen. Tauchen sie trotzdem auf, so kann sie der apostolische Stuhl beilegen und beseitigen.

12. Der Münchener Bischof soll mit Reichsangelegenheiten nichts zu thun haben; er würde nicht dem Reiche unmittelbar, wie es bei den übrigen Bischöfen in Bayern der Fall ist, unterstehen. Wie es in Italien vorzukommen pflegt, würde das Bisthum nur die Stadt München umfassen; der Bischof soll keinem Erzbischof unterworfen, sondern unmittelbar dem apostolischen Stuhle untergeordnet sein. Bayerns Herzoge sollen den Bischof dem Papste zur Bestätigung präsentiren, wie es Uebung bei den erwähnten österreichischen Bischöfen ist.

13. Zur Kathedralkirche soll erhoben werden die Collegiatkirche zu Unserer Lieben Frau; die Pfarrkirche von St. Peter, welche jetzt unter einem Dechant steht, soll Collegiatkirche werden. Die Art und Weise der Ausführung ist vollständig vorbereitet. Und der Klerus wird in jeder Richtung nach Zahl und Ansehen sich heben."

München. Dr. R.

XXXII.

Die Reform unserer Gymnasien.

(Aus Oesterreich.)

Unter diesem Titel ist in Graz eine Broschüre erschienen, als deren Autor sich ein Josephus Alethagoras — augenscheinlich pseudonym — bekennt.

Wir haben alle Veranlassung, dem Verfasser für die freimüthige Schilderung der Gymnasialstudien unserer Zeit zu danken. Fast jedes Wort, das er ausspricht, enthält eine goldene Wahrheit. Ja, die modernen Gymnasien „erziehen nicht, sie verziehen." Wir begreifen und sind damit einverstanden, daß der Hauptaccent auf die classischen Studien gelegt werde; soll das aber heißen, daß man Griechen und Römer darum über alle Völker des Erdballes erheben und ihre Cultur als eine dem Christenthume überlegene darstellen müsse? Soll man die Jugend alles Ernstes glauben machen, daß die christliche Periode als unliebsame Störung des Entwicklungsganges der Menschheit aufzufassen sei? Die Verirrungen und Laster der classischen Völker werden von den Lehrern meist nur nebenher erwähnt oder vielmehr nur gestreift, während sie bei den Ruhmesthaten verweilen. Von den Griechen redend, verfallen sie in den gleichen Fehler mit der geschilderten Nationalität und erschöpfen sich auf Kosten der wahren Moral im Lobe des körperlich Schönen. Dem hellenischen Göttermythos gewinnen sie so viel Reiz ab, daß ihren Schülern bei aufwallender Begeisterung nichts übrig bliebe, als ihren Christenglauben so schleunig als möglich mit dem Bekenntniß zu dem olympischen

Zeus zu vertauschen. Wo, fragen wir, ist das ausgleichende Moment? Wo der Mann, der den gelehrigen Adepten zeigte, wie arm, ja bettelarm das classische Alterthum an religiöser Ethik war, und wie thurmhoch wir uns mit unseren christlichen Ideen über die ganze Gedanken- und Gefühlswelt der Griechen und Römer erheben?

Gerade in unseren Tagen ist von deutschem Patriotismus so viel die Rede. Man will, daß sich das deutsche Volk, ungeachtet der Verschiedenheit der Bedingungen, unter welchen seine Bruchtheile leben, einig fühle, und als abgeschlossene Nationalität handle. Der Gymnasialunterricht legt bei der Lehre von den staatlichen Verhältnissen der Griechen auf die Uneinigkeit der Nation nicht einmal jenes Gewicht, das die historische Wahrheit fordert. Wir haben seinerzeit nicht gehört, daß die Rancune zwischen den einzelnen Republiken so stark mißbilligt worden wäre, als sie verdiente. Der Mann der Gerechtigkeit, Aristides, mochte Sparta gegenüber wortbrüchig werden; was ist dieser Wortbruch den durchschnittlichen Humanisten? Ganz im Gegentheil wird Athen und seinem Aristides aus diesem Vorgange ein Verdienst gemacht.

Wenn uns die griechischen Historiker die Geschichte ihres Landes in partikularistischem Lichte schildern, wer wird sie darum tadeln? An uns wäre es aber doch, die Erzählung nicht in gleichem Geiste fortzuspinnen und der Jugend zu zeigen, wie der griechische Gemeinsinn gar so viel zu wünschen übrig gelassen, wie nahebei die Hälfte der Nation auf persischer Seite kämpfte, und es fraglich blieb, ob Griechenland lieber frei oder eine Dependenz des persischen Reiches sein wolle.

Ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten ist es, was dieser Behandlungsweise anhaftet; man weist mit aufgehobenem Finger auf die Tugend von Hellas hin und hat oft kein Wort des Abscheues für die dunklen Laster.

Wir haben das Gymnasium absolvirt und unsere Professoren von Cäsar alles Liebe und Gute berichten gehört. Daß er die Gallier wie reifes Korn niedermähte, fand man nicht nur nicht tadellos, sondern für selbstverständlich. Seine Plünderung des römischen Staatsschatzes wurde uns so mitgetheilt, als ob sich der große Raub auf den Wechsel von ein Paar Stiefeln oder

Handschuhe bezöge. Sollte das Rechtsgefühl der jungen Menschheit durch eine derlei Unterrichtsmethode nicht bedenklich abgestumpft werden?

Der Autor des uns vorliegenden Büchleins hält es für nothwendig, dieser sogenannt classischen Bildung durch Fortbildung des Herzens und religiöse Erziehung ein Gegengewicht zu geben. Zur Begründung der Richtigkeit seiner Aufstellung führt er einige unverdächtige Zeugen an. So die Protestanten Guizot und den Anglicaner Wellington. Der Erstere spendet der katholischen Kirche das Lob, alle großen Fragen, welche die Interessen der Menschheit berühren, angeregt zu zu haben. Den eisernen Herzog aber läßt er sagen: „In einem Punkte erlaube ich mir meine Ueberzeugung, und zwar mit allem Nachdrucke, dahin auszusprechen, daß, wofern nicht Religion zur Grundlage des Unterrichtes gemacht wird, es Eure Schuld ist, wenn es in der Zukunft nur um so viel mehr gescheidte Teufel in der Welt geben wird."

Die Ueberzeugung, daß der Gymnasialunterricht der Concentration bedürfe, herrscht, wie der Verfasser meint, bei allen verständigen Pädagogen vor. Wohlan, sagt er, „concentriren wir! Die christliche Religion, die mit ihrer erhabenen Glaubens- und Sittenlehre die Cultur und Sitte der europäischen Nationen begründet hat, soll zur Concentrationsidee des gesammten Unterrichtes werden, zum Mittelpunkt, in dem sich alle Disciplinen den Radien des Kreises gleich vereinigen."

Unsere Gymnasien wurden bis nun in diesem Geiste nicht geleitet, und hat der Autor recht, daß diese Institute „die für die sittliche Ausbildung der höheren und im socialen Leben einflußreichsten und den Ton angebenden Gesellschaftskreise ausschlaggebenden Anstalten sind", so ist es mit unseren Gymnasien übel bestellt. Sie sollen reformirt werden, ihr Reformator wird aber der Herr Unterrichtsminister von Gautsch sein. Unser Autor gibt sich keinen überschwänglichen Hoffnungen hin. Er zeichnet die augenblickliche Lage mit folgenden Worten: „Daß unser Unterrichtschef mit den Wünschen der österreichischen Katholiken bekannt geworden sein wird, ist wohl nicht zu bezweifeln; daß er sie aber nicht beherzigt hat und nicht in entgegenkommender Weise zu verwirklichen strebt, das ist auch klar.

Die Schule ist einmal — man darf nicht meinen die Mittelschule weniger, als die Volksschule — ein Palladium des Liberalismus, das er sich nicht nehmen läßt."

Würde der Herr Minister die Unfähigkeit des Staates zur Jugenderziehung richtig erkennen, er müßte die logischen Schlüsse ziehen, er müßte zugeben, daß k. k. Sektionschefs und Hofräthe keinen apostolischen Beruf haben, und von dem Stifter unserer heiligen Kirche keine dahin abzielende Mission erhielten. Zu den gegenwärtig in Oesterreich zu conservirenden Institutionen zählt die Confessionslosigkeit der Schule, und ist das Gymnasium nicht auch eine Schule und darf man hoffen, daß der Minister der höheren Lehranstalt gewähren werde, was er der niedrigern versagt? In unserem Schulwesen ist System und Methode, vielleicht ein falsches System und eine unrichtige Methode; Systeme wechselt man aber nicht wie Kleider und der Herr Minister scheint entschlossen, gar keinen Wechsel eintreten zu lassen.

Sollen wir darum einen Stein auf ihn werfen? Wir wollen ja zugeben, daß es von einem Staatsmanne schöner und edler ist, der hohen Stellung, in der er sich befindet, zu entsagen, als gegen sein Gewissen zu handeln. Wer weiß aber, was dem Minister das Gewissen sagt? Vielleicht sagt es ihm, daß der Tag zur Rüste geht, daß es nicht mehr an der Zeit ist, im Sinne der Kirche oder der christlichen Weltanschauung in Oesterreich zu reformiren, daß man sich bei einem solchen Unterfangen zwar tödtliche Wunden holen, aber keine Erfolge erringen könne, und vielleicht ist das Ministerium Taaffe von der gleichen Ueberzeugung durchdrungen. Bei uns in Oesterreich ist es bei der nationalen Zerrissenheit, bei der bekannten Quertheilung der Monarchie, bei dem Umstande, daß die magyarische Nation die politische Hegemonie nicht nur in Anspruch nimmt, sondern thatsächlich ausübt, ohne Vergleich schwerer, als in jedem anderen Staate, diejenige Linie einzuhalten, die uns von dem Sittengesetz vorgeschrieben wird.

Wenn es sich auch nur um die Confessionalität der Volksschule oder um die religiöse Wiederbelebung einer höheren Lehranstalt handelt, erweist sich der Reibungsquotient bereits unüberwindlich. Es mag ja Alles wahr sein, was Abel, Willmanns, Pachtler, Schöler, Dr. Becker und

andere christlich denkenden Pädagogen über diesen Gegenstand schrieben, schafft vorerst den Gewissensdualismus ab, von dem die maßgebenden Personen ihr Recht ableiten, bei erkannter Wahrheit irrige Wege zu schreiten; schafft die Möglichkeit aus der Welt, die verschiedensten Körperformen in das gleiche Kleid zu zwängen. Duldet nicht, daß mit dem Glück der Völker in der Art gespielt wird, in der man kleinen Kindern Scheeren und Messer in die Hand gibt und sie erwachsenen Personen vorenthält.

Wir wollen letzteren Vergleich nicht so verstanden wissen, als wenn wir unsere Landsleute als unreif für eine constitutionelle Verfassung erachteten. Unsere Landsleute nein, die Czechen, Polen und Ungarn ebensowenig, aber den Gesammtstaat halten wir allerdings für einen Organismus, der eine Ausnahmestellung einnimmt, und Niemand wird uns überzeugen, daß, „wenn zwei dasselbe thun, es dasselbe ist.“ Dem Einen kann zur Wohlfahrt gereichen, was dem Andern zum Unglück wird. Das haben die Rechtsgelehrten, welche den Satz: Si duo faciunt idem non est idem aufstellten, recht wohl gewußt.

Herrn Alethagoras ist die richtige Erkenntniß der Lage, in welcher sich unsere Gymnasien befinden, nicht abzusprechen; er hat in Allem Recht, was er für diese Lehranstalten fordert. Wer soll aber daran bessernde Hand anlegen? Wir lesen wohl seine Vorschläge, wir hören seine Worte, aber der das Gelesene und Gehörte anwenden sollte, ist eben nicht zur Stelle, und die Klagen unseres Autors berühren uns, wie diejenigen des Verliebten in der italienischen Oper:

Varco . . . per poschi per valli
Cercando mia Nice
Sol Echo mi dice,
Mia Nice ne c' é.

Dr. G. E. Haas.

XXXIII.

Kloster Admont in der Literärgeschichte.[1])

Es sind nun bald zehn Jahre, seit Hettinger in diesen Blättern seine Ferienfahrt „Ad Montes“ in seiner anmuthigen Weise beschrieben und neben der landschaftlichen Schönheit des Stiftes im Admontthale dessen Bedeutung im Culturleben der Steiermark, die Verdienste um Wissenschaft und Kunst, in kurzen aber geistvollen Zügen geschildert hat. Was der touristische Zeichner in allgemeinen Umrissen nur andeuten konnte — der Aufsatz ist nachher auch in sein Sammelwerk „Aus Welt und Kirche“ übergegangen — dafür hat ein gelehrter Ordensmann, der Bibliothekar des altberühmten Stiftes, seitdem in zwei gesonderten Schriften den wissenschaftlichen Nachweis zu erbringen unternommen. Im Jahre 1888 veröffentlichte P. J. Wichner sein Werk: „Kloster Admont und seine Beziehungen zur Kunst, herausgegeben von der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale in Wien“, worüber wir damals in diesen Blättern[2]) Bericht erstattet haben. In einer soeben erschienenen neuen Schrift sucht derselbe Verfasser nun auch ebenso im

---

1) Kloster Admont und seine Beziehungen zur Wissenschaft und zum Unterricht. Nach archivalischen Quellen von P. Jakob Wichner. Mit Unterstützung der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien. 1892. 216 S. (Im Selbstverlag des Verfassers.)

2) Band 101, S. 962—64: „Kunst und Kunstgewerbe im Kloster Admont“.



Einzelnen darzulegen, was die Abtei Admont auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur, der Schule und Jugendbildung geleistet hat. Eine lückenlose Darstellung war hier ebensowenig zu erwarten, wie bei der früheren Schrift, da bei dem großen Brande des Jahres 1865 gerade das Archiv den Flammen gutentheils zum Opfer gefallen ist. Aber was an Notizen aus geretteten Urkunden, Saalbüchern, Nekrologen, Chroniken, Briefen und Rechnungen sich erbringen ließ, hat der Sammelfleiß des Autors zu einem übersichtlichen Bilde wissenschaftlichen Wirkens zu vereinigen verstanden.

Denn der sprichwörtliche Gelehrtenfleiß der Benediktiner ist auch im Stifte Admont traditionell geblieben, und an dem historischen Ruhm des Ordens, das Panier der Wissenschaft vom Anbeginn des Entstehens hochgehalten zu haben, darf die Stiftung des Erzbischofs Gebhard von Salzburg und der hl. Hemma ihren redlichen Theil in Anspruch nehmen. Obgleich in den stürmischen Zeiten des Investiturstreits gegründet (1074), erfreute sich das Kloster Admont doch eines so kräftigen Wachsthums, daß es bereits im zwölften Jahrhundert eine Rolle spielt. Crescit occulto velut arbor aevo. Einen weit angesehenen Namen erwarben sich die gelehrten Aebte Gottfried (1138—65) und Irimbert (1172—78), zwei Brüder, die einen ganzen Kreis von Gelehrten um sich heranzogen. Auch aus dem nachweisbaren literarischen Apparat des Klosters unter diesen Aebten erhellt zur Genüge, daß im 12. Jahrhundert die Wissenschaften daselbst eine Freistätte und sorgfältige Pflege fanden. Die mit romanischen Miniaturen geschmückte Bibel, welche der Stifter Gebhard, gleichsam als literarischen Grundstein, in zwei Bänden schenkte, wird heute noch als Cimelie gezeigt.

Aehnlich dient auch für die nächstfolgenden Jahrhunderte die Zusammenstellung des in der jeweiligen Periode vorhandenen literarischen Armariums zur Beleuchtung des Bildungsstandes, der wissenschaftlichen und der Unterrichtsthätigkeit. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist es Abt Engelbert (1250—1327), dessen Ruhm über Oesterreichs Marken hinaus drang. Die Geschichte nennt ihn „sanctitate et scientia clarus". Vermöge der Vielseitigkeit seiner Geistesprodukte möchte ihn unser Autor „den Albertus Magnus der österreich-

ischen Länder" nennen. In der That gibt schon die Uebersicht seiner Werke (von Wichner in dogmatische, moralische, exegetische, philosophische, historische, naturhistorische und Miscellenwerke getheilt) einen Begriff von dem umfassenden Wissen des Mannes. Als sein Hauptwerk gilt „De ortu et fine Romani imperii", worin er, als einer der Ersten in Deutschland, die Idee und Bedeutung des heiligen römischen Reiches zum Gegenstand eingehender Betrachtung gemacht, so daß man ihn nach Auffassung und Gedankengang mit Dante in Parallele gesetzt hat. Die ausgebreitete Thätigkeit dieses großen Abtes wäre einer eigenen Monographie werth.

Wie durch die literarische Fruchtbarkeit dieses Abtes, wurde die Bibliothek des Klosters auch durch Schenkungen vermehrt. Die beiden Bücherkataloge, welche der Mönch Peter von Arbon, ein Alemanne, in den Jahren 1370 und 1380 anlegte, geben eine Vorstellung von dem nach Qualität und Quantität höchst achtenswerthen Bestand der damaligen Bücherei Admonts. Andere Zeugnisse aus dieser Periode lassen in gleicher Weise auf ein bereits wohlgeordnetes Archiv (in sacrario ecclesiae) schließen. Diesem Jahrhundert gehört ferner ein zu Admont entstandenes Meisterstück der Miniaturmalerei, das Missale Ecclesiae Admontensis, an.

Die Erstlingswerke der Buchdruckerkunst fanden ihren Weg alsbald nach dem Kloster im Admontthal. Die Zahl der Incunabeln, die man allein schon dem Abt Anton (1491) verdankt, ist ganz ansehnlich. Um das Jahr 1500 erfreute sich das Stift eines (lateinischen) Dichters: Modest Puträr, geboren 1481 aus dem edlen Geschlechte der nachmaligen Freiherren und Grafen Buterer zu Aigen; die Poesien existiren jedoch nur in Handschriften, aus welchen Wichner zwei kleine Proben aushebt. Es war übrigens ein in vielen Stellungen praktisch tüchtiger Ordensmann, der bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts als „eine Leuchte und Zierde des Convents" gewirkt hat und als Senior des Stiftskapitels nach 1554 gestorben ist.

Eine stattlich sich mehrende Reihe von Schulmännern treten jetzt mit ihren Namen hervor, namentlich unter der Regierung des humanistisch gebildeten Abtes Valentin Abel (1545—68).

Der wandernde Chronist und Sammler Caspar Brusch fand in unserem Stifte freundliche Aufnahme und Unterstützung (1553 und 54). — Für die folgenden Jahrhunderte fließen nunmehr die Quellen immer reichlicher und dem entsprechend wächst auch das Verzeichniß der hervorragenden Schulmänner, Gelehrten und Schriftsteller, und nebenbei die Zahl vornehmer Schüler an dem seit 1644 neu aufblühenden Hausgymnasium; an diesem kamen nach dem Beispiel der Jesuitenschulen nun auch theatralische Darstellungen unter der studirenden Jugend in Uebung, mit dem ausgesprochenen Zweck, neben der moralischen Wirkung die jungen Leute zugleich im öffentlichen Auftreten, im rednerischen Vortrag, in Haltung und Bewegung auszubilden. Solche Schauspiele, theils im Manuscript, theils im Druck (darunter auch ein „Conradinus, ultimus ducum Sueviae") sind noch in ziemlicher Anzahl vorhanden. In verschiedenen Disciplinen begegnen uns Männer, welche sich hervorthun und selbst in Ziegelbauers Historia rei literariae mit Auszeichnung genannt werden. Bei einzelnen möchte man wohl ein näheres Eingehen in den Gehalt und die Tragweite ihrer Leistungen wünschen.

Als ein außerordentlicher Mäcen der Wissenschaften an der Wende des vorigen Jahrhunderts möge noch Abt Gotthard Kuglmayr (1788—1818) Erwähnung finden. „Wohl kein Stift in Oesterreich hatte damals so viele Lehranstalten zu leiten, und keines konnte über eine so große Anzahl hochgebildeter Männer verfügen, wie Admont. Dieses Resultat erzielt zu haben, bleibt Abt Gotthards Verdienst für alle Zeit. Wäre mit dem wissenschaftlichen Auffluge des Klosters auch der materielle Flor Hand in Hand gegangen, hätte man von einem goldenen Zeitalter Admonts sprechen können".

Was endlich das gegenwärtige Jahrhundert betrifft, so steht das Stift an geistiger Regsamkeit nach keiner Richtung zurück und kann eine Vergleichung mit der Vergangenheit gar wohl vertragen. Es ließe sich eine erhebliche Anzahl bekannter, durch wissenschaftliche Leistungen hervorragender Namen anführen, welche dem Kloster zur Ehre gereichen. Wir beschränken uns auf wenige, und nennen: Albert von Muchar, den berühmten Historiographen Steiermarks († 1849); Richard Peinlich, einen ebenso gründlichen als fruchtbaren Forscher, ausgezeichnet durch

seine Beiträge zur Keplerliteratur und zur Geschichte des Erziehungswesens in Steiermark († 1882); Guido Schenzl, Mitglied der ungarischen Akademie und Ehrenmitglied anderer akademischer Körperschaften, berühmt als Physiker und Meteorolog.

Zu guter Letzt darf aber auch der Name des Autors selbst nicht unerwähnt bleiben, der, seit 1870 Stiftsarchivar, seit 1878 auch Stiftsbibliothekar, sich als Forscher und Geschichtschreiber, als Sammler und Ordner um sein Kloster wesentliche Verdienste erworben und namentlich seit dem unheilvollen Brande von 1865, wo das Hauptarchiv in Flammen aufgegangen, Großes geleistet hat. Indem er die älteren Reste der Stiftsregistratur, der stiftischen Aemter, der ehemaligen Dominien und was auf den Pfarreien entbehrlich war, zur Ergänzung des der Verwüstung entgangenen Theils der Dokumente heranzog, ist er geradezu der Stifter eines neuen Archivs geworden, über dessen Pforte er mit gutem Fug setzen kann: **Ex flammis orior.** Wer möchte darin nicht ein gutes Omen erblicken, daß dieser friedlichen Stätte des Glaubens und der Wissenschaft, auf der die Weihe von acht Jahrhunderten ruht, fortdauerndes Gedeihen auch im 20. Jahrhundert beschieden sein möge!

XXXIV.

Zeitläufe.

Die europäische Schmach in Bulgarien; die russischen Geheimschriften der „Swoboda".

Den 24. August 1892.

Wer hätte das für möglich gehalten, als vor bald vierzig Jahren am Pariser Congreß die drei Mächte, welche damals allein noch die Ehre hatten, als europäische Weltmächte zu gelten, sich gegen das Czarthum für die Unverletzlichkeit des türkischen Reiches verbürgten? Oder auch damals noch, als Gladstone 1876 alle Mächte aufrief gegen die „bulgarischen Gräuel" und zur Befreiung der Balkanvölker vom türkischen Joche? Die Befreiung ist eingetreten, und nun sind die Gräuel, die Rußland gegen Bulgarien unausgesetzt in's Werk setzt, verabscheuungswürdiger, als jemals die türkischen. Gladstone sitzt jetzt wieder im Amt; wird er nun die Russen, wie damals die harmlosen Oesterreicher, andonnern: „Hände weg?"

Und was würde es helfen? Im vorigen Frühjahr haben diese „Blätter" von einer Politik gesprochen, die Europa zu einer Räuberhöhle gemacht habe.[1]) War es zu viel gesagt? Seit fünf Jahren waren unablässig durch Rußland bezahlte Verschwörerbanden in Bulgarien eingezogen

1) „Zeitläufe" vom 12. April 1891. Band 107, S. 624.

und soeben war der Mord an Minister Beltschew begangen; bekanntlich hätte der Schuß eigentlich dem ersten Minister, Hrn. Stambulow, gegolten. Vor Kurzem erst ist der Proceß vor dem Kriegsgericht in Sophia verhandelt worden. Er dehnte sich über eine endlose Reihe von Umsturzversuchen und Attentatsplänen aus den Jahren 1886 bis 1891 aus; die eigentlichen Mörder Beltschew's waren von russischen Agenten rechtzeitig in Sicherheit gebracht und verzehren im Lande des Czaren ihr verdientes Blutgeld; von den übrigen Verschwörern wurden vier zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die ganze französische Presse flammte auf vor Entrüstung über „Mordthaten in Sophia"; nicht die von Rußland gedungenen Verurtheilten nannte sie Meuchelmörder und Räuber, sondern Stambulow und den Fürsten Ferdinand; der ganze Proceß gegen die Mörder Beltschew's sei eine schmähliche Fratze, und die Hinrichtungen seien eine freche Herausforderung Rußlands, deren Vergeltung nicht ausbleiben könne.[1])

Wäre Fürst Bismarck heute noch im Amt, er müßte wieder Hand in Hand mit Frankreich hinter dem Czarthum marschiren, und seine Reptilien eine für Rußland gefällige Sprache führen lassen. Denn die Preisgebung Bulgariens bildete einen Hauptpfeiler an seiner „Brücke zu Rußland", die er unter keiner Bedingung gefährdet wissen wollte. Darum hat er den Berliner Vertrag dahin ausgelegt, daß Rußland ein „Vorrecht" in Bulgarien habe, und dieser Balkanstaat dem Czaren zu Willen seyn müsse. Der Wortlaut und der Geist des Vertrags ergibt das schnurgerade Gegentheil; alle Vertragsmächte, bis auf den russisch-französischen Herzensbund, sahen Rußland nur als gleichberechtigt an, Preußen aber beharrte dabei, die neue Ordnung in Bulgarien für ungesetzlich und revolutionär anzusehen gleich dem Czaren.

---

1) Pariser Correspondenz der „Kölnischen Volkszeitung" vom 31. Juli d. Js.

Rußland war hienach befugt, sein Vorrecht in Bulgarien mit beliebigen Mitteln zu vertheidigen. Es wird sich bald zeigen müssen, ob man in Berlin heute noch den orientalischen Sonderling im Dreibund spielt. Es wird viel darauf ankommen.

Die geheimen russischen Dokumente, deren Veröffentlichung seit Wochen alle Welt in Athem hielt, befanden sich nicht unter den Akten des Processes Beltschew. Sie konnten also die Richter nicht beeinflussen, und in Petersburg konnte man immer noch das heuchlerische Spiel amtlich forttreiben: man kümmere sich dort gar nicht um Bulgarien, insbesondere habe die Regierung des Czaren mit derlei Dingen nichts gemein, und Niemand habe das Recht, die officielle Politik Rußlands geheimer Umtriebe zu beschuldigen. Wurde auf die Verschwörer hingedeutet, welche in den russischen Gesandtschaftspalästen zu Bukarest und Belgrad, insbesondere bei dem famosen Herrn Hitrowo, aus- und eingingen, so redete man sich auf den Uebereifer gewisser slavischen Vereine, namentlich des Ignatiew'schen „Wohlthätigkeitsvereins", hinaus, und als jener Zwischenhändler mit seinen Geheimnissen Unglück hatte, verschickte man ihn nach Lissabon und endlich gar nach Japan. So war es nach dem Militäraufstande von Rustschuk, nach dem Versuch der Erhebung von Burgas, nach der Entdeckung der Verschwörung des Majors Panitza, nach dem Meuchelmorde an Beltschew und an Vulkowitsch, dem bulgarischen Agenten in Constantinopel, und sein Nachfolger ist keinen Tag des Lebens sicher.

Jetzt ist es aber wenigstens zu Ende mit der diplomatischen Verlogenheit. Man hat es nun schwarz auf weiß, wie sich Rußland allerdings „um Bulgarien kümmert". Die Fäden aller dieser Verschwörungen und Attentate führen, unmittelbar oder auf dem Umwege der slavischen Vereine, in das auswärtige Amt zu St. Petersburg und dessen „asiatisches Departement", dem auch die balkanischen Angelegenheiten unterstehen. Der Minister von Giers wußte von Allem, und auf

die Befehle des Czaren wird sich ausdrücklich berufen. Es war die höchst amtliche Politik, zu deren Zwecken das Gold mit vollen Händen denen gespendet wurde, die sich zur verbrecherischen Mitarbeit anboten, und sie wirft auch ein grelles Licht auf den „Frieden", den Bismarck der Welt verschafft zu haben sich rühmt. Es ist eines der größten Organe des Capitalismus, das sonst im Interesse der Börse diesem Frieden demüthigst zu huldigen pflegt, welches Angesichts der von der bulgarischen Regierung veröffentlichten russischen Aktenstücke vor Entsetzen außer sich geräth.

„Es kommen in ihnen so gräuliche Dinge vor und sie sind von einem so brutalen Cynismus erfüllt, daß man es fast für unmöglich halten möchte, eine derartige diplomatische Correspondenz sei in unserer Zeit wirklich geführt worden. Der civilisirte Mensch zögert, die Aechtheit von Dokumenten anzuerkennen, in denen kaltblütig Verschwörung und Mord erörtert und die nöthigen Geldmittel für Verbrechen angewiesen werden... In dem Briefwechsel zwischen Hitrowo und Sinowjew[1]) werden nicht nur alle völkerrechtlichen, sondern alle humanen und sittlichen Grundsätze mit Füßen getreten. Da wird der Fürst Ferdinand als außerhalb der Gesetze stehend erklärt und Jedem, der ihn auf irgend eine Weise beseitigt, volle Straflosigkeit zugesichert. Da werden namhafte Geldsummen begehrt und bewilligt zu dem Zwecke, Aufruhr und Umsturz in einem Lande zu erregen, mit dem man äußerlich im Frieden lebt. Da wird schließlich über Dynamitbomben aus den russischen Staatsarsenalen verhandelt, welche nach Rustschuk geschickt werden sollen, um mit ihnen den Fürsten Ferdinand und Stambulow aus dem Wege zu räumen. Dem Leser dieses in seiner Art einzigen Briefwechsels sträuben sich manchmal die Haare, und er würde erleichtert aufathmen, wenn die Abscheulichkeiten, welche ihn anwidern, als Verläumdungen gebrandmarkt würden.... Auch im Kriege denkt man nicht mehr daran, nach dem Muster barbarischer Zeiten dem feindlichen Fürsten oder Heerführer durch

1) Direktor der asiatischen Ministerialabtheilung.

Meuchelmörder an den Leib zu rücken. Rußland aber wird beschuldigt, dieß mitten im Frieden zu thun; es wird angeklagt, die abscheulichsten, niederträchtigsten Anschläge begünstigt, ja hervorgerufen zu haben; es wird von der bulgarischen Regierung moralisch an den Pranger gestellt, und es findet bis jetzt kein Wort offizieller Widerlegung, es antwortet auf die furchtbare Anklage bloß mit Abläugnung und häßlichen Drohungen."

„Das ist ein europäischer Scandal. Es ist nothwendig, zu wissen, woran Europa ist, denn von der Echtheit der bulgarischen Aktenstücke hängt es ab, wie man sich künftig zu Rußland verhalten soll. Sind sie wirklich so geschrieben worden, wie sie in der ‚Swoboda' stehen, haben die Herren Hitrowo und Sinowjew mit diplomatischer Gelassenheit über die Schandthaten correspondirt, die für russische Rubel in Bulgarien ausgeführt werden sollten, dann ist es einfach nicht mehr möglich, mit Rußland wie mit einem civilisirten Staate zu verkehren, sondern Europa muß dem Czarenreiche gegenüber die Vorsicht beobachten, welche man bei wilden Völkern anwendet. Gelingt es nicht, die von der russischen Presse behauptete Fälschung überzeugend darzuthun, so bleibt an Rußlands Politik ein moralisches Brandmal haften, vor welchem die europäische Völkergemeinschaft zurückschaudert." [1])

Kaum hat jemals das Unrecht furchtbarer den eigenen Herrn geschlagen, als hier den Czaren und seine Minister. Das Leugnen hilft ihnen nichts, umsoweniger als ja die Person, welche die Dokumente der bulgarischen Regierung verkaufte, bereits vor deren Veröffentlichung wegen Aktendiebstahl verfolgt wurde. Es war der flüchtig gegangene Beamte der russischen Gesandtschaft in Bukarest, früher, wie es scheint, des Consulats in Rustschuk, aus dessen geheimem Archiv auch noch einige Aktenstücke stammen, Namens Jakobson. Ihm Fälschung nachzuweisen, ist gänzlich mißlungen; vielmehr ist bekannt geworden, daß die Gesandtschaft zu Bukarest selber in Sophia seine Auslieferung verlangen ließ,

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 6. August ds. Js.

weil „er ihr eine Anzahl Papiere gestohlen habe.“ [1]) In Wien hat man noch einen besonderen Beweis der Aechtheit der Dokumente, da sie Mittheilungen über Verhandlungen zwischen beiden Kabineten enthalten, welche Niemanden sonst bekannt seyn konnten. Uebrigens besitzt man die Papiere zu Sophia nicht nur in Abschrift, sondern auch Originale mit der eigenhändigen Unterschrift des Herrn Sinowjew, die in Lichtdruck veröffentlicht werden sollen.

Wie es mit den russischen Thaten in Bulgarien kommen würde, daran war schon drei Jahre nach dem Berliner Congreß kein Zweifel. „Die russische Orientpolitik hat zwei Gesichter: ein officielles und ein panslavistisches; bald arbeiten für dieselbe die panslavistischen Comités, bald tritt die Staatskanzlei selbst in Aktion. So lange die Zankow und Karawelow [2]) in Sophia das große Wort führten, war es das panslavistische Rußland, das in Bulgarien Einfluß nahm; jetzt wird das officielle Rußland Einfluß nehmen. Die Form ist geändert, das Wesen der Sache jedoch nicht; die russische Politik hat bloß ihren Hebel gewechselt“. [3]) Das hat sich nun vollständig bewahrheitet, nicht nur in Bezug auf die „usurpatorische“ Regierung in Bulgarien, sondern auch in Bosnien-Herzegowina und Serbien, worüber der findige Archivdieb Jakobson auch einige Dokumente gekappert hat.

In Serbien saß König Milan damals noch fest und in gutem Einvernehmen mit Oesterreich, als das asiatische Departement unter dem 5. April 1884 das russische Generalconsulat in Rustschuk anwies, dem berüchtigten Metropoliten Michael, welchen Milan zur Flucht nach Bulgarien gezwungen

1) Jakobson, getaufter Jude, soll früher Rabbiner gewesen seyn. In der Verschwörung Panitza's (s. daselbst) spielte er den russischen Agenten.

2) Auch dieser damalige Ministerpräsident ist in dem jüngsten Mordproceß zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt worden.

3) Wiener Correspondenz der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 21. Juli 1881.



habe, 10,000 Franks auszubezahlen. Die nachfolgende geheime Instruktion an das Consulat bezeichnet den Metropoliten als „serbischen Parteiführer, der sich bemühe, den russischen Einfluß in Serbien wieder herzustellen, um in dem Volke für die Rußland ergebene Dynastie Karageorgiewitsch Sympathien zu wecken.“ Rußland arbeitete also wirklich, wie vielfach vermuthet wurde, mit dem Fürsten von Montenegro für dessen Schwiegersohn in Serbien, aber ebenso für die Absichten jenes „einzigen Freundes des Czaren“, sich in Bosnien-Herzegowina auszudehnen. Es liegt jetzt auch zu Tage, daß Rußland schon bei dem Aufstande in der Crivoscie (December 1881) durch Geldspenden die verrätherische Hand im Spiele hatte. Der Aufstand verbreitete sich rasch nach der Herzegowina und bedrohte Bosnien. Beide Länder hält Oesterreich auf Grund des Berliner Vertrags besetzt, aber schon drei Jahre nach dem Congreß hatte sich der Czar direkt durch den großen slavischen Verein von der „Bedrückung der Bevölkerung durch Oesterreich und ihre, insbesondere der orthodoxen Geistlichkeit, Klagen über grausame Behandlung“ unterrichten lassen, und am 16. September 1881 erging aus dem asiatischen Departement in St. Petersburg folgender Erlaß an die russische Gesandtschaft in Bukarest:

„Auf den Vortrag des Staatssekretärs Giers an den Kaiser über diesen Gegenstand hat Se. Majestät geruht, allergnädigst zu befehlen, der slavischen Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina, ebenso der dortigen orthodoxen Geistlichkeit nach Möglichkeit Hilfe zu gewähren. Das Comité des Slavischen Wohlthätigkeitsvereins erlangte durch das Hausministerium die a. h. Erlaubniß, im Stillen in Rußland Gelder zu sammeln zu Gunsten der unglücklichen Slaven in den von Oesterreich-Ungarn besetzten Ländern Bosnien und der Herzegowina. Außer an Geldspenden laufen in dem slavischen Comité auch Gesuche von Leuten ein, welche ihr Mitgefühl und ihre Bereitwilligkeit ausdrücken, sich als Freiwillige nach Bosnien und der Herzegowina zu begeben und dort an Ort und Stelle den bedrängten

Slaven auf jede mögliche Art zu helfen. In Folge der Mittheilung des Vorsitzenden des Comités hat der Minister des Innern die nöthigen Anordnungen getroffen, um solchen Freiwilligen Auslandspässe zu verabfolgen und den provisorischen Odessaer Herrn Generalgouverneur davon zu benachrichtigen. Das kaiserliche Ministerium des Aeußern hat seinerseits veranlaßt, daß den nach Bosnien und der Herzegowina gehenden und den dort sich befindenden Personen Unterstützung an Geld und Anderem zu Theil werde auf Rechnung des Restes des Occupationsfonds, welcher sich bei unseren Vertretern in Constantinopel und Sophia befindet. Letzterem wird gleichzeitig mitgetheilt, Ihnen 200,000 Francs in Gold zur Verfügung zu stellen."

Um die ganze Schamlosigkeit der Petersburger Regierung gegenüber Bulgarien zu ermessen, muß man die haarsträubenden Enthüllungen der Dokumente mit dem diplomatischen Auftreten Rußlands vom Anfang des vorigen Jahres vergleichen. Eines Tages kam damals der deutsche Agent in Sophia, welcher auch die russische Vertretung besorgt, mit einer Note aus St. Petersburg zu Stambulow wegen der angeblich in Bulgarien lebenden russischen Nihilisten. Die, noch dazu von Deutschland und Oesterreich unterstützte, Anklageschrift behauptete, der Zufluß russischer Anarchisten nach Bulgarien habe seit einem Jahre beunruhigende Verhältnisse angenommen, das Land sei erfüllt von Umsturzelementen der schlimmsten Sorte, ein Asyl der wildesten Revolutionäre, das nicht bloß Rußland, sondern ganz Europa gefährlich zu werden drohe. Gleichsam zum Beweis wurde ein aus Rußland eingewanderter Ingenieur aus Sophia fortgelockt, allem völkerrechtlichen Brauche zuwider in Constantinopel durch russische Häscher abgefangen und dem Reiche des Czaren zugeführt, um dort zu verschwinden, weil man sich, so wurde der Welt glauben gemacht, nicht mehr anders zu helfen wisse. Stambulow hatte mit der Erwiderung leichte Mühe. Er wies nach, daß von den dreizehn in der

Note als Nihilisten bezeichneten Personen die Einen Bulgarien nie betreten hätten, die anderen aber mit regel rechten russischen Pässen und zur Zeit der russischen Regierung in Bulgarien, unter dem besonderen Schutze derselben, dahin gekommen seien. Dann aber kehrte er den Stiel um, und zeigte in einer Note an alle Mächte, wo man die Anarchisten und Verschwörer wider fremde Staaten zu suchen habe, und wie viel Unglück die von auswärts gekommenen Aufwiegler über Bulgarien gebracht haben.[1]) Leider kannte er damals das chiffrirte Telegramm des asiatischen Departements in Petersburg an die Gesandtschaft in Bukarest vom 10. August 1887, welches jetzt aller Welt vor Augen liegt, noch nicht:

„In Vervollständigung der Circular-Note des Ministeriums des Aeußeren an unsere Vertreter in Europa bezüglich der Ungesetzlichkeit der Anwesenheit des Prinzen Coburg als Fürst in Bulgarien halte ich es für meine Pflicht, Euere Exzellenz zu benachrichtigen, daß die kaiserliche Regierung endgültig beschlossen hat, den Prinzen Coburg als Usurpator, außerhalb aller Gesetze stehend, zu betrachten, deßwegen auch alle Handlungen, welche gegen Coburg zum Zwecke seiner Entfernung aus Bulgarien gerichtet sind, nicht als gerichtlich verfolgbar und strafbar anzuerkennen. Indem ich Ihnen obenstehende endgültige Entscheidung der kaiserlichen Regierung mittheile, bitte ich Sie, vertrauenswerthen Personen, welche bereit sind, thätigen Antheil an der Entfernung des Prinzen Coburg aus Bulgarien zu nehmen, Ihre Unterstützung angedeihen zu lassen."

Griff aber die bulgarische Regierung zur Ausweisung verdächtiger Ankömmlinge aus Rußland, so war man dort wieder empört, bestritt ihr das Recht hiezu und berief sich auf den Schutz der Capitulationen. So geschah es kurz nach dem Ministermord, und noch in demselben Jahre ahmte Frankreich das russische Beispiel in dem Falle seines Lohn-

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 22. Januar und 19. Februar 1891.

schreibers Chadourne nach.[1]) Gerade in dieser Zeit hatte sich das Hauptquartier der Verschwörer in Belgrad niedergelassen, und der Zuzug der bulgarischen Flüchtlinge durch Rumänien nach Serbien war so stark, daß die Regierung in Bukarest die drei Mächte vertraulich aufmerksam machte, und der österreichische Gesandte in Belgrad, Namens des Dreibundes, Verwahrung einlegte. Man möchte fast glauben, daß damals die jetzt enthüllten Veranstaltungen des asiatischen Departements vom Jahre 1888 in Sophia bereits bekannt gewesen seien. Die Regierung stand im Rufe, ausgezeichnete geheime Agenten zu besitzen, und um dieselbe Zeit wurde aus der Hauptstadt berichtet: „Die leitenden Personen in Bulgarien wissen, daß sie für vogelfrei erklärt worden sind; aber wenn man im feindlichen Lager, das übrigens sehr gut bekannt ist, glaubt, durch die unausbleibliche nervös gereizte Stimmung, unter der die mit dem Meuchelmord Bedrohten naturgemäß leiden, eine Aenderung herbeiführen zu können, so irrt man sich“.[2]) Jetzt vermag die Regierung den Mächten des Dreibunds vor Augen zu halten, was beabsichtigt war.

„Telegramm des Gesandten Hitrowo vom 20. Januar 1888 an den Leiter des asiatischen Departements: Der aus Sophia eingetroffene Kaufmann Novikow bringt mir zur Kenntniß, daß die ihm übertragene Organisirung einer Verschwörung zum Zwecke der Entfernung des Prinzen Coburg aus Bulgarien nicht ausführbar war, weil die Behörden von Sophia strenge Maßregeln zur Sicherung der Person des Fürsten getroffen hatten, und das namentlich nach der Unternehmung des Hauptmannes Nabokow. Um das begonnene Werk zu Ende zu führen, beabsichtigt der Kaufmann Novikow auf den Rath zuverlässiger, zu thatsächlicher Theilnahme bereiter Personen, Dynamitpatronen zu verwenden. Auf das Gesuch des Herrn Novikow habe ich

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ v. 15. Mai u. 30. Decbr. 1891.
2) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 18. Januar 1892. — Wiener „Neue Freie Presse“ vom 11. April 1891.

die Ehre, Euere Exzellenz ergebenst zu bitten, wenn Sie es für möglich halten, gütigst die nöthigen Schritte zu thun, damit aus unseren Arsenalen die Dynamitpatronen nach Rustschuck geliefert werden, wo man die Ankunft des Prinzen Coburg erwartet."

Die Dokumente beschäftigen sich auch mehrfach mit dem militärischen Complott des im Juli 1890 kriegsrechtlich verurtheilten und erschossenen Majors Panitza. Die geheimen Umtriebe für den von ihm geplanten Staatsstreich reichten bis in das Jahr 1887 zurück; aber sie waren ausnahmsweise nicht von vorneherein russischen Ursprungs, wenn auch das asiatische Departement sich dieselben alsbald nutzbar zu machen suchte. Nebenbei gesagt, tauchte hier zum ersten Male der Name des jetzt vielgenannten Dragomans bei der russischen Gesandtschaft in Bukarest, Jakobson, auf, von dem sehr belastende Briefe zu den Proceßakten kamen. [1]) Panitza selbst war kein Russenfreund, und von einigen seiner Genossen war bekannt, daß sie zu den verwegensten Widersachern des Czarenreiches gehörten, und erst nach ihrer Verbannung glühende Verfechter desselben wurden. Panitza war Macedonier, ein tapferer Soldat. Er hatte im Anschluß Ostrumeliens, durch sein macedonisches Freicorps im Kriege mit Serbien und noch im Jahre 1887 durch Niederwerfung der Militäremeute in Rustschuk dem Lande große Dienste geleistet. Dem Fürsten Alexander war er treu ergeben, und dessen Wiedereinsetzung war der Hauptzweck der Verschwörung. Sein Ideal war ein Großbulgarien mit Einschluß Macedoniens, wo er von den bulgarischen Stämmen zum Großwoiwoden gewählt war, im Sinne der bekannten Komarow'schen Karte. [2]) So war er als guter „bulgarischer Patriot" den Russen beßt verhaßt. Aber sie benützten sein Geld-

1) Berliner „Germania" vom 18. Mai 1890.

2) Aus Sophia im Berliner „Deutschen Wochenblatt" vom 24. Juli 1890. S. 358

bedürfniß, um mit ihm anzuknüpfen. Aus dem Geschäft mit Rußland wegen Lieferung der Berdangewehre für die bulgarische Armee, was dann bekanntlich scheiterte, waren ihm 300,000 Lei zugesagt. Indeß glaubte er Bedingungen stellen zu können, auf welche Rußland nie eingegangen wäre. Auf diese Verhandlungen mit dem „militärischen Revolutionscomité in Sophia“ bezieht sich der unter den Dokumenten befindliche Erlaß des asiatischen Departements an Herrn Hitrowo vom Dezember 1887:

„Mit Panitza solle nur dann verhandelt werden, wenn er seine Bedingungen ändere. Viele derselben seien unannehmbar. Panitza wolle nach Verjagung des Fürsten ein gemischtes Ministerium, davon könne keine Rede sein; man bringe Rußland bedingungslos ergebene Leute, wie sie Kaulbars namhaft gemacht habe. Von einer sofortigen Fürstenwahl will man nichts wissen. Der Zar hat zu befehlen, er soll die höchste Instanz für Bulgarien sein, wo ihn ein Stellvertreter repräsentiren wird. Später könne eine Sobranje darüber nachdenken, ob es nicht besser sei, nach diesen Grundsätzen weiter zu regieren. Einen Candidaten für den Thron wisse man nicht. Panitza wolle, nur der Kriegsminister und die Brigade-Commandanten sollen russische Generale sein. Unmöglich. Da die bulgarische Armee seit dem 9. August einen unglaublichen Mangel an Treue gegen Fürst und Land und völlige Unkenntniß der Heiligkeit des Eides bewiesen habe, so sei ja ein kaiserlicher Commissär auch täglich einem Verrathe ausgesetzt. Der Generalstab weiß ein anderes Mittel: keine Occupation, aber Verdopplung der bulgarischen Armee durch Einreihung von Russen. Dann kann doch kein Bulgare ein Regiment commandiren, welches zur Hälfte aus Russen besteht. Zunächst soll der Erfolg Nabokows abgewartet und inzwischen die Verhandlungen mit Panitza eingestellt werden.“

Es kam nur darauf an, wer von beiden der Betrogene seyn würde. Panitza äußerte sich unter Vertrauten verächtlich: „Ich wette, die Russen kriechen auf den Leim; es ist furchtbar leicht, von ihnen Geld zu erhalten; der es auszahlt, verdient ebensoviel, denn er schreibt es der Re-

gierung mit doppelter Kreide an." Minister Stambulow dagegen sagte: „Thatsache ist, daß Panitza nur die Kastanien aus dem Feuer geholt hat, und ein Werkzeug in der Hand furchtbarerer Männer war; bei dieser Sache war Panitza der Narr, und er hat seine Narrheit mit dem Leben gebüßt." [1]) Es war auch Alles schon vorbereitet. Sobald das Attentat gelungen wäre, würde Panitza durch die hinter ihm stehenden Leiter des Unternehmens beseitigt worden seyn, und der russische General Domontovic hätte die provisorische Regierung übernommen. Er war sogar mit einem andern General schon auf dem Wege nach Sophia. So hatten es Zankow, mit russischem Geld reichlich versehen, von Serbien aus und Karawelow eingefädelt. Schon im März 1888 hatten sie eine wuthschnaubende Proklamation an das bulgarische Heer erlassen [2]) gegen den „Heiden", den „deutschen Abenteurer", den „österreichischen Thronräuber", zu dessen Verjagung man vor dem Schaffot nicht zurückschrecken dürfe. [3])

Anderthalb Jahre nach der Vereitlung dieses Complotts wurde der diplomatische Vertreter Bulgariens in Constatinopel, Dr. Vulkowitsch, auf offener Straße erdolcht. Vier von den europäischen Großmächten sendeten ihre Vertreter zur Einsegnung der Leiche, während die Vertreter Rußlands und Frankreichs dem Grabe des neuen Blutzeugen fernblieben. [4]) In dem Proceß gegen Panitza hatten Staatsanwalt und Gerichtshof noch nachdrücklich hervorgehoben, daß die eigentlichen officiellen Kreise in St. Petersburg dem Anschlage vollkommen ferngestanden seien. [5]) Jetzt reden

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 25. Juli 1890 und 3. August 1892.

2) Abgedruckt in der Berliner „Germania" vom 30. März 1888.

3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 8. Februar 1890. — Wiener „Neue Freie Presse" vom 30. März 1890.

4) Wiener „Neue Freie Presse" vom 2. März 1892.

5) Das war Wasser auf die Bismarck'sche Mühle. „Das Gleiche wird sich bei jedem der anderen Verbrechen in und gegen Bul-

die geheimen Schriftstücke des bulgarischen Amtsblattes freilich eine andere Sprache. Aber über den Mord an dem bulgarischen Diplomaten erzählen sie nichts, da derselbe nicht von Bukarest, sondern von Odessa aus angestiftet wurde. Indeß geschah etwas, was man als den größten Skandal betrachten kann, den die russische Politik im Orient bis dahin hervorgerufen hatte. Die türkische Polizei hatte den muthmaßlichen Thäter oder Auftraggeber dingfest gemacht, aber der russische Botschafter forderte die Auslieferung desselben als eines russischen Staatsbürgers an das russische Generalconsulat auf Grund der Capitulationen direkt vom Sultan, nicht etwa um ihn vor das Consulatsgericht zu stellen, sondern um ihn schleunigst auf einem russischen Dampfer über das schwarze Meer in Sicherheit bringen zu lassen. In dem nachträglichen Proceß gegen einige Mitschuldigen wurden zwei derselben zum Tode und zwei andere zu langjähriger Zwangsarbeit verurtheilt; aber auch die letzteren zwei „leben, unerreichbar für den Arm der moslemischen Gerechtigkeit, in Odessa als Pensionäre der Slavischen Wohlthätigkeitsgesellschaft herrlich und in Freuden“.[1])

Der Bismarck'schen Politik ist es gelungen, das alte Europa bezüglich der orientalischen Fragen in einen völligen Stumpfsinn einzuschläfern. Zwar machte sich bei jeder dieser russischen Frevelthaten das Entsetzen jedes ehrliebenden Gemüthes Luft; sobald aber der Gedanke auftauchte, ob es nicht endlich an der Zeit wäre, den faktischen Zustand in Bulgarien durch Anerkennung des erwählten Fürsten in einen rechtlichen zu verwandeln und Rußland den Vorwand einer ungesetzlichen Regierung abzuschneiden, wich Alles wieder scheu zurück. Zuallererst der Sultan selbst, an dem als Suzerain es wäre, mit der Anerkennung voranzugehen.

---

garien feststellen lassen“: leitartikelte die Münchener „Allg. Zeitung“ vom 1. März d. Js.

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 11. Mai d. Js.

Umsonst bestürmte ihn die bulgarische Regierung mit Noten und die Mächte mit Darlegung der Martyrien, die immer wieder durch die russischen Wühlereien über das Land verhängt seien. Der Czar dürfe nicht gereizt, der „Friede“ nicht gefährdet werden: war die stete Ausrede. Es war so weit gekommen, daß der Sultan einen russischen Verweis hinnehmen mußte, weil er vor Jahr und Tag den bulgarischen Finanzminister in Audienz empfangen hatte.

Unter diesen Umständen war die überraschende Nachricht allerdings von Bedeutung, daß Minister Stambulow alsbald nach der Veröffentlichung der geheimen Correspondenz des asiatischen Departements in Petersburg nach Constantinopel geeilt, dort mit allen Ehren empfangen worden sei, und vom Sultan das Versprechen entgegengenommen habe, daß die Anerkennung des Prinzen Ferdinand ihm am Herzen liege und er den Zeitpunkt zur Verwirklichung derselben für naheliegend halte. Allerdings, die hinkenden Boten kamen bald nach. Der Empfang war in thunlichster Heimlichkeit gehalten, der Gast polizeilich überwacht, um ihn vor den russischen Dolchen zu sichern, und alsbald erkundigte sich der russische Botschafter wieder beim Sultan, was er mit diesem Menschen zu schaffen gehabt habe. Darf man nichtsdestoweniger hoffen, daß die europäischen Mächte, welche noch Ehre im Leibe haben, sich endlich aufraffen werden, um die Schmach der russisch-bulgarischen Gräuel von sich abzuwälzen?

XXXV.

Römische Notizen.

Geständnisse des italienischen Liberalismus.

Schon bei früheren Gelegenheiten konnte ich auf die merkwürdige Thatsache hinweisen, daß ein so erzliberales Blatt, wie der Corriere di Napoli, der in seinen Spalten unter der Rubrik Cronaca Vaticana alles in den Staub zieht, was dem Christen, was dem Katholiken ehrwürdig und heilig ist, zuweilen lucida intervalla hat, in denen er die Dinge sieht, wie sie wirklich liegen. Bei dem niedrigen Stande des Sittlichkeitsgefühles und den durchaus unbekannten Begriffen von Anstand und Schicklichkeit auch dem klerikalen Gegner gegenüber, gehört ein gewisser Muth dazu, wenn hier zu Lande eine Zeitung, „die zur Sippe gehört", sich dazu aufrafft der Partei und den Collegen von der Presse die Wahrheit zu sagen und ihnen einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie die Verzerrungen der Freiheit, wie sie uns der Liberalismus gebracht hat, in getreuem Abbilde sehen können. Als bedeutsam muß darum ein Aufsatz an leitender Stelle betrachtet werden, den der Corriere di Napoli in seiner Ausgabe vom 17. August brachte, überschrieben „Id problemi" und unterzeichnet „Y".

Wenngleich es im Artikel selbst nicht ausgesprochen ist, hat derselbe doch als Vorgeschichte die Thatsache, daß der Corriere di Napoli von der liberalen und radikalen Presse in Verruf erklärt worden war, weil er es gewagt hatte, die Berechtigung der Columbusfeier von Seiten der katholischen Vereine

am 7. August anzuerkennen, die von der römischen crema della canaglia ausgeführte Weise zu tadeln und gleiches Recht wie für die Liberalen so auch für die Klerikalen zu fordern. Denjenigen Blättern darum, die direkt oder indirekt dem Corriere di Napoli zu verstehen gegeben hatten, daß der Liberalismus von heute gleich bedeutend sei mit Antiklerikalismus, daß die Katholiken, was immer sie auch unternehmen mögen, a priori Unrecht haben und haben müssen, schreibt das napolitanische Blatt folgende artige Verse in's Stammbuch:

„. . . . . . Aber die finanziellen Schwierigkeiten kann vielleicht, trotz unserer eignen Faulheit, das Glück, das uns vom Himmel zu fallen pflegt, lösen. Da ist aber ein anderes, viel einschneidenderes Beispiel, um unsere geistige Stumpfheit und unsere moralische Schwäche zu zeigen, und das ist das doppelte Problem des Gewissens und der Beziehungen von Staat und Kirche. In jedem anderen Lande, glauben wir, hätte das Land Mittel und Wege gefunden, um sich darüber auszusprechen. Wir hingegen bekümmern uns ganz und gar nicht darum und überlassen das einigen politisch Vereinsamten, welche der Hause der angeblich Gebildeten und Weisen, sowie der patentirten Dummköpfe als Träumer oder Verrückte verlacht. Und wir bilden uns ein, daß ein großes Volk in Wirklichkeit Fortschritte im nationalen Leben machen könne ohne einen Glauben zu haben — welcher es auch immer sei, — der den Geist erleuchtet und das Herz erwärmt.

„Aber das Schlimmste ist nicht einmal hierin zu suchen. Das Hauptübel liegt darin, daß man allgemein glaubt, mit diesem höchsten Indifferentismus hätten wir den Gipfel der Weisheit erstiegen, und daß wir somit in der Lage wären, anderen Vorschriften hierüber machen zu können und zwar deßwegen einzig und allein, weil wir einen Weg gefunden hätten uns nicht darum zu kümmern; mit Begeisterung hängen wir an einer Formel, deren politischer Werth ein durchaus zufälliger ist, die scheinbar eigens dazu erfunden wurde, um die entsetzliche Faulheit unseres Gewissens zu nasführen und zu beruhigen. Man sieht nur zu deutlich, welche Früchte man einheimst; man sieht nur zu deutlich, wie die Geister dadurch, daß sie sich von

den äußeren Manifestationen eines Glaubens fernhalten, sich vom Glauben überhaupt entfernen, und wie dem nationalen Geiste in eiliger Flucht jenes erste und wesentlichste Nährmittel des Glaubens und Fühlens verloren geht.

„Wer glaubt, daß diese Dinge nichts mit der Politik zu thun haben oder keinen Einfluß auf sie ausüben, ist entweder blind oder, was noch schlimmer ist, er will nicht sehen. In Bezug auf unseren Fall haben wir nur zu deutliche Beweise, die zwar ganz hausbacken, aber darum doch nicht weniger concludent sind. Es schien eine Zeit lang früher, daß man liberal und doch katholisch sein könnte; dann schien es, als ob man nur liberal sein könnte, wenn man eine neue Art von Katholicismus bekännte, der aus der Fabrik von Döllinger stammte; späterhin glaubte man, daß der Liberalismus nur noch vereinbar sei mit freiem Christenthum, das sich jeder Verbindung mit dem Katholicismus entäußert habe. Heute nun breitet sich tagtäglich mehr und mehr die Meinung aus, daß man wirklich nicht mehr liberal sein könne, wenn man nicht auch gleich ganz ungläubig sei. Gladstone müßte demnach, wenn er jeden Sonntag seinen Leuten in der Kirche von Hawarden das Evangelium erklärt, der Typus eines Reaktionärs sein, an dem Hopfen und Malz verloren ist.

„Alle diese angeblichen Grundverschiedenheiten der Incompatibilität des religiösen Glaubens mit dem politischen Gedanken unserer Tage zeigen nur zu deutlich den Fortschritt des zerstörenden Werkes, das der zum System erhobene Indifferentismus bezüglich der Beziehungen von Staat und Kirche und der Nothwendigkeit des Gewissens vollbringt. Es gibt solche, die sich über alle diese Dinge trösten in dem Gedanken, daß in dieser Zügellosigkeit der Geister ein Hauptfaktor der Freiheit stecke. Auch in der Politik hielt man seiner Zeit dafür, daß die Freiheit einen um so höheren und erhabeneren Flug nehme, je mehr Schranken und Grenzen hinweggeräumt würden. Doch ist die Geschichte zur Hand, um zu zeigen, ob das so bedingungslos wahr ist.

„Und kann man nun sagen, daß ein Volk den Muth besitze, den schwersten Problemen seines materiellen Daseins

gegenüberzutreten, wenn es nicht kühn genug war, den tief-einschneidenden Problemen seines geistigen Lebens die Stirne zu bieten, oder hat glauben können, diese Fragen gelöst zu haben, einzig und allein deshalb, weil es dieselben auf die kläglichen Proportionen eines schwindsüchtigen Intellektes und eines inhaltlosen Gewissens zugeschnitten hat? Das wäre gerade, als ob man den Anspruch erhöbe, daß Parteien mit klarem, kräftigem Programm sich aus der Mitte eines Volkes erheben könnten, das entweder aus Mangel oder aus Schwachheit des Glaubens sich in diesem entnervten und entnervenden Indifferentismus hat heimisch fühlen können. Wie ist das möglich in einem Lande, in dem scheinbar nur diejenigen Kirchenpolitik treiben, welche glauben, das Problem des Gewissens hinausgefegt zu haben, wenn sie den Papst aus dem Vatikan gejagt haben würden?

„Die Antwort auf die Anfrage eines verehrten Lesers und Abonnenten hat uns zu diesem Ergusse veranlaßt. Wir wollen das keineswegs bereuen, weil wir nicht glauben, daß die Dinge, die wir gesagt haben, nicht vielleicht doch ein Echo in dem Geiste vieler unserer Freunde finden werden. Alles drängt darauf hin, zu erweisen, daß es nicht so sehr nothwendig ist, daß wir uns Theorien von Anderen entlehnen und fremde Formen nachbilden, als wie in uns selbst von Neuem schaffen, was wir im Laufe der Zeit verloren haben: ein gewisses Maß, wenigstens, von geistiger und moralischer Beständigkeit. Daraus wird dann ein besseres Leben und in Folge davon eine bessere Volkspolitik, ein gesunderer Constitutionalismus, ein weniger verkommener und nicht so verderblicher Parlamentarismus erstehen. Die Probleme in ihrer ganzen Schwierigkeit sehen und ihnen mit dem ganzen Muthe, der nothwendig ist, um sie unter allen Umständen zu lösen, gegenüberzutreten: darin liegt unser Heil." —

Sind das nicht bittere Wahrheiten, die sich der italienische Liberalismus von einem führenden liberalen Blatte sagen lassen muß? Aber diese Worte kann man weiter ausdehnen. Sie gelten dem gesammten modernen Liberalismus, ob er nun Fort-

schritt oder Nationalliberalismus, ob er Radikalismus oder Freiconservatismus heißt. Die Herren bei uns brauchen sich nicht einzubilden, daß sie um ein Haar besser seien, wie ihre italienischen Collegen. Wie für diese die Kirche, der Katholicismus, der Papst die bestie nere sind, so sind sie es für jene. Das Spiegelbild umfaßt alle, und für uns ist es um so werthvoller, weil es von einem Liberalen stammt, der alles kennt, was hinter den Coulissen vorgeht.

Rom, 20. August.

XXXVI.

F. W. Webers neue Dichtung.

Eben zum Beginne des blühenden Mai, wo auch im Herzen des den ernsten Fragen des Lebens zugewendeten Mannes die Sehnsucht nach den duftenden Blüthen der Dichtkunst sich fühlbarer regt, beschenkte uns die Muse des Dichters von Dreizehnlinden mit einer neuen kostbaren Gabe. Wie viele Freunde der Poesie es verlangte, den Tönen seiner herrlich gestimmten Leier, die er in Dreizehnlinden und seinen Gedichten angeschlagen hatte, weiterzulauschen, geht aus der Thatsache hervor, daß die ersten vier Auflagen des neuen Werkchens, kaum erschienen, auch schon vergriffen waren.

Bereits aus den ersten Ankündigungen dieser jüngsten Dichtung Webers konnte man ersehen, daß sie nicht einen gleich großen Stoff behandeln und einen gleich weiten Gesichtskreis eröffnen werde, wie das bei Dreizehnlinden der Fall gewesen war. Dort spiegeln sich im Leben zweier Personen die Beziehungen und Geschicke zweier Völker ab. Ihr Charakter, ihre

Bestrebungen, ihr Kämpfen, Hassen und Lieben ist in wenigen Zügen reich und lebensvoll gezeichnet. Wer mit Erwartungen, die sich an den großen Gegenstand von Dreizehnlinden knüpfen, an die Lektüre dieses neuen Gedichtes ginge, müßte sich etwas enttäuscht fühlen. Wohl hat der Dichter die Sprache in seiner Gewalt wie dort; er verfügt über die gleiche Originalität, die gleiche Prägnanz, die gleiche Gemessenheit des Ausdrucks; aber der Gegenstand ist ein viel einfacherer: ein Idyll aus dem norwegischen Volksleben, und dem entsprechen auch die dichterischen Mittel.

Die Erzählung beruht, wie in einer Schlußbemerkung erläutert wird, „ihrem wesentlichen Inhalte nach auf einer wahren Begebenheit, die dem Verfasser vor vielen Jahren von seinem lieben Freunde, dem norwegischen Landschaftsmaler Magnus von Bagge, damals in Berlin, jetzt in Blankenburg am Harz, mitgetheilt wurde".

Olaf, das Kind zugewanderter räthselhafter Taglöhnersleute, welche ein jäher Bergsturz verschüttet hatte, wird von Knud, dem Bauern auf Rönnedal, ins Haus aufgenommen. Er wächst mit Margit, dessen Tochter, auf, und von Kindheit an wächst mit ihnen eine innige gegenseitige Liebe. Zum Riesen aufgeschossen (daher sein Name „G o l i a t h"), wird er bald die Seele des ganzen Haushaltes, der schirmende Hort von Haus und Hof; noch mehr, er rettet dem Bauern und seinem spätgeborenen blöden Kinde das Leben. Zufall und Neigung, Geschick und Verdienst scheinen ihm das nächste natürliche Anrecht auf die Hand der Tochter des Hauses zu geben. Eine folgenschwere Täuschung des vermeintlichen Taglöhnerkindes gegenüber dem stolzen Besitzer von Rönnedal! Denn da er sich mit schüchterner Bitte an den kränkelnden Bauern wendet, um das Glück seines Lebens zu begründen, wird ihm schmachvoll die Thüre gewiesen und bedeutet, nie mehr im Leben solle er das Gebiet von Rönnedal betreten; und nie solle, so war es des Vaters unbeugsamer Wille, Margit den Olaf zum Manne nehmen.

Olaf kehrte niemals wieder; Margit nahm ihn nicht zum Manne. Aber sie nahm auch keinen anderen.

„Entsagend ging sie stumm den Weg der Pflicht,
Gehorsam dem Gesetz, das Gott der Herr
Mit eig'ner Hand auf Sinai geschrieben". —

Schlicht wie der Inhalt ist die metrische Form, nämlich durchgehends fünffüßige Jamben ohne Reime Aber die Idee des Ganzen: Willige Entsagung auf das volle Lebensglück aus Ehrfurcht vor dem vierten Gebote, tritt so ergreifend hervor, die Entwicklung derselben ruft ein so lebhaftes und anhaltendes Interesse hervor, daß es am Schlusse von Goliaths trauriger Geschichte den Leser wohl ähnlich überkommt, wie einst Magnus von Bagge, da Olaf, nachdem er einen vermuthlich letztmaligen Besuch der Margit empfangen, ihm die Schicksale seines Lebens verrathend, die Erzählung mit den Worten endigt:

„Nun sind wir alt; mein Haar wie Birkenmoos;
Sie ging — und kommt sie wieder, kommt sie wohl
Zum letztenmal, mich in mein Grab zu legen.
Dann mag sie mir die kalte Stirne küssen:
Ihr Mund hat niemals meinen Mund berührt
Magnus, du weinst? — Still: Gott regiert die Welt!"

Die Schilderung des nordischen Himmels und der nordischen Landschaft wirkt überaus stimmungsvoll zu dem etwas melancholischen Inhalte des Gedichtes. Von der dichterischen Anfangs- und Schlußvignette des Idylls, wie ich die beiden Gesänge „Beim rothen Freunde" und „Magnus" nennen möchte, ließe sich vielleicht bemerken, daß sie inhaltlich in einem nur zufälligen Zusammenhange zur ganzen Begebenheit stehen. Allein sie sind so köstlich gezeichnet, daß es bedauert werden müßte, wenn uns das Gedicht nicht in dieser Umrahmung geboten würde.

Dr. Endres.

XXXVII.

Ludwig XIV. in Frankreich und die Moral in der Geschichte.

I.

Leider gibt es keine andere Wissenschaft, welche den moralischen Indifferentismus so groß zu ziehen geeignet ist, als die Historie. Sie gewöhnt das Auge der Menschen an strafbare Handlungen, die nicht nur thatsächlich unbestraft bleiben, sondern bisweilen noch Lob und Dankbarkeit ernten.

Wie oft ist nicht die unentschuldbare Unterscheidung zwischen militärischer und bürgerlicher Ehre verworfen worden! Wie oft hat man nicht zu beweisen gesucht, daß es schlechterdings nur Eine Ehre und Einen Ehrbegriff geben könne! Eben so wenig vermögen wir aber zwischen öffentlicher und privater Moral zu unterscheiden und das moralisch Unerlaubte den öffentlichen Charakteren zu Gute zu halten und die verwerfliche Handlung fürstlicher Personen aus Rücksicht auf ihre sociale Stellung als minder verdammungswürdig anzusehen.

Je nach der individuellen Auffassung führt der verschiedene Moralcodex der Geschichtsschreiber denn auch zu den merkwürdigsten Widersprüchen. Der eine Historiograph weiß an seinem Helden zu rühmen, was der andere nicht stark genug mißbilligen kann Jenem erscheint als Vorzug an dieser oder jener Regierung, was der letztere als Schmach und Schande verurtheilt. Die empörendste Tyrannei wird

unter der Feder des einen Geschichtsschreibers zum Merkmal politischer Klugheit, die Schwäche zur unbegrenzten Herzensgüte, der Unverstand zur schlichten Denkweise und die raffinirte Bosheit zur abgrundtiefen Weisheit, unter dem Stift des anderen zum Inbegriff aller Laster und Verbrechen oder doch aller menschlichen Lächerlichkeit Der undankbare Fürst weiß sich nach der Ueberzeugung seines Biographen von persönlichen Rücksichten freizuhalten, aus dem stets hin- und herschwankenden Reis wird die peinlichste Gewissenhaftigkeit construirt, denn die beständige Schaukel ist das Symbol angeborener Bescheidenheit, die sich bis zum Mißtrauen auf sich selbst steigert.

Der wohlwollende Historiker, der freilich weder wohl- noch übelwollend schreiben sollte, wird in keinerlei Verlegenheit gesetzt. Der gefeierte Monarch wird eben mißverstanden und sein reiner Wille von den bösen Räthen in frevelhafte Thaten umgesetzt. Der Bruder Lüderlich auf dem Throne verdient für alle seine Privatsünden Absolution und der Geschichtsschreiber zaudert nicht, sich die Binde- und Lösegewalt anzumaßen und vollkommene Absolution zu ertheilen. Warum spricht ihn der Historiker so unbedenklich los? Weil ihm in Mitte erdrückender Staatsgeschäfte und Regierungssorgen die harmlose Zerstreuung mit der Frau eines Anderen in Ehebruch und Schande wohl zu gönnen ist. Quod licet Jovi non licet bovi. Was das Sittengesetz vom Schneider und Schuster gebieterisch fordert, kann dasselbe Gesetz von Kaisern und Königen unmöglich verlangen. Bei so erlauchten Personen ist rein menschlich, witzig und launig, was bei den Humiliores als Laster und Verbrechen strafbar erschiene

Hat der Ruf Heinrich's IV. in Folge seines Lasterlebens Schaden gelitten? Ist seine verbrecherische Politik so gründlich und allseitig verdammt worden, als sie verdiente? Ach nein! Heinrich IV. ist der Liebling der französischen Nation geblieben, und es gehörte der ganze Wahnsinn der großen

Revolution dazu, das Andenken an den guten König Heinrich, der jedem seiner Unterthanen ein Huhn in den Topf wünschte, aus den Herzen der Franzosen zu reißen. Hat die französische Geschichtsschreibung Ludwig XIV. so dargestellt, wie er war und wirkte und die Nation an den Abgrund der Verzweiflung trieb, oder blickte sie durch rosenroth gefärbte Brillen? Es ist so edelmüthig, Fürsten durch die Finger zu sehen und das königliche Laster mit dem Nimbus strahlender Tugend zu umgeben

War Ludwig der Große nicht der unerschütterliche Hort der katholischen Kirche? Hatte sich die Kirche nicht zu dem Raube Straßburgs Glück zu wünschen? Stellte der Sonnenkönig nicht den katholischen Gottesdienst in der ketzerischen Stadt wieder her? Ging der Plan zur Rückkehr Englands in den Schooß der katholischen Kirche nicht von Ludwig XIV. aus? Hätte sich ein anderer Monarch gegen die flüchtigen Stuart großmüthiger verhalten können? Ludwig führte viele und schwere Kriege, aber er machte Frankreich zur ersten Macht der Christenheit, erfüllte die Nation mit Ruhm und Ehre. Ludwig führte nicht nur Frankreichs Heere von Sieg zu Sieg, er stellte auch die französische Nation an die Spitze aller Culturbestrebungen. Gewerbefleiß und Handel blühten unter seiner Regierung und die große Literaturperiode wird von seinem Namen ewig unzertrennbar bleiben. Ludwig XIV. ist, was man auch sagen mag, einer der herrlichsten Regentengestalten in der an großen Fürsten so reichen französischen Geschichte.

Besehen wir uns die Verdienste dieses Königs und seine gerühmte Herrlichkeit näher, gehen wir dem Zeitalter Ludwigs XIV. auf den Grund.

Der König war ein Freund und Förderer der Kirche, soweit diese Kirche seine absolutistischen Gelüste zu begünstigen schien, und ihm Mittel bot, seine ehrgeizigen Pläne durchzuführen, und er entpuppte sich sogleich als hartnäckiger Gegner, sowie er eine Beschränkung seiner grenzenlosen

Macht zu besorgen hatte. Er trat als Feind des Papstes auf, indem er die gallikanische Freiheit zu beschützen vorgab. Er begünstigte die auf Rekatholisirung Englands hinauslaufenden Bestrebungen Jakobs II., weil er den Einfluß Englands dadurch am sichersten lahmzulegen hoffen durfte, und er wünschte, daß sein königlicher Bruder auf Hindernisse stoße, welche Volk und Fürst die Theilnahme an den großen Welthändeln wesentlich erschwerten. Er heuchelte besonderes Interesse an der Herstellung des katholischen Gottesdienstes, insoferne ihm die Eroberung oder Annexion einer Stadt oder eines Landstriches dadurch erleichtert wurde. So gewann er durch Scheinheiligkeit den Bischof von Straßburg und mehrere eifrige Katholiken, die in ihrer Kurzsichtigkeit die Tragweite des Schrittes nicht zu ermessen vermochten. Mit seiner religiösen Gewissenhaftigkeit war seine türkenfreundliche Politik, welche Muhamed III. in den Krieg mit Leopold I. hetzte und die Vormauern Deutschlands, Oesterreich und Ungarn, in die höchste Gefahr brachte, nicht wohl vereinbar. Ebensowenig stand es dem allerchristlichsten König an, den ungarischen Rebellen Beistand gegen den gesetzmäßigen Herrn zu leisten. Die Politik Ludwigs XIV. verträgt keine loyale und aufrichtige Kritik, sie ist die Politik der Unmoral und Gewaltthat.

Wenn man ferner behauptet, daß der König selbst von der jedes menschliche Gefühl empörenden Kriegführung in der Pfalz nichts wußte, und daß sein Kriegsminister dafür allein verantwortlich gemacht werden könne, so werden derlei Redensarten kaum einen verständigen Menschen überzeugen. Schlimm genug, wenn Mord und Brand in solchem Umfange über ein Land und ein Volk verhängt werden können, ohne daß der Monarch davon weiß. Dieses Nichtwissen rechtfertigt das härteste Urtheil. Ludwig war aber außerdem kein Monarch, der seine Werkzeuge frei wirken und schaffen ließ. Die Feuerlohe von hundert und hundert Städten und Dörfern warf blutige Reflexe auf das königliche Haupt Ludwig des

Großen, und der Jubel des siegreichen Frankreich wurde von dem Gekreische gepeinigter Menschen, dem Aufschrei der Verzweiflung und dem Fluche eines ganzen Volkes übertönt.

Der „fromme“ französische König war die Geißel der Völker, der Schreck der Schwachen und die Plage des nach ihm genannten Jahrhunderts. Oder übertreiben wir?

Die Verfolgung der Hugenotten war nicht sowohl die Folge eines wirklichen Glaubenseifers, als der Versuch einer wohlfeilen Rehabilitation Ludwigs, der nicht einmal vor dem Bund mit dem Islam zurückgescheut war. Die Leidensgeschichte der französischen Calviner muß man bei Tolin, der die Gründung der Hugenottencolonien in Deutschland beschrieben hat, lesen und man wird lebhaft an die Christenverfolgung in den ersten drei Jahrhunderten gemahnt werden. Es war abermals Louvois, der Brandstifter in der Pfalz. Die Bekehrung wurde, als milde Mittel versagten, den Dragonern übertragen, welche den Protestanten den Geist des Widerspruches mit der blanken Waffe austrieben. Gewerbfleißige und gesittete Staatsbürger verließen zu Tausenden den väterlichen Boden, während die zurückgebliebenen die „Kirche der Wüste“ bildeten. Nach Vauban flüchteten achtzigtausend Franzosen mit ungefähr dreißig Millionen Livres in die Nachbarländer.

Wenn Ludwig meinte, mit der Hugenottenverfolgung und glänzender Ausstattung des Straßburger Domes gutzumachen, was er gegen Religion und Moral verbrochen, so stellte er sich tief unter die Fetischanbeter und bewies, daß es gottesunwürdige Begriffe waren, die er sich von dem höchsten Wesen machte. Ludwigs Gott glich ihm, dem König, selbst und nur einen solchen Gott vermochte dieser Fürst zu begreifen. Die Prunkkelche und goldstrahlenden Paramente für die Straßburger Kathedrale, die zu Versailles dem staunenden Publikum vorgeführt wurden, konnten die Blutflecken an den königlichen Kleidern nicht vertilgen und Unrecht nicht in Recht verwandeln. Zur Ehre der Menschheit sei

bemerkt, daß das Vorgehen Ludwigs Niemandens als seiner Höflinge Beifall zu gewinnen vermochte. Nicht der Papst und nicht die katholische Kirche sprachen ihre Zufriedenheit aus. Rom widerstrebte vielmehr der Gewaltthat und wollte die Bekehrung von der bessern Ueberzeugung, aber nicht von Galgen und Rad abhängig gemacht wissen.

Der Kriegsminister Louvois verdient den Namen eines großen Reformators des französischen Kriegswesens; er war ein Mann von reichen Auskunftsmitteln, von beispielloser Zähigkeit und unbegrenztem Ehrgeiz, ein Staatsmann ersten und ein Mensch letzten Ranges, oder noch besser, kein Mensch, ein Unmensch. Er kannte keinen höheren Lebens- und Daseinszweck als die Erringung der königlichen Zufriedenheit, wenn dieselbe auch über Hekatomben von Menschen- und Blutopfern, über ausgemordete Städte und verwüstete Fluren führte. Dieser Mann war das Hauptwerkzeug des Monarchen und gleichzeitig der glühende Stier, unter dessen Schatten sich der König sicher und behaglich fühlte. Das Gebrüll der Bestie und der von ihr verschlungenen Opfer hatte ja mit dem allerchristlichsten Monarchen auf dem weichen Sammtrasen nichts gemein.

Ludwig XIV. hatte das seltene Glück, die tüchtigsten Fachmänner zu Räthen und Dienern zu haben. Wie Louvois die französische Armee zur ersten der Welt umschuf, so eröffnete Colberts finanzielles Talent schier unerschöpfliche Hilfsquellen In Fouquet fand Literatur und Wissenschaft einen großmüthigern Gönner als an Ludwig selbst. Fouquet glich in dieser Beziehung den königlichen Kaufleuten von Florenz weit mehr als der Landesfürst, von dem die große Literaturperiode den Namen empfing. Der König selbst zog sich zu Anfang seiner Regierung noch bestimmte Grenzen, der Allmachtdünkel hatte seinen Geist noch nicht berückt. Frankreich schien an der Schwelle eines neuen goldnen Zeitalters zu stehen.

Die königliche Heuchelei — diplomatische Schlauheit

mochte es Ludwig wohl selbst nennen — trat bereits anläßlich eines Streites des französischen Gesandten Crequi mit der corsischen Leibwache des Papstes scharf hervor. Ludwig überzog Alexander VII. thatsächlich mit Krieg, ordnete aber gleichzeitig an, daß die Truppen sich an den gebotenen Tagen auf Fastenspeisen zu beschränken hätten. Ludwig XIV. wollte eben den Statthalter Christi auf das tiefste demüthigen und zugleich als pflichttreuer und aufrichtiger Katholik erscheinen.

Aber lassen wir die ungerechten Kriege, die das Lebenselement des französischen Herrschers bildeten, und fragen wir, was uns doch die Hauptsache bei der Beurtheilung jeder Regierung dünkt, wie sich das Volk unter der Herrschaft Ludwigs befand? Die Berichte über den Zustand der französischen Nation aus den Unglücksjahren 1708—1709 lassen sich nicht ohne Schaudern lesen. Es war, als wenn ein unendliches Leichentuch ganz Frankreich umfinge. Der Hunger starrte den Fremden aus den hohlen Augen der Bewohner an, Todesfurcht drückte sich in den Gesichtszügen aus. Alle Freude schien erstorben. Die Bande der Geselligkeit, ja des Gehorsams lösten sich allmählich. Die Verzweiflung machte sich in wilden Flüchen Luft, sie richteten sich wider die Urheber des unendlichen Jammers. Das Volk murrte und schritt zu Beschimpfung des Monarchen, der dem kommenden Unglück nicht vorgesehen, wider seine Räthe, welche so offenbaren Mangel an Voraussicht bekundet. Die Regierung griff zu verzweifelten Mitteln, dem hereinbrechenden Elend zu begegnen. Anlehen zu wucherischen Bedingungen wurden geschlossen, die Staatswaldungen devastirt, um das Holz zu Geld zu machen, Stellen verkauft, Straflosigkeit gegen Geldentschädigung zugestanden, die Münze verschlechtert, Steuererhebungen für die folgenden Jahre eingeleitet und dem rasenden See Minister Chamillard geopfert. Ein unverdächtiger Zeuge, Fenelon, beschreibt den Jammer der Lage: „Alle Quellen sind erschöpft, der Staatsschatz leer,

das Vermögen der Municipien zersplittert, von vorneherein weggenommen, was auf ein Jahrzehnt genügen sollte; die Bewohner der Versorgungshäuser und Spitäler wurden vertrieben, um der Soldatesca Platz zu machen, Depositen angegriffen. Der Bankerott scheint unaufhaltsam über uns einzubrechen. Es mangelt an Baarmitteln, unumgängliche öffentliche Arbeiten zu bezahlen. Die in holländische Gefangenschaft gerathenen Franzosen nagen am Hungertuch, weil die Regierung außer Stande ist, ihre Beköstigung zu bezahlen. Es fehlt an Geld zur Entlohnung der Truppen, an Lebensmitteln zu ihrer Erhaltung, an Arzneien für die Verwundeten und Kranken." Kein Wunder, daß die Nachricht von Ludwigs Tod alle Leidenschaften entfesselte, daß ein wilder Jubel in dem von Noth und Elend erstarrten Volke losbrach. Man dankte Gott auf den Knien für die Befreiung aus der langen, schier endlosen Sklaverei. Die Schilderung der Volksstimmung bei Saint-Simon läßt keine Verkleisterung der Wahrheit zu. Ludwig XIV. erschien den Franzosen zu Ende seiner Regierung nicht anders und besser denn Justinian seinen Zeitgenossen und insbesondere dem oströmischen Historiker Prokopios.

Was man an Ludwig vorzüglich zu rühmen wußte, daß er jeder Zoll ein König war, voll Zauber in seiner Sprache und seinen Bewegungen, beweist nur Ludwigs schauspielerisches Talent. Auf Menschenkenntniß und nicht auf Glück allein beruhte dagegen die zweckmäßige Wahl der Männer, die er brauchte. Es liefen auch Irrthümer mit, wie wenn unfähige Generale durch Frauengunst zu wichtigen Posten befördert wurden und das Unglück Frankreichs vermehren halfen. Dennoch muß zugegeben werden, daß die Wahl im Allgemeinen eine glückliche war, nur darf man, um Ueberschätzung zu verhüten, nicht außer Acht lassen, daß eben die tüchtigen Männer vorhanden sein müssen, und es war eine besondere Gunst des Schicksals, die Ludwig seine Wahl ermöglichte. Wo waren z. B. am kaiserlichen Hofe zu Wien in dem gleichen

Zeitraum ebenso erleuchtete und patriotische Staatsmänner, geniale Schriftsteller und ausgezeichnete Redner zu finden? Wir treffen wohl auf Auersperg und Lobkowitz, welche das kaiserliche Vertrauen mißbrauchen, und würden ohne Lisola und Eugen verzichten müssen, auch nur Einen Staatsmann von Bedeutung in kaiserlichen Diensten namhaft zu machen. Wäre Leopold der größte Menschenkenner gewesen, er hätte seine Staatsmänner nicht aus dem Boden stampfen können.

Fragen wir aber schließlich, wozu das vortreffliche Menschenmaterial nützte, so gibt uns die Geschichte die Antwort: die heillosen Folgen der königlichen Politik zu verzögern und das acute Uebelbefinden in eine chronische Krankheitsform umzuwandeln. Die talentvolle Umgebung des Hofes trug dazu bei, die Täuschung des Volkes länger zu erhalten und auch der Nachwelt noch Sand in die Augen zu streuen. Wer da weiß, daß die Wohnlichkeit des Hauses nicht von dem Baustyle und am wenigsten durch die Ornamentirung bedingt wird, wer Alles an den Platz setzt, wo es hingehört, der wird sich auch nicht einbilden, daß die Corneille und Racine, Quinault und Lafontaine, Le Sueur, Lebrun und Poussin, daß der Kunstgärtner Lenotre und der Baumeister Mansard das französische Volk glücklich machten. Wir können uns ein glückliches Frankreich ohne ausgezeichnete Redner, Literaten, Maler, Dichter, Bildhauer und Baumeister, ohne geschickte Violinspieler und Virtuosen recht wohl denken, nicht aber unter dem Steuerdruck, unter welchem das Land während der letzten zwanzig Jahre der Regierung Ludwigs seufzte; nicht bei der Frivolität eines entarteten Hofes, der nur die Formen der guten Sitte kannte und das Wesen derselben aus den Augen verlor; nicht bei dem Elend, das beständige aus persönlichem Ehrgeize geführte Kriege im Gefolge haben mußten; nicht bei Regierungsgrundsätzen, die den einfachsten Regeln der Moral widerstritten und das Rechtsbewußtsein jedes Einzelnen verhöhnten. Selbst unabhängige und durch ihren sittlichen Ernst ehrwürdige

Geschichtsschreiber ließen sich durch die glänzende Erscheinung Ludwigs täuschen und zu einem mildern Urtheile, als er verdiente, verführen. Betrachten wir uns den „Sonnenkönig" darum etwas näher.

Dulaure, ein Kenner der französischen Geschichte, bemerkt ausdrücklich, daß der Luxus, den Ludwig XIV. zu allen Zeiten entfaltete, den unheilvollsten Einfluß auf die öffentliche Meinung und Moral übte. Man zollte der Ausstellung des Reichthums und dem Kleiderprunk eine Achtung, wie man sie nur der Tugend und dem wahren Verdienst schuldet; das von dem Monarchen dem Hofe gegebene Beispiel wirkte von den Höflingen weiter auf die unteren Volksklassen, verwirrte die öffentliche Meinung und verdarb die Sitten. Von dem König sagt er: „Il était persuadé, que la grande richesse de ses habits contribuait à sa grandeur personnelle et à la splendeur de son trône; il ne pensait pas que la postérité juge l'homme d'après ses actions et non d'après ses vêtements." Ludwig selbst und seine Höflinge gingen in der Kleiderpracht so weit, daß sie unter dem Gewicht der Prunkgewänder, unter der Last des Goldes und Silbers, das an dieselben gewandt war, unter der Schwere der Edelsteine und Perlen kaum einherzuschreiten vermochten und genöthigt waren, sich auf ihre Diener zu stützen.

Wenn es sich der König auch schuldig zu sein glaubte, den Anstand zu wahren, die Prinzen und der hohe Adel berauschten sich in den gemeinsten Kneipen, zertrümmerten in diesem Zustande, was ihnen in die Hände fiel, fluchten wie Landsknechte, gaben sich allen erdenklichen Ausschweifungen hin und konnten auf Straflosigkeit rechnen. Mazarin hatte bereits mit Erfolg an der Erniedrigung des Adels zu arbeiten angefangen, unter Ludwigs Selbstregierung sank der französische Adel zur Lakaienhaftigkeit herab. Dulaure erzählt unter Anderm, daß Bullion, als er 1640 die ersten Louisd'or schlagen ließ, Mitglieder des höchsten Adels zu

Tische lud. Zum Dessert wurden den Gästen drei Schüsseln mit Louisd'or gefüllt vorgesetzt. Ohne nur die Aufforderung zum zugreifen abzuwarten, wühlten die Hände der Hochedeln in dem Goldbrunnen, stopften sich die Taschen voll und rannten, ohne ihre Kutscher abzuwarten, so rasch, als es die schwere Bürde gestattete, davon. Die von Fouquet auf Schloß Vaux geladenen Gäste fanden nach dem Festmahl auf den ihnen angewiesenen Zimmern gleichfalls mit Goldmünzen gefüllte Beutel. Sie verhielten sich so wenig zimperlich, wie Bullions Gäste, und steckten das geschenkte Geld unbedenklich ein.

Ludwigs Charakter ist kein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch und kein abgrundtiefer Brunnen, dessen Spiegel keines Sterblichen Auge zu schauen vermag. Der Herzog von Saint-Simon leiht uns seinen scharfen Blick und zahlreiche andere Beobachter haben uns die Resultate ihrer Untersuchungen zur Verfügung gestellt. Der König ist ein durch und durch selbstsüchtiger Mensch, erfüllt von Eitelkeit und jenem falschen Ehrgeiz, der nicht nach höherer Sanktion fragt, und sich mit leicht errungenen und moralisch zweifelhaften Erfolgen zufrieden gibt. Wäre Ludwig nicht als Christ geboren und getauft worden, er hätte sich für einen Gott ausgegeben und vielleicht seine leibliche Mutter des unerlaubten Umganges mit einem Heros oder Halbgott beschuldigt Was dem Monarchen als Herzensgüte nachgerühmt wird, ist das Produkt von Wallungen des Gemüthes, wie sie selbst den härtesten Tyrannen nicht Zeit ihres ganzen Lebens fremd bleiben. Außerdem hat jene Liebe zu den Mitgliedern der eigenen Familie, zu den von ihm in und außerhalb der Ehe erzeugten Kindern mit Vorzügen des Herzens und Geistes nichts zu thun, da sie ja Thieren und Menschen gemeinsamem Instinkt entspringt.

Ludwig wollte wie ein Gott verehrt sein und die französische Nation lag anbetend zu seinen Füßen. Wäre Eitelkeit und Hochmuth bei ihm auf Widerstand gestoßen, er hätte

vielleicht die Wege zur Ein- und Rückkehr gefunden. Weil Frankreich aber seinen schlimmen Neigungen entgegenkam und sich im Personencultus selbst übertraf, verfiel sein König dem Größenwahn vollständig. Das Land und seine Edlen trugen schwere Mitschuld an dem Verderbniß des Herrschers und dessen bösen Folgen, an welchen der ganze Welttheil zu leiden hatte. Wenn ein in Gegenwart des Königs predigender Priester aus Ehrfurcht vor dem Monarchen den allgemein gültigen Satz, daß wir alle sterben müssen, dahin einschränken zu müssen glaubt, daß er also lautet, „daß wir mit geringer Ausnahme zu sterben bestimmt scheinen", dann wird es begreiflich, daß sich Ludwig unter dem Bilde der Alles überstrahlenden und erwärmenden Sonne verherrlicht wissen will. Es scheint, daß die Kniegelenke der menschlichen Gattung durch die Beugemuskeln förmlich auf die sogenannten Genuflexionen vor den Mächtigen der Erde eingerichtet seien. Jedenfalls waren es die der französischen Hofschranzen zu Ludwigs XIV. Zeit. Ein ordentlicher Hofmann versäumt es nicht, Zeuge des Sonnenaufgangs, d. h. der Erhebung des Königs von seinem Lager zu sein, wenn er nur das unschätzbare Privilegium, diesem erhabenen Akte beizuwohnen, genießt. Der König aber gewinnt dadurch in zweifacher Weise. Der Freie wird zum Knecht, der renitente Häuptling zum ergebenen Diener und die königliche Hofhaltung zum Stelldichein aller Vornehmen, Reichen, mit Einem Worte der Privilegirten, die allein auf Sitz und Stimme in der damaligen Gesellschaft Anspruch erheben durften.

Ludwig war eine sehr materielle Natur. Im Grunde von Gesundheit strotzend, in Mitte aller Verführungen gestellt, unterlag er ihnen um so rascher, als sich Jedermann beeilte, seinen Wünschen Vorschub zu leisten und kein Mensch, seine Mutter ausgenommen, ihn abzuhalten. Ludwig war ein starker Esser und liebte namentlich in seiner Jugend den Wein. Der unbeschränkte Genuß von Speise und Trank

legt aber den Grund zu anderen Passionen. In der ersten Jugend des Königs mochte das Wort der Mutter den ersten Liebestraum des Fürsten stören. Später fand die mütterliche Abmahnung bei Ludwig keinen Eingang mehr. Die Gemahlin, die man dem jungen König gab, war fromm und gut und nicht ohne Frauenreiz, hielt sich aber als legitime Gattin für zu sicher in dem Besitz seines Herzens, um zu den unwürdigen Mitteln ehelicher Cokerterie Zuflucht zu nehmen. Wahrscheinlich würde ihr auch dieses Mittel auf die Dauer wenig geholfen haben. Aus dem abendländischen Herrscher wurde mit der Zeit ein fränkischer Sultan, der die Freuden eines Harems zu kosten sich anschickte.

Die erste Favorite des Königs, von flüchtiger Liaison abgesehen, war die bekannte Lavallière, eigentlich „Louise Françoise Leblanc de la Baume". Dießmal war es eine Unschuld, die sein Herz bezauberte, und welche er brach. Der französische Sittenroman hat aus dieser Verführten eine Heilige gemacht. So verdunkelt war schon das sittliche Bewußtsein, daß ihr die inneren Kämpfe, welche sie durchzumachen hatte, als Martyrium angerechnet wurden. Die Zügellosigkeit seiner Leidenschaften bekundete der Monarch dadurch, daß er die Clausur des Klosters, in das die Geliebte geflohen war, gewaltsam überschritt und seine Maitresse zwang, ihr Asyl zu verlassen. Die Unschuld von ehemals fand sich nun in das unerlaubte Verhältniß, gebar dem Monarchen Kinder, deren Zukunft sie ihrem königlichen Liebhaber an's Herz legte, und verlangte für sich eine Stellung im königlichen Haushalte, welche selbst die der legitimen Gattin überragte. Die Lavallière bereute und büßte in Wirklichkeit erst, als die Zauberkraft ihrer Reize dahin war, und ihr nichts als die Rückzugslinie zu den Carmelitinen übrigblieb. Wir wollen gerne glauben, daß sie sich in klösterlicher Abgeschlossenheit von allem weltlichen Treiben abwandte und Alles, was an ihr war, gethan hat, sich mit Gott zu versöhnen.

Die Lavallière erhielt 1670 die Marquise von Montespan, Ehrendame der Königin, zur Nachfolgerin im Herzen des Königs, und theilte sich noch längere Zeit mit der Nebenbuhlerin in die Herrschaft. Im Volksmunde war nun von den drei Königinen Frankreichs die Rede. Aber drei Königinen bedürfen eines großen Hofstaates und so fügte der Monarch seinen zwei Hauptfavoritinen noch einige Sterne zweiter Ordnung bei. Das Sultanat bildete sich immer mehr aus. Die Fontanges kann nur als vorübergehende Erscheinung erwähnt werden. Diese Maitressenwirthschaft kostete Unsummen, welche die Steuerzahler aufbringen mußten. Wie viele Blutstropfen und Seufzer hingen an den harmlosen Zerstreuungen des abendländischen Großherrn! Und doch noch die Bewunderung ernster Historiker und die Anerkennung seiner großen Eigenschaften!

Man hat der Geistlichkeit wegen der Aufführung des Königs schwere Vorwürfe gemacht (le Père Lachaise est une chaise de commodité) und es tief beklagt, daß die Beichtväter Ludwigs dem sittlichen Verderben des Monarchen nicht entgegenwirkten. In der That haben sie ihre Pflicht erfüllt, und das Uebel, das sie abzustellen außer Stande waren, mindestens eingeschränkt und so einer anständigen Lebensführung des Königs vorgearbeitet. Nicht nur P. La Chaise und Le Tellier mahnten den König von seinen Leidenschaften ab, auch Bossuet und Bourdaloue erhoben ihre Stimme furchtlos, und erreichten wenigstens so viel, daß das Aergerniß nicht noch größere Dimensionen annahm.

Der Tod der Fontange scheint Ludwig mächtig erschüttert und der Hingang seiner Gemahlin Maria Theresia diese Erschütterung vollends zum Ausgangspunkt einer sittlichern Lebensführung gemacht zu haben. Ludwig warf sich der Religion in die Arme. Wahrscheinlich wurde diese Aenderung minder durch bessere Einsicht und Reue als durch Furcht vor dem Jenseits und den ewigen Höllenstrafen bewirkt. Daß aber die Aenderung eintrat, war schon an und

für sich Gewinn, wenn dieselbe auch durch die nun einreißende Heuchelei der vornehmen Welt schwer beeinträchtigt wurde. Der Hof vertauschte die Symbole der Sinnenlust mit dem Rosenkranz und die schlüpfrige Romanlektüre mit dem Gebetbuch. Das waren bloße Aeußerlichkeiten, die Herzen, die unter dem Büßergewande schlugen, hatten ihr Wesen nicht geändert. Eitelkeit, Selbstsucht, Menschenverachtung und alle schlimmen Leidenschaften blieben in ihnen wohnen, aber auch der König hatte nur in dem Einen Punkte nachgegeben, verstockte und verhärtete dagegen sein Gemüth in allen andern Dingen.

Im Privatleben Ludwigs spielte Frau von Maintenon seit dem Tode Maria Theresia's (1683) die hervorragendste Rolle. Sie verhütete ohne Zweifel manches Schlimme, stieß aber bei Ludwig auf einen zu festgefügten Charakter, um so vieles Gute bewirken zu können, als sie beabsichtigte. Außerdem irrte sie bisweilen in den Personen, die sie dem Monarchen zu besonderer Berücksichtigung empfahl. Mit Recht bemerkt Dr. J. B. von Weiß in seiner trefflichen Weltgeschichte (Neuere Zeit, II. Band, S. 1213): „So endeten Ludwigs Verirrungen mit Frauen früher, als seine Mißgriffe in der Politik. Hier blieb der alte Stolz und die alte Ueberschätzung seiner Macht und seines Rechtes noch lange."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

XXXVIII.

Ein Lebensbild aus dem Musterstaat des Liberalismus.

Hofkaplan Adolf Strehle.

„In mundo pressuram habebitis, sed confidite, ego vici mundum."

Wie mit dem unvergeßlichen Namen des Erzbischofs Clemens August von Droste der seines treuen Hofkaplans Michelis verknüpft ist, so verehren die dankbaren Katholiken das Andenken an den Freiburger Athanasius, an den Erzbischof Hermann von Vicari und seinen Hofkaplan Geistlichen Rath Strehle. Wie dieser Erzbischof, so entstammte auch Strehle einer ächt katholischen Beamtenfamilie. Adolf Strehle, am 8. Juni 1819 in Karlsruhe geboren, war der Sohn des frühzeitig verstorbenen Finanz-Ministerialsekretärs Joseph Ludwig Strehle und der Crescentia Gerber. Er besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, dann das Lyceum in Rastatt. Am 1. September 1837 wurde er als der Erste dieses Gymnasiums belobt und mit sehr gutem Abiturientenzeugniß entlassen. Vom Herbst 1837 bis 1840 studirte er an der Freiburger Hochschule Theologie. Von seinen Professoren Hirscher, Hug, Maier, Schleyer, Staudenmaier rc. wurde er mit der ersten Note ausgezeichnet. Am 24. August 1842 weihte der (eben zum Erzbischof gewählte) Weihbischof Dr. von Vicari Adolf Strehle zum Priester. Dieser bewährte sich als ein seiner Kirche treu ergebener Diener schon als Vikar seiner Geburtsstadt, und er war mit seinem Freunde,

späteren Oberstiftungsrath, Höll fast der einzige Priester, der sich nicht herbeigelassen hat, die nach der Verordnung von 1840 zur Erlangung einer Pfarrei vorgeschriebene Staatsprüfung zu machen. Bald nach seiner Inthronisation (25. März 1843) entließ Erzbischof Hermann den von seinem Vorgänger (Erzbischof Demeter) übernommenen Hofkaplan, und berief im März 1844 zu dieser Stelle unsern Adolf Strehle.

Eine fast 50jährige Erfahrung und tiefe Einsicht in die bestehenden politischen Verhältnisse, verbunden mit vorzüglichen Kenntnissen, brachte dem Erzbischof Hermann immer mehr die Ueberzeugung bei, daß Bitten und Vorstellungen an die Regierung um Aufhebung der kirchlichen Staatsbevormundung stets fruchtlos blieben. Bei der damaligen Erschlaffung des katholischen Geistes, welche durch die akatholische Staatsbildung und den von oben gepflegten Indifferentismus erzielt worden war, konnte die von Erzbischof Hermann erstrebte Freiheit der Kirche auch nicht auf „loyalem" Wege erreicht werden. Nur dadurch, daß er schließlich auch gegen die Regierung die Rechte der Kirche ausübte, daß er den Kirchenstreit nicht scheute, vermochte er zu diesem Ziel, zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe zu gelangen. Die Natur der Sache, der Umstand, daß er in seinem (durch den Einfluß der seiner Kirche abgeneigten Regierung zusammengesetzten) Domkapitel nicht die zur ernsten Vertheidigung der kirchlichen Rechte geeigneten Männer fand, brachten ihm die von den hervorragendsten Katholiken getheilte Ueberzeugung bei, daß er bei diesem Kampfe junger, tüchtiger, ihrer Kirche ohne Menschenfurcht ergebener Männer bedurfte. So wendete sich seine Aufmerksamkeit auf den jungen, nicht mehr im Wessenberg'schen Geiste herangebildeten, vielmehr von katholischen Grundsätzen durchdrungenen Priester Strehle. Dieser war eine dem Erzbischof Hermann durchaus gleichgesinnte Seele. Sein friedvolles, ideal angelegtes, von inniger Nächstenliebe durchdrungenes Wesen, sein Patriotismus und

seine treue Anhänglichkeit an die Staatsregierung hielt ihn vor der Betretung jedes nicht durchaus nöthigen Streitweges ab. Seine Treue zur Kirche, sein Eifer für das durch das Staatskirchenthum bedrohte Heil der Seelen, seine Begeisterung für die rechtliche Freiheit legten ihm aber die Nothwendigkeit auf, schließlich auch im Wege des Kampfes gegen die Regierung für die Wiederherstellung der für die Heilsthätigkeit der Kirche nothwendigen Freiheit derselben einzutreten.

Das System der Staatsbevormundung der Kirche besteht auch in Baden nicht mehr in voller Herrschaft. Insoweit pflichten wir dem Ausspruche des badischen Cultusministers Nokk[1]) bei, daß das „Gesetz von 1860 mit dem Hineinregieren des Staates in innere Dinge der Kirche gebrochen" hat. Als aber Hermann von Vicari den Freiburger Erzbischofsstuhl bestieg, hatte dieses System, das sogenannte Territorialsystem seinen Höhepunkt erreicht. Die Kirche war nach der Frankfurter Kirchenpragmatik und gemäß der dieser nachgebildeten Verordnung vom 30. Januar 1830 in die miserrima servitus (wie das Breve „pervenerat non ita pridem" diesen Zustand nennt) des Staats versunken, eine Staatsanstalt geworden. Die Staatsgewalt bestimmte über die Glaubenslehren und den Cultus. Die kirchlichen Lehrbücher, die Anordnungen über dogmatische und liturgische Fragen konnten nur mit Staatsplacet edirt oder vollzogen und es mußte so z. B. den erzbischöflichen Fastenmandaten die „hohe obrigkeitliche Bewilligung" vorgedruckt werden. Die Staatsgewalt bestimmte über die Verwaltung der Sakramente. Sie schrieb die Bedingungen der Ehe vor, ordnete die kirchliche Einsegnung auch der gegen die Kirchengesetze eingegangenen Verbindungen an, bestimmte über die Ehe-

1) Verhandlungen der zweiten Kammer über den Antrag der Abgeordneten von Buol und Gen., die Einführung religiöser Orden in Baden. (Karlsruhe, Aktiengesellschaft Badenia, 1892) S. 44.

hindernisse und die Auflösung der Ehe (auch in kirchlicher Hinsicht). Sie setzte die Voraussetzungen zur Ertheilung der Priesterweihe fest, indem sie die Heranbildung der Geistlichen leitete, über die Weihetitel bestimmte, die Prüfungen für das Seminar und die Pfarrkonkurse leitete. Die Staatsbehörde entzog dem Bischof die freie Besetzung der katholischen Kirchen- und Schulstellen durch das sogenannte allgemeine landesherrliche Patronat. Die Leitung der katholischen Volks- und höheren Schulen wurde ausschließlich in die Hände der staatlichen katholischen resp. geistlichen Behörden gelegt, und die selbständige bischöfliche Mitwirkung bei der Heranbildung der katholischen Jugend wurde beseitigt. Die Aufsicht und Verwaltung der katholischen Kirchen-, Schul- und Armenstiftungen wurde dem Erzbischofe entzogen und staatlichen katholischen Behörden übertragen, welche (die großherzogliche katholische Kirchensektion und die großherzoglichen katholischen Dekane) an der Stelle des Erzbischofs die Oberaufsicht über die Geistlichen führten! Die kirchliche (bischöfliche) Jurisdiktion wurde durch das für die kirchlichen Urtheile vorgeschriebene Placet und den recursus ab abusu lahmgelegt. Die Appellation an den heiligen Stuhl, ja der Verkehr mit demselben in kirchlichen Angelegenheiten wurde untersagt. Die Synoden sollten nur mit Genehmigung und Mitwirkung der Staatsregierung abgehalten werden. [1])

Dieser Hemmung der katholischen Heilsthätigkeit, der Bevormundung der Kirche wie des öffentlichen Lebens, dem „aufgeklärten" Absolutismus trat Erzbischof Hermann mit lebhafter, geistvoller Unterstützung seines durch Rath und

---

1) S. „Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden. Mit besonderer Berücksichtigung der Regierungszeit des Erzbischofs Hermann von Vicari. Von Dr. Heinrich Maas." Freiburg, Herder. 1891. — Für Baden ein monumentales Werk, freilich kein Ehrendenkmal, gesetzt von Dem, der in Allem am tiefsten eingeweiht war. Anm. d Red.

auch literarische Thätigkeit hervorragenden Hofkaplans entgegen. Vor allem bestärkte und unterstützte Strehle den Erzbischof in seinem Bestreben, den verweltlichten Klerus durch eine kirchliche Erziehung im (Privat=) Knabenseminar, in Convikten, durch ernstere wissenschaftliche Thätigkeit, Pastoralconferenzen, Exercitien, durch Aufmunterung zu einer eifrigeren Pastoration (Abschaffung der allgemeinen Beichten ꝛc.), insbesondere Förderung der katholischen Erziehung zu heben, ihn religiös und sittlich zu erneuern. Strehle trat in der von ihm 1845 gegründeten „Süddeutschen Zeitung" gegen die Lauigkeit und Charakterlosigkeit mancher „Katholiken" gegenüber der Bedrückung ihres Glaubens und und der Hemmung ihrer religiösen Rechte ebensosehr als gegen die ihrer Kirche entfremdeten Geistlichen auf, welche Laiensynoden verlangten, um eine deutsche Nationalkirche einzuführen, die Kirche zu protestantisiren. Die aufrührerischen Geistlichen, welche weder geistig noch sittlich hoch standen, verminderten sich und verschwanden wie Nebel immer mehr, die dem katholischen Glauben treu ergebenen Katholiken empfanden seit den Jahren 1848/49 mit immer größerem Schmerze die staatliche Entfremdung und Aufhebung kirchlicher Institute und die staatliche Hinderung der kirchlichen Wirksamkeit. Der katholische Klerus erstarkte zusehends in seinem kirchlichen Bewußtsein, in seiner kirchlichen Treue und Thätigkeit.

Als im Jahre 1845 (wie später 1874 die altkatholische) die deutschkatholischen Sekten auftauchten, da hielten die „Durlacher", die Feinde der Kirche und des Christenthums, die Zeit für gekommen, wo der von ihnen mit allen Mitteln vorbereitete Zusammensturz der Kirche erfolgen würde. Der Fels, auf den diese gebaut ist, er stund gegen die Stürme der bureaukratischen Reaktion ebenso fest, wie gegen das Wogenanprallen der Sekten. Neben dem Erzbischof standen auch in diesem Kampfe Strehle, die schon 1845 fast durchweg treuen Priester und das von Strehle, Stolz u. a. zum

katholischen Bewußtsein gebrachte Volk durch Wort und Schrift für ihre Religion begeisternd ein. Und wie immer zerschellten am Felsen der Kirche die, welche gegen ihn anrannten.

Der Streit über die gemischten Ehen zeigte unwiderleglich, daß alle Vorstellungen der Kirchenregierung vor und unter dem Erzbischof Hermann von Vicari, daß auch die billigsten Vermittlungsversuche bei der Regierung fruchtlos blieben. Diese ließ sich von dem „aufgeklärten", dem Christenthum sich immer mehr entfremdenden Theile der Protestanten leiten und verlangte die Befolgung ihrer Verordnung auch vom Erzbischof Hermann, wonach dieser die Pfarrer anhalten sollte, gemischte Ehen einzusegnen (nicht bloß ihnen zu assistiren) wenn auch die katholische Erziehung der daraus zu erhoffenden Kinder nicht zugesichert wurde. In diesem Falle schreibt aber das katholische Kirchengesetz vor, wie umgekehrt auch die gläubigen protestantischen Consistorien verordnen, daß der kirchliche Segen (ritus catholicus) auszuschließen sei. Vor die Alternative zwischen Staats- und Kirchengesetz gestellt, entschloß sich Erzbischof Hermann im Jahre 1845, Gott mehr als den Menschen zu gehorchen, seine kirchliche Pflicht in dieser kirchlichen Sache auch entgegen einer (unberechtigten) staatlichen Verordnung zu erfüllen. Bei diesem Kampfe gegen den Indifferentismus, für die Gewissensfreiheit wurde er sowohl bei seinem Hirtenschreiben von 1845 als durch die gediegene Schrift Strehle's: „Die gemischten Ehen in der Erzdiöcese Freiburg" (Regensburg, Manz 1846) von seinem Hofkaplan siegreich unterstützt. Der für die Katholiken wie für seine übrigen Unterthanen mild gesinnte Großherzog Leopold verhinderte den Ausbruch eines Conflikts. Durch das Breve Gregors XVI. vom 23. Mai 1846[1]) wurde die (noch jetzt bestehende) Verordnung des Erzbischofs vom 9. August 1845 bestätigt, wonach gemischte Ehen nur im Falle der Zu-

1) Verings Archiv für Kirchenrecht Bd. V, S. 92 ff.

sicherung katholischer Kindererziehung und darauf erlangter päpstlicher Dispens kirchlich einsegnet werden.

Hofkaplan Strehle kannte die Verhältnisse in Karlsruhe. Er wußte, daß Großherzog Leopold sich von den Feinden der Kirche, ja des Christenthums, von pantheistischen oder sogenannten aufgeklärten protestantischen Professoren und materialistischen Bourgeois zur Verfolgung der katholischen Kirche nicht bestimmen ließ. Er hatte ja im Revolutionsjahre 1848 gesehen, wie dieser Fürst auf die Vorstellung des Erzbischofs die von den Liberalen schon damals gewünschten Communalschulen nicht zugab, wie er den seiner Kirche entfremdeten Priester Hofrath Beck von der Leitung eines Theiles des katholischen Schulwesens entfernt, wie er trotz bureaukratischer Schwierigkeit an der Regel der barmherzigen Schwestern nichts abändern und diese von Strehle so sehr gewünschte Congregation einführen ließ. Strehle wußte aber auch, welche Gefahren von jenen Gegnern des Katholicismus der Kirche in Zukunft drohten. Deshalb gab er sich alle Mühe, die Priester und Katholiken auf den bevorstehenden Kampf noch weiter vorzubereiten, besonders die Lauigkeit und Charakterlosigkeit aus letzteren möglichst zu vertreiben. Strehle war es insbesondere, welcher für Wiedereinführung der Volksmissionen, für die Heiligung der Sonn- und Feiertage, für die Errichtung katholischer Vereine und Bruderschaften und die Herstellung der katholischen Presse in Baden unaufhörlich eifrig thätig war. Mit dem bei allen katholischen Fragen so energisch als geistvoll thätigen Professor Alban Stolz, mit begeisterten Katholiken wie: Hofrath von Buß, Professor Gfrörer und Schwörer, Herder, Domkapitular Schill, Freiherr von Andlaw u. A. wurde die katholische Bewegung von Strehle zu Ende der 1840er Jahre schon eingeleitet.

Die erwähnten Feinde der Katholiken nahmen an dieser Restauration lebhaften Anstoß. Diese Minorität fühlte, daß beim Wiedererwachen des katholischen Geistes es mit der Corruption des Klerus, mit dem Glaubensabfall, dem Ser-

vilismus und der Passivität der „gebildeten" Katholiken, welche die Bedrückung und Ausbeutung ihrer Kirche theilweise mitmachten, mit der Behandlung der Katholiken als „Staatsbürger II. Klasse" ein Ende haben müsse. Ihr fanatischer Krieg gegen die „Römlinge" ist deshalb ebenso begreiflich, als die Verfolgung, welche wenige unkirchliche Priester sich gegen die „Camarilla des Erzbischofs", insbesondere gegen deren angeblichen Führer Strehle 1847/48 erlaubten. Diese Revolutionäre gegen den Papst und ihren Erzbischof erhofften Unterstützung von der Regierung, welcher sie Weihrauch streuten. Sie verlangten die Unterstellung ihres Erzbischofs unter eine aus Geistlichen und Laien zusammenzusetzende „Diöcesansynode" und unter den „Beirath" eines solchen kirchlichen Landtags, Aufhebung der „Camarilla", Entfernung Strehle's und der Seminarvorsteher. Hierüber schrieb Strehle in seinen Memoiren über das Leben des Erzbischofs Hermann:[1]) „Man ist in einem gewaltigen Irrthum befangen, wenn man meint, Erzbischof Hermann habe sich in seiner Bescheidenheit und Kindlichkeit von den Männern seines Vertrauens widerstandslos führen lassen. Es war des Erzbischofs eigenster Wille, sein oberhirtliches Amt in innigster Vereinigung mit dem heiligen Stuhle und nach den kirchlichen Principien zu verwalten. Jedes Geschäft mußte nach seiner Anschauung erledigt werden." Erzbischof Hermann selber schrieb gegen die Beschuldigung, der Trauerconflikt sei durch die Jesuiten und Strehle herbeigeführt worden, an seinen Großneffen, Kaplan Finneisen in Karlsruhe (1852), eigenhändig: „Ich habe über die Unterlassung des Seelenamtes" für den protestantischen Großherzog Leopold „mit den Jesuiten kein Wort gesprochen und Strehle ist ebensowenig schuld, sondern das Oberhaupt der Kirche, dem

1) Maas a. a. O. S. 201. — Hofrath v. Buß bezeugte dasselbe über den angeblichen Einfluß der „Camarilla" in der „Süddeutschen Zeitung" 1847, Nr. 1.

wir Gehorsam schuldig sind." Der Erzbischof wies unter dem Beifall weitaus der meisten seiner Priester und des katholischen Volkes alle Angriffe auf die Kirchenverfassung ab und behielt seinen treuen Rath Strehle bis an sein Lebensende in seiner Umgebung.

Vor dem Ausbruche des nun 40 Jahre dauernden Kirchenstreites suchte Hermann von Vicari wiederholt „die Streitfragen auf dem Wege entgegenkommender Verhandlungen zu lösen." Der so friedfertig angelegte Strehle unterstützte diese lebhaft. Er mußte aber die Ueberzeugung gewinnen, daß solche stets ohne Resultat verliefen und daß die Kirche, bezw. die badischen Katholiken, ihre Freiheit, ihr Recht nur durch eigene Thatkraft erlangen können.[1]) Wie Erzbischof Hermann, so wollte Strehle nichts weniger als eine Gewalt der Kirche in politischen Dingen. Wie er die Religionsübung Aller, die Gewissensfreiheit im staatlichen Gebiete achtete, so verlangte er kraft dieses Rechtes, sowie gestützt auf das göttliche und das bestehende, positive Recht die freie katholische Religionsübung, die Freiheit der Kirche, ihre Missionsthätigkeit, ihre Lehr- und Jurisdiktionsgewalt unbehindert von staatlicher Beeinflussung ausüben zu können. Er erkannte nicht bloß mit Dante,[2]) daß die Verquickung von Staat und Kirche ihren Lebensaufgaben nicht entspreche, sondern daß die Kirche die ihr insbesondere gegenüber der jetzigen Verfassung der europäischen Staaten, die keine durchweg katholischen mehr sein können, zufallende ethische Aufgabe nicht mehr erfüllen kann, wenn sie von den staatlichen Privilegien auf kirchlichem Gebiete nicht ebenso befreit würde, als der moderne Staat sich von kirchlicher Ingerenz auf

1) Die gegentheilige, auch, wie es scheint, von Professor v. Scherer in Graz im „Literarischen Anzeiger für Oesterreich" 1892 Nr. 8 vertretene Anschauung beruht auf Nichtkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse.

2) Dante, Purgat. XVI, 109 ff.

politischem Gebiete losgelöst hat. Strehle betheiligte sich an dem Kirchenstreite mit voller Kraft, weil er wußte, daß es sich um die Wiederherstellung der von ihm so innig geliebten Religionsfreiheit gegen das Staatskirchenthum, gegen Religionszwang handelte, den er in gleicher Weise verabscheute, ob er vom Staate für den Atheismus oder für das Christenthum ausgeübt werde. Er wußte, daß es sich in diesem schweren Kampfe nicht bloß um die Freiheit gegen Absolutismus und dessen Folge, die Revolution, sondern um die christliche Civilisation handelte. Er war überzeugt, daß staatliche Bevorzugungen einer unselbständigen Kirche nichts nützen, daß Verfolgungen der Kirche nicht schaden, daß sie aber von einer Verweltlichung gefährdet werde.

Die Conferenz der deutschen und österreichischen Bischöfe in Würzburg [1]) verlangte weder die „mittelalterliche" Verschmelzung, noch eine eigentliche „Trennung von Staat und Kirche". Sie trat energisch gegen das dem Despotismus des vorigen Jahrhunderts entstammte, veraltete Staatskirchenthum auf. Sie verlangte die Sonderung der staatlichen und kirchlichen Rechte, sie stellte sich auf den Standpunkt des heutigen öffentlichen, des positiven, auch in den deutschen Grundrechten anerkannten Rechts. Hierauf gestützt, verlangte sie volle Freiheit der Kirche, ihrer Verfassung gemäß sich bewegen, ihre Disciplin handhaben, ihre Diener heranbilden und anstellen, den Religionsunterricht leiten, kirchliche Institute wie Klöster einführen, das kirchliche Vermögen verwalten, die allgemeine Unterrichtsfreiheit ausüben zu können. Hofkaplan Strehle betheiligte sich auf Befehl seines Erzbischofs an dieser hochwichtigen Bischofsconferenz und wurde zu deren Sekretär erwählt. Die Verhandlungen, welche der Erzbischof vom 27. November 1848 bis nach den Regierungsverordnungen vom 1. März 1853 über die Regelung des Verhältnisses der Kirche zum Staate pflegte, hatten

---

1) Archiv für Kirchenrecht Bd. XXI, 108 ff., XXII, 214 ff.

keinen Erfolg. Auf die Motion des Domdekans Hirscher in der ersten und den Antrag des Hofraths Zell in der zweiten Kammer auf Wiederherstellung der kirchlichen Selbständigkeit erfolgte der Beschluß der zweiten Kammer im Jahre 1851, daß die Selbständigkeit der Kirche, aber unter Aufrechthaltung der staatlichen „Hoheitsrechte“ besser als seither zu wahren, das seitherige System jedoch nicht aufzugeben sei. Auf dieser Grundlage beruhen wesentlich nicht bloß die Regierungs-Entschließungen vom 1. März 1853, sondern das Gesetz vom 9. Oktober 1860. In den erstern wird der Grundsatz der Staatsbevormundung, in letzterm die kirchliche Selbständigkeit mehr betont, die staatliche Genehmigung der kirchlichen Jurisdiktionsakte, wie bei der Erziehung und Bestellung der Geistlichen, bei der Einführung von Orden, bei der Verwaltung des Kirchenvermögens wird in beiden Bestimmungen aufrechterhalten. Hieran konnte die Denkschrift des oberrheinischen Episcopats vom 18. Juni 1853, welche die Freiheit der Kirche so unwiderleglich begründete und das veraltete Staatskirchenthum gründlich widerlegte, nichts ändern. Das herbe[1]) sogar kirchliche Culthandlungen unter Staatsverfügung stellende Auftreten der Regierung bei dem „Trauerconflikt“ mußte schon 1852 dem Hofkaplan Strehle die Ueberzeugung verschaffen, daß das immerhin noch wohlwollende Auftreten des Staatsvormunds gegen die bevogtete Kirche seit dem Hinscheiden des milden Großherzogs Leopold dem System der Allmacht des Staats über das positive Recht der Kirche[2]) Platz gemacht habe. Die Friedensverhandlung im Januar 1854, auf welche der Erzbischof, dem Wunsche des Großherzogs Friedrich entsprechend, gern einging, scheiterte,

1) Baurath Dr. K. Bader schrieb am 20. Mai 1852 an Strehle, daß der österreichische Gesandte in Karlsruhe die ministerielle Verfügung vom 6. Mai als Aufmunterung der Untergebenen gegen ihre kirchlichen Vorgesetzten bezeichnet habe.

2) Bader in der deutschen Vierteljahrschrift 1854 Nr. 1.

nach Ausweis der Bismarck'schen Depesche vom 31. Januar, da der Großherzog den Streit als Vorkämpfer der protestantischen Fürsten durchführen zu müssen vermeinte.

Treu seiner Kirche ergeben, um deren ungehemmte Wirksamkeit der Kirchenstreit in so heftiger, auf alle Gebiete der kirchlichen Jurisdiktion ausgedehnter Weise entbrannte, und wie ein liebevoller Sohn an der Seite seines so schwer bedrängten Erzbischofs stehend, ertrug Strehle die gegen ihn gerichteten Anfeindungen, die polizeiliche Ueberwachung und gerichtliche (oder polizeiliche) Haussuchung. In der Presse, bei Versammlungen und durch seine Betheiligung an den Kundgebungen des Erzbischofs, sowie durch seine energische Mitwirkung bei dem erzbischöflichen Auftreten gegen den Oberkirchenrath, bei der erzbischöflichen Besetzung der Pfründen und der Ausübung der kirchlichen Rechte an der Schule, sowie am Kirchenvermögen 2c. hat Strehle die Einigkeit und Begeisterung der Geistlichen und Katholiken und den Sieg des kirchlichen Rechts gefördert. Er fühlte das „Knirschen des inneren Menschen", und betete mit den Katholiken, als der doch sicher der Flucht nicht verdächtige Erzbischof, weil er das Recht der Kirche an deren Vermögen vertheidigte, durch das Freiburger Hofgericht [1]) in Untersuchung verfällt wurde.

Dieser Schritt hatte die Regierung in eine schwierige Stellung nicht bloß den badischen Katholiken, sondern auch dem Auslande gegenüber gebracht. Sie fühlte sich außer Stande, dem auf dem ganzen kirchlichen Gebiete vorgehenden Erzbischof noch weiter mit Erfolg zu begegnen, und rief daher die österreichische Vermittelung an. Das zwischen dem

1) Hervorragende Juristen, wie Professor Dr. Zöpfl, der spätere Staatsrath Lamey, begründeten in ihren publicirten Gutachten, daß diese Untersuchungshaft rechtlich durchaus unzuläßig sei. Die Verhaftung wurde ja auf höhere Anordnung, die ein Polizeidiener dem (verhaftenden) Amtsrichter überbrachte, ausgesprochen.



heiligen Stuhle und der badischen Regierung vereinbarte, im November 1854 publicirte Interim, welches die Verhaftung des Erzbischofs aufhob, stellte den Status quo vor dem Kirchenstreit wieder her. Obgleich Strehle die traurigen Folgen dieses zur Erzielung einer baldigen Uebereinkunft abgeschlossenen kirchlichen Rückzuges sofort erkannte, rieth er doch, sich im Gehorsam gegen den heiligen Stuhl einfach zu fügen.

Die württembergische Regierung verständigte sich bald mit dem Bischofe von Rottenburg und fast ebenso rasch 1857 mit dem heiligen Stuhle. Dieser wurde zwar von dem Erzbischofe und durch eine lebhafte Correspondenz zwischen dem päpstlichen Bevollmächtigten Cardinal von Reisach und Strehle über die in Frage stehenden Verhältnisse unterrichtet. Er faßte aber die wirklichen Zustände in der Regierung nicht genügend in's Auge, welche, weil nicht auf christlichem Boden stehend, nicht in der Lage ist, in eine ehrliche concordia inter sacerdotium et imperium einzugehen. Um den praktisch werthlosen (weil mit der berührten staatlichen Verfassung nicht zu vereinbarenden) Preis der staatlichen Anerkennung der ausschließenden kirchlichen Ehejurisdiktion wurden wesentliche Existenzrechte der Kirche, wie die freie Besetzung der Kirchenämter, die freie Heranbildung der Geistlichen, unter den Einfluß des der Kirche mindestens fremd gegenüberstehenden Staates gestellt. Die nach so langen und schwierigen Verhandlungen zu Stande gekommene Convention wurde denn auch durch höheren Einfluß, sowie durch die erwünschte Agitation der Antikatholiken bald wieder aufgehoben. Strehle hätte diese Vereinbarung ehrlich durchführen helfen, obgleich seine reiche Erfahrung ihm sagte, daß die Regierung die Convention von 1859 ebenso wie die von 1827 ausführen, daß sie aus den ihr darin gemachten Concessionen die Ingerenz des der katholischen Kirche abgeneigten Staates in die kirchlichen Lebensverhältnisse, die Repristinirung des Staatskirchenthums machen werde.

Das auf die Convention folgende Gesetz vom 9. October 1860 beruht auf dem Princip der absoluten Staatsgewalt über die Rechte der Kirche. Es anerkannte zwar im § 7 die Selbständigkeit der Kirche, führte aber im Widerspruch damit in den folgenden §§ im Wesentlichen die staatskirchliche Mitwirkung und Controle bei der Erziehung und Anstellung der Geistlichen, bei der Einführung von Orden, der Verwaltung des Kirchenvermögens &c. wieder ein, wie die Verordnungen von 1807 und 1853 sie instituirten. Die dem Christenthum fernstehenden protestantischen Pastoren und Professoren der Durlacher Conferenz erlangten für ihren Grundsatz den Sieg, daß die katholische Kirche in Baden nicht ihr „volles Recht ausüben“, daß dieselbe vielmehr ihre Thätigkeit und ihre Institutionen nur insoweit entfalten dürfe, als dies sich mit den Anschauungen und den Bedürfnissen jener liberalen Protestanten vertrage. Die erzbischöfliche Denkschrift, bei deren Abfassung auch Strehle thätig war, beanspruchte gegen jene Staatsomnipotenz des Gesetzes Freiheit (Sonderung) der Kirche vom Staate und Gleichberechtigung der Confessionen in dem wahren Sinne, daß jede Kirche befugt sei, auf dem kirchlichen Gebiete ihre Wirksamkeit frei nach ihrer Verfassung zu entfalten. Als endlich die Convention Seitens des heiligen Stuhles als nicht mehr bestehend erklärt wurde, wirkte Strehle zur Vereinbarung von 1861 zwischen der Regierung und dem Erzbischof mit, wodurch eine geringere Anzahl von Pfründen, als in der Convention geschehen, der Präsentation des Großherzogs zugewiesen und die Einmischung der Regierung in die kirchliche Verwaltung des katholischen Vermögens näher begrenzt wurde.

Der Friede zwischen jenem protestantisch-liberalen Staatskirchenthum und der Kirche konnte bei einem so sich widersprechenden Gesetze und gegenüber der herrschenden unchristlichen Partei auf die Dauer nicht erhalten bleiben. So wollte Strehle das Frauenkloster Adelhausen in Freiburg

durch Exercitien und durch die Rückkehr zu dem Geiste der Ordensregel — durchaus nicht im Widerspruche zum Gesetze von 1860 — im kirchlichen Sinne regeneriren. Die Regierung, getrieben von der liberalen Partei, mischte sich in diese innerkirchliche Angelegenheit und hob endlich dieses Kloster auf. Das von jener antikirchlichen Partei herbeigeführte Schulgesetz vom 29. Juli 1864, welches die Schule unter die Leitung confessionell gemischter Staatsbehörden stellte, rief einen neuen erbittert geführten Conflikt hervor. Das katholische Volk trat in seiner Majorität entschieden in den („Casino-") Versammlungen, in Petitionen, in der Presse, durch Verweigerung der Wahl von Ortsschulräthen gegen das Gesetz auf, welches die Regierung aber mit Gewalt (Strafen 2c.) durchführte. Auch der Schmerz und die Kämpfe blieben unserm edlen Strehle nicht erspart, daß trotz des katholischen ernsten Widerstandes durch die Gesetze vom 8. März 1868 und 18. September 1876 die doch meist aus kirchlichen Mitteln dotirten Schulen ebenso in confessionslose Anstalten verwandelt wurden, wie durch das Gesetz vom 11. Februar 1870 die mittleren Schulen, in welchen wie an den Universitäten mehr und mehr die Jugend (unter Zurückdrängung katholischer Lehrkräfte) in unchristlichem Geiste herangebildet, ihrer Kirche zu entfremden gesucht wurde. Erzbischof Hermann, Strehle und von 1868 ab Bischof Kübel führten den Schulstreit, weil sie wußten, daß die der Kirche entfremdete, ihrer Mitleitung entzogene Schule eine antikatholische Zwangsanstalt, die (wie Döllinger sie nannte) Brunnenvergiftung der Jugend und der Zukunft, das Treibhaus der staatlichen Revolution, des Socialismus werde. Siegreich, weil durch die materielle Staatsgewalt nicht erreichbar, bestanden Erzbischof Hermann und Bischof Kübel unter beharrlicher Unterstützung Strehle's den Kampf gegen die Staatsprüfung (d. h. gegen die unkirchliche Heranbildung) der Geistlichen. Entgegen der Jolly'schen Verordnung vom 6. September 1867 verbot Erzbischof Hermann den Theo-

logen, bezw. Geistlichen, diese Staatsprüfung zu machen. Bischof Kübel hielt dies Verbot aufrecht. Unter schweren Opfern gehorchte der Klerus seinem Bischofe und die Regierung hob endlich durch das Gesetz vom 5. März 1880 dies Examen auf.

Noch einen Kampf führte Erzbischof Hermann gegen die Regierung vor seinem Lebensende siegreich durch, den um die Besetzung der Domdekansstelle. Auch die Regierung war nicht im Unklaren darüber, daß der fast 95jährige Erzbischof Hermann diese Stelle seinem künftigen Weihbischofe zuwenden und so die gefährdete Freiheit des Domkapitels bei der Wahl des künftigen Erzbischofs wahren wollte. Die Regierung erklärte die vom Erzbischof auf die Liste gesetzten, äußerst tüchtigen, ihrer Kirche ergebenen Candidaten (mit Ausnahme eines einzigen) für nicht genehm. Erzbischof Hermann vertraute nun die desfallsige Unterhandlung mit Jolly seinem Hofkaplan, Geistlichen Rath Strehle an.[1]) Dieser erhoffte in seiner zarten Frömmigkeit, daß der von ihm früher vergeblich als Coadjutor vorgeschlagene Bischof von Ketteler in Mainz als Domdekan bestimmt sei und deshalb durchgesetzt werde. Seine Herzensgüte verleitete ihn, anzunehmen, daß ein Staatsmann wie Jolly sich endlich zur Herbeiführung einer edlen Lösung der Frage[2]) herbeilassen werde. Erst nachdem diese Unterhandlung sich zwei Jahre lang hingezogen hatte und zwar ohne daß die Friedenshoffnung Strehle's sich erfüllte, stellte sich der dem Grabe so nahe Erzbischof auf sein Recht. Minister Jolly fühlte sich nämlich bei der vertrauensvollen Friedensliebe Strehle's so sicher, daß er dem Erzbischofe kirchlich untaugliche Candidaten vorschlug; die Publikation der Namen dieser Priester

---

1) Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz (Mainz 1868) S. 506 ff.

2) Bischof von Ketteler war ja (wie in Darmstadt bekannt war, in Karlsruhe aber nicht geglaubt wurde) einer der friedfertigsten unter den deutschen Bischöfen.



(bei einem Conflikt) wäre dem Minister nicht angenehm gewesen. Auf Ermächtigung des heiligen Stuhles legte nun der Erzbischof eine neue Liste vor. Seine feste Erklärung, daß, wenn hierauf nicht alsbald eine Regierungsentschließung erfolge, er den Domdekan ernennen werde, führte den Sieg herbei, daß der spätere Erzbisthumsverweser Kübel, nicht als unangenehm erklärt, zum Domdekan ernannt wurde. Die „von weither angelegten Pläne" wurden allerdings (wie Bischof Ketteler am 13. November 1867 dem Erzbischof Hermann schrieb) dadurch „in dem Moment im höchsten Grade gefährdet", in welchem sie realisirt werden wollten. Die Regierung wußte, daß die Niederdrückung der katholischen Kirche, das kirchenfeindliche badische Staatskirchenthum nur mit einem unfähigen oder servilen Erzbischofe zu erreichen und daß die Majorität des Domkapitels ihr ergeben, also bei einer, von der Regierung so sehr beeinflußten, Wahl des Erzbischofs auf diese zu zählen sei. Sie siegte aber doch bei dieser Wahl nicht, weil Domdekan Kübel Weihbischof vor dem Tode des Erzbischof Hermann wurde und so nach dessen Ableben die Majorität des Domkapitels sich veranlaßt sah, diesen längjährigen geistig hervorragenden und seiner Kirche ergebenen Mitkämpfer des Erzbischofs Hermann zum Erzbisthumsverweser zu wählen. Non praevaluerunt.

Nach dem Hinscheiden des Erzbischofs im April 1868 erklärte sich der Regierungscommissär dem Bischof Kübel gegenüber geneigt, diesen als der Regierung genehm zu bezeichnen, seine Wahl zum Erzbischof nicht zu beanstanden, wenn er seine Rathgeber Strehle und Maas entlasse. Doch — cecidit in Episcopum. Obgleich die beiden Räthe für ihre Person gegen dieses Ansinnen nichts erinnerten, erklärte sich Bischof Kübel für verpflichtet, sie nicht zu entfernen, da sie nur ihre Pflicht erfüllt hätten.[1]) Bis zu seinem Tode blieb Strehle der geistvollste und einflußreichste Rath des

---

1) Frankfurter Zeitung 1881, Nr. 234 und 236 Abendblatt.

Erzbisthumsverwesers Kübel, der besonders mit Strehle'scher ständiger Unterstützung die gleichen Wege wie Erzbischof Hermann zur Erkämpfung der kirchlichen Freiheit betrat. Wenn es Jolly nicht gelungen war, einen ihm entsprechenden Erzbischof zu erhalten oder wenigstens dem Erzbisthumsverweser nach und nach seine zuverlässigsten Stützen zu entziehen, so strebte er um so energischer darnach, dem Kapitelsvikar Kübel strafgerichtlich die fernere Bekleidung seines Amtes aberkennen zu lassen. Eine leichte Handhabe dazu boten die Ausnahmsstrafgesetze gegen Priester vom 19. Februar 1874 und die Schmiegsamkeit der Bureaukratie. Die Anklagekammer des Freiburger Landgerichts (Referent Akatholik Eimer) war schon 1869 bereit, den Kapitelsvikar wegen Excommunication des von seiner Kirche sich lossagenden Bürgermeisters Strohmeier, also wegen Ausübung einer rein kirchlichen Amtshandlung, des Mißbrauches des geistlichen Amtes für schuldig zu erklären. Es gab aber damals doch noch einen unabhängigen Gerichtshof, das Oberhofgericht unter v. Marschall's Präsidium. Durch dessen Urtheil vom 17. April 1867 wurde das Verweisungserkenntniß der Freiburger Anklagekammer aufgehoben. Erst 1875 wurde Kübel (nach der Pensionirung v. Marschall's) wegen Nichtentlassung legitim angestellter Neupriester, die das Staatsexamen nicht machten, von dem Oberhofgericht mit einer Geldstrafe gemaßregelt. Es gelang indessen Jolly auch später nicht, auf strafgerichtlichem Wege die Entfernung Kübels von seiner Stellung als Oberhaupt der Erzdiöcese herbeizuführen. Die nationalliberale Presse und die von Bureaukraten geleiteten Versammlungen versuchten vergeblich, die Lehren und die Autorität der Kirche herabzuwürdigen. Ihre Schmähungen und die Entgegnungen, welche Männer wie Strehle, v. Andlaw, v. Wänker, Buß, Dr. Bader, Dr. Stolz öffentlich für die Wahrheit und das Recht der Kirche entgegensetzten, führten vielmehr zur stärkeren Hebung des katholischen Bewußtseins: sie führten zur Heranbildung einer katholischen Volkspartei.

Die daraus hervorgegangenen katholischen Abgeordneten wie Lender, Lindau, Roßhirt, sowie die später von der katholischen Partei abgefallenen Baumstark und Bissing traten gegen das obligatorische Civilehegesetz vom 21. Dezember 1869, sowie durch ihren Protest gegen das famose Stiftungsgesetz vom 5. Mai 1870 auf. Die energischen und großentheils erfolgreichen Schritte, welche der Erzbisthumsverweser gegen die Wegnahme oder Verwandlung kirchlicher Schul- bezw. Bruderschafts-, Wallfahrts-, Kaplanei- und Spitalstiftungen in weltliche Stiftungen gerichtlich that, wurden wesentlich von seinem geistlichen Rathe Strehle unterstützt. Allerdings kamen solche Säkularisationen, die Entziehung katholischen Vermögens und dessen Verwendung für Nichtkatholiken schon früher, aber kaum je so häufig als unter dem Ministerium Jolly vor. Um den berührten gerichtlichen Niederlagen zu entgehen, erschien endlich 1870 das Stiftungsgesetz, welches die Kirche legal für rechtsunfähig erklärte, Kranken-, Armen- und Schulstiftungen zu empfangen, d. h. ihren religiösen und socialen Beruf auszuüben. Diese katholischen milden Stiftungen wurden als weltliche unter die Verwaltung und zur Verwendung akatholischer Behörden gestellt, d. h. den Katholiken weggenommen. Anderseits wurden die Katholiken auch dadurch benachtheiligt, daß bei der Ausführung des Stiftungsgesetzes eine Reihe protestantischer Armen- (als Klingelbeutel-) Fonds von der Regierung als kirchliche (separat evangelische) Fonds erklärt wurden.

Eine weitere schreiende Mißachtung des katholischen Eigenthums enthielt das Gesetz vom 15. Juni 1874, welches den von der katholischen Kirche abgefallenen Altkatholiken den Genuß römisch-katholischer Pfründen und die Benützung katholischer Kirchen, sowie Antheil am übrigen katholischen Kirchenvermögen zudiktirte. Strehle klärte die Katholiken über den von der Regierung begünstigten Altkatholicismus auf, er entwarf die kirchliche Instruktion über die religiöse Behandlung dieser von der Kirche Getrennten. Das treue

Festhalten der weitaus meisten badischen Katholiken an ihrem Glauben, die begeisterte Anhänglichkeit des Klerus (mit Ausnahme einiger meistens in puncto kirchlich disciplinär Behandelter) vereitelte die Hoffnung der Antikatholiken (insbesondere der Karlsruher), daß der altkatholische Putsch zur Staatskirche führen werde. Der staatliche Oberkirchenrath, den die „Badische Landeszeitung" 1871 Nr. 96 für die Regierung der zum Abfall gebrachten katholischen Kirche parat stellte, blieb ein todtgebornes Kind.

Geistlicher Rath Strehle mußte die Verfolgung auch des „Culturkampfes" (von 1872 ff.) noch in jeder Richtung miterleben. Das dem materialistischen Religionshasse entsprungene Gesetz vom 2. April 1872 verbot den Mitgliedern religiöser Orden die Aushilfe in der Seelsorge, ferner den Mönchen und Nonnen, sowie den Mitgliedern einer Congregation die Ausübung einer Lehrwirksamkeit. Von der im § 11 des Gesetzes von 1860 der Regierung garantirten Befugniß, Orden zu genehmigen, machte sie nie Gebrauch. Den Badener überhaupt ist zwar freigestellt, den Atheismus zu verbreiten, den katholischen Badenern aber die Religionsfreiheit entzogen, sich durch Ordensleute pastoriren zu lassen, die persönliche Freiheit einen Orden in Baden zu errichten, den Unterricht durch Ordensleute im eigenen Vaterlande zu genießen. Die zur ethischen Hebung und ökonomischen Erleichterung in vielen Gemeinden bis 1872 bestandenen Schulen der Lehrschwestern, die so segensreich wirkende Anstalt der Schwestern in Gurtweil wurden aufgehoben, ebenso die Frauenklöster St. Ursula in Freiburg, Notre Dame in Rastatt und das Kloster der Schulschwestern zum hl. Grab in Bruchsal. Fast gleichzeitig mit diesen Lehrschwestern wurden sogar Tertiarerinen, einfache Bauernmädchen, die auf dem Lindenberg bei St. Peter gemeinsam lebten und ihre Felder bebauten, aus dem Musterstaate vertrieben. Diese in keinem Culturstaate bestehenden Gesetze werden in Baden noch aufrecht erhalten.

Das Gesetz vom 19. Februar 1874 schrieb dem Erzbischof überdies vor, seine Räthe nur aus den der Regierung genehmen Persönlichkeiten zu wählen. Die von der Regierung bedrängte Kirche sollte also in der Auswahl ihrer Vertheidiger von ihren Gegnern abhängig gemacht werden. Selbstverständlich rieth Strehle mit Erfolg dem Bischof Kübel ab, dieses Gesetz an seinem Theile zur Ausführung zu bringen.

Der so ideal angelegte Strehle fühlte tief den Schmerz über die sich fast immer steigernde Verfolgung der katholischen Kirche und über die Behandlung der Katholiken als „quantité négligeable." Er empfand es tief, daß (wie der selige Mallinckrodt am 9. Januar 1873 im preußischen Landtag sagte) die erwähnten Gesetze darauf zielen, „auf dem Wege äußerer Knechtung, innerer Revolutionirung und dadurch herbeigeführter Auflösung der katholischen Kirche den Frieden des Kirchhofes zu erreichen." Er beklagte es als treuer Unterthan schmerzlich, daß sein Vaterland in diesem Kampfe gegen die Katholiken den „traurigen Ruhm" [1]) finden mußte, „die Herzen von einer Million seiner treuesten Unterthanen in dem, was ihnen das Heiligste ist, gebrochen und dadurch die Achtung vor der Regierung und die Liebe zum Fürsten fast unmöglich gemacht" zu haben. Mit noch tieferem Leide erfüllte ihn der Umstand, daß auch gebildete Katholiken theils durch die antikatholische Heranbildung insbesondere der Studirenden, theils durch servil es Streberthum bestimmt, unmännlich die Zustände durch ihre Passivität ermöglichten. Er beklagte es, daß einige dem katholischen Glauben sonst treu ergebene Männer, welche das katholische Volk zu seinen Vertretern in der gesetzgebenden Versammlung bestellte, von unrichtiger Friedensliebe bestimmt, von der Einsicht oder gar dem Großmuthe der sich liberal nennenden Kirchenfeinde erwarteten, daß diese,

1) Von Schorlemer-Alst am 7. Mai 1874 im preußischen Abgeordnetenhause.

gar als Preis für katholische Passivität, die Culturkampfgesetze preisgeben würden.[1]) Die Regierung und die liberale Kammermajorität verlangte dagegen von den Katholiken insbesondere in den 1870er Jahren die Niederlegung der Waffen, die s. g. Versumpfung gegenüber der sich steigernden Rechtlosmachung der Kirche und Bedrückung der Katholiken. Wurde ja damals (1875) geistlichen Abgeordneten von Seiten der Regierung zugemuthet, den Bischof von Kübel zu bestimmen, daß er seinen Geistlichen Rath Strehle entlasse. Am 13. April 1886 wurde dann in der badischen Kammer den katholischen Abgeordneten, welche jene Friedenshoffnung hegten, das Dante'sche lasciate ogni speranza entgegengerufen. Staatsminister Turban entgegnete auf die Interpellation der katholischen Abgeordneten: „ob die Regierung gedenke, die kirchenpolitische Gesetzgebung nach dem Vorgange Preußens einer Revision entgegenzuführen?" kurzweg, die „Regierung sei nicht in der Lage, die Interpellation beantworten zu können."[1]) Seitdem erwachten die Katholiken mehr und mehr. Sie betraten ohne Rückhalt die Wege des deutschen Centrums, dessen männliches und einträchtiges Auftreten für das volle katholische Recht — den Sieg des Rechtsstaates herbeiführte.

Die Geschichte des badischen Culturkampfes hat die Anschauung Strehle's als richtig bestätigt, daß trotz des Gesetzes von 1860 von hoher Seite, von der Regierung und ihrer Partei die Niederdrückung der katholischen Kirche, die Entziehung der katholischen Institute und katholischen Vermögens,

1) „Kölnische Volkszeitung" 1885 Nr. 290, I. Bl. Abg. Dekan Lender: „Jedes Opfer, das ohne Preisgeben der Grundsätze gebracht werden kann, ist nicht zu hoch, wenn es gilt, den Frieden zu erkaufen. Ich erwarte von der Einsicht der Regierung und der Parteien, daß sie einst die (rechtlich begründeten) Forderungen bewilligen werden."

2) „Badischer Beobachter" 1886, Nr. 85.

die alte Staatsbevormundung der Kirche thatsächlich fortgesetzt würde. Diesem Kampfe des intoleranten Antichristenthums und des Absolutismus gegenüber gab es, wenn die Katholiken sich nicht selbst aufgeben wollten, keinen wahren Frieden. Besser, so dachte auch Strehle, war es, daß die für ihre Existenz kämpfende Kirche Unterdrückung erlitt, als daß sie geistig vergiftet im Frieden lebte.[1]) So harrte Strehle ungeachtet aller gegen ihn erhobenen Anfeindungen und Verdächtigungen auf der dornenvollen Bahn des Kampfes für die Freiheit der Kirche, der freien Religionsübung, der sittlichen Menschenwürde aus. Die feste Hoffnung, daß der von ihm vertheidigten Sache der göttliche Beistand nicht fehlen werde, daß (wie Fenelon sagte) ein Bischof mit dem Evangelienbuche in der Hand wohl getödtet, aber nicht überwunden werden könne, hielt ihn aufrecht. Er war stets überzeugt, daß die Selbstachtung, die entschlossene und feste Einigkeit der Katholiken, ihr entschiedenes Einstehen für ihre Rechte zum Siege und zum Frieden führen werde.

In diesem seinem festen Glauben kämpfte Strehle nach dem Tode des Erzbischofs Hermann noch 10 Jahre an der Seite des so schwer geprüften Bischofs Kübel mit. Schon einige Zeit leidend, zog er sich im März 1878 in das Kloster der im preußischen Culturkampfe vertriebenen Redemptoristen zu Perouse bei Belfort zurück, wo er am 23. März an einem Gehirnschlage verstorben ist. Der stets für die Wahrheit kämpfende, deshalb in Karlsruhe mißliebige Ehrenmann konnte mit dem Fürsten Boguslav Radziwill auf seinem Todbette angesichts der Verfolgung der katholischen Kirche in Baden ausrufen: „O wie sehne ich mich nach jenem Reiche, wo Gerechtigkeit sein wird!"

Die badischen Katholiken gedenken ihres treuen Vorkämpfers, der sie aus dem Indifferentismus und Unglauben gerettet, der neben andern kirchlich treuen Männern durch

1) Mallinckrodt am 7. Februar 1874 im preuß. Abgeordnetenhause.

seine Standhaftigkeit die Freiheit der Kirche angebahnt, dem sich immer breiter machenden Servilismus, der Charakterlosigkeit sein erhebendes Beispiel von mannhaftem katholischem Selbstbewußtsein entgegengestellt hat, in Liebe und Verehrung. An seinem Grabe in Freiburg standen trauernd und betend seine Freunde und die vielen, von ihm so reichlich unterstützten Armen. Per crucem ad lucem: dazu hat mit in erster Reihe Adolf Strehle die Wege geebnet.

XXXIX.

Kirchenhistorische Studien.

I.

Den einzelnen Menschen gleich haben die verschiedenen wissenschaftlichen Disciplinen ihren Lebenslauf; sie entstehen, entwickeln sich, treten mit dem äußerlichen Leben der Nation in Berührung; sie gewinnen die eine ein vornehmes und herrschendes Ansehen, die andere einen stillen Cultus bescheidener Verehrer; sie verdrängen sich in dem Besitze des die Gegenwart leitenden Einflusses; sie culminiren und sinken wieder herab, um vielleicht erst nach langer Zeit die Urständ zu erhöhtem Leben zu feiern. Es sei hier nur an den Aufschwung der Naturwissenschaften, an das Sinken der philosophischen Studien erinnert.

In welcher bald auf- bald absteigenden Linie hat sich nicht die Kirchen- und Profangeschichte bewegt, bis sie ihre dermalige Höhe erklommen, bis sie aus Hilfsdisciplinen der Theologie, Jurisprudenz, Alterthumswissenschaft, vergleichender Sprachkunde zu einem selbständigen Studium, ja ge-

wissermaßen zu einer neuen Wissenschaft sich emporgerungen hatte, so daß sie jetzt in Mitte all jener Wissenschaften stehend und ebenso reichlich spendend als empfangend, ihre besondere Straße verfolgt, die sich allerdings tausendfach mit den Bahnen der anderen Wissenschaften kreuzt.

Wohl kein Regentenhaus hat für die Pflege der Geschichte soviel gethan als das der Wittelsbacher[1]) und in keinem Lande haben die historischen Studien seit langem eine so gastliche Heimstätte gefunden als in Bayern, von dem Gottfried Wilhelm von Leibniz zu Anfang des vorigen Jahrhunderts schreibt: „nulla Germaniae superioris pars meliores historicos invenit quam Bavaria, sive res sacras sive civiles spectes“.

Was die Wittelsbacher in neuerer Zeit, zuletzt König Maximilian II., welcher durch Errichtung der der Akademie der Wissenschaften eingefügten historischen Commission einen Mittelpunkt für die deutsche Geschichtsforschung schuf, für die Förderung der historischen Studien gethan, ist sattsam bekannt. Ihm verdankt auch das im Jahre 1855 an der Münchener Hochschule eingerichtete historische Seminar seine Entstehung.[2])

Etwa ein Menschenalter später rief der Nachfolger Döllingers auf dem Lehrstuhle für Kirchengeschichte an der Universität zu München ein kirchenhistorisches Seminar in's Leben. Dr. Knöpfler leitete hiebei der Wunsch, von dem Isolirschemel, zu dem heutzutage vielfach der Lehrstuhl für den Professor seinen Zuhörern gegenüber geworden ist, herabzusteigen, um mit denselben in Contakt zu treten und die besonders Befähigten, die etwas mehr wollen als ein

---

1) Es sei hier kurz auf die akademische Festschrift zur Feier des Wittelsbacher Jubiläums von Rockinger: „Die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher“ hingewiesen.

2) Vgl. Fr. v. Thiersch's Akademierede vom 28. November 1857 „Ueber kgl. Maßnahmen für das Gedeihen der Wissenschaften“.

gut geführtes Collegheft für's Examen, seiner Wissenschaft zu gewinnen. Er wollte so den Grund zu einer kirchenhistorischen Schule legen und auch für die kirchengeschichtliche Disciplin den Vorwurf, welchen Böhmer anläßlich des Ablebens von Dr. L. Merz erhebt, „daß so wenige Lehrer (seien), die Schüler ziehen,"[1]) verschwinden machen. Allerdings ist es ja für einen Professor weit bequemer, stolz auf einsamer Höhe zu wandeln und um die Studirenden außerhalb des Collegs sich nur vielleicht insoweit zu kümmern, als man sie als gefällige Collaboratoren gebrauchen kann, die sich eine Ehre daraus machen, einem gefeierten Manne die Rauharbeit zu ersparen. Allein es dürfte doch wohl ungleich verdienstlicher für die Förderung der Wissenschaft sein, auch in Andern durch systematische Anweisung und Belehrung den Trieb und die Liebe zu selbständiger wissenschaftlicher Forschung zu wecken, als dieselben nur als fleißige Kärrner zu benützen.

„Strenge Forschung ist sauere Arbeit und Niemand unterzieht sich leicht derselben, den nicht ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit beseelt", sagt Giesebrecht in seiner Habilitationsrede.[2]) Dieses Streben zu wecken, die Grundsätze wissenschaftlicher Forschung und Auffassung Andern zur Förderung und Weiterbildung mitzutheilen, sie „mit dem Streben zu erfüllen, in voller Hingebung, ohne Scheu vor dem Mühsamen und scheinbar Kleinlichen mancher Arbeit, der Erkenntniß der Wahrheit nachzutrachten, überall aus den lautersten Quellen die Ueberlieferung zu schöpfen, sie

---

1) In einem Briefe schreibt Böhmer anläßlich des Todes von Merz: „er war . . . auch darum unschätzbar, weil er ein Kind des Landes (Bayern) war, in dem er wirkte und das bei seiner eigenthümlichen Passivität so wenige Führer zeugt, daß wenige Lehrer, die Schüler ziehen." Janssen, Böhmers Leben u. Briefe I, 448.

2) Vgl. dessen „Deutsche Reden" S. 17: Die Entwickelung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft. Habilitationsrede, gehalten am 19. April 1858 zu Königsberg.



ohne vorgefaßte Ansicht eingehend zu prüfen, jedes Einzelne sorgfältig festzustellen und zugleich im vollen und lebendigen Zusammenhang des historischen Lebens zu würdigen, niemals mehr wissen zu wollen als möglich, und nicht scheinbarer Sicherheit zu sehr zu vertrauen, überall auf das Wesentliche zu sehen, die wahre Bedeutung der Thatsachen, den Charakter der handelnden Personen zu erfassen, nicht um Zwecke der einen oder andern Art willen die Darstellung zu färben, schönzumalen, aber allerdings eingedenk zu sein, daß die Historie zugleich eine Wissenschaft ist und eine Kunst, die auch nie blos gelernt, auch empfangen werden muß."[1]) Dies ist die Aufgabe und der Zweck eines historischen Seminars.

Daß diese Aufgabe nicht in den Collegien gelöst werden kann, bedarf wohl keiner weiteren Darlegung; ebenso dürfte Jedermann klar sein, daß im Seminar auf Specialia eingegangen werden muß, denn „am Einzelnen müssen auch die allgemeinen Grundsätze entwickelt werden."[2]) Allgemeinere Fragen über Bedingungen und Erfordernisse einer historischen Arbeit, über die Art und die Beschaffenheit der Quellen der Geschichte, über die historischen Hilfswissenschaften u. s. w. werden wohl beim Beginne eines neuen Curses in wenigen Stunden abgemacht, der Angelstern aber, um den sich das ganze Seminar dreht, ist und bleibt die Beschäftigung mit den Quellen, deren Kritik und Interpretation. Aeltere Mitglieder fertigen selbständige Arbeiten an, wobei die Wahl des Gegenstandes jedem selbst überlassen bleibt, was ja auch schon ein Theil der Arbeit ist. Die eingereichten Arbeiten werden vom Leiter des Seminares corrigirt und hierauf unter dessen Leitung von einem Mitgliede des Seminares

1) So G. Waitz in seinem als Manuskript gedruckten Glückwunschschreiben an L. v. Ranke zu dessen 50jährigem Doctorjubiläum: „Die historischen Uebungen zu Göttingen".

2) Waitz, am angef. Orte S. 7. Derselbe ist auch zum Folgenden zu vergleichen.

kritisirt, wobei sich an der entspinnenden Disputation jeder Einzelne betheiligen kann.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, ein wie großer Unterschied zwischen Colleg und Seminar ist, und daß das, was in einem wirklichen Seminar getrieben wird, im College nicht behandelt werden kann. Es wäre noch vieles zu sagen, allein auf der in den nächsten Tagen (vom 27. — 29. September) in München zusammentretenden Versammlung deutscher Historiker bildet ja, wie aus der ausgegebenen Einladung [1]) ersichtlich ist, auch die Seminarfrage einen der zu besprechenden Punkte. [2])

Wie das historische Seminar an der Münchener Hochschule seit einiger Zeit größere Arbeiten seiner Mitglieder in Separatheften erscheinen läßt, so haben auch die Vorstände der kirchenhistorischen Seminare in München (Dr. Knöpfler), Bonn (Dr. Schrörs) und Münster (Dr. Sdralek) eine Zeitschrift gegründet, welche den Titel „Kirchengeschichtliche Studien" führt. In zwanglosen Heften sollen sowohl Arbeiten der genannten drei Herausgeber als auch vorzüglich eingehendere Specialarbeiten von deren Schülern veröffentlicht werden.

Aus mehr denn einem Grunde begrüßen wir diese neue Zeitschrift mit Freuden. Sie füllt in der wissenschaftlichen katholischen Literatur eine Lücke aus, die von Fachkreisen längst empfunden worden ist. Eingehendere Specialarbeiten, welche nicht den Umfang besitzen, der ihre Veröffent-

---

1) Mit Befremden vermissen wir unter den die Einladung aufweisenden Unterschriften den Namen des Direktors des kgl. bayer. allg. Reichsarchives (auch kein anderer bayer. Archivbeamter ist unterzeichnet) und den vom Vorstande des kirchenhistorischen Seminares in München.

2) Punkt 4 lautet: „Wie sind die historischen Seminare an den Universitäten einzurichten und zu leiten"? (Inzwischen melden die Tagesblätter, daß die Versammlung aus sanitären Erwägungen verschoben ist. Anm. d. Red.)

lichung in Buchform empfehlen würde, eignen sich noch seltener zur Publikation in einer der bestehenden Zeitschriften, ja selbst, wenn sich die Spalten einer solchen für eine derartige Arbeit öffnen, so geschieht dies nur mit einer mehrmaligen, die Gesammtwirkung vielfach abschwächenden Unterbrechung. Für derartige Fälle soll obige Zeitschrift vorwiegend eintreten. Doch ganz abgesehen von diesem praktischen Gesichtspunkte bedarf es für den Fachmann wohl kaum noch eines Hinweises auf die Wichtigkeit, welche gerade die Kirchengeschichte für das Studium der Theologie hat, sowie auf die Thatsache, daß die katholische Wissenschaft bis jetzt kein derartiges Specialorgan besaß, während dem Protestantismus seit Jahren mehrere derartige Organe zur Verfügung standen.

Die allseitige beifällige Aufnahme, welche Heft 1 und 2 der kirchengeschichtlichen Studien allüberall bei Fachgelehrten und besonders beim Welt- und Ordensklerus fanden, spricht wohl am besten für die Nothwendigkeit eines derartigen Organes. Die Zeitschrift dürfte daher wohl baldigst in der Literatur jene Stellung gewinnen, die ihr im Interesse der katholischen Wissenschaft zu wünschen ist. Es gereicht uns daher zu besonderem Vergnügen, in den folgenden Nummern die in den beiden bereits erschienenen Heften veröffentlichten Arbeiten, „die thatsächlich Neues bieten und daher einen Fortschritt für die Wissenschaft bedeuten" (nur solche Arbeiten sollen nach der Erklärung der Herausgeber der Zeitschrift zugeführt werden), besprechen zu können.

XL.

Zeitläufe.

Der Ringkampf um Irland; Parnell zum Exempel.

Den 12. September 1892.

Die irische Frage ist vertagt mit dem neuen Parlament. Wie Home-Rule im Kopfe des neuen Premier eigentlich aussieht, ist noch immer nicht zu Tage getreten. Hr. Gladstone will offenbar vorsichtiger zu Werke gehen, als vor sechs Jahren, wo er den wichtigsten Theil seiner Vorschläge selber zurückziehen mußte, und mit dem andern gescheitert ist. Auch die parlamentslose Zeit wird die Frage nicht ruhen lassen. Vorerst aber dürfte sie sich vor Allem um die Richtung drehen, in welcher das gestürzte Kabinet in Irland und für Irland gearbeitet hat.[1]) „Zwei Jahrhunderte lang", hat Lord Salisbury in öffentlicher Rede gesagt, „habe England nichts gethan, um in Irland Ordnung zu schaffen". Nun, was hat er gethan durch seinen Neffen, den irischen Ober-Staatssekretär Balfour, um das Versäumniß gutzumachen?

Für Home-Rule allerdings nichts. Er ging vielmehr unentwegt von dem allein richtigen Grundsatze aus, daß vor Allem an die Besserung der wirthschaftlichen und insbesondere der bäuerlichen Verhältnisse Hand angelegt werden

---

1) Vergl. „Histor.-polit. Blätter", 1888, Band 101, S. 935 ff.: „Die zwei Seiten der englisch-irischen Krisis und der päpstliche Erlaß an die irischen Bischöfe vom 20. April d. Js."

müsse, und zwar durch die Beihülfe aus Reichsmitteln. Unter dem politischen Parteikampf seit mehr als einem Vierteljahrhundert waren die socialen Züstände Irlands nicht besser, sondern immer noch schlimmer geworden. Aus Anlaß der Neuwahlen vor sechs Jahren wurde über die Landbewegung in Irland von früher und jetzt berichtet:

„Seit altersgrauer Zeit galt Irland für eines der schönsten und fruchtbarsten Länder. **Der Engländer Arthur Young erstattete um 1777 einen amtlichen Bericht**; er erklärt die irische Weide für die beste der Welt, und gerade die Grafschaften Limerick und Tipperary, welche heute durch die agrarischen Verbrechen der darbenden Bevölkerung berüchtigt sind, preist er wegen ihres reichen Ackergrundes. Wakefield, gleichfalls ein Engländer, lieferte im Jahre 1812 eine Beschreibung der Insel; er sagt von dem irischen Boden, daß derselbe der fruchtbarste sei, den je ein Pflug durchwühlt habe. Aehnlich äußern sich neuere englische Statistiker. Noch unlängst ward berechnet, daß Irland im Stande sei, eine Bevölkerung von 18 Millionen zu ernähren. In den Vierziger Jahren betrug die Seelenzahl noch 8 bis 9 Millionen; seitdem ist sie durch Hungersnoth und namentlich durch die Auswanderung nach Nord-Amerika, London und den englischen Industriebezirken auf fünf Millionen gesunken. Die Massenauswanderung geht Jahr für Jahr fort; sie hat in Amerika ein junges Irland entstehen lassen, das aber mit der Heimath in der innigsten Verbindung bleibt, und die Erbitterung dort noch nährt, die Agitation und die Aufstände mit reichlichen Mitteln unterstützt. Die Zahl der Pachtgüter beträgt gegen 600,000; bis in die jüngste Zeit war die Pacht übertrieben hoch, und die Pächter, welche häufig ohne Contrakt saßen, konnten binnen wenigen Monaten ausgetrieben werden. Sind die Angaben genau, so bilden zwei Fünftel des Bodens Sumpfland und Jagdrevier, und es gibt 2,000,000 Acres unbebautes Land, aus welchem 100,000 Farmen geschaffen werden könnten.“ [1])

---

1) O. Glagau's „Culturkämpfer“, 1886. Heft 134, S. 13.

Als vier Jahre später wieder eine Mißernte einfiel und im Winter eine schwere Noth der Landbevölkerung eintrat, that die Regierung das Möglichste, um derselben Arbeit und Brod zu schaffen. „Die politische Unzufriedenheit in Irland“, sagte Lord Salisbury in einer Rede zu Cambridge, „werde in Wirklichkeit durch materielles Elend verursacht, was in großem Maßstabe der Natur des Landes und zum Theile den Gewohnheiten der Bevölkerung zuzuschreiben sei; die Regierung bestrebe sich, die schlechten physischen Verhältnisse durch Vermehrung der Verkehrsmittel und durch Schaffung einer größeren Anzahl von Bauerngrundbesitzern zu bessern; dadurch, daß der irische Bauer Eigenthümer des Grund und Bodens werde, würden Sparsamkeit und Fleiß gefördert werden und Beruhigung eintreten“ [1]) Wenn der Lord deutlich die Hoffnung durchblicken ließ, daß mit der Besserung der Agrarverhältnisse in Irland das Ansehen von Home-Rule allmählig sinken würde, so hätte er sich auf die Aeußerung eines katholischen Priesters berufen können, die kurz vorher großes Aufsehen gemacht hatte:

„Schon längst ist das irische Volk durch die Wühlerei der National-Liga in seinem Charakter verschlechtert worden. Vor zwanzig Jahren noch der friedlichste Mensch von der Welt, ist der irische Bauer heute mehr als durch Feniertum und ‚Mondscheinritter‘ durch das System des Boycottens verwildert. Wo immer dasselbe zur Anwendung gekommen, zeigt sich das Landvolk widerspenstig gegen das Gesetz und heimtückisch gegen die Grundherren. Man hat ihm nicht umsonst gepredigt, die Letzteren seien seine bittersten Feinde; man hat ihm nicht vergebens praktisch gezeigt, wie man sie durch Verweigerung aller Arbeit, aller Lebensmittel quälen und beugen kann. Nun sind ein Haß und eine Schadenfreude großgewachsen, die als dichtes Unkraut jedes Gemeingefühl, jedes Bewußtsein gemein-

---

1) Aus London in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 24. Januar 1891.

samer Bürgerpflicht in den armen Taglöhnern überwuchern, die mit wirklichen Bauern nichts gemein haben, als daß sie den Boden bebauen. Geht es ihnen darum besser? Nein; dem Elend in Irland haben bis jetzt die irischen Parlamentarier nicht die kleinste Linderung verschafft; ihre schönen Reden für die Selbstverwaltung der grünen Insel vertreiben nicht das Gespenst der Noth aus den jammervollen Hütten von Galway, deren in englischen illustrirten Blättern veröffentlichte Abbildungen kaum mehr an Menschenwohnungen erinnern. Parnelliten wie Anti-Parnelliten: sie haben die Verhandlungen des englischen Parlaments zu verschleppen, aber nicht ihrem hungernden Volke Hilfe zu bringen verstanden".

„Dies ist die Meinung, welche ein schlichter Landgeistlicher Namens Walter Conway in einem Briefe an Londoner Blätter ausdrückt. Er ist Pfarrer von Carraroe in der Grafschaft Galway, und er wendet sich an die Wohlthätigkeit Englands für seine Pfarrkinder, denen es sogar an Kartoffeln fehlt. Die irischen Patrioten, schreibt er, haben nichts für ihr Volk gethan. Die irische parlamentarische Partei hat während ihrer ganzen Thätigkeit die armen Arbeiter Irlands gröblich vernachlässigt, und Parnell entdeckt erst jetzt, seit seine Herrlichkeit verblaßte, daß es in Irland eine Arbeiterfrage gebe. Weder er, noch seine Collegen haben sich darum gekümmert, der namenlosen Bedrängniß der irischen Pächter abzuhelfen, sondern es dem Sekretär einer Tory-Regierung überlassen, die einzige gesetzliche Maßregel vorzuschlagen, welche seit dem Antrage O'Connor Power's im Jahre 1883 als ein wirkliches Heilmittel für die darbenden Bezirke Irlands betrachtet werden kann. Das Geld, das edle Stammesgenossen von jenseits des Meeres schicken, wird für politische Zwecke vergeudet, statt damit die Blößen jener Kinder zu bedecken, welche aus Mangel an Kleidern und Schuhen nicht in die Schule gehen können und ohne jeden Unterricht aufwachsen müssen." [1])

Die Vorlagen der Regierung zur praktischen Besserung der socialen Lage Irlands wurden von der liberalen

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. December 1890.



Opposition und ihren irischen Verbündeten stets scheel angesehen. Sogar die rasche Annahme jener Gesetzvorlage zur Milderung des damaligen Nothstandes wurde wieder durch unnütze Reden (die irische „Obstruktions“-Taktik) verhindert. Im November 1888 war dem Parlament eine Vorlage gemacht, wonach zur Ausführung der sogenannten Ashbourne'schen Landankaufs-Akte von 1885 ein nochmaliger Credit von 5 Millionen Pfund bewilligt werden sollte. Der Staat vermittelte nach diesem Gesetz den Ankauf gepachteten Landes zwischen dem Pächter und dem Gutsherrn. Es hatte vortrefflich gewirkt; fast 15,000 Pächter hatten sich zum Ankauf ihrer Gehöfte gemeldet, und von den bis dahin fälligen Abzahlungen war nur eine Bagatelle im Rückstande. Aber die Sitzung des Parlaments vom 19. November bestätigte vollkommen, was sich von Hrn. Gladstone voraussehen ließ.

„Wenn die zehn Millionen Pfund verwendet worden sind, werden die sogenannten agrarischen Ausschreitungen und Gräuel von selbst aufhören, und Friede und Eintracht dürften dann endlich wieder in dem von Zwietracht und Intrigue ausgesogenen Lande ihren Einzug nehmen. Englands ‚einziger‘ Staatsmann und ‚Irlands Freund und Beschützer‘ hat seine Gründe, diesem Akt der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu widerstreben. Er wird im Unterhause dagegen Einspruch erheben und dabei eins seiner geschicktesten Jongleur-Kunststückchen in Szene setzen, um den Beweis zu liefern, daß Weiß Schwarz ist. Um sich aber den Anstrich zu geben, als läge ihm wirklich das Wohl der Irländer am Herzen, wird er als Gegenproposition versuchen, die sämmtlichen Schulden, welche gegen die Pächter zu Buche stehen, staatlich für Null und nichtig zu erklären. Wenn es noch eines Grundes bedurfte, die Verbindung der Unionisten und Conservativen zu stärken und zu verkitten, so ist es dieses hypokritische, gleißnerische Verfahren des tief gefallenen Staatsmannes, und ein glänzender Sieg ist der Regierung gewiß.“ [1])

1) S. Londoner Berichte der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 22. November 1888. — Münchener „Allg. Zeitung“ vom 24. November 1888.

Mehr als ein Vierteljahrhundert hatte das Haupt der liberalen Opposition eine leitende Rolle in den Angelegenheiten seines Vaterlandes gespielt, ohne mit Einem Worte die Mängel zu rügen und noch weniger zu deren Beseitigung beigetragen zu haben, die er jetzt als die ärgsten, sofort zu beseitigenden Flecken erklärte. Und jetzt mußte er sehen, wie die von ihm so angefeindeten Gegner weit mehr zur Heilung der gerügten Uebelstände beitrugen, als er selbst. Sogar Parnell mußte das zugestehen. Es war freilich erst, nachdem Gladstone ihn wegen des Ehebruchskandals von sich abgestoßen hatte, und er mit seiner Fraktion zerfallen war, daß er in einer Wahlrede zu Ballina der Wahrheit Zeugniß zu geben wagte:

„Von 1880 bis 1885 habe Gladstone Irland mit ebenso schlimmem Zwange regiert, wie Hr. Balfour. Dem Letzteren wünsche er nur mehr Platz für seine Elbogen, so lange wie er den armen Leuten Beschäftigung gewähre. Die Hauptsache sei, die Wohlfahrt Irlands zu heben, dem Arbeiterstande dauernd Arbeit zu verschaffen. Er, Parnell, werde jedes Ministerium unterstützen, welches sich die Aufgabe stelle, die materiellen Hülfsquellen Irlands zu entwickeln. Verausgabe die Regierung Gelder für irische Zwecke, so lasse sich dadurch noch kein Irländer bestechen. Der irische Obersekretär Balfour habe die irischen Pachtzinsen in drei Jahren um 40% herabgesetzt, Gladstone habe sieben Jahre dazu gebraucht, sie um 17% zu reduciren. Deßhalb könne man nur sagen, daß Balfour besser thue, als Gladstone.“ [1])

Am 22. Mai 1891 erledigte das englische Unterhaus die Berathung einer neuen irischen Bodenankauf-Bill. Durch 24 Sitzungen hatte die liberale Partei mit den irischen Verbündeten der Vorlage Prügel vor die Füße geworfen. Die Bill war eigentlich nur eine Erweiterung der Ashbourne-Akte und bezweckte die ausgedehnteste Auskaufung der irischen

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 24. April 1891.

Landlords zu Gunsten der Pächter. Das britische Reich streckt vorläufig einen Betrag von 30 Millionen Pfund vor, welcher Credit sich bis auf 100 Millionen erhöhen kann. Die Pächter zahlen den Werth ihrer Gütchen in 40 Jahren in Raten ab, die um 40 Procent niedriger sind, als die bisherigen Pachtzinse. So hoffte die Regierung einen conservativen irischen Bauernstand zu schaffen, und zugleich den ohnehin größtentheils bereits ruinirten Landlords thunlichst gerecht zu werden. Damit waren wieder die irischen Nationalisten nicht einverstanden, denn nur ein Homerule-Parlament könne die Frage erledigen, und zwar nach dem Grundsatz, daß dem befreiten Irland auch der irische Grund und Boden zustehe. Diesen Satz vertrat besonders Dillon unter den heftigsten Drohungen. Selbstverständlich hätten dann die Landlords zusehen können, was die Ablösung ihrer Rechte betragen hätte.[1]) Und nun Gladstone? Die von ihm selbst vor fünf Jahren eingebrachte und dann fallen gelassene Bodenankaufs-Bill war noch weiter gegangen, aber jetzt war ihm wieder Alles nicht recht. Der irische Obersekretär Balfour antwortete auf seine Anzapfungen in einem öffentlichen Schreiben:

„Gladstone ist gegen einen Plan, welcher eine Verbindlichkeit involvirt, die mit 30 Millionen beginnt und mit 100 Millionen endigen mag, obgleich er selbst der Urheber eines Planes war, welcher mit 50 Millionen begann und mit 150 Millionen endigen mochte. Er betrachtet eine Politik für unerträglich, welche im Falle der Nichtzahlung der kaufenden Pächter Ausweisungen zur Folge haben könnte, er selbst aber war der Urheber eines Planes, durch welchen diese unerträgliche Politik der neu zu schaffenden irischen Exekutive aufgebürdet werden

1) Berliner „Deutsches Wochenblatt“ vom 3. Juli 1890 S. 320. — „Kölnische Volkszeitung“ vom 26. Juni und 11. August 1891. — Wiener „Neue Freie Presse“ vom 23. Mai 1891.

sollte. Gladstone ist gegen die Regierungsvorlage, weil sie als Sicherheit für das Schatzamt das Eigenthum von Personen nimmt, welche nicht erst befragt werden, ob sie mit der Transaktion einverstanden sind. Die Gladstone'sche Bill stand diesem Einwand noch weit mehr offen. Die Vorlage der Regierung verlangt, daß der betreffende Distrikt einen Theil seiner Hilfsquellen hypothecirt, um das Schatzamts-Darlehen zu decken. Diese Hilfsmittel sind aber nicht Privateigenthum. Sie setzen sich nicht einmal aus den Gemeinde-Auflagen zusammen. Sie sind Beiträge zu den Gemeinde-Auflagen seitens des britischen Steuerzahlers, während die Aussicht, daß sie in Anspruch genommen werden, entfernt und zweifelhaft ist. Gladstone's Bill verlangte im Gegentheil, daß die Pächter Irlands auf Befehl ihrer Gutsherren kauften, ob sie wollten oder nicht, zu einem Preise, den sie nicht feststellen konnten, während sie sich auf 49 Jahre mit ihrem gesammten Eigenthum verbindlich machten für die pünktliche Zahlung der jährlichen Abzahlungen an das irische Schatzamt. Nicht damit zufrieden, die irischen Pächter zum Kaufen zu zwingen, zwang Gladstone die irische Legislatur dazu, jeden Schilling der irischen Staatseinnahmen haftbar zu machen, ohne Unterschied zwischen den Classen zu machen, welche Interesse an agrarischen Fragen haben, und denen, welche keines haben."

Nach sechsmonatlichen parlamentarischen Kämpfen hat die conservative Regierung die sogenannte neue irische Zwangs-Bill vom 19. Juli 1887 durchgesetzt, angeblich die siebenundachtzigste im laufenden Jahrhundert. Im Mai 1882 hatte die grauenhafte Ermordung der beiden Häupter der irischen Regierung im Phönixparke zu Dublin das Gladstone'sche Kabinet zu scharfen Maßregeln gegen das Schreckensregiment der Landliga gezwungen. Eine Art Belagerungszustand wurde über die drei keltischen Provinzen verhängt, und das strenge Einschreiten der Gerichte blies der finstern Liga das Lebenslicht aus Im Jahre 1885 machte Glad-

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 26. April 1891.

stone seinen Frieden mit den Parnelliten. Er hob den Belagerungszustand auf, so daß sich nun die neue Nationalliga bilden konnte;[1]) und kaum war das liberale Kabinet gestürzt, so entfalteten die geheimen Gesellschaften wieder ihre schreckliche Thätigkeit. Plünderungen, Brandlegung, Verstümmelung von Menschen und Vieh, Meuchelmord, Dynamitattentate, Aufläufe und Straßenkämpfe waren alltägliche Vorkommnisse. Die neue Regierung war genöthigt, wieder den Weg ihres Vorgängers einzuschlagen. Ihr Zwangsgesetz sollte aber nicht auf eine im Voraus bestimmte Zeit, sondern auf so lange gelten, bis es durch einen neuen gesetzgeberischen Akt aufgehoben würde. Dadurch unterschied es sich wesentlich von früheren Zwangsmaßregeln, welche im Uebrigen noch größere Härten enthalten haben mögen.

Die Nationalliga hatte als Neuheit insbesondere noch den berüchtigten „Feldzugsplan“ mit allen seinen Ungeheuerlichkeiten in's Werk gesetzt; nichtsdestoweniger trat Gladstone jetzt im Parlament als Führer gegen die Zwangsbill auf. „Gladstone“, schrieben die Times, „hat in der letzten Zeit ein wunderbares Talent gezeigt, seine früheren Grundsätze und seine frühere Handlungsweise zu desavouiren; wenn irgend Jemand dachte, daß Gladstone Anstand nehmen würde, selbst das Verfahren seines eigenen Ministeriums zu tadeln, so ist er enttäuscht worden.“ Mit Recht hat ihm Lord Salisbury in öffentlicher Rede vorgehalten, seine Vorlage lasse sich, was die Strenge ihrer Bestimmungen betreffe, mit jener, deren Genehmigung er vom Parlamente erlangte, gar

---

1) „Parnell ließ die Landliga ruhig sterben, denn er war klug genug, um zu erkennen, daß eine ähnliche Organisation unter einem andern Namen zu einem wirksamen Instrument gemacht werden könnte, um einen andern Zweck zu erreichen.“ Die „apostolische Nachfolgerin“ der Landliga nannte Sir W. Harcourt, Gladstone's Adjutant, die Nationalliga. Londoner Briefe der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 7. u. 8. September 1887.



nicht vergleichen. „Gladstone ließ etwa tausend Menschen ohne vorherigen Proceß einsperren, während wir Niemanden ohne vorherige Proceßverhandlung zu bestrafen gedenken; die Machtvollkommenheiten, welche die Vorlage gewährt, werden von dem Hause der Gemeinen gehandhabt und von diesem nur allein in Bewegung gesetzt werden.“ Ganz freie Hand wollte Gladstone damals haben, und dafür hatte er die „Dringlichkeit“ verlangt; jetzt war ihm nichts mehr dringlich. „Gladstone“, schrieb das conservative Hauptorgan über sein Auftreten in der Sitzung vom 24. März, „hat seine Politik bekanntgegeben; es ist eine Politik der Obstruktion, der offenen, unerbittlichen und dauernden gegen alle Vorschläge, welche die Regierung zur Unterdrückung der Gesetzlosigkeit in Irland machen wird“.[1])

Dabei verharrte er auch nach der Einführung des Gesetzes. Bei den jüngsten Neuwahlen war es eines seiner Stichblätter. Er erinnerte sich nicht, daß noch unter seinem Ministerium zur Kerkerstrafe Verurtheilte darunter wären, als in den Wahlreden der Liberalen das Verlangen laut wurde, daß alle kraft jenes Gesetzes noch im Gefängniß Sitzenden sofort amnestirt werden müßten. Noch vor zwei Jahren hat der Pfarrer Cantwell zu Tipperary, wo sich die Nichtligisten bekanntlich in eine eigene Barackenstadt vor der Stadt flüchten mußten, von der Kanzel herab die dort herrschenden furchtbaren Zustände offen zur Sprache gebracht: „Zwei Herren regierten den ganzen Ort, unbekümmert, was die Einwohner dazu sagten; die achtbarsten Bürger hätten kein Wort mehr mitzusprechen, und diejenigen, welche am wenigsten dazu veranlagt wären, übten die größten Machtbefugnisse aus; das Boycotten sei nichts Anderes, als eine langsame Mordmethode; die Zustände seien so unerträglich, daß es zu Gewaltthaten kommen würde, um die Tyrannei

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 29. März und 24. April 1887.

der Liga zu brechen."[1]) Noch anderthalb Jahre vorher mußte Herr Gladstone aus seinem eigenen Wahlkreise (Edinburg) eine Adresse des liberal-unionistischen Vereins entgegennehmen, worin ihm in's Gewissen geredet wurde, daß er, „der Führer der Opposition, seiner Partei nicht Gehorsam gegen die Verbrechenakte, solange wenigstens als dieselbe Gesetz sei, eingeschärft habe; seine Reden in der letzten Zeit hätten vielmehr eher dazu gedient, zu Gesetzübertretungen zu ermuntern." Er wird aufgefordert, in nicht mißzuverstehender Weise offen auszusprechen, daß Boycotten und alle anderen Formen der Einschüchterung in seinen Augen verwerflich seien und dieselbe Strafe verdienen, wie zu der Zeit, „wo er seine eigenen Zwangsmaßnahmen zum Gesetz erhob!"[2])

Uebrigens konnte Salisbury nach fünfjähriger Thätigkeit in öffentlicher Rede mit dem Gefühl der Befriedigung auf die Fortschritte hinweisen, welche in der Lösung der irischen Frage durch Verbesserung des Looses der Massen erzielt worden seien. Die Erfahrung habe aber auch gezeigt, wie wohl eine energische Regierung Irland thue. „Die Gegner reden von Zwangswirthschaft, aber weder die Freiheit der Rede, noch die der Wahlen sei eingeschränkt worden". Ueber's Jahr wies auch Balfour seinen Wählern in Manchester nach, wie sehr sich die Zustände in Irland seit fünf Jahren verbessert hätten. Die neueste Statistik wies nach, daß im Jahre 1887 nicht weniger als 1056 Gräuelthaten in Irland vorgekommen waren, deren Zahl bis 1891 sich auf 455 vermindert hatte; die Fälle von Boycottirung beliefen sich 1887 auf 4901, im Jahre 1891 auf Null. Dazu bemerkt der Londoner Bericht: „Und Angesichts so sprechender Thatsachen soll Irland, wenn der ‚große alte Staatsmann' seinen Willen bekäme, durch ein Sonderparlament, in welchem Parnelliten

---

1) Wiener „Vaterland" vom 21. September 1890.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. April 1888.

und Antiparnelliten gleich Furien auf einander losgehen würden, und zwischen Südwest- und Nordost-Irland der Bürgerkrieg entbrennen müßte, abermals in einen Zustand des Gräuelunfugs zurückgeworfen werden!" [1])

Allerdings kann man von den Geschicken Irlands in den letzten sechs Jahren nicht reden, ohne Parnell's, des „ungekrönten Königs" von Erin, seines jähen Sturzes und Todes Erwähnung zu thun. Der Fall hat auch sehr unerbauliche Einblicke in die parlamentarische Vertretung Irlands und die Fraktion der Nationalisten eröffnet. Parnell, der einzige Grundbesitzer unter den Liga-Führern und ihren Berufsparlamentariern, geboren 1846, stammte aus einer protestantischen, in England eingewanderten Familie. Obgleich zweifacher Fremdling unter den katholischen Iren, vermochte er die gemäßigte Richtung aus der Schule O'Connell's zurückzudrängen, und an der Spitze „Jungirlands" die Fahne des Nationalismus aufzupflanzen. Fünfzehn Jahre lang war er der unbeschränkte Beherrscher der irischen Fraktion, auch deren Nährvater.[2]) Sein Einfluß wurzelte zunächst in Nordamerika, wo er sich begeisterten und opferwilligen Anhang erworben hatte. Er verwaltete die vielen Millionen, die ihm für die „Linderung der Nothlage in England und die Förderung der außerparlamentarischen Bewegung" von dort zuflossen. In Irland sah man ihn lange Jahre hindurch nicht, aber

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 13. Mai 1892. — Münchener „Allg. Zeitung" vom 24. April 1892.

2) Parnell hat in dem bekannten Proceß gegen die „Times" vor Gericht zugestanden, daß seine Anhänger im Unterhause größtentheils aus den seit längerer Zeit bei einer Pariser Bank befindlichen Vereinsmitteln erhalten wurden. Ein Londoner Berichterstatter bemerkte dazu, ihm selbst sei vor einigen Jahren eine bezeichnende Aeußerung Parnell's verbürgt worden: „Meine jungen Leute waren hungrig; ich habe ihnen Brod gegeben; sie werden also schon fortkämpfen". Wiener „Neue Freie Presse" vom 31. Juli 1889.

man war ihm blind ergeben, auch die große Masse der katholischen Geistlichkeit nicht ausgenommen. Trotz der Abmahnung der römischen Curie trug sie reichlich zu der Sammlung für den „Parnell-Fonds“ (1884) bei, die nicht weniger als 40,000 Pfund eintrug. Es bedurfte seines jähen Falles, um auch der Mehrheit der irischen Bischöfe über den Mann die Augen zu öffnen. Nach seinem Tode erschien eine Lebensskizze von dem Journalisten O'Connor, wornach Parnell weder durch geistige Bildung, noch sittlichen Charakter hervorragte; nichts von einem Gentleman, mit engem Gesichtskreis, manchmal wie geistesabwesend, aber ein meisterlicher Verschwörer und Agitator: so schildert ihn der ehemalige Parteifreund:

„Nachdem er einmal zum Partei-Cäsar vorgerückt war, schlug Parnell im Benehmen auffällig um. Theils um in unnahbarer Erhabenheit zu thronen, theils aus Gründen der nächtlichen verstohlenen Wanderungen, zu welchen er sich durch sein Liebesabenteuer gezwungen sah und um derentwillen er in Kleidung, Haar und Barttracht unablässig auf's Abenteuerlichste abwechselte, würdigte er seine Genossen nun kaum mehr eines Wortes. Zehn Jahre lang kannte Niemand seine Wohnung! Im Unterhause erschien er nach und nach immer seltener, zuletzt beinahe gar nicht mehr. Er trat immer weniger als thatsächlicher Führer im Parlament auf; allein aus Eifersucht ließ er keinen Andern auch nur annähernd aufkommen. Wo er sich über Persönlichkeiten einmal äußerte, geschah es stets mit cynischer Verachtung der menschlichen Natur. In Irland war er fünfzehn Jahre lang beinahe eine unbekannte Gestalt. Die Anderen mußten dort, wie in England, für ihn die Arbeit thun. Alle beugte er unter seinen eisernen Willen. Selbst als Gladstone's Home-Rule-Bill vorlag, hielt er es unter seiner Würde, sich mit den Genossen zu berathen. Berathung mit ihm gehörte zu den Unmöglichkeiten.[1])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 6. November und 28. December 1890.



Seit dem Jahre 1888 war der Name Parnell's aus der englischen Skandalchronik nicht mehr verschwunden. Die „Times“ hatten eine Anzahl von Briefen veröffentlicht, wonach er bei den Mordthaten im Phönixpark unter der Decke gesteckt wäre. Der Angeschuldigte ließ sich nur schwer überreden, gerichtliche Klage zu stellen und einen Monstreproceß herbeizuführen. In demselben konnte zwar die Aechtheit der verrätherischen Briefe nicht nachgewiesen werden, aber Parnell gab sich im Kreuzverhör unglaubliche Blößen. Er mußte zugestehen, daß er im Jahre 1881, als im Parlament die Berathung wegen einstweiliger Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte in Irland stattfand, die wissentlich falsche Behauptung aufgestellt habe, daß geheime Gesellschaften in Irland nicht mehr beständen. Er habe, sagte er, sehr wohl gewußt, daß die meisten agrarischen Ausschreitungen den Geheimbünden zuzuschreiben seien, die damals allenthalben in Irland bestanden hätten, aber er habe das Haus täuschen wollen, um die Vorlage zu vereiteln. Auf die scharfe Frage des Generalstaatsanwalts: „Haben Sie also als geschworner Deputirter und Leiter der irischen Partei im Unterhause mit Vorbedacht diese Unwahrheit sich zu Schulden kommen lassen, um wo möglich den gesetzgebenden Körper zu betrügen?“ antwortete Parnell eiskalt: „Ja, das war meine Absicht.“ Er gab auch zu, der Sammlung für die Hinterbliebenen der Phönixpark-Mörder den Namen „Märtyrer-Fonds“ gegeben und denselben erheblich unterstützt zu haben. Zuletzt noch wurde die Thatsache aufgedeckt, daß die sämmtlichen Kassabücher der Liga spurlos verschwunden seien. Trotz seiner Stellung als beglaubigter Verwalter des Liga-Schatzes, wollte er weder von dessen Bestand, noch von dem durchgebrannten Schatzmeister Egan wissen; die Einsichtnahme der Pariser Rechnungsbücher schlug er dem Gerichte ab. [1])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 7. Mai u. 31. Juli 1889. — Berliner „Kreuzzeitung“ vom 6. Decbr. 1888 u. 8. Mai 1889.

Damals war sein ehebrecherisches Verhältniß mit der Frau des Capitains O'Shea bereits in Aller Munde. Es wurde sogar behauptet, daß diese Dame die geheime Correspondenz den „Times“ in die Hände gespielt habe, um sich an dem Liebhaber wegen seiner Untreue zu rächen. Der Capitain selbst trat in dem Proceß gegen seinen alten Freund als Zeuge auf. Parnell hatte diesem Menschen zu einem Parlamentssitz verholfen, und als er im Jahre 1882 zu Kilmainham im Gefängniß saß, führte Hr. O'Shea die Unterhandlungen zwischen ihm und Gladstone, welche zu seiner Freilassung und zur Bekehrung des regierenden Ministers zum Home-Rule führten. Gladstone konnte nicht im Zweifel seyn über das letzte Ziel Parnell's; es war nach dessen eigenen Worten: „das letzte Glied der Kette zu zerreißen, das Irland mit England verbinde.“ Ob er mit den Liberalen oder den Conservativen verhandelte, im Herzen gehörte er immer den „Unversöhnlichen in Amerika“. Der Times-Proceß hatte eben noch seine bodenlose Verlogenheit an den Tag gebracht, der O'Shea'sche Ehescheidungsproceß stand vor der Thüre, um seinen ganzen sittlichen Unwerth aufzudecken; und eben jetzt lud ihn Gladstone für den 10. November 1889 zu Unterhandlungen über Home-Rule nach Hawarden ein. Er bot ihm oder einem von ihm vorgeschlagenen Fraktionsgenossen die Stelle eines — irischen Obersekretärs in seinem künftigen Ministerium an.[1])

Erst das peinliche Aufsehen, das der Ehescheidungsproceß im ganzen Lande erregte, zwang Gladstone, den Hrn. Parnell preiszugeben. Er that es in einem öffentlichen Schreiben, das letzterer sofort mit einem trotzigen Manifest an das irische Volk beantwortete. Darin enthüllte er die Geheimnisse der Conferenz von Hawarden. Ohne jeden Versuch, sich im

1) „Wochenblatt der Frankf. Zeitung“ vom 30. Nov. 1890. — Münchener „Allg. Zeitung“ vom 6. December 1890. — Wiener „Neue Freie Presse“ vom 11. Oktober 1891.

Uebrigen zu rechtfertigen, stellte er den Wählern sich mit dem Gefühle vor, wo er sei, da sei Irland. Gladstone aber täuschte sich nicht. Er kannte die Irländer als strenge Sittenrichter; er wußte, daß er mit Parnell das irische Volk von sich völlig abstoßen würde. Es war vorauszusehen, daß der gesammte irische Episkopat, wie es denn auch geschah, einen solchen Mann einer Vertretung Irlands und insbesondere einer führenden Stellung für unwürdig erklären, und daß es im Klerus hierüber keine Meinungsverschiedenheit geben würde. „Nur Eine Macht," schrieb damals ein englisches Blatt, „bleibt bei all dem Wirrwarr wie ein Felsen stehen und controllirt die wechselnden politischen Phasen: die katholische Kirche." [1]) Auch die irische Fraktion, obwohl in religiöser Beziehung eine ziemlich gemischte Gesellschaft, mußte Rücksicht auf die Volksstimmung nehmen. Schonend verlangte die große Mehrheit, Parnell solle sich wenigstens auf einige Zeit von der Führung zurückziehen; aber sein wilder Trotz führte nur zu stürmischen Scenen im Club und endlich zur Ausstoßung seiner Person und seines kleinen Anhangs.

Nahezu acht Jahre war er seinem Heimathlande politisch fremd geblieben, jetzt warf er sich wuthentbrannt auf die in Irland stattfindenden Ersatzwahlen. Die Volksstimmung glaubte er durch seine Verheirathung mit der geschiedenen Frau O'Shea begütigen zu können. In einer Wahlrede zu Kilkenny kündigte er an: „Solange ich lebe, werde ich von einem Wahlflecken zum anderen, von einer Stadt zur anderen, von einem Dorfe zum anderen, von einem Kirchspiel zum anderen gehen, um dem Volke die Wahrheit zu sagen. Ich weiß, daß ich siegen muß. Der Stimme Irlands allein werde ich mich beugen; den englischen Diktaten werde ich nicht nachgeben." [2]) Wochenlang folgten die großartigsten

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 6. August 1891.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 24. December 1890.

Raufereien und Mißhandlungen unter den Wählern, wie der Candidaten, auch Parnells selber. Aber er hatte kein Glück mehr. Noch nach der Niederlage in Carlow im Juli v. Js. erklärte er: er sei entschlossen, den Kampf bis zum Aeußersten fortzusetzen.[1]) Nach zwei Monaten kam, für Irland eine Erlösung, aus einem abgelegenen Badeorte in England die Nachricht von seinem Tode.

Angesichts jener unaufhörlichen Wahltumulte in Irland hatte selbst Gladstone's vertrautestes Organ die Frage aufgeworfen: ob es nicht am besten wäre, „Home-Rule lieber fallen zu lassen, bis ein weiseres Geschlecht von Politikern in Irland auftrete".[2]) Einem solchen Bedenken kann man ernstlichst beistimmen; und im Rückblick auf die Bemühungen der conservativen Regierung für die Verbesserung der socialen Zustände Irlands kann man tief bedauern, daß die Verfolgung dieses allein richtigen Weges durch die liberale Quertreiberei unterbrochen worden ist. Hoffentlich nicht auf lange!

1) Berliner „Germania" vom 10. Juli 1891.

2) Aus den „Daily News" in der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 20. December 1890.

XLI.

Neue Bismarck-Zeit?

Von der Westgrenze aus besehen.

Nachdem Fürst Bismarck zwei Jahrzehnte hindurch als Schöpfer und Säule des Reiches gepriesen und angebetet war, fehlte nur noch Eines an dem Ruhm des herrschgewaltigen Staatsmannes: daß er selbst vor den Augen der erstaunten Welt den Beweis führte, mit welchen schlimmen Schäden und Gebrechen seine bewunderte Schöpfung behaftet worden sei. Wir hielten alle das mit so vielen Soldaten, Geschützen und Beamten ausgerüstete Reich für stark und unerschütterlich, lebten in sorgloser Sicherheit dahin. Da erschien Bismarck, that den Mund auf, und es krachte überall, wenn auch glücklicherweise noch nichts aus den Fugen ging.

Schon als die Herrlichkeit Bismarck in höchstem Glanze erstrahlte, mußte einer der rückhaltlosesten Verehrer desselben gestehen: „Das Neue Reich ist Bismarck auf den Leib geschnitten". Das sieht man am besten, seitdem derselbe auf den Altentheil gesetzt worden ist. Bismarck hat, in mehr als einer Richtung. Zustände geschaffen, welche nicht dauern können. Er war jedenfalls aufrichtig, wenn er sich als ergebenen Diener seines Herrschers ausgab. Aber er war dies nach eigener Art, Bismarck verschaffte seinem Gebieter Ruhm und Macht, aber er gebrauchte denselben auch zu den eigenen persönlichen Zwecken. Anstatt den Kaiser im Reichs- und Landtag mit der eigenen Person zu decken, schob Bismarck den Kaiser bei jedem Anlaß vor; er verschanzte sich hinter demselben, wenn er seinen per-

sönlichen Widersachern einen wuchtigen Schlag versetzen wollte. Jeder Widerspruch prallte von der Person des verehrten Kaisers ab. Wilhelm I., als Träger des Neuen Reiches und großer Feldherr, konnte durch das unkluge Verfahren seines Kanzlers kaum leiden. Er wurde weniger bloßgestellt, da er selbst weniger persönlich eingriff und Jedermann sah und fühlte, daß Wilhelm I. seinen Kanzler innerhalb der weitest gezogenen Schranken einfach gewähren ließ.

Daraus entwickelte sich die Allmacht Bismarcks, deren Umfang erst übersehen werden konnte, als er abgetreten war. Es hat im Grunde nur Eine Ursache des Rücktrittes gegeben: der junge Kaiser wollte diese Allmacht nicht weiter gestatten. Aber nun fiel dieselbe unabweisbar dem Kaiser selbst zu, weil alle Einrichtungen und Verhältnisse auf den Anstoß von Einer Stelle aus angewiesen sind. Es läuft Alles auf die einzige Spitze hinaus, auf welcher der Kaiser und sein Kanzler stehen, und nun machte sich mit Einem Male die Wahrnehmung geltend, daß der früher dort vorhandene, einzige, unbeugsame Wille nicht mehr vorhanden sei.

Während der ersten Zeit nach Bismarck trat der Wille des jungen Kaisers deutlich genug hervor; er wurde sehr scharf durch Reden und Handlungen ausgeprägt und erschien unwandelbar vorgezeichnet. Aber plötzlich, ohne erklärbare Ursachen, schlug derselbe beim Schulgesetz vollständig um. Aeußerlich konnte man nur annehmen, daß das Gerassel der „Vertreter von Besitz und Bildung“ diesen Umschlag hervorgerufen habe, nachdem der Kaiser von Anfang an mit aller Entschiedenheit für das Schulgesetz eingetreten war. Dadurch ist erst die Rolle möglich geworden, welche Bismarck mit seiner Wiener Reise auf sich genommen hat.

Die Wechselwirkung ist unverkennbar: genau dieselben Kreise und Blätter, welche gegen das Schulgesetz eintraten, heben jetzt Bismarck auf den Schild. Bismarck sagte selbst in München: „Der Schulgesetzentwurf war so schlimm nicht, alles würde auf die Ausführung angekommen sein; das Schlimmste besteht darin, daß die Regierung auf dem einmal betretenen Wege zurückgewichen ist“. Gewiß, seitdem wissen oder glauben seine Leute, daß sie nur zu lärmen und zu drohen brauchen,

um etwa ihren Willen durchzusetzen. Das Bismarck auf den Leib geschnittene Reich dreht sich seinem ersten Träger zu, erscheint nunmehr Vielen als ein Schiff ohne den ihm gebührenden Steuermann.

Es ist merkwürdig, wie weit wir unter den zwanzig Jahren Bismarck'scher Regierung gekommen sind. Kein Mensch schien bemerkt zu haben, wie unendlich kläglich und kleinlich die Professoren der Hochschule sich betragen haben, als sie das Vaterland, die deutsche Wissenschaft in Gefahr erklärten, weil der schwere Schulpanzer, mit welchem der Staat das Volk umklammert, an seinem untersten Ende etwas gelockert werden sollte. Begründeten sie doch ihren Einspruch mit dem Bischen Freiheit, welches dem Volksunterricht in Aussicht gestellt wurde. Die zünftigen Vertreter der deutschen, staatlich bevorrechteten Wissenschaft sind in Höllenangst gerathen wegen eines Bischens Unterrichtsfreiheit! Sie haben sich unsterblich lächerlich gemacht, mögen große Gelehrten bleiben, sind aber erbärmliche Charaktere. Leute, welche in heillose Angst gerathen, wenn sie der allmächtige Polizeistock nicht auf Schritt und Tritt führt und stützt, zählen nur halb.

Durch Zurückziehung des Schulgesetzes, wegen des Lärmens einer von Professoren und Beamten geführten kleinen Minderheit, hat die Regierung unendlich an Ansehen und Macht eingebüßt. Dem Ausland ist dieß erst durch das Auftreten Bismarcks recht klar geworden, das ohne dieß überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Wenn es so wenig bedurfte, um in Berlin den Wind umschlagen zu machen, dann mußte Bismarck nothwendig sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß auch ihm dort kein unabänderlicher Wille entgegen treten könne. Er brauche nur zu drohen, zu reden wie er gethan, um die gewünschte Aenderung hervorzubringen. Seit dem 18. März 1892 scheint es mir nicht mehr erlaubt, wenigstens gewagt zu behaupten, eine Wiederkehr Bismarcks sei für immer ausgeschlossen.

Die Bewegung zu Gunsten Bismarcks ist ungleich mächtiger und tiefgehender, als die Professoren-Angst vor den Brosamen von Freiheit im Schulgesetz. Warum soll dieselbe nicht die gleiche Wirkung haben? Hat doch Jedermann gesehen, in welcher Bismarckwonne alle jene Blätter schwammen, welche im

Culturkampf so wacker auf die wehrlosen Katholiken geschlagen haben. Sie witterten alle neue Culturkampfsluft. Alle verkünden, die Regierung könne das Vertrauen, die Unterstützung des liberalen Bürgerthums — „Durchschnitt der gebildeten Stände": sagte Bismarck — nur gewinnen, wenn sie sich durchaus jeder Berücksichtigung der Conservativen und besonders des Centrums entschlage. Letzteres bezeichnete Bismarck nochmal als reichsfeindlich, er versicherte auch: „Wir können weder eine katholische noch evangelische Theokratie brauchen." Gewiß, uns paßt nur eine Bismarckokratie! Es ist der Anführer im Culturkampf, dem in Wien, München, Kissingen, Jena u. s. w. zugejubelt wurde. Es war ja eine gar schöne Zeit, als die Mannesseelen sich für ihre Speichelleckerei und die erhaltenen Fußtritte an den Katholiken sich ungestraft schadlos halten konnten.

„Aber eine Wiederholung des Culturkampfes ist nicht möglich!" Ganz richtig, wenn derselbe in der nämlichen Weise geführt werden wollte. Hat denn noch Niemand bemerkt, wie sorgsam und unablässig weiter daran gearbeitet wird, die Katholiken aus allen öffentlichen Stellen zu verdrängen? In den höheren Aemtern scheint dies schon so vollständig durchgeführt, wie nie zuvor. Sieht denn Niemand, wie straff die Schlingen gezogen werden, in welchen der Staat die Schule hält, wie sehr er dem geistlichen Einfluß auf dieselbe wehrt, wie unentwegt die Protestantisirung der paar katholischen höheren Schulen (welche doch ganz von katholischen Stiftungen erhalten werden) weitergeführt wird? Das Alles geht sehr still, fast unbeachtet voran. Es ist Culturkampf in anderer Form, besonders aber Vorarbeit für einen offenen Ausbruch. Dieser wird kommen und so vielleicht auch die Zeit für Bismarck, trotz des hohen Alters des Exreichskanzlers.

Die Grundsätze der herrschenden Schäden und des Culturkampfbedürfnisses besteht darin, daß das Neue Reich von der herrschenden Mehrheit als eine Schöpfung des Protestantismus betrachtet und entsprechend ausgestaltet zu werden gesucht wird. Der Protestantismus ist aber in jeder Hinsicht ungeeignet, dem Reich als Grund und Boden zu dienen. In Lehre und Einrichtungen bietet er das Bild größter Zerfahrenheit, namentlich soweit es auf die Theologen und die Gebildeten ankommt. Die

Kirchenbehörden arbeiten selbst unablässig daran, ihn vollständig auszuleeren. Hat doch voriges Jahr der preußische Oberkirchenrath einen Erlaß veröffentlicht, aus welchem hervorgeht, daß man Protestant sein und kirchlich getraut werden kann, ohne getauft worden zu sein, oder je das hl. Abendmahl empfangen zu haben. Die kirchliche Trauung hat übrigens derselbe Oberkirchenrath schon 1875 als effektiver Wirkung entbehrend erklärt, indem er diese Wirkung auf das Standesamt verlegte.

Dazu ist der Protestantismus nach Ursprung und Geschichte durchaus kleinstaatlich, daher, wenn nicht eigentlich reichsfeindlich, doch unvereinbar mit den Ueberlieferungen von des Reiches Herrlichkeit. Auf diesen Ueberlieferungen aber fußt der Reichsgedanke, ihnen ist hauptsächlich die Vorstellung von dem Neuen Reiche zu verdanken. Was aber die Anhänger des Protestantismus nicht am wenigsten an diesem rühmen, ist, daß derselbe das alte Reich aus den Fugen gehoben und schließlich zerstört hat. Man mag die Geschichte drehen und deuten wie man will, der Protestantismus hat den wesentlichsten Antheil an dieser Zerstörung. Und nun soll er die Grundlage des Reiches sein!

Der Protestantismus ist hinsichtlich der Lehre, äußern Gestaltung und Geschichte alles Andere als eine Kirche; er zerfällt in ebenso viele Landeskirchen-Kreise, als es Staaten und Stätchen giebt. Seine innere Zersetzung ist durch die politischen Umwälzungen vom Anfang dieses Jahrhunderts und 1866 wesentlich gefördert worden. Jedesmal sind eine Anzahl dieser Landeskirchen und Kirchlein verschwunden und zusammengeschweißt worden. Dadurch verlor der Protestantismus mehr und mehr den gewachsenen, d. h. geschichtlichen Boden. Die Zersetzung mußte auch noch durch die ebenfalls mit Gewalt durchgeführte Einigung des lutherischen und calvinischen Bekenntnisses gefördert werden.

Nach dem Frankfurter Frieden fand sich der deutsche Protestantismus politisch vereinigt, aber in Lehre, Verfassung und Herkommen uneiniger als jemals. Man mag sagen, was man will, es blieb nur Ein Punkt, in welchem alle Protestanten ferner einig waren und noch sind: der Haß gegen die katholische Kirche. Das Bedürfniß, das Ringen nach Einigkeit, nach „Katholicität", ist aber aus dem Christenthum nicht zu

verbannen, es drängt nach Bethätigung. Deshalb war der Culturkampf die naturnothwendige Folge der Herstellung des Neuen Reiches. Die Reformation muß vollendet, d. h. die katholische Kirche gänzlich erdrückt werden, so erklang es von allen Ecken und Enden des Vaterlandes. Die Einigkeit sollte durch Austilgung der Kirche zu Gunsten des Protestantismus erzielt werden.

Dank diesem „protestantischen Gedanken" hatte Bismarck eine willige Mehrheit in Land- und Reichstagen. Als der Culturkampf an der unüberwindlichen Entschlossenheit des um seine gottbegnadeten Führer geschaarten katholischen Volkes abprallte, war die Rolle Bismarks bereits ausgespielt und er moralisch todt. Bei den 1887er Wahlen konnte er nur noch durch die ungeheuerlichsten Mittel, die Hervorrufung eines entsetzlichen Kriegsschreckens, eine Mehrheit erringen. 1890 wußte er trotz seiner fast unerschöpflichen Findigkeit kein Schlagwort, kein Programm, kein Gespenst hervorzuzaubern, um dasselbe Ziel zu erreichen. Mit dem 1890er Reichstag konnte Bismarck nur regieren, indem er gebührend mit dem Centrum rechnete, also auf die Vollendung der Reformation verzichtete. Er war dazu bereit, wurde aber von dem kaiserlichen Willen der Aufgabe überhoben.

Kaiser Wilhelm II. und Graf von Caprivi suchten der Lage in Reichs- und Landtagen wie im Lande selbst entsprechend zu regieren. Der bezeichnendste Schritt in diesem Sinne war das Schulgesetz. Für die Katholiken war dasselbe kaum annehmbar, da viele seiner wesentlichsten Bestimmungen in grundsätzlichem Widerspruche zu den unveräußerlichen Rechten und den Lehren der Kirche standen. Für sie erscheint das Fallen des Gesetzes eher als ein Glück, denn ein Verlust; denn bei einigermaßen scharfer, nicht einmal feindseliger Ausführung mußte die Kirche Schaden erleiden. Der ganze Vortheil des Gesetzes fiel auf die protestantische Seite. Durch dasselbe wurde der protestantischen Volksschule der christliche Boden gesichert, der in der großen Masse des protestantischen Volkes noch vorhandene Schatz an Glauben und kirchlichen Ueberlieferungen gewahrt und befestigt. Der Entchristlichung der Massen wäre ein Damm vorgeschoben worden. Der in den gelehrten Ständen wuchernde

Un- und Afterglauben könnte nicht mehr so leicht in die breiten Volksschichten sickern. Es war vielmehr vorauszusehen, daß die Neubefestigung der christlichen Volksschule nicht ohne Wirkung auf den mittlern und Hochschulunterricht bleiben würde. Auch unter den Protestanten würden freie christliche Schulen entstanden und so Wetteifer und Freithätigkeit gefördert und in die höheren Stufen des Schulwesens getragen worden sein.

Noch wichtiger wären die politischen Wirkungen gewesen. Die auf christlicher Weltanschauung fußende Volksschule hätte einen gemeinsamen Boden, eine gewisse Einheitlichkeit der Anschauungen und Grundsätze geschaffen, daher das Einvernehmen mit den Katholiken gefördert. Die andern Staaten würden von selbst dem Beispiele des größten Staates, Preußen, gefolgt sein. Das Schulgesetz konnte, soweit dies im Protestantismus möglich ist, jene moralische Einheitlichkeit schaffen helfen, ohne welche ein großes Reich nur ein Riesenleib ohne Seele ist. Das Schulgesetz konnte die Gläubigkeit des protestantischen Theiles so fördern, daß dieser in dem katholischen Volkstheil nicht mehr vorwiegend den zu bekämpfenden und auszurottenden Feind erblickte. Das Schulgesetz war daher, wie die Gegner ganz richtig betonten, eine Umkehr, eine Verläugnung jenes Protestantismus, dessen oberster Leitstern der Katholikenhaß ist. Es hätte die innere Einheit des Reiches durch Pflege der gemeinsamen christlichen Weltanschauung gefördert. Sein Fallenlassen hat denn auch sofort innere Zerrissenheit und Haltlosigkeit hervorgerufen, den Katholikenhaß aber neu auflodern lassen.

Niemand hat dies besser dargethan, als Bismarck selbst. Er und seine Genossen gaben sofort volle Breitseiten auf das Centrum ab, erneuerten die alten, oft von ihnen selbst schon widerlegten Anschuldigungen gegen dasselbe. „Ich bin auf das evangelische Kaiserthum eingeschworen:" versicherte Bismarck in Jena, um seinen Gegensatz zu Berlin scharf hervorzuheben. Im Namen seines evangelischen Kaiserthums hat Bismarck den ersten Culturkampf angefangen und geführt. Wir kennen dasselbe daher genugsam: es bedeutet nicht christliche Weltanschauung, sondern Niederkämpfung, Lahmlegung der Katholiken. Schon aus diesem Grunde wird ihm zugejubelt und haben sich die alten und neuen Culturkämpfer widerum um den Altreichskanzler

geschaart. Daher die Möglichkeit seiner Wiederkehr. Die Bismarckisten fühlen es ganz richtig heraus, daß es sich um die christliche Weltanschauung handelt. Bekennt man sich in Berlin zu dieser, dann muß im Sinne des abgethanen Schulgesetzes regiert werden, was nicht möglich ist ohne ein Abkommen und Verträglichkeit mit dem Centrum. Will man die christliche Weltanschauung nicht, dann fallen Reich und Staat über kurz oder lang dem katholikenfeindlichen rationalistischen Protestantismus anheim, an welchem sich alle Gegner des Gottesglaubens anschließen. Der Culturkampf beginnt dann von neuem, Bismarck ist wieder oben, denn er ist weitaus der beste, ja der geborene Führer desselben. Wenn die Bismarckanbeter so drohend gegen jede Regierung vorgehen, welche sich nicht als Feindin des Centrums bethätigt, so beweisen sie nur, daß sie sich des Zusammenhanges der Dinge bewußt sind. Der Culturkampf ist ihnen Lebensbedürfniß. Sie haben die Lehre des ersten Culturkampfes schon vergessen, seitdem die Folgen des damit verbundenen wirthschaftlichen Kraches verwunden sind; sie wollen daher von neuem anfangen.

Wohlmeinende Katholiken vergessen zu leicht, daß das Neue Reich immer noch in Kampfesstellung gegen sie, und zwar gegen sie allein steht. Bismarck hat stets nur mit Ausnahmegesetzen aller Art regiert, deshalb auch Ausnahmezustände hinterlassen. Seit seinem Abgange sind alle Ausnahmegesetze beseitigt worden, nur nicht diejenigen, welche gegen die Kirche gerichtet sind. Bismarck hatte schon die Aufhebung des Jesuitengesetzes in Aussicht gestellt, Caprivi gelobte im Reichstag dessen Beibehaltung, als Pfand für den Liberalismus und den protestantischen Katholikenhaß. Der „neue Curs“ ist also bisher durchaus nicht so günstig für die Katholiken gewesen, um sich sehr für denselben zu erwärmen. So lang aber mit Ausnahmegesetzen regiert wird, befindet sich das Reich immerhin noch im Fahrwasser Bismarcks, welcher der Meister in dieser Art Regierkunst ist. Also ein weiterer Grund für seine mögliche Wiederkehr. Ihm paßt doch der auf seinen Leib geschnittene Rock, genannt deutsches Reich, am besten. Er allein füllt ihn genügend aus.

Durch Zurückziehen des Schulgesetzes wegen des liberalen Professorenlärmes hat auch das Ansehen der Krone schwer ge-

litten. Die Regierung hat denjenigen zu Gefallen gehandelt, welche die christliche Weltanschauung bekämpfen, mit welcher der monarchische Thron steht und fällt. Dies zeigt sich wiederum in den Reden Bismarck's und den ihm dargebrachten Huldigungen. Bismarck hielt einen Siegeszug als erklärter, erbitterter Gegner der jetzigen Regierung durch das Reich. Bismarck hat Männer, welche sich nicht entfernt soviel zu Schulden kommen ließen, wie er während dieses Rachezuges, als Empörer und Hochverräther behandelt, vor Gericht gestellt und in's Gefängniß geworfen. Was er gethan, war unerhört in der preußischen und deutschen Geschichte und hätte man bis dahin für unmöglich gehalten. Es hat ein schlimmes Beispiel gegeben, die Bande bedenklich gelockert, welche unser Gemeinwesen zusammenhalten sollen. Das Zeitalter der inneren Kämpfe bei vermindertem Ansehen der Regierung hat nunmehr begonnen. Während der Zeit seiner Herrlichkeit hat Bismarck aus Uebermuth und Herrschsucht manchen Streit und Hader hervorgerufen; anstatt zu versöhnen und auszugleichen, hat er die inneren Gegensätze verschärft. Jetzt schürt er die Zwietracht von neuem. Man wird sich in Berlin sehr zusammennehmen müssen, um die Scharte auszuwetzen.

Der Rachezug Bismarck's hat uns den Abgrund des Glaubenshasses aufgedeckt, welcher sich bei uns, namentlich in den „gebildeten Schichten" vorfindet. Es sind da Gesinnungen zu Tage getreten, welche noch mehr den Thron als den Altar und die Gesellschaft bedrohen. Will man sich in Berlin nicht auf die Conservativen stützen, also das gläubige Christenthum unter den Protestanten stärken und der katholischen Kirche ihre angebornen Rechte gewähren, so wird der Staatskarren unwiderstehlich in das liberale Geleise gezogen werden. Man wird denjenigen zu Willen sein müssen, welche an der Spitze des Liberalismus stehen. Es sind die Professoren, Politiker und Tagesblätter, welche jahraus jahrein Vernichtung des Christenthums predigen und seine Geltung in jeder Weise unterwühlen. Wenn nicht eine conservativ-christliche Richtung im Staate, besonders aber im öffentlichen Unterricht und in der protestantischen Kirche, eingeschlagen wird, dann arbeiten alle

unsere heutigen öffentlichen Einrichtungen nur der Socialdemokratie in die Hand.

Die Katholiken können mit Zuversicht in die Zukunft schauen, wenn sie einig und wachsam bleiben, stets gerüstet dastehen, fortdauernd ihre Rechte geltend machen und vertheidigen. Dann werden selbst die Socialdemokraten mit ihnen rechnen müssen, wenn sie einmal an's Ruder kommen würden. Dieser Fall wird eher eintreten, als man glaubt, sofern noch weiter der christenfeindlichen Richtung Vorschub geleistet wird. Die Widerlegung der socialistischen Lehre nützt wenig, trotz der 300- bis 400,000 Abdrücke der Richter'schen und anderer Flugschriften, solange die jetzigen öffentlichen Einrichtungen und Verhältnisse der Socialdemokratie vorarbeiten. Die socialdemokratische Partei bildet 1) eine politische Macht, welche für denselben eintritt, und zwar mit um so größerem Erfolg, als die Furcht vor der Socialdemokratie an gewissen hohen Stellen stimulirend wirkt; die Socialdemokratie verspricht 2) den Massen Befriedigung all ihrer Gelüste, ein Schlaraffenleben; die öffentlichen Einrichtungen, besonders die Zwangsschule, überwucherndes Beamtenthum, drückende Besteuerung, sowie der staatlich begünstigte Unglaube arbeiten der Socialdemokratie in die Hände und treiben ihr die Massen in das Garn. Deshalb ist der Stoß, welchen das Reich am 18. März 1892 erlitten, um so folgenschwerer. Die Socialdemokraten sind dadurch sehr ermuthigt worden, wissen nun, wie die Dinge liegen.

In Berlin versteht man allem Anschein nach die Zeichen der Zeit nicht mehr. Ausnahmegesetze gegen die Katholiken werden sorgsam bewahrt. Der Staat bietet Alles auf, um zu verhüten, daß seine Unterthanen zu christlich leben, zu sehr von der Heilslehre durchdrungen werden. Die bittern Früchte seiner Schule scheint er gar nicht zu bemerken, so nachdrücklich sie ihm auch der Socialismus aufbrennt. Es sind durchaus Früchte seiner (höhern) Schulen, jene Gelehrten, welche die „Gesellschaft für ethische Cultur" in Berlin gebildet haben mit dem ausgesprochenen Zweck, die christliche Weltanschauung zu ersetzen, d. h. auszurotten. Die Nothwendigkeit der neuen „Ethischen Cultur" wird begründet: „Sollen wir warten, bis die Kirche alle die zahllosen Gleichgiltigen wiederum zu ihren Glaubens-

meinungen zurückgeführt hat?" Das ist auch gewiß bezeichnend, besonders, da an anderer Stelle des Programmes von der religiösen Befangenheit der Lehrer die Rede ist, durch welche Bildung und Charakterentwicklung der Jugend gefährdet würden. Ein Reich, welches trotz des vielgerühmten nationalen Aufschwunges solche Erscheinungen zeitigt, darf als ein wohlbefestigtes Staatswesen nicht gelten.

In Berlin scheint überhaupt mit dem Fallenlassen des Schulgesetzes eine große Unsicherheit in den leitenden Kreisen zu herrschen, ganz abgesehen von mehrfachem Personenwechsel. Es fehlt an weitem Blick und höherer Auffassung der Tagesfragen. Dieß zeigte sich auch in Sachen der Berliner Weltausstellung. Seit fünfzehn Jahren ist eine solche nun zum dritten Male angeregt und sofort ein Zuschuß von 10 Millionen (von der Stadt Berlin) ausgeworfen werden. Vordem hatte Bismarck diese Pläne jedesmal barsch abgewiesen, zum großen Leidwesen weiter Kreise. Hierin wäre schon ein Grund gelegen gewesen, um der Sache gerade jetzt näherzutreten, wo Bismarck die Fahne der Empörung erhebt. Statt dessen ermunterte die Regierung durch ihr mehr als kühles Verhalten die Gegner der Weltausstellung, welche zum großen Theile, z. B. die Eisenhüttenleute und ähnliche Großbetriebe, sich mit den Anhängern Bismarck's decken. Trotzdem ergab die angestellte Umfrage eine starke Mehrheit (700 gegen 500) für die Weltausstellung. Nun läßt die Regierung andeuten, zu einem so großen Unternehmen sei Einhelligkeit der betheiligten Kreise und der Regierungen unentbehrlich. Aber diese war ja von vorneherein durch die Ablehnung Preußens ausgeschlossen. Die Regierung bestätigte selbst, daß die mittleren und kleineren Betriebe, die Gewerbe bei denen Kunst und Geschmack eine Rolle spielen, für die Weltausstellung sind. Die Eisenhütten, Walzwerke, Maschinenbauanstalten, Bergwerke, Zuckersiedereien und ähnliche Großbetriebe bedürfen nirgendwo einer Weltausstellung, um sich weiter auszubilden oder Absatz zu gewinnen.

Daß die Weltausstellung durchaus dem von Wilhelm I. aufgestellten Grundsatz entsprochen hätte: Deutschland wolle nun zeigen, daß es auch in den Künsten des Friedens obenan stehe und auf diesem Gebiete fortan mit den anderen Völkern

wetteifern wolle: scheint man in Berlin übersehen zu haben. Unzweifelhaft würde eine Weltausstellung einen fruchtbaren Wetteifer in ganz Deutschland hervorrufen, was für Alle vortheilhaft sein würde. Kunst und Geschmack werden ungemein durch solche Veranstaltungen gefördert. Die Weltausstellung würde eine gewichtige Bethätigung der Politik des Friedens und der Versöhnung nach innen wie nach außen, dem Ansehen der Regierung und des ganzen Reiches vortheilhaft gewesen sein. Wir würden einige Jahre hindurch etwas von der Politik der Rüstungen, des Culturkampfes und der Schulblindheit abgezogen worden sein; wir hätten dem Auslande gezeigt, daß wir nicht blos Kasernen und Zwangsschulen aufzuweisen haben. Aber Kaiser Wilhelm I. hat sich in der rosenfarbenen Meinung von der Zukunft seines neuen Reiches eben gründlich geirrt.

XLII.

Zur französischen Bildungsgeschichte.

Dr. Otto Denk, bekannter unter dem Pseudonym Otto von Schaching, hat den muthigen Entschluß gefaßt, die französische Schulgeschichte zu bearbeiten, und bietet uns zunächst einen Theil dieser mühsamen Arbeit unter dem Titel „Geschichte des gallofränkischen Unterrichts- und Erziehungswesens“ (Mainz, Kirchheim 1892).

Es sind drei verschiedene Epochen der Erziehungsgeschichte, die sich in dem von Denk gesteckten Raum die Hand bieten: das gallodruidische, das römische und das christliche Bildungswesen. Diese drei völlig verschiedenen, von einander unabhängigen Culturmächte Druidismus, Römerthum und Christen-

thum mit ihren charakteristischen Zügen gehen nun auffallender- weise, wenigstens in der schulgeschichtlichen Darstellung Denks, so in einander über, daß feste Grenzlinien und in der Sache gelegene leicht erkennbare Unterscheidungsmerkmale fehlen. Die Sache erklärt sich übrigens leicht. Ueber den Druidismus besitzen wir keine authentischen Quellen, und wir schauen daher alle durch die Brille der griechisch-römischen Schriftsteller, welche darüber berichten. Da fällt nun aber gerade auf die pädagogische Technik nur ein sehr spärliches Licht, kaum daß wir so viel erfahren, daß der Unterricht allein auf das Gedächtniß und auf keine Schrift rechnete, daß daher der Unterricht sehr lange, oft zwanzig Jahre, dauerte. Ueber den Inhalt des Unterrichts erfahren wir nichts. Reichlicher fließen die Quellen selbstverständlich über das römische Bildungswesen, welches lange in die christliche Zeit hinein fortdauert und erst tief im Mittelalter endgiltig verdrängt wurde.

Denk charakterisirt zuerst die römische Erziehungsart im Allgemeinen und geht dann auf die besonderen Verhältnisse Galliens über. Mit großer Sorgfalt hat er alles zusammengetragen, was für diese Zeit schulgeschichtlich nur irgendwie wichtig schien. Leider bietet dieser Stoff selbst nicht viel Interessantes und Charakteristisches. Die ganze Bildung war im Formalismus untergegangen und die Phrase beherrschte den Geist. Eine Reihe von Rhetorikernamen läuft an unserem Geiste vorüber, aber mehr als Namen bleiben uns nicht. Trotz des Lobes, welches Ausonius und Sidonius diesen Rhetoren, einem Leontius, Nepotianus, Rufus, Exuperius, Consentius u. s. f. spenden, waren es eben doch bloße Rhetoren, deren formelle Gewandtheit den Mangel an Ideen nicht verbarg. Diese Rhetoren schauten alle rückwärts auf eine überwundene Zeit und nicht vorwärts, da wo neue Kräfte sich regten und neue Bildungselemente sich gestalteten. Einen helleren Klang hat nur der Name Ausonius für uns und zwar deßhalb, weil er es nicht unter seiner Würde hielt, auch den Barbaren einige Aufmerksamkeit zu schenken, denen doch die Zukunft gehörte.

Die Bildung, welche man in den Rhetorenschulen genoß,

war eine ausschließlich formale und bewegte sich um hohle Materien. Man stellte oft Themata, welche mit dem Leben nichts zu schaffen hatten — ein Lieblingsthema war z. B. der Tyrannenmord — ließ nach dem spöttischen Ausspruche Lucians „über das Ding plärren, das man Tugend nennt, so daß Jupiter selbst die Ohren zuhielt", gab Krokodils- und Hörnerschlüsse[1]) auf und ließ Untersuchungen anstellen, ob Homer oder Hesiod älter sei, wie alt Patroklus und Achilleus geworden, ob Sappho eine öffentliche Dirne gewesen sei u. s. f.

Rhetorenschulen bestanden in allen bedeutenden Provinzialstädten. Die Lehrer bezogen meistens eine kleine Staatsunterstützung, waren aber im Uebrigen auf die Honorare ihrer Schüler angewiesen; manche kamen dabei sogar zu großem Vermögen. Der erste Kaiser, welcher Lehrer unterstützte, war Vespasian; Hadrian befreite sie von Steuern und Abgaben. Mark Aurel hat zuerst eine Prüfung von den zu besoldenden Lehrern verlangt. Unter den Nachfolgern Mark Aurels war das Loos der Schulen sehr wechselvoll: Heliogabal und Maximin z. B. hatten nur Sinn für Tänzer und Possenreißer. Dagegen gestalteten sich die Verhältnisse wieder besser unter Diokletian und Constantin. Jener stellte eine Gehaltstaxe auf, dieser gewährte den Grammatikern, Professoren der Wissenschaften und Doktoren der Gesetze volle Immunität und eigene Gerichtsbarkeit. Jetzt konnten auch die Christen öffentlich als Lehrer auftreten, und obwohl der Charakter der Rhetorenschulen im vierten und fünften Jahrhundert der gleiche ist, wie zuvor, sehen wir doch zahlreiche Christen an Spitzen der Schulen. Julian der Apostat sah sich daher veranlaßt, seine Versuche zur Wiederherstellung des Heidenthums auch auf die Schulen auszudehnen. Indem er das eine Prüfung der Lehrer verlangende Edikt Mark Aurels wieder auffrischte, schärfte er zugleich ein, daß Niemand angestellt werden dürfe, welcher neuen Ansichten huldige, die

1) Ein bekanntes Beispiel ist folgendes: Quidquid non perdidisti, habesne, an non habeas, sin vero habere se negaveris, quod non perdidit, colligetur eum habere cornua, quae non perdidit (cf. M. n. a. 16, 2).

denen des Staates entgegengesetzt seien. Es sei etwas Unerhörtes, sagt er, daß Jemand die Werke eines Homer, Demosthenes u. a., die ihre Wissenschaft von den Göttern besaßen, erklären wolle und zugleich die Götter schände, welche von diesen Männern verehrt worden seien. Wer der Ansicht sei, daß diese vorzüglichen Männer die Erhabenheit der Götter verletzen, möge in den Kirchen der Galiläer den Matthäus und Lukas erklären.

Mit Julians Tod hörte diese gehässige Maßregel auf und unter seinen christlichen Nachfolgern mehrten sich die Begünstigungen der Schule. Ein eigenthümliches Licht auf die Schulverhältnisse wirft die Verordnung von 425, die Klassenzimmer sollen streng gesondert sein, damit die Lehrer und Schüler durch Stimmengewirr sich nicht stören. Es scheint also oft Mangel an Raum Ursache gewesen zu sein, daß mehrere Lehrer neben einander vortrugen.

Die Lehrer waren in ihrer Unterrichtsmethode durch Regulative wenig beschränkt. Es gab weder Normallehrpläne, noch Visitationen und Staatsexamina. Selbst ein Schuldirektor wird nicht genannt. Auch konnte jeder Unterricht geben und Schüler um sich sammeln, wer es vermochte, ohne daß sich der Staat darum bekümmerte. Wenn die Erfolge nicht darnach waren, lag es wahrlich nicht an dem Mangel der nöthigen Freiheit.

Neben den Rhetorenschulen, welche von dem Kaiser unterstützt wurden, gab es Municipalschulen für den Elementarunterricht und höhere Schulen für das Fachstudium. Man darf jedoch bei letzterem nicht an mittelalterliche Universitäten denken. Wir wissen nur von einer einzigen Rechtsschule zu Berytus; von einer Medizinschule ist gar nichts überliefert und im Uebrigen mußte, wer zur Ausübung eines Berufes besonderer Studien bedurfte, sich nach Rom wenden.

Es mußte erst das Christenthum kommen, um der Fachbildung Eingang zu verschaffen. Den ersten Ansatzpunkt dazu gaben die theologischen Schulen, welche im Anschluß an die orientalischen Katechetenschulen im Abendlande entstanden. Um berühmte Lehrer und Kirchenmänner, wie Martin in Tours,

Honorat in Lerin, Cassianus in St. Viktor, Hilarius in Arles u. a. schaarten sich zahlreiche Schüler, die zum Theil eine erfolgreiche schriftstellerische Thätigkeit entfalten. Diese Schulen waren der fruchtbare Keim für das mittelalterliche Bildungswesen, während die immer noch fortdauernden Rhetorenschulen mit Unfruchtbarkeit geschlagen waren.

Hier in diesen Rhetorenschulen dauerte auch nach Constantin der heidnische Geist noch fort und der Unterricht bewegte sich in den alten hohlen Formen. Der Namenchrist Ausonius ist ein charakteristisches Beispiel für den sinnlichen und weichlichen Paganismus, welcher die Rhetorenwelt erfüllte. Sein cento nuptialis könnte ebensogut aus der schlüpfrigen Feder Ovids oder Martials stammen und die mythologische Einkleidung seiner Gedanken würde keinen Christen verrathen, wenn er sich nicht gelegentlich doch offenbaren würde. Selbst die Bischöfe, welche die Rhetorenschulen durchliefen, verloren nicht ganz den Geschmack und die Gewohnheiten, die man sich hier aneignete. Wenn sie vom Altar aus an das Volk Ansprachen hielten, konnten sie nicht ganz verbergen, wie sie nach dem Beifall dürsteten gleich den heidnischen Rednern. Ein so eifriger und frommer Mann wie Avitus von Vienne hielt es nicht unter seiner Würde, sich gegen einen Vorwurf des Redners Virentiolus zu vertheidigen, als habe er in einer Predigt eine kurze Silbe lang gesprochen. Der Bischof Sidonius schrieb seinem Freunde, dem Minister Leo das Leben des philosophischen Pseudochristus Apollonius von Tyana ab. Der Bischof Desiderius von Vienne († um 608) hielt in der Kirche Vorträge über klassische Dichter. Allgemein herrschte noch die Bewunderung der klassischen Latinität, wenn man auch unfähig wurde, ihr es gleich zu thun. Wenn die Bischofe und Priester in ihren Predigten sich dem Volke verständlich machen wollten, mußten sie nothgedrungen seine Sprache reden und infolge dieser Gewöhnung drangen viele Volksausdrücke und Volkswendungen in die Latinität ein. Schon Augustinus hatte den Satz ausgesprochen, er wolle lieber, daß die Grammatiker sich über seine Reden beklagen, als daß das Volk sie nicht verstehe. Man machte immer mehr Zugeständnisse und zuletzt verlor sich

sogar die äußere Form der Latinität, wie z. B. bei Gregor von Tours.

Indessen war gerade dieser scheinbare Zerfall die nothwendige Bedingung des Fortschrittes. Dies offen auszusprechen scheut sich eine so unverdächtige Auktorität, wie Gaston Boissier nicht. In seinen Etudes d'histoire religieuse [1]) sagt er unter anderm: „Ich begreife, daß diese einschneidenden Veränderungen in der Sprache die Bewunderer der alten klassischen, so eleganten, so wohlklingenden und weise aufgebauten Sprache verletzten. Aber war es möglich diese wieder zu beleben? Diejenigen, die es versuchten, wie die Rhetoren von Autun in ihren Panegyriken, haben trotz allen Talentes, das sie an eine undankbare Aufgabe verschwendeten, es nur zu frostigen Nachahmungen gebracht, welche einen Literaten entzückten, aber das große Publikum kalt ließen. Im Gegentheil, die neue Sprache ist das, was man bedurfte, um eine große Versammlung zu erheben. Sie ist weit und frei, glänzend und farbenreich, sie besitzt alle jene Eigenschaften, welche eine Sprache in Fühlung mit dem volksthümlichen Sprechen, der Wahrheit und dem Leben immer gewinnt." Ich möchte daher nicht ganz mit den bedauernden Worten übereinstimmen, welche Denk S. 197 ff. über den Zustand der Sprache fällt. Wenn man vollends die inhaltliche Seite der damaligen Literatur in's Auge faßt, den Geist und die Fülle der Gedanken, welche nothwendig dazu gedrängt hatte, die alten Formen zu zersprengen, wird man nicht anstehen, der neuen Literatur den Vorzug zu geben vor jenen werthlosen Nachahmungen klassischer Schriftsteller, vor jenem originalitätlosen Abklatsch ihrer Erzeugnisse, die uns vom zweiten bis ins fünfte Jahrhundert begegnen. Wie ungleich origineller ist Tertullian z. B. als Apulejus, ein Augustinus als ein Eumenius u. s. f.

Die bedeutsamste Veränderung, welche das Christenthum im Unterrichtswesen herbeiführte, war die Zurückdrängung der formalen Disciplinen des sog. Trienniums (Grammatik, Rhetorik,

1) Revue des Deux Mondes 1890 t. 98, f. 81.

Dialektik) zu Gunsten der mehr inhaltlichen und realistischen Wissenszweige des Quadriviums.[1]) Die als Schulbuch ungeheuer wichtige Encyklopädie des Bischofs Isidor von Sevilla: Originum seu etymologiarum libri XX enthielt eine Menge von Wissensstoff und wurde in verschiedenen Bearbeitungen und Auszügen verbreitet. Eine solche Bearbeitung, Comprehensorium betitelt, ist, wie sein Hersteller sich ausdrückt, geschrieben worden, damit die Knaben daran saugen, die Jünglinge davon essen, die Greise hinzu lernen.

Andere Veränderungen bestanden darin, daß man den Unterricht, namentlich den Schreib- und Leseunterricht, an die Liturgie anknüpfte und gute christliche Schriftsteller zur Schullektüre erwählte. Die Liturgie der Kirche wurde, wie der Engländer Drane sagt, das Schulbuch, „es wurde den Völkern mehr als Homer und Ossian den Kindern eines dunklen Jahrhunderts gewesen. Was Wunder, daß das Studium der musikalischen Sprache von ihnen zu einer freien Kunst erhoben wurde und daß diejenigen, welche ihre Civilisation von Rom erhielten, nicht von den Cäsaren, sondern von den Päpsten mit ebenso großer Begeisterung sprachen, als je Florenz im 15. Jahrhundert seine Professoren des Griechischen bewillkommte."

Das beliebteste Schulbuch blieb noch in christlicher Zeit Vergil, einmal weil er der anständigste und reinste aller römischen Dichter war und weil man seine vierte Ekloge nicht so ganz mit Unrecht als eine Prophezeiung auf Christus faßte. Neben ihm wurden Lucan, Plautus, Terenz, Seneca und alle jene gelesen, welche noch heute dem klassischen Unterricht zu Grunde gelegt werden (Cicero, Livius, Tacitus u. s. f.), jedoch mit großer Beschränkung und Auswahl. Man scheute sich nicht, auch christliche Dichter neuesten Datums in die Schule einzuführen, z. B. Prudentius, Sedulius, Venantius Fortunatus, eine Sitte, welche den modernen Gymnasien nichts schaden könnte,

1) Diese von mir in dem Buche „System und Geschichte der Kultur" betonte Thatsache (I, 122) wird von Denk S. 208 ff. vollständig bestätigt.

auf denen man alles andere kennen lernen kann, nur nichts vom christlichen Mittelalter. Man hat ja neuerdings in Anwendung der Entwicklungstheorie auf die Schule dieser das Ziel gesteckt, ihren Zögling den ganzen geistigen Entwicklungsproceß der Menschheit in raschem Tempo in sich wiederholen zu lassen,[1]) dabei aber ganz vergessen, daß zwischen Alterthum und Neuzeit eine große und wichtige Periode des menschlichen Geisteslebens liegt, welche auf dem Gymnasium so gut wie ganz übersprungen wird. Könnte man nicht wenigstens den einen oder andern christlichen Schriftsteller, z. B. einen Minucius Felix oder auch einen Eginhard zur Schullektüre wählen?

Zum Schlusse empfehlen wir die schöne Arbeit Denks allen, die sich um Schulgeschichte interessiren; sie wird ohnehin von den Cultur- und Schulhistorikern, die sich um die ältere französische Schulgeschichte bekümmern, nicht übersehen werden können, verdient aber auch Beachtung in weiteren Kreisen. Vermöge seiner poetischen Anlage hat Denk, so weit es ihm möglich war, die an und für sich trockene Materie zu beleben und für die Lektüre entsprechend zu machen gesucht. Wir vermissen nur Eines, nämlich eine bessere Inhaltsangabe, ein Mangel, dem sich leicht abhelfen läßt, wenn Denk die Arbeit fortsetzt, was wir von ganzem Herzen wünschen.

Dr. Grupp.

---

1) In wieweit ich diese Theorie für richtig halte, siehe mein Werk: „System und Geschichte der Kultur" I, 169.

XLIII.

Michael Vehe.

Der Herausgeber des ersten deutschen katholischen Gesangbuches.

Michael Vehe, gebürtig aus Biberach in Württemberg, trat als Jüngling in das Dominikanerkloster zu Wimpfen, wo er später eine Zeit lang das Amt eines Priors versah.[1]) Im Jahre 1506 bezog er die Universität Heidelberg,[2]) und promovirte daselbst 1513 zum Doctor der Theologie.[3]) Schon bevor diese Auszeichnung ihm zu Theil geworden, war er als öffentlicher Lehrer aufgetreten; bereits 1512 finden wir unter seinen Schülern den bekannten Dominikaner Johann Dietenberger.[4])

Vehe stand bei seinen Ordensbrüdern in hohem Ansehen; wurde er doch auf dem Generalkapitel, das 1515 zu

---

1) Daß Vehe in Wimpfen Prior gewesen, bezeugt das handschriftliche Todtenregister des Wimpfener Dominikanerklosters. (Gütige Mittheilung von Herrn Pfarrer Klein in Wimpfen.)

2) G. Toepke, Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386—1662. Bd. I (1884). S. 460: „Anno 1506, 29. Julii, Fr. Michael Ve de Biberac, professus conventus Wympinensis ord. praed.“ Den 18. Oktober 1520 wurde „Mathias Phe de Biberach“ immatrikulirt. Ibid. 525. Ohne Zweifel ein Bruder oder Verwandter unsers Dominikaners.

3) Toepke II, 599.

4) Wedewer, Joh. Dietenberger. Freiburg 1888. S. 30 f.



Neapel stattfand, der Heidelberger Ordensschule als Regens vorgesetzt.[1]) Wie lange er in dieser Stellung verblieb, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß kurz vor 1530 Cardinal Albrecht von Mainz ihn zu seinem Rathe und zum Propste des Neuen Stiftes in Halle ernannte.[2])

Dies Stift, eine Gründung des Mainzer Cardinals, war unter sehr wenig erbaulichen Umständen in's Leben getreten. Albrecht von Brandenburg hatte nämlich mehrere Klöster und Kirchen abbrechen lassen; die Steine verwendete man zur Erbauung des Neuen Stiftes, dem auch mit päpstlicher Erlaubniß die Güter der zerstörten Klöster einverleibt wurden. Daß ein solches Verfahren von manchen katholischen Zeitgenossen scharf getadelt wurde, ist leicht zu begreifen. Es mag sein, daß der Cardinal von guten Absichten geleitet war. „Indeß ist zu bewundern", schreibt ein protestantischer Schriftsteller, „daß sich eben zur Zeit der angegangenen Reformation ein eifrig katholischer Erzbischof hat finden müssen, der die vornehmsten Klöster sammt verschiedenen Kirchen und Kapellen zu Halle selbst zerstöret."[3])

Es wurde freilich zur Rechtfertigung des Cardinals der Umstand geltend gemacht, daß die alten Klöster fast gänzlich verlassen waren. Im Neuen Stift dagegen, wo nach der Absicht des Mainzer Erzbischofs mit der Zeit auch

---

1) „Conventui Heidelbergensi provinciae Teutoniae assignamus in regentem Michaelem Vehe magistrum." Bei Quétif, Scriptores Ord. Praed. II, 95.

2) Cochlaeus, Commentaria de actis et scriptis Lutheri. Moguntiae 1549, p. 238: „Dr. Michael Vehus, quem ob probitatem et eruditionem in Praepositum Hallensis Ecclesiae in Saxonia assumpsit sibique in Consiliarium ascivit Cardinalis Moguntinus." Daß Vehe auch Weihbischof in Halberstadt gewesen, wie nach Seckendorf von verschiedenen Schriftstellern behauptet worden, ist unrichtig.

3) J. Ch. Dreyhaupt, Ausführliche diplomatisch-historische Beschreibung des Saal-Kreyses. Halle 1749. I, 705.

eine Universität eröffnet werden sollte, begann unter dem zweiten Propste, Michael Vehe, ein reges kirchliches und wissenschaftliches Leben. „Selten schweigen hier", schrieb 1531 der Stiftsherr Crotus Rubianus, „die frommen Hymnen und geistlichen Psalmen; auch werden an bestimmten Tagen Predigten für das Volk gehalten. Und was ich sehr gern wollte, daß es in allen Stiften und Mönchsklöstern geschehe, hier hält täglich Michael Vehe, ein ebenso gelehrter als frommer Theologe, Vorlesungen über die Paulinischen Briefe." [1])

Diese Vorlesungen mußte Vehe mehrmals unterbrechen, um an wichtigen Religionsverhandlungen theilzunehmen. So finden wir ihn 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg. Bereits am 7. April 1530 hatte Cardinal Albrecht von Aschaffenburg aus dem Mainzer Domprediger Nausea gemeldet, daß er Michael Vehe und Johann Wirtenberger nach Mainz gesandt habe, wo sie mit andern Theologen wegen des bevorstehenden Reichstages die religiöse Frage besprechen sollten. [2]) Von Mainz begab sich Vehe nach Augsburg. Hier zählte er mit seinem Ordensbruder Wirtenberger, dem Prediger des Cardinals, [3]) zu den katholischen Theologen, die von dem Kaiser den Auftrag erhielten, das

---

1) „Praelegit ibi cottidie Paulinas epistolas Michael Vehus, et doctrina et pietate commendatus theologus." Apologia qua respondetur temeritati calumniatorum non verentium confictis criminibus in populare odium protrahere R. D. Albertum Cardinalem, a Joanne Croto Rubeano privatim ad quemdam amicum conscripta. Lipsiae 1531. C 26.

2) Epistolarum miscellanearum ad Nauseam libri X. Basileae 1550. p. 90.

3) Vehe nennt ihn „concionator Archipraesulis" in seinem Briefe an Nausea, Augsburg, 10. August 1530. Epp. ad Nauseam 96. Ibid. 94 ein anderer Brief von Vehe an Nausea. Augsburg, 10. Oktober 1530.

protestantische Glaubensbekenntniß zu widerlegen.[1]) Auch sonst scheint unser Dominikaner während des Aufenthaltes in der schwäbischen Reichsstadt thätig gewesen zu sein. Der Würzburger Weihbischof Augustinus Marius stellt ihm wenigstens das Zeugniß aus, daß er sich bei dieser Gelegenheit um die gute Sache sehr verdient gemacht.[2])

Bald nachher mußte Vehe ein zweites Mal mit erfolglosen Religionsverhandlungen sich abgeben. Cardinal Albrecht, Herzog Georg von Sachsen und der sächsische Kurfürst Johann Friedrich veranlaßten im Jahre 1534 einige ihrer Theologen und Staatsmänner, sich miteinander zu besprechen, um zu sehen, ob man in den strittigen Glaubensfragen sich nicht vergleichen könne. Von Cardinal Albrecht wurden zum Gespräche drei Personen verordnet: der Weihbischof von Halberstadt, Michael Vehe und der Mainzische Kanzler Dr. Türk.[3]) Herzog Georg sandte seinen Kanzler Georg Carlowitz mit dem Meissener Domdechanten Julius Pflug, während im Namen des sächsichen Kurfürsten Melanchthon und der Kanzler Gregor Brück ankamen. Den Verhandlungen, die am 29. und 30. April 1534 im Dominikanerkloster zu Leipzig stattfanden, wurde die Augsburgische Confession zu Grunde gelegt. Ueber die drei ersten Artikel konnte man sich leicht

---

1) Joh. Ficker, Die Konfutation des Augsburgischen Bekenntnisses. Ihre erste Gestalt und ihre Geschichte. Leipzig 1891. S. XX, n. 1.

2) Marius an Nausea, 12. Mai 1531. Epp. ad Nauseam 114.

3) Den 3. Mai 1534 meldet Brück dem Kurfürsten von Sachsen, daß Cardinal Albrecht „drei Personen verordnet gehabt, als den Weihbischof von Halberstadt, den Propst der neuen Stiftskirche zu Halle, so etwan ein Predigermönch gewesen zu Heidelberg, und Dr. Türk.“ Corpus Reform. II, 726. Seckendorf (Commentarius de Lutheranismo. Lipsiae 1694. III, 90), der Brücks Schreiben vor sich gehabt, hat irrigerweise aus Vehe und dem Weihbischof von Halberstadt nur Eine Person gemacht. So erklärt sich, wie unter der Feder Seckendorfs und seiner Nachfolger Vehe zum Weihbischof von Halberstadt geworden ist.

verständigen. Die Schwierigkeiten begannen erst beim vierten Artikel, als es galt, die Lehre von der Rechtfertigung festzustellen. Doch wurde schließlich der Artikel in der von Vehe vorgeschlagenen Fassung angenommen.

Der Dominikaner gab gern zu, daß man in einem gewissen Sinne sagen könne, der Glaube allein rechtfertige, in dem Sinne nämlich, daß wir die Gnade der Rechtfertigung durch unsere Werke nicht verdienen können. In Uebereinstimmung mit allen katholischen Theologen erklärte Vehe: „Die Gerechtigkeit wird erlangt ohne vorgehende Verdienste der Reue, des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung oder anderer Werke, sondern widerfährt uns durch Gottes Gnade allein . . . [1]) Es lehren diejenigen recht, die in diesem Sinne sprechen, daß der Glaube allein gerecht mache, nämlich, daß sie von der Gerechtmachung ausschließen Verdienst der Liebe und anderer Werke und sagen, daß allein Gnade und Barmherzigkeit uns gerecht mache."

Nach der Lehre von der Rechtfertigung beschäftigte man sich mit der hl. Messe. Da zeigte sich aber sofort, daß eine Verständigung nicht zu erhoffen wäre. Die protestantischen Wortführer wollten durchaus nicht gelten lassen, daß die Messe ein Opfer sei. Umsonst bemühte sich Vehe, die gegnerischen falschen Auffassungen richtig zu stellen. „Die Messe ist ein Opfer", erklärte er, „nicht daß durch Haltung der Messe eine neue Genugthuung für die Sünden der Welt geschehe, gleich als hätte das Opfer am Kreuz einen Mangel,

---

1) So lehrt auch das Trienter Concil (Sess. IV, c. 8): „Gratis justificari ideo dicimur, quia nihil eorum, quae justificationem praecedunt, sive fides, sive opera, ipsam justificationem promeretur." In der Augsburger Confession (Art. 20) wird behauptet, die Katholiken lehren, man müsse die Verzeihung der Sünden oder die Gnade der Rechtfertigung durch gute Werke verdienen. Aehnliche Entstellungen der katholischen Lehre kommen in den von Luther und Melanchthon verfaßten Glaubensbekenntnissen häufig vor.

der durch die Messe sollte erstattet werden, so doch das Opfer am Kreuz genugsam ist für viele Welten, sondern daß das Opfer, wodurch eine Bezahlung geschehen ist, stets im Gedächtniß bleibe." Auch sei die Messe nicht in dem Sinne ein Opfer, „daß es ein Werk sei, das durch sich selbst ohne Glaube derer, die opfern oder für die es geopfert wird, andern zur Seligkeit nützlich sei, sondern daß wir dadurch den Vater durch Christi Tod vermahnen, daß er die Gnade, die am Kreuze erworben wurde, denjenigen, die opfern und für die es geopfert wird, mittheilen wolle."

Alle diese Erklärungen fanden bei den Gegnern keine Gnade. „Vehe suche nichts Anderes", berichtete Melanchthon, „als die Privatmesse wieder aufzurichten." So wurden denn schon am zweiten Tage die Verhandlungen abgebrochen. Aus dem Gespräche sei „nichts geworden", meldete am 3. Mai der Kanzler Brück dem sächsischen Kurfürsten.[1])

Schon vor Abhaltung des Leipziger Gesprächs hatte Vehe verschiedene Schriften veröffentlicht, „in welchen er zwar", wie ein protestantischer Schriftsteller bezeugt, „die päpstliche Lehre und Hoheit eifrig vertheidigte, jedoch, gegen andere gerechnet, ziemliche Gelehrsamkeit und Glimpf bewies."[2]) Sehen wir uns diese Schriften ein wenig näher an.

Im Jahre 1531 verfaßte Vehe gegen Melanchthon's Apologie der Augsburger Confession eine Abhandlung, die jedoch nie gedruckt worden ist.[3]) Dagegen erschien in demselben Jahre ein kleines Schriftchen über die hl. Communion

---

1) Corpus Reform. II, 722—727.

2) Dreyhaupt I, 850. Auch bei H. W. Rotermund, Geschichte des Augsburger Glaubensbekenntnisses, Hannover 1829, S. 478, der, was Vehe betrifft, einfach Dreyhaupt ausgeschrieben hat.

3) Ueber diese Schrift berichtet Cochläus in seinem Briefe an den Mainzer Domherrn Lorenz Truchseß von Pommersfeld, 6. Oktober 1532. Vor kurzem sei er in Halle gewesen, „ubi sunt duo, imo tres egregii viri, D. M. Vehus, D. Crotus, D. Novenianus et cum his R. P. Alveldius. Contuli cum illis, comperi

unter Einer Gestalt. Die Frage, ob man unter Einer oder unter beiden Gestalten communiciren solle, stand damals zu Halle im Vordergrund. In der Osterzeit 1531 hatte Cardinal Albrecht durch ein besonderes Mandat die Einwohner zur österlichen Communion aufgefordert. Mehrere Rathsherren, die der Neuerung anhingen, weigerten sich jedoch, die Communion nach herkömmlichem Gebrauche zu empfangen. Dieser Umstand trug dazu bei, daß die Frage noch lebhafter besprochen wurde. Es wandten sich deßhalb einige Bürger an den Stiftspropst mit der Bitte, ihnen über den vielumstrittenen Punkt nähere Auskunft geben zu wollen. Das Schriftchen, welches Vehe bei dieser Gelegenheit dem Drucke übergab, widmete er unterm 16. September 1531 dem Mainzer Cardinal, der sich damals in Halle aufhielt.[1])

„Aus was Ursache", erklärt der Verfasser in dem Widmungsschreiben, „ich mich bis auf diese Zeit in keinen Zank der streitbaren Artikel halber unsere christliche Religion betreffend mit öffentlichem Ausschreiben habe wollen einlassen, ist E. K. G. unverborgen. Wäre auch ganz noch dieser Meinung, mich länger darvon zu enthalten, wo ich solches möchte ohne Aergerniß etlicher frommen und ehrbaren E. K. G. Unterthanen hier in dieser löblichen Stadt Halle wohnhaftigen Bürger unterlassen. Welche von mir in kurz verschienenen Tagen Ursach meines Glaubens und Lehre vom Gesetz der hl. Kirche belangend die

contra apologiam scriptum esse a D. M. Veho et a quodam theologo ord. Praed. Vidi utriusque scripta, quae satis placuerunt." Bei J. B. Riederer, Nachrichten zur Kirchengeschichte. Altdorf 1764. I, 343. In demselben Briefe klagt Cochläus, daß die katholischen Vorkämpfer aus Mangel an Geld ihre Schriften nicht drucken lassen können. Dies wird wohl auch die Ursache sein, warum Vehe's Schrift nicht gedruckt wurde.

1) Von dem Gesatz der nyeßung des heyligen hochwirdigen Sacraments in eyner Gestalt. D. Michael Vehe. An. D^{ni.} MDXXXI. Am Ende: Gedruckt zu Leipzig, d. Nicolaum Schmydt ym MDXXXI. Jar. 16 Bl. 4°. Zweite Ausgabe: Leipzig 1532.

Communion in Einer Gestalt mit fleißiger Bitte begehrt haben." Er glaube, diesem Ersuchen nachkommen zu sollen. Hierzu bewege ihn auch das „christliche Exempel" des Cardinals, „welcher in vergangener Zeit mit Flehen, Bitten, Vermahnen, Lehren, Predigen und allem andern, so den Unterthanen hat mögen zu Leistung schuldigen Gehorsams, zu Wohlfahrt, zu zeitlicher und ewiger Seligkeit dienstlich sein, den höchsten Fleiß und großen Ernst nicht gesparet, sondern als ein getreuer Vater und guter Hirt sich in schuldiger Dienstbarkeit gegen seine Schäflein auf's fleißigste bemühet und gearbeitet." Er wolle schreiben „ohne allen Zorn", ob er schon „verspottet und verlachet werde." „Schmähung, Gespötte, Schändung und Scheltwort haben mir nie wohlgefallen. So diesen aber nicht möge fürkommen werden, will ich sie lieber leiden, als thun, dieweil im Leiden keine Sünde, aber im Thun (dergestalt) allwegen Schuld erfunden wird."

Er zeigt dann, daß die Kirche das Recht habe, die Communion unter Einer Gestalt zu spenden, da ein Gebot des Herrn bezüglich des Laienkelchs nicht vorhanden sei. „Auch geschieht es ohne allen Schaden und Nachtheil, so die eine Gestalt Jemanden entzogen wird, dieweil der Nutzen, die Frucht und Wirkung nicht herkommt von den äußerlichen Zeichen, sondern von der göttlichen Kraft des Leibes und Blutes Christi, welche unterschiedlich unter jeglicher Gestalt wahrlich und wesentlich gegenwärtig sind." In den ersten Jahrhunderten des Christenthums sei allerdings den Gläubigen die Communion unter beiden Gestalten gespendet worden; doch habe die Kirche den gleichen Gebrauch abgeändert aus triftigen Gründen, „welche unnöthig hier zu erzählen, dieweil sie nach der Länge von Gerson, Cajetan, Johannes Roffensis, J. Faber, J. Cochläus, J. Eck, J. Wirtenberger, J. Mensing und vielen andern vor und zu unsern Zeiten beschrieben sind."

Bald nach dem Erscheinen dieser Abhandlung veröffentlichte Bugenhagen (Pomeranus) eine Schrift „Wider die Kelchdiebe", worin die katholische Kirche beschuldigt wird,

den Laien mit Unrecht den Kelch entzogen zu haben.[1]) Obwohl nun Vehe von dem protestantischen Prediger nicht persönlich angegriffen, ja nicht einmal erwähnt worden war, so nöthigten ihn doch besondere Umstände, die gegnerische Schrift zu widerlegen. Er selbst berichtet darüber in der Vorrede zu seiner „Errettung der beschuldigten Kelchdiebe".[2])

„Aergerniß der Schwachgläubigen, Gefährlichkeit und Nachtheil der Wahrheit zwinget viele zu reden und zu schreiben, die sich lieber des Schreibens und Redens enthielten. Also geschieht auch mir. Zanken und hadern von den Dingen, so den Glauben betreffen, wo es die Noth nicht erfordert, hat mir nie gefallen; würde aber jetzund zu Errettung der Wahrheit wider mein Fürnehmen gewaltiglich darzu gedrungen. Ich habe im nächstvergangenen Jahr ein Büchlein in's Licht gegeben vom Gesetz der hl. Kirche betreffend des hl. Sacraments Brauch unter einerlei Gestalt, in welchem ich mich von allen Schmähworten und Lästerungen ums Friedens willen enthalten, der Hoffnung, solches werde zu keinem Hader oder Zank dienen und dennoch den gutherzigen Christen nicht unnütz sein. Nun aber hat mich meine Hoffnung betrogen. Denn vor kurzen Tagen ist mir von einem Unbekannten (Freund oder Feind) ein Schandbüchlein eines schmählichen Titels, nämlich wider die Kelchdiebe, mit einem Brief zugeschickt worden, in welchem ich auf's höchste vermahnet werde, dasselbige gegen das meinige zu halten und gegeneinander zu lesen, nach dem Lesen zu urtheilen, nach dem Urtheil meine Lehre zu beschirmen, auf alle Argumente und Einreden gegründete Antwort zu geben. Dadurch

---

1) Widder die kelch Diebe. Geschrieben zu Lübeck durch Johannem Bugenhagen Pomern. Wittemberg 1532. 89 Bl. 4°.

2) Errettung der beschuldigten kelchdyeb vom neuen Bugenhagischen galgen. D. Michael Vehe. Anno Domini MDXXXV. Am Ende: Zu Leipzigk hatt gedrugkt Melchior Lotter. MDXXXV. 95 Bl. 4°. Die Vorrede ist datirt aus Halle, 10. November 1532. Ein Exemplar aus dem J. 1532 ist mir nicht bekannt. Vielleicht ist die Schrift erst 1535 gedruckt worden.

ich denn in neue Unruhe und Hader mich einzulassen gezwungen wurde, will ich anders billige Vermahnung und Bitte mit Schamröthe nicht abschlagen."

Gleich am Anfange seiner Schrift betont der Verfasser, wie nothwendig es sei, daß neben der hl. Schrift eine lebendige unfehlbare Autorität uns in Glaubenssachen den richtigen Weg zeige. „Weil die hl. Schrift von den irrigen Lehrern und Ketzern manchfältig verstanden, ausgelegt und zerrissen wird, ist es uns sehr vonnöthen, daß wir eine gewisse und sichere Regel haben, nach welcher wir uns richten mögen, so sich Zwietracht im Verstand und in der Auslegung der Schrift erhebt. Diese Regel aber ist die hl. christliche Kirche, welcher von Christo der hl. Geist verheißen ist; deßhalb alle Christen dieser Regel vertrauen sollen, dieweil Christus uns durch seine Verheißung versichert hat, seine Kirche auf einen solchen Felsen zu bauen, den auch alle höllischen Pforten nicht mögen überwältigen."

Auch in Betreff der Communion unter Einer Gestalt müsse man sich dem Urtheil der Kirche unterwerfen. Wohl sagen die Gegner, die Worte Christi seien bezüglich dieses Punktes „hell und klar". „Wie kommt es aber", hält Vehe den Neuerern vor, „daß ihr vor kurzen Jahren die große Klarheit durch euern Geist nicht gesehen habt?" Er widerlegt dann im Einzelnen die Behauptungen des „Dichters" Bugenhagen; auch unterläßt er nicht, die Lästerungssucht des lutherischen Zeloten an den Pranger zu stellen. Hatte doch Bugenhagen das hl. Meßopfer eine „teuflische Büberei" gescholten; die katholischen Geistlichen hatte er „verzweifelte Buben" genannt, „Geldnarren, Lügner, grobe ungelehrte Esel, muthwillige Ketzer, Tyrannen, Mörder, Räuber, des Teufels Lehrer".

Solchen Lästerungen gegenüber erklärte unser Dominikaner: „Es ist ein gemein Sprichwort: Wer eine böse Sache hat, der muß desto mehr pochen, und welchem die Wahrheit zerrinnt, der muß sich mit Lügen behelfen. Nach diesem

Sprichwort richtet sich der Dichter in diesem ganzen Hader und Zank seines Büchleins, welches am Anfang, in der Mitte und am Ende Ein Liedlein singt, das ist, allenthalben ist's voller frevlerischer Lästerung, Schändung, Schmähung und Lügen."

Nebst der Frage über die Communion unter Einer Gestalt bespricht Vehe in dieser Schrift auch noch einige andere Lehrpunkte, die vom Gegner in gewohnter Weise maßlos entstellt worden waren. So hatte unter anderm Bugenhagen behauptet, die katholischen Prediger hätten die Gläubigen gelehrt, „sich auf ihre eigenen Werke und auf Menschengebote zu verlassen". Sehr treffend erwidert hierauf der Haller Stiftspropst:

„Wir haben nie gelehrt, daß die Menschen sich verlassen sollen auf ihre eigenen Werke, als ob sie durch die ohne die göttliche Gnade möchten selig werden. Solches hat der Ketzer Pelagius gelehrt, welche Lehre mit der hl. Kirche alle Doctores alte und neue verdammt haben. Das haben wir aber gelehrt, daß ohne die Gnade des Glaubens und der Liebe keine Werke vor Gott gut und verdienstlich gesprochen werden mögen. Wir haben auch nicht gelehrt, daß die göttliche Gnade oder die Gerechtigkeit durch unsere guten Werke verdient werden möge, denn wir wissen wohl, daß geschrieben steht: Justificati gratis per gratiam ipsius (Rom. III, 24). Das haben wir aber gelehrt und gepredigt, daß durch die Mehrung solcher guten Werke die Gerechtigkeit göttlicher Gnade in uns möge wachsen und zunehmen, und die Werke, so von den Frommen und Gerechten aus dem Glauben und der Liebe geschehen, verdienstlich seien des ewigen Lebens, und daß wir durch solche uns auch mögen ledig machen der Schulden oder Strafen, denen wir durch die Sünden verfallen. Auch haben wir nicht gelehrt, daß die Gerechtigkeit oder Seligkeit stehe in den menschlichen Gesetzen oder in den Platten, Möncherei, Nonnerei u. s. w. Sonderlich wir haben gelehrt, daß diese und dergleichen andere Dinge förderlich und dienstlich sind zur Seligkeit und zur Haltung des Evangeliums, so sie anders recht gebraucht und

gehalten werden.“ „Unsere Seligkeit setzen wir nicht in die Kappen, Platten oder andere dergleichen Dinge, sondern in Christum Jesum unsern Erlöser.“

Die katholische Lehre von der Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit der guten Werke hatte Bugenhagen eine „Dreckheiligkeit“ gescholten. „Solche erwählte Dreckheiligkeit“, hatte er beigefügt, sei „anstatt des hl. Evangeliums auf allen Predigtstühlen gepredigt und gelehrt worden.“

„Wir haben keine Dreckheiligkeit auf der Kanzel gelehrt“, erwiderte Vehe, „sondern das hl. Evangelium nach Auslegung der heiligen göttlichen Lehrer. Wahr ist's, daß die Prediger nicht alle sind gleich geschickt gewesen; wäre besser, ihrer viele wären gelehrter und geschickter gewesen. Das ist aber auch wahr, daß ihre Predigt nicht also schädliche Früchte hat gebracht, als jene der neuen Propheten. Solcher Muthwillen und Frevel, solcher Ungehorsam, solche ungezähmte Freiheit, solche Unzucht, solche Verachtung aller guten heiligen christlichen Ordnung, solche Trägheit und Hinlässigkeit im göttlichen Dienste, solche treulose Abtrünnigkeit der Mönche, Nonnen und Priester, solche Falschheit und Mißtreue, solche aufrührerische Bewegung des gemeinen Pöbels ist vorhin nie, wie zu unsern Zeiten gehört worden. Wahr ist's, daß bei ihrem Predigen etliche Mißbräuche haben überhand genommen. Das ist aber auch wahr, daß durch die Lehre der neuen Prediger eine solche erschreckliche Zertrennung in die Kirche gekommen ist, welche mit sich einen solchen Haufen der Uebel bringt, die viel schädlicher sind, als die alten Mißbräuche.“ „Ob die Neuerer niemanden Aergerniß gegeben haben durch ihre Lehre, zeigt die muthwillige Freiheit der Menschen, die in kurzen Jahren über alle Maßen überhand genommen hat.“

Bemerkenswerth ist endlich auch Vehe's Urtheil über die Ehen der gelübdebrüchigen Priester und Mönche. Da Bugenhagen gegen das ärgerliche Leben mancher „papistischen“ Geistlichen heftig losgezogen, so ermahnte ihn der katholische Mönch, doch des eigenen „Haufens“ nicht vergessen zu wollen.

„Was wir Unrechts thun, das erkennen wir, müssen auch der Strafe warten; ihr aber mit euren pfäffischen, mönchischen und nonnischen Ehen lieget auch in diesem Spital krank und erkennet's nicht, beichtet's und büßet's nicht, wollt auch deßhalb unsträflich sein; und wie der Prophet sagt, was bös ist, das heißet ihr gut und machet den Schein der Ehe einen Schanddeckel eurer Büberei. Aergerlich Leben in der Hurerei, im weltlichen oder geistlichen Stande ist eine große Sünde, welche von der Obrigkeit soll gestraft werden. Es ist aber noch eine viel größere Sünde, Hurerei treiben und dieselbige mit Fälschung der Schrift entschuldigen. Wir sündigen aus Schwachheit und mit Furcht, erkennen uns als arme Sünder und begehren Gnade, wollen uns bessern; ihr sündiget mit Gewalt unterm Schein der Ehe und entschuldiget euch in euern Sünden. Nun lug, lieber Bruder, welcher Köhler der schwärzeste sei."

Die „Errettung der beschuldigten Kelchdiebe" ist in einem ächt volksthümlichen Tone geschrieben; auch verdient hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser sowohl im Gebrauche der Ironie als in der Handhabung der deutschen Sprache eine nicht geringe Gewandtheit an den Tag legt. Daß in einer Antwort auf eine heftige Schmähschrift hier und da Derbheiten vorkommen, darf uns nicht Wunder nehmen. Doch haben wir oben aus Vehe's eigenem Munde gehört, daß er an der heftigen Polemik, wie sie damals zwischen beiden Religionsparteien geführt wurde, durchaus keinen Gefallen hatte. In seinen andern Schriften befleißigt er sich denn auch der größten Mäßigung. So in der trefflichen Abhandlung, worin er auseinandersetzt: „Wie unterschiedlicher Weise Gott und seine auserwählten Heiligen von uns Christen sollen geehret werden."[1])

---

1) Wie underschydlicher weiss Gott und seine auserwelten Heiligen von uns Christen sollen geehret werden. D. Michael Vehe. Anno Domini 1532. Am Ende: Gedruckt zu Leyptzigk durch Michael Blum Jm Jare MCCCCCXXXII. Widmungsschreiben d. Halle, 4. Dezember 1531. 36 Bl. 4°.



In dem Widmungsschreiben an Georg von Anhalt, Dompropst zu Magdeburg, beklagt sich der Verfasser über die maßlosen Verläumdungen, die die Katholiken von Seiten der Neuerer wegen der Heiligenverehrung erdulden müssen.

„Mit vielen Schelt- und Schandworten haben sie uns in ihren ausgegangenen Büchlein schwerlich verletzt und höchlich verunglimpft. Abgötterei, Aberglauben, Superstition — wir wollen andere Schmähungen verschweigen — wird uns von ihnen aufgelegt. Abtrünnlinge von Christo werden wir gescholten, als diejenigen, so aus Mißtrauen von ihm abweichen und zu den Heiligen sich kehren, und sie nicht allein Fürbitter lassen sein, sondern sie auch in Hinnehmung der Sünden durch ihre Verdienste und Versöhnung des göttlichen Zorns Christo vergleichen, ihm zu großem Nachtheil seines Verdiensts, seiner Genugthuung und Erlösung, auch zu Schmälerung seiner göttlichen Ehre. Daß wir aber von ihnen unbillig aller dieser Stücke, mit großem Aergerniß der Unverständigen, geziehen werden, mag nicht besser als durch Erforschung unserer Lehre von diesem Heiligendienst geschrieben, erkundigt werden.“

Dieser Gegenstand sei zwar schon „von vielen Hochgelehrten und Hochverständigen“ schriftlich behandelt worden; doch habe er sich auch „darin abmühen wollen“, um sich „damit dienstlich zu beweisen allen so aus christlicher Andacht noch eine Zuflucht — doch nach Christo — zu den Heiligen haben“, wie es noch geschehe „hier bei uns in Halle in dem löblichen Stifte, aus Ordnung des Cardinals Albrecht welcher auch aus christlichem Gemüth und fürstlicher Freiheit den Tempel des genannten Stiftes dermaßen gebaut, geziert, geschmückt und mit unzähligem Reichthum so reichlich begabet hat, daß in deutschen Landen, alle anderen ungescholten, nicht viele Gotteshäuser diesem mögen verglichen werden.“

Es wird nun zuerst gezeigt, welch großer Unterschied bestehe zwischen der Ehre, die wir Gott erzeigen, und der Verehrung, die den Heiligen erwiesen wird. „So viel Gott alle Geschöpfe übertrifft, also großer Unterschied soll im

Ehrendienst, den wir ihm und seinen Heiligen zu erweisen schuldig sind, gehalten werden.“ Es haben deßhalb die Gegner „vergeblich große Sorge, zu verhüten Abgötterei und Aberglauben, vorzubeugen, daß Gott seine gebührliche Ehre nicht entzogen und den Heiligen zugewendet werde; dies wäre ihnen wohl nicht vonnöthen. Wahr ist's, daß etliche Mißbräuche mit diesem Heiligendienst sich vermischt haben, wie auch in anderen heilsamen und guten Dingen zu Zeiten geschieht. Keiner ist aber unter allen alten und neuen Lehrern je gewesen, der gelehrt oder geschrieben, daß den Heiligen göttliche Ehre solle erwiesen werden.“

Indeß wolle Gott auch in seinen Heiligen geehrt werden. „Auf daß aber unser Heiligendienst Gott angenehm, den Heiligen gefällig und uns verdienstlich sei, sollen wir in diesem nichts anderes suchen als Gottes und seiner Heiligen Ehr und Lob, Stärkung unsers Glaubens, Besserung des Lebens, Hülfe der Fürbitte und Genießung ihrer Verdienste.“

Um zu beweisen, daß es erlaubt sei, die Heiligen um ihre Fürbitte anzurufen, stützt sich der Verfasser hauptsächlich auf das Beispiel des hl. Paulus, der in seinen Briefen die Gläubigen mehrmals ersucht, bei Gott für ihn zu bitten.

„Vielleicht wenn unsere Widersacher zur Zeit Pauli gewesen wären, hätten sie ihn auch gestraft und gesagt: Paule, weißt du nicht, daß du selber geschrieben hast, es sei nicht mehr als Ein Mittler? Weißt du nicht, daß es mit Gott nicht zugeht, wie an den großen Fürstenhöfen, wo die Räthe des Fürsten armer Leute Sachen fürtragen und als Mittler fördern? Du solltest billig wissen, daß Gott nicht mehr als einen einzigen Mittler bestellt hätte und durch keinen andern die Sachen in Gnaden hören wollte. Du weißt wohl, daß Christus derselbige Hohepriester und Mittler ist von Gott gesetzt. Warum suchst du einen andern Fürbitter? Paule, was kannst du hier dawider sagen? Deine Lehre und deine That sind widereinander. Du lehrst, es sei ein einziger Mittler, und verläßt doch diesen und laufst hin zu den armen Sündern, zu den Römern, Thessa-

lonichern und den andern. Hast du nicht genug an Christo? Ist seine Fürbitte nicht kräftig genug? Du getrauest Christo nicht. Es ist ihm eine große Unehre, daß du ihm deine Sachen nicht allein befiehlest und seine Fürbitte nicht allein begehrest. — Aber Paulus hätte freilich ihnen hierauf dermaßen geantwortet, daß sie die Anrufung oder Begehrung der Fürbitte von den Heiligen nicht hätten mögen verwerfen oder strafen. Weil nun aber der hl. Apostel Paulus es für gut hat angesehen, Hülfe der Fürbitte zu begehren von den sterblichen und sündlichen Menschen, so ist es gewißlich auch unsträflich und ein gut nützlich Ding, Hülfe der Fürbitte zu suchen bei den seligen unsterblichen und unsündlichen Heiligen."

Man entferne sich übrigens keineswegs von Christo, indem man zu den Heiligen seine Zuflucht nehme, erklärt der Verfasser weiterhin.

„Wir rufen nicht zu ihnen, daß sie in ihrem Namen etwas von Gott uns zu Gut begehren sollen, sondern im Namen Christi. Und wenn wir vom Vater begehren, daß er uns der Heiligen Fürbitte oder Verdienste genießen lassen wolle, beschließen wir allweg unser Gebet durch Christum Jesum. Darum wir in solcher Anrufung der Heiligen gar nicht von Christo abweichen, von dessen Gnade alle Fürbitte und alle Verdienste der Heiligen Kraft haben."

Den Neuerern zufolge würden die Katholiken an die Heiligen sich wenden, weil es ihnen an Vertrauen zu Christus fehle. Nichts unwahrer!

„Wir zweifeln nicht an Gottes Gnade und Barmherzigkeit," erwidert Vehe. „Wir wissen wohl, daß diese allen Rechtgläubigen zu aller Zeit bereit ist zu helfen. Wir befinden aber darneben auch die Unvollkommenheit unsers Glaubens und betrachten, daß das Gebet Vieler angenehmer und kräftiger ist, etwas von Gott zu erlangen, als eines einzigen sündigen und schwachgläubigen Menschen. Deßhalben, auf daß unser Gebet desto eher von Gott erhört werde, begehren wir von lebendigen und abgestorbenen Heiligen, daß sie unsere Mithelfer sein wollen, etwas von Gott zu erwerben."

In einem letzten Kapitel behandelt der Verfasser die Lehre von den „Verdiensten der Heiligen". Bekanntlich ist die althergebrachte katholische Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke von den Neuerern ganz unglaublich entstellt worden.

„Hier sind unsere Widersacher," erklärte der Haller Stiftspropst, „uns ganz ungnädige Richter. Denn wir, als sie uns auflegen, verdunkeln das Verdienst und die Gutthat Christi, erheben die Natur hoch und verachten die Gnade, schreiben und geben zu unsern Kräften, was allein Christo gebühret, trotzen und bauen auf unsere guten Werke und wollen Gott seinen Himmel abverdienen, der uns denselben aus lauter Gnade gibt. Und in Summa, hier werden wir von ihnen Pelagianer gescholten. Ob's aber wahr sei, was wir von ihnen freventlich geziehen werden, wollen wir lassen urtheilen alle Gutherzigen, so unsere Lehre und ihre Schmähungen gegeneinander halten werden, welche wir mit kurzen Worten begreifen wollen."

Der Verfasser zeigt dann, daß wir nur in Abhängigkeit von der Gnade Christi etwas verdienen können. „Ohne die Gnade, ohne Glauben und Liebe und ohne den rechten Werkmeister, den hl. Geist, mögen unsere Werke kein Verdienst genannt werden." Von der Irrlehre des Pelagius könne also hier keine Rede sein. Behe erklärt denn auch:

„Wir verdammen die Lehre Pelagii, der den Anfang unsers Heils und Verdienstes dem freien Willen und den natürlichen Kräften zuschrieb wider die hl. Schrift, die anzeigt, daß der Anfang unsers Heils durch Wirkung göttlicher Gnade geschieht, und nicht aus natürlicher Kraft des freien Willens. Es soll aber in der Vollbringung des guten Willens, zu welchem uns die göttliche Gnade aufweckt und bewegt, nicht ausgeschlossen werden die Mitwirkung des freien Willens; sonst wären alle Gebote und Verbote, Verheißungen und Drohungen vergeblich. Dem Holze und den Steinen wird kein Gebot gegeben; auch geschieht ihnen keine Drohung oder Verheißung, dieweil sie keine freie Wirkung haben."

„Wer nun will," so schließt Behe seine Ausführungen, „der spreche ein gerecht billig Urtheil zwischen uns und der

Widerpartei, ob wir Christum in seinem Verdienst schmähen oder seine Gutthat verdunkeln, die Gnade verachten und zu viel mit unsern guten Werken prangen. Wir bekennen doch und lehren, daß alle Ehre ihm allein zugeschrieben werden soll, angesehen, daß wir von uns nichts haben und aus uns selbst nichts vermögen. So glauben und lehren wir auch, daß er uns den Himmel verdient hat, und daß alle unsere Werke allein von seinem Verdienst ihren Namen haben, daß sie mögen gute und verdienstliche Werke genannt werden. Auch bekennen wir, daß alle unsere Bußwirkungen, so durch Abbruch, Kasteiung, Arbeit, peinlich, schmerzlich und willig Leiden und Uebung in guten Werken geschieht, nicht mag Genugthuung oder Bezahlung geheißen werden ohne die Kraft der Genugthuung Christi; darum wir den Verdienst Christi und seine Gutthat nicht verdunkeln oder verkleinern."

Vehe hatte einen Bruder Namens Nikolaus, der dem deutschen Orden angehörte und der Commende Mergentheim in der Ballei Franken als Präfekt vorstand. Dieser Nikolaus hatte schon mehrmals unsern Theologen gebeten, ihm über die strittigen Lehrpunkte eine Schrift zu verfassen, mit deren Hülfe er die Angriffe der Neuerer zurückweisen könnte. Im Jahre 1533 kam Vehe dem Wunsche seines Bruders nach, doch konnte die betreffende Schrift erst 1535 gedruckt werden.[1])

1) Assertio sacrorum quorundam axiomatum, quae a nonnullis nostri saeculi pseudoprophetis in periculosam rapiuntur controversiam. Auctore D. Michaele Vehe. MDXXXV. Am Ende: Excusum Lipsiae, apud Michaelem Blum, anno Domini 1535 mense Junio. 146 Bl. 4°. Widmungsschreiben an Nikolaus Vehe, Halle, 1. Mai 1535. Vehe nennt sich hier „Dominicanus"; er war demnach bei der Uebernahme der Haller Stiftspropstei nicht aus dem Orden ausgetreten. In Rosenthals Katalog XXXI, Nr. 2948, wird nebst dem oben angeführten Leipziger Druck eine andere Ausgabe, ohne Ort 1534, als „édition originale" angeführt. Es muß hier ein Versehen vorliegen; denn aus Vehe's Widmungsschreiben geht hervor, daß die Schrift 1535 zum ersten Male gedruckt wurde: „Scripsi ante biennium opusculum, testem animi mei

Sie enthält fünfzehn verschiedene Traktate und behandelt kurz und bündig alle Lehrpunkte, die damals den Angriffen der Neuerer ausgesetzt waren. Der Verfasser bespricht mit besonderer Sorgfalt die Lehre von der Kirche und den allgemeinen Concilien, sowie diejenige von der Rechtfertigung, von dem Glauben und den guten Werken.

Diese lateinischen Traktate und die oben besprochene Abhandlung über die Verehrung der Heiligen gehören wohl zu den besten apologetischen Schriften, die im 16. Jahrhundert in Deutschland zum Schutze des alten Glaubens verfaßt worden sind. Beide Werke zeichnen sich aus durch große Gründlichkeit, verbunden mit einer ruhigen, lichtvollen Darstellung. Trotzdem sind diese Schriften bisher ganz unbeachtet geblieben. Der Verfasser selber wäre wohl auch heute noch, wie so manche andere katholischen Vorkämpfer aus der Reformationszeit, kaum dem Namen nach bekannt, hätte er nicht am Abend seines Lebens ein Gesangbüchlein herausgegeben, das auch in protestantischen Kreisen die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen.[1])

In dem Widmungsschreiben an den Haller Rathsmeister Kaspar Querhamer, Halle 1537, erklärt der Herausgeber:

---

erga sanctam veritatem. Remorata sunt editionem ejus impedimenta quaedam charitati tuae. ut arbitror, haud ignota. Nuper vero ubi e gravi valetudine qua de vita actum putavi, parum respiravi, relegi lucubrationes quas certa de causa nolui diutius inter privatos parietes continere. Eas ergo ad te nunc mitto."

1) Ein New Gesangbüchlin Geystlicher Lieder, vor alle gutthe Christen nach ordenung Christlicher kirchen. Gedruckt zu Leiptzigk durch Nickel Wolrab 1537. 8°. Nach dem Exemplar der königl. Bibliothek zu Hannover neu herausgegeben — aber ohne die Musiknoten — von Hoffmann von Fallersleben. Hannover 1853. 8°. Ein Exemplar der zweiten Ausgabe, Mainz, Fr. Behem, 1567, 2 Bl. und 163 S. 8°, verwahrt die Münchener Staatsbibliothek.

„Ich habe in kurz verschienenen Tagen etliche geistliche Lieder und Lobgesänge zum Theil von den Alten, zum Theil von Euer Weisheit und einem andern gutherzigen Christen (Georg Wizel) aus dem Evangelio, den Psalmen und der hl. Schrift zu Förderung der Andacht und Mehrung göttlichen Lobes gemacht, in ein Gesangbüchlein zu Haufen getragen; die Melodien der alten Lieder, auch etliche von E. W. gemacht, unverändert lassen bleiben. Etliche aber sind von den würdigen Herren und in der Musica berühmten Meistern Johann Hoffmann und Wolfgang Heintzen, des Erzbischofs von Mainz kunstreichen Organisten, von neuem mit Fleiß gemacht worden. Und dieweil bei E. W. und auch mir in vergangener Zeit von vielen guten Christen fleißiges Ansuchen geschehen und oft begehrt worden, zu verschaffen, daß etliche geistliche unverdächtige Gesanglieder angerichtet würden, welche vom gemeinen Laien Gott zu Lob und Ehren, zur Aufweckung des Geistes und Anreizung der Andacht möchten in und außer der Kirche, vor und nach der Predigt, auch zur Zeit der gemeinen Bittfahrten und zu andern heiligen Zeiten gesungen werden, hat mich's für gut angesehen, solch Büchlein, welches kein Schand- oder Schmachlied in sich schließt, durch den Druck zu mehren und vielen mitzutheilen." [1])

Das Gesangbüchlein war Vehe's letzte schriftstellerische Arbeit. [2]) Schon längst litt er an heftigen Steinschmerzen; zudem hatte er anfangs 1535 eine schwere Krankheit durchgemacht, die ihn an den Rand des Grabes gebracht. Er erholte sich zwar wieder, doch nur für kurze Zeit. Er starb im Frühjahr 1539. Seine letzte Ruhestätte fand er in

---

1) Näheres über den Inhalt dieses ersten deutschen katholischen Gesangbuches bei W. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied. Bd. I (1886). S. 34 f. und 124 ff.

2) Bei Dreyhaupt I, 850 wird noch folgende Schrift angeführt: Erkenntniß und Erklärung einer Vermahnung, so neulich ein beweibter Priester an eine sterbende Person gethan. Ob diese „Erklärung" gedruckt oder nur handschriftlich vorhanden war, sagt Dreyhaupt nicht.

der Stiftskirche zu Halle, welcher er ungefähr zehn Jahre vorgestanden.[1])

Bald nach Vehe's Tod siegte in Halle die Neuerung. Sofort wurde in allen Pfarrkirchen der katholische Gottesdienst abgeschafft. Manche Geistliche wandten sich der lutherischen Lehre zu, während andere von Halle wegzogen, „weil sie von dem Pöbel Beschimpfung und Thätlichkeiten besorgen mußten".[2]) Auch die Canoniker des Neuen Stifts zerstreuten sich. Da nun Cardinal Albrecht einsah, daß er den Lauf des neuen Evangeliums nicht hemmen konnte, so ließ er die zahlreichen Reliquien und andere Kostbarkeiten der Stiftskirche nach Mainz bringen. Ende 1541 wurde das herrliche Gotteshaus geschlossen und blieb nun Jahrzehnte lang der Verödung preisgegeben. Diese kürzeren Andeutungen über die damaligen Zustände in Halle mögen indeß hier genügen, da wir noch Gelegenheit haben werden, Einiges darüber mitzutheilen in einem spätern Aufsatze über Vehe's Freund, den Haller Rathsmeister Kaspar Querhamer.

N. Paulus.

---

1) Das oben angeführte Todtenregister des Wimpfener Dominikanerklosters berichtet, daß Vehe in der Haller Stiftskirche begraben worden ist. Die spätere, ebenfalls handschriftliche Chronik desselben Klosters gibt auch das Todesjahr an: „Sepultus Hallis Saxoniae in Ecclesia cathedrali 1539, ex cujus patrimonio et testamento multa accepit Conventus, scil. 100 fl. et iterum 50 imperiales. In fine litterarum copiatarum de anno 1563 leguntur verba sequentia in tabula Anniversariorum ad mensem Aprilem: Commemoratio A. R. P. Mgr. Michaelis Vehe." (Mittheilung von Pfarrer Klein.) Vehe's Todesjahr war bisher unbekannt. In seiner Philippica Sexta (Ingolstadii 1544. I 2 b) läßt Cochläus aus Vehe's Assertio den 10. Traktat abdrucken und berichtet bei dieser Gelegenheit in der Vorrede: Vehe, „doctissimus et religione vera syncerissimus theologus", sei vor wenigen Jahren (ante paucos annos) selig im Herrn entschlafen.

2) Dreyhaupt I, 979.



XLIV.

Der dritte allgemeine österreichische Katholikentag in Linz 8. bis 11. August 1892.

Die Zwischenräume, welche die drei bisherigen Katholikentage der österreichischen Monarchie von einander trennen, sind sehr verschieden. Während vom ersten 1877 bis zum zweiten 1889 volle zwölf Jahre verstrichen, folgte der dritte dem zweiten schon nach drei Jahren. Diesem sehr beschleunigten Tempo entspricht in mehr als einer Beziehung auch der Geist, welcher den letzten Katholikentag im Vergleich zu seinen Vorgängern beseelte. Bei einem Rückblicke auf die festlichen Tage in der schönen Hauptstadt von Oberösterreich ist es höchst erfreulich, wie deutlich und naturwüchsig sich dieser Geist einem Stempel gleich bei den Versammlungen von Anfang an bis zum Schlusse aufgedrückt hat, ohne daß die Mitwirkenden, insbesondere die Redner dies von vornherein geplant hätten. „Mir wollte es manchmal vorkommen", sagte der hochw. Weihbischof von Salzburg Dr. Katschthaler in der letzten Rede der Schlußversammlung, „als wenn die ehrwürdige Gestalt des seligen großen Bischofs Rudigier durch den Saal schwebte, um seine Diöcesanen, die es ja jetzt noch sind — denn er hört im Himmel nicht auf, der Bischof der Oberösterreicher zu sein — um diese aufzumuntern, fortzufahren mit Energie in diesem Unternehmen". Die stürmischen, jubelnden Zurufe, welche diese Worte des ehrwürdigen Redners bei der Nennung des

Namens „Rudigier“ lange unterbrachen, waren das Echo des lebhaften Beifalles, welchen der vom zweiten Katholikentage bestellte Commissär des dritten, Graf Pergen, in seiner Eröffnungsansprache für die Worte geerntet hatte: „Warum ich Linz gewählt habe für den dritten Katholikentag, Linz, wohin wir zum erstenmale von der Residenz hinausgehen in die Peripherie des Reiches, das, meine Herren, sagt mir das eine Wort: Rudigier“.

Thatsächlich war es der energische Geist dieses felsenfesten und glaubensstarken Bischofs, welcher in der Versammlung vorherrschte, und man ist gern geneigt, dabei an die Worte zu denken, welche sein Nachfolger und Nacheiferer Bischof Doppelbauer im vorigen Jahre auf das herrliche Denkmal über Rudigiers Grabe in der Krypta des Linzer Maria-Empfängniß-Domes hat schreiben lassen: „Hic est, qui multum orat pro populo“ (II. Mach. 15, 14).

Rudigier hat bereits 1848 als jugendlicher Spiritualdirektor des Priesterbildungsinstitutes bei St. Augustin in Wien vor einer großen Wählerversammlung durch eine hinreißende Wahlrede gezeigt, daß die katholische Kirche durch ihre Diener ein Wort in der Regierung des christlichen Staates mitzureden hat, und aus seinen vielen kraftvollen Reden im oberösterreichischen Landtage wie in den katholischen Volksvereinen läßt sich unschwer ein ganzes System katholischer Politik zusammenstellen. Diese kirchenpolitischen Grundsätze Rudigiers als eines österreichischen Volksmannes im eminenten Sinne sind denn auch auf dem Linzer Katholikentage entschieden zum Durchbruch gekommen

Abscheu vor einem confessionslosen, religiös indifferenten Staate; Verlangen nach Wiederherstellung der richtigen Ordnung zwischen Kirche und Staat; entschiedene Zurückweisung der Knechtung und Bevormundung der Kirche durch den Staat: diese Gesinnungen und Forderungen durchzogen rothen Fäden gleich alle Reden und Berathungen mehr oder minder. Klar und deutlich sprach dieselben der Präsident

Ernst Graf Sylva-Tarouca in seiner Eröffnungsrede also aus: „Es gibt noch Leute, welche glauben und wenn sie es nicht selbst glauben, welche gern hätten, daß andere es glauben, daß man doch in Oesterreich keine besondere Ursache habe, sich zu echauffiren, Katholikentage abzuhalten; in Oesterreich, wo es jedem frei steht nach seiner Façon selig zu werden; in Oesterreich, wo es gestattet ist, so schöne Processionen zu halten; in Oesterreich, wo es jedem Priester freisteht, seine Messe zu lesen, wo es jedem Gläubigen gestattet ist, derselben beizuwohnen; in Oesterreich, wo die Religion Privatsache ist. Ja, wenn die Religion wirklich Privatsache wäre, dann hätten diese Leute allerdings Recht. Aber für uns Katholiken ist die Religion nicht Privatsache; für uns Oesterreicher ist der Katholicismus am allerwenigsten Privatsache; für uns in Oesterreich ist die Religion eine Existenzfrage, eine Frage der Macht; nicht eine Privatsache, sondern eine Frage des ernsten und wichtigsten öffentlichen Interesses. Sie ist für uns eine Frage der Cultur, eine Frage der Erhaltung unserer Gesellschaft". Wenn der Redner sodann in der Entwicklung des Programms des Katholikentages dieses als Programm der katholischen Reformbewegung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Oesterreich bezeichnete, wenn er für diese Reformbewegung viele und ernste Arbeit forderte, so sprach er hiemit aus, was den Katholiken in Oesterreich am meisten Noth thut, und stellte den Katholikentag in entschiedenen Gegensatz zu jenem gemüthlichen Sichausruhen unter dem Schatten einer ruheliebenden Regierung, deren höchstes Ideal die religiöse Einschläferung ist. Es war einer der schönsten Augenblicke, als in der Schlußrede des Präsidenten die Worte mit donnerndem Beifall begrüßt wurden: „Die Zeiten sind vorüber, wo man gegen uns oder ohne uns in Oesterreich regieren könnte. Man wird auch die sociale Reform nicht ohne uns durchführen können. Den Schlüssel dazu haben wir in den Händen, und dieselbe

ist keine schwarze Revolution, überhaupt keine Revolution, sondern eine schwarzgelbe Reform. Wir werden feststehen auf diesem schwarzgelben Reformprogramm, festhalten an unserer Treue, kindlichen Liebe und Anhänglichkeit an die Kirche und an das Oberhaupt derselben, festhalten an unseren Forderungen, damit der Kirche ihre Freiheit und Unabhängigkeit gesichert werde, festhalten an der unverbrüchlichen, uns in Fleisch und Blut übergegangenen Treue und Liebe zu Oesterreich und seinem Kaiser."

Die nach Inhalt und Vortrag vielleicht vollendetste Rede die des Baron Dipauli über den katholischen Patriotismus brachte diese Gedanken in der schwungvollsten Weise so recht mit der Kraft und Würde Rudigiers zum Ausdruck. „Im großen Worte Jesu Christi: ‚Gebet Gott, was Gottes ist, dem Kaiser, was des Kaisers ist', haben wir Katholiken ein unabänderliches Handbuch unseres Staats- und Kirchenrechts erhalten, das in so viel hunderten von Generationen stets in neuer, aber unveränderter und unveränderlicher Auflage weiterlebt. Darin liegt unsere unveränderliche Treue, unsere Festigkeit in den Tagen der Gefahr, die Erfüllung unserer Pflichten nicht nur, wenn sie bequem und lohnend sind, auch wenn sie hart und beschwerlich; nicht nur in den Tagen des Glückes, auch in den Tagen der Noth gegenüber den Verführungen des Kleinmuths, gegenüber den Verlockungen, die auf Eigennutz und Empörung, auf die rein sinnliche Natur der Menschen spekuliren. Darin liegt aber auch unser gerechter Widerspruch gegen Anordnungen, die wir mit dem Gebote des Christenthums nicht vereinigen können, unsere Kraft im muthigen, wenn auch leidensvollen Ausharren — denn heiliges Dulden ist oft muthiger, als Kämpfen — wenn unsere Ueberzeugung nicht anerkennen kann, was eine Tagesströmung gegen die ewige Giltigkeit göttlicher Satzungen gesetzgeberisch fixiren möchte. Wir Katholiken glauben nicht schlechtere Patrioten zu sein, wenn es uns auch oft unmöglich ist, unsere Ueberzeugung dem Walten jeder je-

weiligen Regierung unterzuordnen. Wir nehmen für uns in Anspruch jenes unveräußerliche Recht der christlichen Ueberzeugung — noch gestärkt durch die uns verfassungsmäßig zustehenden Rechte — eine eigne Meinung zu haben. Wir wollen unser Vaterland groß und glücklich, wir wollen aber auch unser katholisches Bewußtsein rein und frei erhalten von allen schwächlichen Anbequemungen an den herrschenden Geist."

Entsprechend ihrem Thema brachten dieselben Gedanken die einzelnen Redner zum Ausdruck, namentlich der kraftvolle salzburgische Pfarrer Danner in der Schilderung der Pflichten des Staates gegen Gott. „Das Staatswesen muß Gott als den höchsten Herrn öffentlich anerkennen; der Staat muß der katholischen Kirche volle Freiheit und Unabhängigkeit gewähren; die Gesetzgebung des Staates soll eine christliche sein." Die geistreiche Rede des Rektor Magnificus der Krakauer Universität Chotkowski über die Sonntagsruhe, Dr. Ebenhochs drastische Schilderung des Niedergangs des österreichischen Bauernstandes, Baron Morsey's gelehrte Darlegung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, die lebhaften Verhandlungen in der Sektion für Schule und Unterricht, sowie im katholischen Schulverein zielten alle darauf hin, die christlichen Principien auf allen Gebieten des gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Lebens wieder zur Geltung zu bringen.

Dem thatkräftigen Geiste Rudigiers entsprechend war auch in der Begrüßungsrede des hochw. Diöcesanbischofs der dringende Wunsch betont, den Katholikentag zu nachhaltiger Arbeit auszunützen. „Der Katholikentag hat die Aufgabe, daß von dem Angestrebten auch Etwas und wenn es auch nur Etwas ist, wirklich in das Werk gesetzt werde. Ein Deka vollendeter That ist viel mehr, als wenn wir hundert Kilo der herrlichsten Resolutionen fassen, aber bei der Fassung der Resolutionen schon stehen bleiben, um sie dann wieder zu vergessen. Also ich wünsche von Herzen, daß der Katholikentag

wirklich ein Tag sei und zwar ein Tag der Arbeit und ein Tag der Thatkraft."

Dem entsprechend ist auch in den einzelnen Sektionen viel und ernst gearbeitet worden. Es gebrach in den meisten Theilversammlungen an Zeit, aber in keiner an Ernst und lebhafter Theilnahme. Man hat deshalb geklagt, daß in Linz, wie auf den Katholikentagen überhaupt, zu viel und zu Vielerlei in Berathung gezogen worden sei. Die Sektionssitzungen mußten infolge dessen nebeneinander stattfinden. Außerdem hielten noch einzelne Vereine, so der katholische Schulverein, der Salzburger Universitätsverein, der Diöcesan-Cäcilienverein ihre Berathungen gleichzeitig mit den Sektionen. Indeß auch bei der gewünschten Beschränkung, die zweifellos am Platze ist, wird sich dieser Uebelstand nie ganz beseitigen lassen. Unrecht ist es aber, wenn man deshalb den Verhandlungen des Katholikentages den Charakter ernster Arbeit, „wo die Organisation vertieft und vervollständigt wird", bestreiten möchte. Die Theilnehmer, welche sich zu beschränken wissen, können, wie dies in Linz auch zumeist geschehen ist, in der einen oder andern Sektion ohne Zersplitterung ihrer Kraft eine ganz ansehnliche Thätigkeit entfalten. Vor Allem ist aber doch zu bedenken, daß die Hauptbedeutung der Katholikentage in Anregungen besteht, die in der Folgezeit zu Thaten sich entwickeln.

Hierneben läßt sich nicht in Abrede stellen, daß manche Mängel in den Vorbereitungsarbeiten den flotten Gang der Sektionsarbeiten hinderten. So kamen die zur Berathung gelangenden Resolutionsanträge theils gar nicht, theils nicht rechtzeitig in die Hände der Theilnehmer an den Sektionsberathungen, so daß den Interessenten wenig Gelegenheit zur Vorbereitung auf die Berathung geboten war.[1]) Alphabetisch geordnete Mitgliederverzeichnisse mit Angabe der Wohnungen wurden gar nicht ausgegeben. Die Annäherung zwischen den

1) Namentlich in der Preßsektion hatte dieser Umstand nachtheilige Folgen.

einzelnen Besuchern der Versammlung entbehrte daher ein bedeutendes Hilfsmittel. Wir sind weit entfernt, dergleichen Mängel dem eifrigen Vorbereitungscomité, welches unter den gegebenen Verhältnissen Staunenswerthes geleistet hat, zum Vorwurfe machen zu wollen. Bedenkt man, daß die Katholikentage in Oesterreich erst im Entstehen begriffen sind und daß solche kleine, wenn auch wichtige Dinge eine gewisse Erfahrung und Uebung voraussetzen, so wird das Gesagte den großartigen Gesammteindruck des Linzer Tages nicht im Geringsten beeinträchtigen können.

Nicht wenig hat zu dieser Großartigkeit der Festschmuck beigetragen, welchen die Stadt Linz an diesen Tagen angelegt hatte. In diesem Punkte übertrifft der dritte österreichische Katholikentag seine Vorgänger ganz außerordentlich, und es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob nicht überhaupt deswegen bei der Wahl des Ortes Provinzstädte der großen Residenzstadt Wien vorzuziehen seien. Eine solche äußere Kundgebung des katholischen Lebens ist namentlich in Oesterreich von nicht geringer Bedeutung. Die Stadt Linz hat aber in dieser Beziehung die Erwartung wohl der meisten Besucher weit übertroffen. Kaum ein oder das andere bedeutende Haus entbehrte des Schmuckes. Der Gemeinderath hatte den prächtig und sinnreich geschmückten Versammlungssaal unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die Theilnahme des Statthalters und des Bürgermeisters an der Eröffnungsfeier war eine außerordentliche Begebenheit. Daß das Hauptorgan des Liberalismus, die „Neue Freie Presse", den Bürgermeister seiner höchst harmlosen Begrüßungsansprache wegen in frechster Weise zu maßregeln sich erlauben konnte, zeigt den Katholiken Oesterreichs, wie viel ihnen noch zu thun übrig bleibt, um das verlorene, gebührende Ansehen in der öffentlichen Meinung wieder zu gewinnen. Hätte man unter den gebildeten Laien Oesterreichs eine genügende Anzahl von Männern, wie den oberösterreichischen Reichsrathsabgeordneten Dr. Ebenhoch, der im Namen

des Vorbereitungscomités mit glühender Begeisterung und überwältigender Kraft die Versammlung begrüßte und dem zumeist die herrliche Kundgebung katholischer Ueberzeugung seitens der Stadt Linz zu danken ist, so brauchte die Habsburger Monarchie bald keine Katholikentage mehr, um das katholische Bewußtsein zu wecken. Um aber das außerordentliche Verdienst der oberösterreichischen Hauptstadt zu würdigen, sei hier nur an den steyermärkischen Katholikentag des Vorjahres in Graz erinnert, wobei die Stadt Graz in geradezu empörender Weise jede Theilnahme an der Versammlung versagte

Das Pontifikalamt, wie das feierliche Requiem im neuen Mariä-Empfängniß-Dome aus Anlaß des Katholikentages gereichte jedem Katholiken zu freudigster Erbauung und erfüllte mit Hochachtung vor dem religiösen Sinne der Linzer Bevölkerung. Nicht wenig wurde endlich der Glanz der Versammlung erhöht durch die Theilnahme des hochw. Episkopats, der durch zehn seiner hervorragendsten Mitglieder vertreten war. All dieses berechtigt uns zu der Behauptung, der Linzer Katholikentag habe bewiesen, daß der Geist des großen Bischofs Rudigier in Oberösterreich fortlebt. In den ungesuchten begeisterten Ausdrücken der Anhänglichkeit an den hl. Vater wie an das angestammte Kaiserhaus machte sich dieser Geist laut und deutlich bemerkbar.

Wir nannten oben Bischof Rudigier einen österreichischen Volksmann im eminenten Sinne. Sein Wort in der Generalversammlung des katholischen Volksvereins zu Linz am 29. September 1875: „Ich erkläre den theuern Mitgliedern des Vereins, daß ich den Volksverein sehr lieb habe, so lieb als meinen eignen Augapfel“: dieses Wort hat in den Herzen des österreichischen Volkes Wiederhall gefunden, und Rudigier volksthümlich im besten Sinne gemacht. Noch von seinem Sterbebette aus betheuerte der ruhmvolle gute Hirte am 17. November 1884 die Liebe zu seiner Heerde mit den rührenden Worten: „Meinen Gruß dem Volke, und

wenn ich nicht mehr schreiben kann, bitte ihm zu sagen, daß ich es liebe bis zum Sterben und daß ich ihm für seine Liebe danke. Es solle feststehen im Glauben." Auch dieser Zug charakterisirte den Linzer Katholikentag, und wenn hiebei die gegenwärtigen Verhältnisse der Gesammtmonarchie, insbesondere des deutschredenden Antheils derselben, zu einem minder befriedigenden, aber wahren Ausdrucke gelangten, so muß auch hierin ein Fortschritt gegen die früheren Katholikenversammlungen erblickt werden.

Wenn man richtiger Weise unter Volk die Gesammtheit der Bevölkerung nach allen ihren Ständen versteht, so kann man den bisherigen Katholikentagen in Oesterreich den Charakter der Volksthümlichkeit nur in ziemlich beschränktem Sinne beilegen. Das Mitgliederverzeichniß des II. Katholikentages weist eine verhältnißmäßig so überwiegende Vertretung des geistlichen Standes auf, daß von einer Volksversammlung im strengen Sinne schwerlich die Rede sein kann. Am schmerzlichsten berührt der Mangel an Theilnehmern aus den Kreisen der gebildeten städtischen Bevölkerung. Die Landbevölkerung Oesterreichs namentlich in den Alpenländern ist noch immer im großen Ganzen vom katholischen Glauben innig durchdrungen und offenbart ein an Leib und Seele kerngesundes Leben, wie man es außer Oesterreich selten findet. Dagegen läßt sich trotz aller glänzenden Ausnahmen nicht in Abrede stellen, daß die städtische Bevölkerung, namentlich der sogenannten gebildeten Kreise, dem regen katholischen Leben vielfach entfremdet ist. Auch der Linzer Katholikentag bot in dieser Beziehung keine völlig befriedigende Zusammensetzung dar, indem von den etwa viertausend betheiligten Männern wohl die größere Hälfte dem klerikalen Stande angehörte, während in der andern Hälfte die bäuerliche Bevölkerung sehr stark vertreten war.

Immerhin konnte Baron Dipauli im Eingange seiner Rede gerade mit Rücksicht auf Bischof Rudigiers volksthümliche Thätigkeit den dritten Katholikentag gegenüber dem

zweiten also hervorheben: „Der letzte Katholikentag, abgehalten in der alten glanzvollen, ruhmreichen Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates, hat der Herrlichkeiten wohl viele geboten, die nur eine Residenzstadt bieten kann; glanzvolle blendende Feste, einen Rahmen von Schimmer und Pracht. Aber eines hat doch Wien nicht bieten können, was wir hier in der schönen Hauptstadt Oberösterreichs erblicken, das Musterbild katholischer Einigung, die Verwirklichung christlich katholischer Eintracht: den herrlichen Volksverein. Ja, Oesterreich kann stolz darauf sein, und wir, die wir als Gäste hier weilen, können nicht genug davon lernen und wir werden vielleicht das werthvollste Andenken heuer in unsere Gaue nehmen, wenn wir den Geist dieses Volksvereins bei uns zu pflegen gelernt haben würden."

Viel mehr noch indeß als der genannte Volksverein suchte jene Volkspartei, die sich in Wien als „christlich-sociale" gebildet hat, dem Katholikentage einen eigenthümlichen Charakter aufzudrücken, der in jeder unparteiischen Berichterstattung besondere Aufmerksamkeit verdient. Schon als nach Eröffnung der Versammlung die eingelaufenen zahlreichen Begrüßungstelegramme zur Verlesung kamen, wurde das des Reichsrathsabgeordneten Dr. Lueger aus Wien allein mit stürmischem Beifall angenommen, während man sich begnügte, die andern mit Befriedigung anzuhören. Die christlich-sociale Reformpartei von Wien, der Dr. Lueger als Vorkämpfer angehört, war also gleich Anfangs stark vertreten und verstand, die Versammlung in gewisser Beziehung zu beherrschen. Den Höhepunkt aber erreichte sie in der zweiten Festversammlung, als Prinz Alois Liechtenstein als Vertreter dieser Partei mit der hinreißenden Beredsamkeit eines vollendeten Parlamentariers unter jubelndem Beifall über die Handwerkerfrage sprach. In der größeren Hälfte seiner Rede indeß handelte der Prinz im Eingange und zum Schluß nicht sowohl über dieses Thema, als vielmehr in persönlichem Interesse über das Verhältniß „der Vertreter der christlichen

Wählerschaft Wiens und Niederösterreichs" oder der „Socialreformer" zu der deutsch- oder besser katholisch-conservativen Partei, die allgemein als die klerikale bezeichnet wird.

„Wir Socialreformer", so leitete der Redner den Beweis der Einheitlichkeit beider Parteien ein, „wir beanspruchen unsern Rang neben den treuesten und verläßlichsten Söhnen unserer Kirche. Lassen Sie mich Ihnen das beweisen und zu diesem Zwecke eine Parallele ziehen zwischen der deutsch-conservativen Fraktion und uns Socialreformern, die wir aus nationalen und christlichsocialen Gruppen nun schon zu einer ziemlich einheitlichen antiliberalen Partei uns verschmolzen haben." Ob die fünf Punkte, in denen der Redner die Einheit beider Parteien in der Hauptsache nachwies, durchweg unanfechtbar sind, können wir hier nicht untersuchen. In Bezug auf Oberösterreich hat das „Linzer Volksblatt" Widerspruch gegen die Ansicht erhoben, als ob die katholisch-conservative Partei nur die katholische Bauernschaft der Alpenländer hinter sich habe. In Oberösterreich habe diese Partei auch in den Städten und Industrieorten einen fast ebenso starken Anhang wie in den Landgemeinden. Allerdings ist mit den gegentheiligen Verhältnissen anderer Kronländer, z. B. in der Steyermark, wo man in Städten und Märkten conservativerseits kaum hie und da einen Candidaten bei den Wahlen aufzustellen wagt, die Ansicht des Redners noch nicht bewiesen; die Thatsache steht aber fest, daß es der katholisch-conservativen Partei in manchem Kronlande bisher nicht gelungen ist, einen bemerkenswerthen Einfluß auf die städtische Bevölkerung zu gewinnen, während die christlich-sociale Partei in Wien ungeahnte Siege bei den Wahlen errungen hat. Es bleibt auch mit Abrechnung der rhetorischen Hyperbeln doch viel Wahres an den Worten, in denen Prinz Liechtenstein auch den Vorarbeiten der sogenannten klerikalen Partei gerechte Würdigung widerfahren läßt:

„In dem verzweifelten, jahrzehntelangen Kampfe, welchen das christliche Volk in Oesterreich für seine höchsten geistigen

und moralischen Güter, sowie für seine materielle Existenz gegen den deutschen Liberalismus aussicht, sind die deutschen katholischen Bauern der Alpenländer die Veteranen. Sie haben bewunderns-werthe Zähigkeit und großen Muth in der Defensive bewiesen. Nicht um einen Schritt sind sie zurückgewichen. Unablässig von der Uebermacht belagert, haben sie die einmal gewählte Stellung gegen unzählige Stürme behauptet. Mit dem ersten Morgen-grauen haben sie die ganze Last und Hitze des Tages getragen; ihnen gebührt der volle Lohn, Ehre und Lob. Freilich viel später, erst in eilfter Stunde, sind die Socialreformer auf dem Schlachtfelde eingerückt; aber in der kurzen Zeit haben wir ebenso viel (?) und schwere Arbeit geleistet, wie Sie, meine Herren. Wir haben die Offensive ergriffen auf dem denkbar ungünstigsten Terrain, das von den Batterien des Gegners überhöht und bestrichen war. Aber seine Ueberraschung war eine solche, daß sein Hauptquartier, von welchem aus er Oester-reich seine Befehle diktirte, daß die Residenzstadt Wien in unsere Hände fiel; seine Fassungslosigkeit, sein moralischer Zusammen-bruch waren derartige, daß seine Kerntruppen, die Klasse der Höchstgebildeten, die Intelligenz, so unwürdiger Führung müde, mit wehenden Fahnen zu uns überging. Von allen Gegnern, die ihm jetzt auf den Leib rücken, haßt der Liberalismus uns am meisten, weil wir ihm am wehesten gethan haben; folglich, meine Herren, ist unser Verdienst dem Ihrigen gleich zu achten."

Auf dem letzten deutschen Katholikentage zu Mainz hat ein Wiener Redner, Canonikus Dr. Gustav Müller, der als Seminardirektor und vom Seeleneifer glühender Priester die Verhältnisse Wiens vollkommen kennt, diesen Worten Liechtensteins eine höchst bedeutsame Erklärung und Recht-fertigung gegeben:

„Es geht heute nicht mehr an", lauteten seine Worte, „von dem katholischen Oesterreich zu sprechen, ohne seiner Kaiser-stadt zu gedenken. Hochgeehrte, Sie dürften in den letzten Jahren und besonders in den letzten Wochen mannigfachen Auf-fassungen der christlich-socialen Bewegung Wiens in den öffent-lichen Blättern begegnet sein. Das, was ich hier über diesen Gegenstand sagen möchte, sind einige wenige Worte, die ich aber

aus voller Ueberzeugung ausspreche. Dasjenige, was sich seit einigen Jahren in Wien unter dem christlichen Namen vereinigt, ist noch nicht von Schlacken gereinigt, und es bedarf noch bedeutender Arbeit, diese Bewegung zu einer streng katholischen zu machen. Aber es liegt viel gesundes Leben in dieser Geistesströmung, und diese Behauptung kann durch Thatsachen erwiesen werden. Vor Tausenden Männern kann man heute in Wien von der Nothwendigkeit der confessionellen Schule sprechen und dabei stürmischen Beifall erzielen, vor Tausenden, die von dieser Nothwendigkeit vor wenigen Jahren noch keine Ahnung hatten, vor Tausenden, die sonst großen Gefahren ausgesetzt sind, durch die himmelschreienden socialen Mißstände zu einem höchst radikalen, die gesellschaftliche Ordnung gefährdenden Standpunkt gedrängt zu werden. Von eifrigen und mit der Sache Gottes und seiner heiligen Kirche es sehr gut meinenden Priestern aus dem Säkular- und Ordensklerus und gerade aus dem Munde solcher Ordensmänner, welche den größten Seeleneifer bekunden, hörte ich wiederholt die Thatsache constatiren, daß seit dem Bestehen dieser Bewegung die Frequenz des Beichtstuhles seitens der Männerwelt eine größere geworden ist. Tausende von Männern der verschiedensten Stände, die man in Wien in den letzten Jahren zu Conferenzen, Vorträgen ausschließlich für Männer in großen Kirchen zusammenrief, folgen dem Rufe in erbaulicher Weise. Ja, es ist ein gesunder Kern in dieser Bewegung!"

Allerdings ist diese Wirkung des christlichen Bewußtseins positiv an erster Stelle den gesegneten Volksmissionen der letzten Jahre in Wien zuzuschreiben, die hoffentlich sich jedes Jahr wiederholen werden. Allein dieß hindert nicht die erfolgreiche Mitwirkung der christlich-socialen Partei anzuerkennen. „Die Schlacken", von denen dieser gesunde Kern noch zu reinigen ist, finden sich in der Rede des Prinzen Liechtenstein kaum angedeutet. Der Redner nimmt für seine Fraktion, die von dieser ganzen Wiener Bewegung nicht zu trennen ist, aufrichtige dynastische und patriotische Gesinnung in Anspruch und findet sie ebenso wie die katholisch-conservative „beseelt von dem lebendigen Bewußtsein, daß unser

altes Christenthum, die Basis der modernen Cultur, unter allen Umständen unerschüttert erhalten bleiben müsse." Auch folgende Worte, worin der Prinz unter großem Beifall die Stellung der christlich-socialen Partei zum Klerus schilderte, enthalten an und für sich nichts Anstößiges. „Ein Element der Wählerschaft, ein hochansehnliches, steht gleichzeitig in Ihrem (katholisch-conservativen) und in unserem Lager. Während die hochwürdige Geistlichkeit sich als Organisator und Führer der deutschen Bauernschaft der Alpenländer große Verdienste erworben hat, steht auch auf unserer Seite, zwar nicht als Führer, denn er drängt sich nirgends vor, wohl aber in Reih und Glied mit der Masse der Stadtbevölkerung, der gesammte junge Klerus, die Hierarchie der Zukunft, ausnahmslos als eifriger Anhänger und Förderer der christlich-socialen Reformideen."

Die öffentliche Meinung hat in diesen Worten ein Ausspielen des jungen Klerus gegen den ältern, bezw. des niedern gegen den höhern gefunden und in Anbetracht gewisser vorausgegangener Ereignisse in Wien, die wir hier nicht zu erörtern haben, wird diese Meinung die richtige sein. In der Preßsektion sprach Dr. Geßmann aus Wien von demselben christlich-socialen Standpunkte aus mit großer Genugthuung derart von der großen Theilnahme des jüngern Klerus an der Presse, daß das „Linzer Volksblatt" sich zu der ganz richtigen Bemerkung veranlaßt sah: „Ein Gegensatz zwischen jüngerem und älterem Klerus besteht in Oberösterreich nicht; der gesammte Klerus würdigt die Bedeutung der katholischen Presse." Daß die socialdemokratische Wiener „Arbeiter-Zeitung" in sanguinischer Hoffnungsfreude auf Grund dieser Auslassungen schon „deutliche Risse" in der klerikalen Partei erblickt und bereits auch in der kirchlichen Organisation den Beginn der Zersetzung und eine Scheidung zwischen „dem niedern Klerus und den Fürsten der Kirche" constatiren möchte, darf nicht Wunder nehmen. Sehr zu bedauern ist aber, daß manche katholische Blätter Oesterreichs ihrer Aufgabe,

für den Ausgleich derartiger Differenzen im eignen Lager zu arbeiten, sich nicht im richtigen Maße gewachsen zeigten.

Zu bedauern war es zweifelsohne, daß Prinz Liechtenstein diesen Gegensatz hervorkehrte, obwohl dieß in den obigen auf's sorgfältigste gewählten Worten nicht ohne Zartheit geschah. Großentheils die Folge dieser Worte war es, daß der Präsident dem abtretenden Redner den üblichen Dank nicht aussprach, während der bei weitem größte Theil der Versammlung in jubelnden Beifallssturm ausbrach. Die Scene hatte zweifelsohne etwas Peinliches. Allein deshalb den ganzen Katholikentag herabzusetzen, wie es einige katholische Blätter gethan haben, scheint uns ein nicht geringes Unrecht zu sein. Ein Freund der Wahrheit wird es vielmehr geradezu als eine Wohlthat des Katholikentages begrüßen, daß er Veranlassung geworden ist, für eine höchst wichtige Angelegenheit aller Katholiken Oesterreichs in solcher trotz alledem höchst noblen Weise das allgemeine Interesse wachzurufen. Was kann bei Meinungsverschiedenheiten erwünschter sein, als aufrichtige Klärung der Lage? Nun, der Katholikentag hat klar gezeigt, daß die christlich-sociale Partei eine Macht ist, die ungestraft nicht unbeachtet gelassen werden kann. Prinz Liechtenstein hat in seiner Rede so viel guten Willen seitens seiner Partei dargethan und die Hand zur Einigung dargeboten, daß, hätte die christlich-sociale Bewegung noch so bedenkliche Seiten, doch auf sie das Wort des Herrn anzuwenden wäre: „Wer nicht gegen euch ist, ist für euch".

Man hat mit Recht bekannte Aeußerungen hervorragender Socialreformer über die kirchliche Autorität beanstandet. Allein man darf Männern, wie Liechtenstein, Lueger, Geßmann, namentlich nach der Liechtenstein'schen Rede doch zutrauen, daß sie die Principien des Christenthums genügend kennen und zu würdigen wissen, die keinen Christus ohne die Kirche, kein gläubiges Bekenntniß der Gottheit Christi ohne demüthige Anerkennung der kirchlichen Autorität zulassen. Der Klerus,

ob jung oder alt, kann als rechtmäßige Führer im Kampfe nur seine Bischöfe haben, und wenn die Socialreformer sich rühmen, den jungen Klerus in ihren Reihen zu haben, so werden sie sich auch dazu verstehen, mit demselben den Bischöfen zu folgen, die auch in kirchenpolitischen Fragen zwar nicht als unfehlbare, aber als nächste Autorität gelten.

Das nachdrückliche Wort des hochw. Weihschofs Katschthaler: „Glauben Sie! Ein Katholik, der nicht communicirt, der mag noch so den Mund voll nehmen von Christenthum und noch so schöne Reden halten, er wird die christliche Liebe sich nicht erwerben und nicht erhalten können“: sagt jedem, was zu einem wahren christlichen Socialen gehört; und dieses Wort ist am Schlusse der Katholikenversammlung ebenso laut bejubelt worden, wie die Kraftstellen in der Rede des Prinzen Liechtenstein. Es wäre höchst bedauerlich, wenn diese Bekämpfer des Liberalismus in ihrer Stellung zur kirchlichen Autorität selbst von einem falschen freisinnigen und modernen Geiste angesteckt wären, wie es nach einigen Auslassungen ihrer Organe scheinen will. Allein wir vertrauen, daß sie einsichtig genug sind, um nicht durch Belzebub den Teufel austreiben zu wollen.

Andrerseits können wir nicht glauben, daß man auf katholisch-conservativer Seite, namentlich seitens der rechtmäßigen kirchlichen Autorität, einer Bewegung sich auf die Dauer gleichgültig oder gar feindlich entgegenstellen werde, die in falsche Bahnen gelenkt unberechenbares Unglück über die katholischen Verhältnisse Oesterreichs bringen könnte. Wir können nicht glauben, daß die eifrigen Hirten der Kirche in Oesterreich nicht verstehen sollten, denjenigen aus ihrer Heerde mit Hirtenliebe nachzugehen, welche als Socialreformer im Uebereifer bedenkliche Irrwege einschlagen sollten. Wir können hiernach in der Rede Liechtensteins auf dem Linzer Katholikentag, trotzdem dadurch eine gewisse längst vorhandene Spaltung zu Tage trat, keine Beeinträchtigung der Würde

und der Großartigkeit des Tages überhaupt erblicken, noch auch bedauern, daß sie gehalten wurde, wenn wir auch jene Betonung der Stellung des jungen Klerus als mißverständlich nicht billigen können. Prinz Liechtenstein hat neuerdings in einem Schreiben vom 27. August an den Pariser „Figaro" zur Berichtigung einer Unterredung mit einem Correspondenten dieser Zeitung gesagt: „Ich habe nicht gesagt, daß ich Socialist sei; im Gegentheile, ich habe behauptet, daß ich zur Partei der Socialreformer im christlichen Sinne gehöre. Die Encyklika unseres heil. Vaters, des Papstes Leo XIII., und die Ansichten unserer Partei stimmen in allen Punkten überein."

Man sieht nicht ein, welcher Katholik auf der Grundlage solcher Erklärung Anstand nehmen sollte, mit einer Partei zu verhandeln, die eine im Kerne gesunde Bewegung hervorzurufen im Stande gewesen ist. Wir sind überzeugt, daß der Antisemitismus, wie er von einigen Mitgliedern dieser Partei gepredigt wird, mit dem Christenthum nicht vereinbar ist. Es liegt aber auch nicht wenig positiv Gutes in der antisemitischen Strömung, worauf Wien und Oesterreich nicht verzichten kann, wenn es in socialer Beziehung die unbedingt nothwendige Reform anstreben will. Dieses Gute wird dann rein und voll hervortreten, wenn die christlich-sociale Partei sich nicht sowohl aus erklärten Antisemiten, als vielmehr aus überzeugungstreuen, „prakticirenden" Katholiken rekrutirt.

Insofern also in der Rede Liechtensteins die Stimme eines nicht unbedeutenden Theiles des österreichischen Volkes gehört wurde, können wir darum nur einen Fortschritt gegenüber dem II. Katholikentage erblicken. Wahrhaft bedauerlich dagegen ist es, daß katholische Blätter Oesterreichs an den Unvollkommenheiten in dieser Fortschrittsäußerung solches Aergerniß nahmen, daß sie dadurch den Haupteindruck des Linzer Tages zu würdigen außer Stand geriethen. Manche dieser Blätter glaubten überall Wienerisches Demagogenthum zu erblicken und wollten darin, daß „die Wiener stark zur

Geltung kamen", eine Gefährdung der selbständigen Entwicklung der einzelnen Kronländer sehen. Zu ihrer Beruhigung hätten die allzu eifrigen Lokalpatrioten folgende Worte des Grafen Günther zu Stolberg in seiner Rede über das katholische Vereinsleben etwas mehr beherzigen sollen: „In hohem Grade ermuthigend für die christliche Bewegung in den Ländern ist gewiß das Schauspiel, welches man sich heutzutage in der Reichshauptstadt Wien vollziehen sieht. Hier, wo das Verderben seinen Ausgang genommen, von wo besonders auf dem Wege der Presse die Corruption und die Entchristlichung bis an die Grenzen des Reiches, bis in das entlegenste Gebirgsthal gedrungen, sieht man eine Gegenbewegung sich vollziehen, der von Jahr zu Jahr neue Tausende und Abertausende sich anschließen und welche in ihrem Verlaufe, Dank der unausgesetzten Wirksamkeit einer Anzahl energischer und ihre ganze Thatkraft einsetzender Männer, wohl zu der Hoffnung berechtigt, daß sie das irregeleitete Volk vollends zu den Grundsätzen der katholischen Wahrheit zurückführen wird. Man setzt doch nun wieder eine Ehre darein, sich Christen zu nennen; schon das bekundet einen Fortschritt, den Kenner der Wiener Verhältnisse noch vor 20 Jahren kaum zu fassen vermocht hätten." Diese Worte enthalten nicht bloß eine Rechtfertigung dessen, was wir oben über die christlich-sociale Bewegung speciell in Wien sagten; sie deuten auch den Grund an, warum namentlich die Versammlungen über die „Schule und die Presse Wienerisches Gepräge erhielten."

In erhöhtem Maße verdienen gerechten Tadel jene katholischen Blätter Oesterreichs, welche die Vorgänge in der Preßsektion nach dem Ablaufe des Linzer Katholikentages in einer Weise besprachen, daß, wollte man ihren Berichten glauben, der Katholikentag mehr Unheil als Nutzen gestiftet hätte. In Oesterreich wie außerhalb ist man der Meinung, daß es mit der katholischen Presse in Einem Punkte nicht zum besten bestellt sei, nämlich mit ihrem Einflusse

auf die Gebildeten. Wenn daher auf dem dritten österreichischen Katholikentage für keine Berathung so viel Theilnahme herrschte, als für die Preßsektion, so bewies die Versammlung dadurch nur, daß sie ihre dringendste Aufgabe begriffen habe. Uebrigens war auch in dieser Beziehung der Linzer Katholikentag nur eine entwickelte Fortsetzung des II. Wiener Tages, auf dem gleichfalls für die Verbesserung und Entwicklung der Presse das lebhafteste Interesse obwaltete. Wie auf dem II., so wurden auch auf dem III. Katholikentage Prof. Dr. Schindler und als sein Stellvertreter der bekannte Publicist Dr. Haas mit dem Vorsitz in der Preßsektion betraut. Die Ruhe und Umsicht, welche Prof. Schindler seinerzeit in Wien bei den schwierigen Verhandlungen dieser Sektion bewiesen hatte, waren im besten Andenken geblieben. Ruhe und Umsicht wurde bei der Leitung der Berathungen auch bald in außerordentlicher Weise nothwendig, als die beantragte Schaffung eines großen, zweimal täglich erscheinenden katholischen Wiener Centralorgans als Hauptgegenstand der ganzen Preßsektion zur Sprache kam. Daß in Wien eine katholische Zeitung unbedingt nothwendig ist, welche namentlich dem Wiener Hauptorgan des jüdischen Liberalismus entgegenzuwirken im Stande ist, kann ja keine Frage sein, und seit fast 30 Jahren beschäftigt dieser Plan die eifrigsten Vorkämpfer der katholischen Sache in Oesterreich. Ueber die Bedeutung eines solchen Centralorgans für die ganze Monarchie aber waren schon auf dem I. und II. Katholikentage verschiedene Ansichten und Bedenken geltend gemacht worden. Auf dem Linzer Tage traten dieselben gegenüber dem lebhaftesten Verlangen nach einer solchen großen imponirenden katholischen Zeitung mehr zurück. Ein sehr bedeutender Unterschied dagegen zwischen beiden Versammlungen trat in der Beurtheilung des bisher größten katholischen Wiener Organs, des „Vaterland“ zu Tage. In Wien wurde 1889 diesem Blatte ziemlich allgemeines Vertrauen ausgesprochen, und der Antrag der damaligen Versammlung ging ohne

weiteres dahin, das „Vaterland“ zu diesem großen gewünschten Organe auszugestalten. Die Anstrengungen, dem „Vaterland“ einen weiteren Leserkreis zu verschaffen und infolge davon eine Vergrößerung und Umgestaltung desselben herbeizuführen, sind erfolglos geblieben; und Dr. Wiesinger hat mit seinen damaligen Worten leider Recht behalten: „Wenn ich durch Zaubermittel im Stande wäre, ein solches Blatt zu schaffen, so würde ich es thun; aber ich habe das Zaubermittel noch nicht gesehen. Ich bin der Ueberzeugung, daß das leider Gottes! nicht geschehen wird.“

Mittlerweile machte sich, wie wir als objektiver Berichterstatter lediglich constatiren, gegen das „Vaterland“ eine veränderte Stimmung bemerklich und auf dem Linzer Katholikentage wurde ihm in der Preßsektion ein förmliches Mißtrauensvotum gegeben. Der betreffende Redner erntete von der Mehrzahl der Versammelten stürmische Zustimmung für seinen Angriff. Selbst Freunde und Vertheidiger gestanden zu, daß „das Blatt in der letzten Zeit gar manche Blöße geboten.“ Eine offene Besprechung dieser Schwächen in der Preßsektion des Katholikentages war also immerhin eine gewisse Nothwendigkeit geworden. Referent erwähnt als Beleg dafür, daß das Blatt in letzter Zeit nicht immer verstanden hat, den maßgebenden Parteien der Katholiken in Oesterreich gerecht zu werden, ein Beispiel. Die Erörterung über die Valuta-Regulirung gehörte zweifelsohne zu jenen Gegenständen, worin das „in dubiis libertas‘ oberstes Gesetz sein mußte. Wenn man dem „Vaterland“ an sich keinen Vorwurf daraus machen durfte, daß es mit der Regierung für das beantragte Währungsgesetz eintrat, so durfte das „Vaterland“ seinerseits den Gegnern desselben es nicht verargen, wenn sie ihre Ansichten offen in bester Meinung darlegten. Als indeß der hervorragende katholisch-conservative Baron Dipauli nach dem Vorgange des Abgeordneten Lueger von christlich-socialer Seite gegen die Regierungsvorlage gesprochen hatte, brachte das Blatt dieß seinen Lesern mit den Worten

zur Kenntniß: „Dipauli geizte nach den Lorbeeren Luegers". Das war eine bedauerliche Geschicklichkeit, zwei an sich gutgesinnte und tüchtige Männer mit einem Fußtritte wegzustoßen.

Zu beklagen ist nun gewiß, daß diese nicht unberechtigte, gereizte Stimmung gegen das „Vaterland" in der Preßsektion sich in etwas maßloser Weise Luft machte. Die vielfachen und großen Verdienste dieses Blattes um die katholische Sache seit mehr als dreißig Jahren wurden unter dem Eindrucke des Augenblicks nicht genügend gewürdigt, wogegen die Vorwürfe theilweise übertrieben und ungenügend begründet waren. Ohne dieß entschuldigen zu wollen, darf man aber doch fragen, in welcher lebhaften Berathung über wichtige Gegenstände durch den Uebereifer Einzelner nicht ähnliche Mißgriffe vorkommen? Ferner ist zu bedenken, daß der allzuscharfe Angriff auf das „Vaterland" im Verhältniß zur Hauptsache und zum ganzen Katholikentage etwas Nebensächliches war. Gewöhnliche Klugheit und ein gewisser Corpsgeist verlangten, daß diese durchaus innere Angelegenheit auch im Innern der Versammlung beigelegt wurde. Man hätte auch glauben dürfen, daß dieß geschehen sei, als in der beschlußfassenden Vollversammlung der gewandte und tüchtige Referent der Preßsektion mit herzlichen und würdigen Worten die gefaßten Resolutionen zur einstimmigen Annahme brachte, nachdem er gebeten, dadurch die Einmüthigkeit in dieser Angelegenheit vor aller Welt zu documentiren. Umsomehr hätte man dieß hoffen dürfen nach der vorzüglichen Rede des Professor Dr. Schindler über die Presse in der Schlußversammlung des Katholikentages. Mit offenem Freimuth legte derselbe die Ursachen der Schwäche des katholischen Preßwesens Oesterreichs dar und betonte darunter namentlich den Mangel an Einheit. „Es fehlt viel in unserm katholischen Oesterreich jener Geist des Strebens nach Einheit, obwohl ein gemeinsamer Feind gegenüber allen Gütern des christlichen Volkes steht, und dieser Mangel an Einheitsgefühle

erzeugt sich vielleicht nirgends so kräftig, wie es sich von selbst ergibt, als gerade in der Presse. Dort ist es, wo er so oft und so stark zum Ausdruck kommt, und dorthin muß jene Mahnung gerichtet werden, die Leo XIII. ausspricht, wenn er sagt, daß wir in ganz besonderer Weise durch Einheit und einheitliches Vorgehen uns rüsten und stärken müssen gegen den gemeinsamen Feind". Am meisten hätte man eine ruhige Beilegung des Streites und eine Beschränkung desselben auf die Tage der Versammlung erwarten dürfen nach den überaus schönen und jedenfalls beherzigenswerthesten Worten des Weihbischofs Dr. Katschthaler über die Nothwendigkeit der Einheit, womit die Reihe der großen Reden der Linzer Versammlung geschlossen wurde. Diese Erwartung hat sich leider nicht erfüllt. Einige unter jenen katholischen Redakteuren, die in der Preßsektion kein Wort zur Vertheidigung des „Vaterland" redeten, haben nachträglich bis in den September hinein die genannten Vorgänge leider in einer Weise besprochen, als wäre sonst nichts auf dem Katholikentag geschehen. . . .

Angesichts der hohen Bedeutung der Presse darf man wirklich fragen, ob das frische Leben des Linzer Katholikentages einem Morgenroth oder einem Abendroth zu vergleichen sei. Die Linzer Versammlung an sich, namentlich auch die damit verbundene Generalversammlung der Leo-Gesellschaft, würde mit Recht ein Morgenroth genannt werden können, das einen schönen Tag voll frischer freudiger Arbeit einleiten will Die Unwilligkeit eines großen Theiles der Presse, diese Bedeutung der Linzer Versammlung zu würdigen, und die entsprechende Zerklüftung der Parteien dagegen läßt bei der Betrachtung der schönen Tage in Linz an das melancholische Abendroth denken, das wie ein letzter Trost der trostlosen Nacht vorausgeht. Würde eine so trübe und großentheils ungerechte Vergleichung des Linzer Tages mit dem Mainzer, wie sie ein katholisches österreichisches Blatt gebracht hat, der Feder eines deutschen Katholiken entsprungen

sein, so würde man in Oesterreich vielfach klagen über den Mangel an Verständniß für österreichische Verhältnisse, und man hätte Recht. Wenn aber Oesterreicher selbst glänzende Kundgebungen katholischen Lebens und Strebens, wie die Linzer Versammlung, geringschätzig herabziehen, dann üben sie eine Art Verrath an der eignen Sache. Demgegenüber glauben wir vorläufig nur der Gerechtigkeit zu entsprechen, wenn wir in den denkwürdigen Augusttagen des Linzer Katholikentages das Morgenroth erwachenden katholischen Lebens in Oesterreich erblicken. Diese Hoffnungsstimmung allein entspricht dem Geiste des Tages und dem Geiste des Mannes, der Linz jedem österreichischen Katholiken ehrwürdig gemacht hat, dem Geiste des großen Bekenners Rudigier.

XLV.

Sociale und socialistische Bestrebungen in der Schweiz.

Auf dem letzten belgischen Congreß für katholische Socialpolitik hat Monseigneur D'Hulst die Ansicht ausgesprochen, der Socialismus sei eine ausschließlich öconomische Partei, die allerdings auch stark in Politik mache, sonst aber nicht viel zu bedeuten habe. Den Socialdemokraten ist nichts angenehmer als die Verbreitung derartiger Anschauungen. Sie selber wiederholen es in ihren Organen und auf ihren Versammlungen zum Ueberdruß, daß sie sich mit Religion nicht befassen, daß „die Religion Privatsache sei." In der That aber ist der letzte und hauptsächlichste Zweck der Socialdemokratie kein anderer, als die Vernichtung des letzten Restes von religiösem Glauben. Das trifft bei

den schweizerischen Socialisten gerade so zu, wie bei denen in Deutschland.

Das Hauptorgan der schweizerischen Socialisten ist die „Arbeiterstimme", „Wochenblatt für das arbeitende Volk der Schweiz", „Offizielles Organ der socialdemokratischen Partei der Schweiz und des allgemeinen Gewerkschaftsbundes". Das Blatt erscheint Mittwoch und Samstag und wird gegenwärtig redigirt von einem früheren Schulmeister Robert Seidel. Fast jede Nummer spricht von „Pfaffen" und „Pfaffenknechten". Gott und das Jenseits wird mit frecher Zunge geläugnet und der offene Aufruhr, die Revolution, gepredigt.

„Wie schade, daß es mit dem bessern Jenseits nichts ist!" „Während manche sagen, Gott ist ein Stiefvater, weil er Kinder bevorzuge, für welche die Unzähligen der Erde arbeiten müssen, sagen wir, dem ist nicht so. Gott hat die ungeheure Mehrzahl lieb, denn die Mehrzahl der Menschen wird gotterbärmlich gezüchtiget, weil sie sich eben züchtigen läßt und nicht zusammensteht, um den Züchtigern die Ruthe aus der Hand zu reißen. Geliebte Brüder im Socialismus! Wenden wir den Blick ab von dieser göttlichen Liebe, die ihren Ursprung in der Raubthiernatur des kapitalistisch erzogenen Menschen hat."

So schrieb schon im Jahre 1887 die „Arbeiterstimme" in einem Septemberartikel „Unsere Bettagspredigt", der in dem Herwegh'schen Aufruf gipfelte:

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Laßt sie alle Schwerter werden!"

Dabei arbeiten unsere Socialisten unermüdet, ihre Ideen nicht bloß den Handwerkern und Arbeitern sondern auch den Bauern auf dem Lande beizubringen. Noch ganz jüngst wurden einem Landmanne in der Ostschweiz von Zürich aus mehrere Exemplare eines ganz kleinen Schriftchens zugesandt, das den Titel trägt: „Die Bibel in der Westentasche. Ein kleines, aber gewichtiges Hilfsbüchlein, die Anmaßungen und Irrlehren der p. t. Geistlichkeit zurückzuweisen." (Berlin, Verlag von O. Harmisch.)

„Die ganze Bibel", so heißt es gleich im Anfang, „ist, das muß zuerst hervorgehoben werden, durchaus Menschenwerk; selbst wenn es einen Gott gäbe, was noch gar nicht bewiesen ist und auch unbeweisbar bleiben wird, zeigt die Bibel nichts von seiner Mithilfe oder gar von seiner ‚Offenbarung'. Sie ist mehr als irgend ein anderes Buch der Welt voller Fehler und Unrichtigkeiten. Diese sind auch nicht bloße Versehen, im Gegentheile sind es meist mit Absicht und oft zu recht schlechten Zwecken ersonnene sogenannte fromme Lügen" (S. 4). „Geschichtlich ist erst König Saul. Einer der wenigen anständigen Menschen, die im alten Testamente vorkommen, geht es ihm wie den anständigen Menschen in aller Welt auch am schlechtesten. Sein und seiner Familie gänzlicher Untergang wird herbeigeführt durch den schönen David, einen Strauchdieb und Wegelagerer, der sich zum Häuptling des Räuberstammes Juda, schließlich zum König von ganz Israel aufschwingt. Darum ist er der Liebling aller Frommen" (S. 10). „Von Jesus wissen wir gar nichts; wir können nur vermuthen, daß es ein Zimmermann war, der, wie so viele seiner Zeit, eine Revolte gegen die Römer- und Priesterherrschaft anstiftete und gleichfalls wie viele die Todesstrafe erlitt" (S. 13). „Paulus, ein Kosmopolit, pharisäischer Jude, Grieche und Römer zugleich, gab der Christuslehre, die er nicht geschaffen, sondern die in der Luft lag, ihre Gestalt" (S. 14). Am Schlusse heißt es: „Lieber Leser, der du mir bis hieher gefolgt bist, laß dir einen Rath geben. Wenn du dich, und besonders deine Kinder über alles das, was in der Bibel steht, gründlich unterrichten willst, so abonnire auf das den neuesten Forschungen der Wissenschaft entsprechende Werk: ‚Die Bibel, 25 Lieferungen à 10 Pfennige. Zu beziehen von Harmisch in Berlin'." Auch wird auf der letzten Seite, besonders auch den Frauen, noch anempfohlen das Unterhaltungsblatt: „Lichtstrahlen, Blätter für volksverständliche Wissenschaft und götterlose Weltanschauung, und literarischer Wegweiser für das Volk."

So arbeiten die Socialdemokraten in der Schweiz rastlos an der Vernichtung alles Christenthums und aller Religion

nicht bloß unter den Arbeitern der Städte, sondern auch unter dem einfachen Landvolke; ja nicht bloß der Bauer, auch seine Frau und Kinder sollen der „neuen Religion“ gewonnen werden. Früher hat sich der Unglaube immer in einer gewissen Höhe der Gesellschaftskreise bewegt und es absichtlich vermieden tiefer hinabzusteigen, weil seine Verbreiter sich sagen mußten, es sei um sie geschehen, sobald das niedere Volk dieselben Grundsätze annehme und in's Leben übersetze. Aber es war unvermeidlich, daß diese sogenannte „götterlose Wissenschaft“ nach und nach auch in die unteren Volkskreise dringe. Immer mehr findet sie Boden; namentlich sind die Socialisten redlich dafür besorgt, daß die gottlosen Lehren der Freidenker, vorgetragen auf den Lehrstühlen der Universitäten und niedergelegt in ihren Druckwerken, zum Gemeingute des ganzen Volkes, besonders auch auf dem Lande, gemacht werden. Die Folge aber kann keine andere sein, als die Zertrümmerung der ganzen gegenwärtigen Gesellschaftsordnung.

Daher ist man denn auch in der Schweiz nicht müßig, den umstürzenden Bestrebungen der Socialdemokraten gegenüber eine christliche Socialreform anzustreben. Eine letztes Jahr entstandene „Vereinigung schweizerischer Socialpolitiker“ hat zum Zweck, „das Studium der socialen Frage im Sinn und Geist der katholischen Kirche zu fördern und zwar mit besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Verhältnisse, um dadurch die richtige Grundlage für das praktische Leben und seine Erfordernisse klar zu legen und zur Verwirklichung desselben Hand zu bieten“ (§ 1 der Statuten). Diese von den christlichen Socialpolitikern aufgestellte Theorie wird dann in's Werk gesetzt von den „Katholischen Männer- und Arbeitervereinen“; diese bezwecken „die Förderung wahrer Vaterlandsliebe, Religiosität und Sittlichkeit im festen Anschluß an die Lehren der katholischen Kirche; die sociale Hebung der Arbeiter; die Förderung der geistigen und gewerblichen Bildung; die Pflege ächter Kameradschaft und

veredelnder Unterhaltung". Seit Anfang dieses Jahres existirt auch ein eigenes Blatt „Der Arbeiter", als Organ des Verbandes katholischer Männer- und Arbeitervereine der Schweiz, das jeden Samstag erscheint und wegen seiner beispiellosen Billigkeit (Abonnementspreis jährlich 2 Fcs.) und großen Gediegenheit einer ziemlichen Verbreitung unter dem Arbeiterstande sich erfreut. Immerhin sind der Arbeitervereine noch viel zu wenige, und muß nach dieser Richtung noch tüchtig gearbeitet werden.

Es bestehen auch in der Schweiz 29 Gesellenvereine mit über 900 Activmitgliedern, und etwa 10 Jünglings- und Lehrlingsvereine mit etwa 1000 Mitgliedern.

Eine große sociale Thätigkeit entwickelt ferner der schweizerische Piusverein, insbesondere durch seine 3 Patronate für Lehrlinge und Arbeiter in der Mittel-, Ost- und Westschweiz; vermittelst desselben wurden bei 1200 Lehrlinge und Arbeiter (Gesellen, Knechte, Mägde rc.) im Berichtsjahre 1891/92 bei braven Meistern placirt. Freilich klagen die Berichte mit Recht, daß alles den Städten zuströmt, und Niemand mehr auf dem Lande arbeiten will. „Warum kommen," so frägt der Direktor des Patronates für die Mittelschweiz, „an einem einzigen Vormittag 21 Portiers und während 2 bis 3 Monaten kein einziger währschafter Landknecht? Jedermann sieht ein, daß hier ein beklagenswerthes Mißverhältniß, ein tiefer Zwiespalt ist. Und doch kommt ein Landknecht, der jahraus jahrein, Tag für Tag seine Arbeit und seinen Verdienst und wenige Bedürfnisse hat, eher zu Ersparnissen, als Fabrikler und Gesellen. Gerade da ich dieses schreibe, erzählt mir ein angesehener Beamte einer Luzernischen Landgemeinde, er habe vor Jahren einen jungen Burschen gekannt, der in seiner Jugend nach eigenem Bekenntniß leichtsinnig war und alles im Glase und im Rauch aufgehen ließ. Das gefiel seinem Meister nicht, und er habe dem jungen Knechtlein zugesprochen, er soll auch sparen und hausen, damit er einst etwas habe; er habe ihm ein Kassa-

büchlein angeschafft und einen Theil des Lohnes hineingethan. Der Bursche willigte anfangs ungern ein; nach und nach zeigte er sich zufrieden, bald freute ihn das Ersparte und er fuhr fort, fleißig zu sparen, und bei seinem Tode habe er — der Bauernknecht in damaliger Zeit mit den kleinen Löhnen — ein Vermögen von 24,000 Frk. hinterlassen" (Bericht von Dir. Müller S. 103).

Ein anderer Bericht (von Dir. Joseph) klagt darüber, daß „eine Masse von Töchtern nur in bessere Häuser" will. „Sie wollen nicht eigentlich dienen, damit sollte sich nur die ärmste Klasse befassen, und diesen mangelt gewöhnlich der Sinn für einen rechten Haushalt von Haus aus. Darum fehlt fast ein eigener Dienstbotenstand, darum auch der Dienstbotenwechsel, mit dem sich die Herrschaften schon allzu vertraut gemacht haben. Besonders will Niemand Bauernmagd sein" (S. 106).

In den Städten herrscht Klage über Arbeitslosigkeit; die Arbeiter wollen sogar dem Staat die Verpflichtung überbürden, ihnen Arbeit zu verschaffen; auf dem Lande aber verhallt der Ruf nach Arbeitskräften erfolglos. Das ist eine unnatürliche Erscheinung und zeigt, wie eine fast epidemische Scheu vor körperlicher Anstrengung alle Schichten der Bevölkerung durchzieht. Alles lechzt nach mühelosem Erwerb Darum schwärmen bei jeder vakanten Schreiberstelle Hunderte herbei, wie die Wespen zum Honigtopfe.

Ein weiteres „Patronat für Sprachlehrlinge" hat im Berichtsjahre 26 deutsche Töchter, 5 deutsche Jünglinge und 3 französische Töchter in guten Familien untergebracht. Die „Patronate für Taubstumme" und „für arme verlassene Kinder" sind erst im Werden begriffen. Dafür bestehen schon seit Jahren zwei herrlich eingerichtete Privat-Waisenanstalten Iddaheim und Iddazell, gegründet durch den Don Bosco der Schweiz, den leider am 28. Februar dieses Jahres verstorbenen hervorragenden Socialpolitiker Monsignore Bonifaz Klaus.

Auch für Verbreitung guter Bücher ist der Piusverein besorgt; in seinem Auftrage hat die katholische Waisenanstalt und Druckerei Ingenbohl im verflossenen Jahre an 1092 Personen Bücher abgegeben.

So entwickelt der schweizerische Piusverein eine rege socialpolitische Thätigkeit. Auch hat er auf seiner jüngsten Generalversammlung in Einsiedeln, am 23., 24. und 25. August, den Kreis seiner Wirksamkeit noch weiter gezogen, indem nun § 1 der Statuten lautet: „Die Katholiken des Schweizerlandes vereinigen sich unter dem Schutze der unbefleckten Jungfrau Maria, des hl. Karl Borromäus und des hochseligen Landesvaters Bruder Klaus von Flüe zur Bewahrung und Erhaltung ihres hl. Glaubens, sowie zur eifrigen Bethätigung desselben durch die Liebe und christliche Liebeswerke, zur Wahrung der Rechte und der Freiheit der Kirche, zur grundsätzlichen Stellungnahme der Katholiken im öffentlichen Leben und zu den socialen Bestrebungen, zur Förderung der kirchlichen Interessen und zur Pflege katholischer Wissenschaft und Kunst zu einem allgemeinen katholischen Vereine, der sich Piusverein nennt". Immerhin glauben einsichtige Männer, daß, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, eine umfassende und fruchtbare sociale Arbeit nur dann möglich werde, wenn alle katholischen Vereine der Schweiz sich von Zeit zu Zeit zusammenthun zu imposanten schweizerischen Katholikentagen, ganz nach dem Vorbilde der deutschen Katholikenversammlungen. Diesem Gedanken gab jüngst auch der Festbericht des „Nidwaldner Volksblattes" (vom 27. Aug. l. Js.) Ausdruck, wenn er schreibt: „Die Zahl der Theilnehmer am Feste in Einsiedeln hat in Anbetracht des Festortes unsere Erwartungen nicht erfüllt; wir vermißten hauptsächlich die jüngeren Elemente aus der katholischen Laienwelt, und es will uns scheinen, es dürfte eine entschiedene Aufgabe des Piusvereines sein, die schon öfters gefallene Anregung zu unterstützen, gleichzeitig mit den katholischen Männer- und Arbeitervereinen, in denen

die katholische Jungmannschaft in großer Zahl sich findet, und gleichzeitig mit den Delegationen der sämmtlichen übrigen katholischen Vereine der Schweiz zu tagen Den einsichtsvollen, thatkräftigen Männern, die an der Spitze des Piusvereines stehen, dürfte es ein Leichtes sein, dieser unbedingt lebenskräftigen Idee Gestaltung zu verschaffen".

Auch sollten, wenn immer möglich jedes Jahr, in jedem einzelnen Kantone sog. „Kantonale Katholikentage" stattdhaben, um den spezifischen Interessen der einzelnen Landestheile besondere Rechnung zu tragen.

Der Bund, sowie einzelne Kantone, haben freilich auch auf dem Wege der Gesetzgebung schon Manches zur Hebung der socialen Mißstände der Gegenwart gethan, und es gebührt den leitenden Staatsbehörden dafür der wärmste Dank. Nur läßt sich darüber rechten, ob nicht die Grenzen einer richtigen, gesunden, christlichen Socialpolitik überschritten werden, wenn mancherorts von Staatswegen Unentgeltlichkeit der Lehrmittel für alle Schulkinder, Unentgeltlichkeit der Beerdigung rc. eingeführt wird. Einige Kantone haben das bereits gethan; im Kanton St. Gallen hingegen wurde ein solches „Gesetz für unentgeltliche Beerdigung" am 14. August abhin vom Volke verworfen. Viele betrachten solche Gesetze als einen Eingriff in das Heiligthum der Familie und als eine Vernichtung der individuellen Selbständigkeit und Schaffenskraft. Der Staat sollte doch nur dort helfend eingreifen, wo es für das öffentliche Wohl nothwendig ist, und auch dort nur insoweit es nothwendig ist. Bei der unentgeltlichen Beerdigung, bei Gratisverabreichung von Schulmaterialien greift er aber weiter ein, als nothwendig ist, indem er in gleicher Weise wie die Armen auch die Reichen, welche dieser Hilfe nicht bedürfen, unentgeltlich beerdigt resp. mit Schulmaterialien versieht. Das dürfte aber ein weit ausgreifender Schritt zum allsorgenden, aber auch allregierenden und allbelastenden, überhaupt zu einem unberechtigten Staatssocialismus sein. Bis jetzt wurde ein Todesfall als etwas

ganz Privates aufgefaßt, was zur Folge hatte, daß auch stets, wie vielleicht in keinem anderen Wechselfalle des Lebens, die christliche Nächstenliebe in dieser oder jener Gestalt voll zu Tage trat. Gewiß sind selbst die Aermsten bei einem solchen Anlaß von der Mildthätigkeit noch nie im Stich gelassen worden, und nirgends erscheint uns daher ein Eingreifen des Staates weniger am Platze als gerade hier. Sobald der Staat zahlt, wird die private Liebesthätigkeit zurückgedrängt, und wer es früher als Christenpflicht und Ehre betrachtete, einen verstorbenen Nachbar zu Grabe tragen zu dürfen, wird sich eben bezahlt machen wollen, wenn es auf Rechnung des Staates geht. Auch haben die Grütlianer bereits prophezeit, wenn das Beerdigungsgesetz durchgehe, so werden sie sofort mit dem Postulat der Unentgeltlichkeit der Aerzte und Hebammen aufrücken. Es handelt sich also bei solchen und ähnlichen Postulaten einfach um die Frage: Soll unser Staatswesen in das socialistische Fahrwasser einlenken oder nicht? Es gibt ja noch so viele andere Gebiete, wo Eingreifen des Staates eine wahre Wohlthat wäre; so soll er mit allen Mitteln wehren dem Niedergange des Bauernstandes, er soll in größeren Städten, ähnlich wie's in Deutschland geplant wird, Volksbureaux errichten, worin den armen Volksklassen unentgeltliche Belehrung in Rechts-, Steuer- und Versicherungssachen ertheilt wird u. s. w. Vor allem aber sollte der Staat einmal zur Einsicht kommen, daß die christliche, die confessionelle Schule das erste und festeste Bollwerk gegen die Strömungen der Socialdemokratie ist.

In diesem Augenblicke finden wieder allerorts, so in Bern Olten, Zürich 2c. radikale Versammlungen statt, um die Bundesbehörden neuerdings zu einem vorbereitenden Schritt zu bewegen, welcher die Volksschule unter das Joch des Bundes bringen soll. Nicht mit einem Schulsekretär wollen die Freimaurer diesmal den Feldzug eröffnen, sondern mit einer Bundesbettelei für die Volksschule; wenn der Bund einmal bezahle, so calkuliren die Schulvögtler, werde er dann

schon auch zu befehlen wissen. Hoffentlich wird die conservative Presse und die conservative Fraktion der Bundesversammlung auch diesmal, wie vor zehn Jahren, die Einmischung des Bundes in dieses Gebiet einmüthig von sich weisen und zu keinen Compromissen, welcher Art sie auch sein mögen, Hand bieten.

Die Wurzeln des socialen Uebels liegen in der Entchristlichung der Menschheit. Die sociale Frage kann daher nur dadurch gelöst werden, daß man die leitenden Kreise sowohl wie die Volksmassen wieder zu theoretischen und praktischen Christen macht. Alles Andere berührt nur die Oberfläche, nicht den Kern der socialen Frage. Es ist aber nur die katholische Kirche, welche die menschliche Gesellschaft in größerem Umfange und in nachhaltiger Weise wieder christlich machen kann. Das ist die unermeßliche sociale Bedeutung der katholischen Kirche. „Der Katholicismus", erklärte schon vor 30 Jahren der Jude Isaak Pereire, „ist die einzige Macht, welche in Folge ihrer Organisation sich eignet, eine große sociale Thätigkeit zu entwickeln." Möchten Obrigkeiten und Völker das einsehen, bevor es zu spät ist! Möchte das volle und ganze Christenthum in den Schulen und von der Kanzel gelehrt, in den Kabineten und von der Volksvertretung zur Richtschnur genommen, in den industriellen Unternehmungen geübt werden! Dann, und nur dann, wird die sociale Frage eine friedliche Lösung finden. Es drängt für die menschliche Gesellschaft: entweder voll und ganz zurück zum Christenthum oder es geht in raschem Tempo hinab in den Abgrund des socialdemokratischen Chaos.

XLVI.

Zeitläufe.

Wieder einmal Staatsstreich in Serbien; die Lage der Dynastie.

Den 24. September 1892.

Nahezu vier Jahre sind verflossen, seit König Milan von seinem Thrönlein herabgestiegen ist, um sich in Paris besser zu verlustiren, unter Hinterlassung einer dreiköpfigen Regentschaft für seinen unmündigen Sohn. Die drei Regenten gehörten der sogenannten liberalen Partei an, welche aber im Abgeordnetenhause nur 15 Mitglieder zählte neben einer erdrückenden Mehrheit der Radikalen Die Fortschrittspartei, ungefähr das, was man bei uns „conservativ" nennt und jedenfalls nicht russisch-gesinnt, hatte unter Milan sieben Jahre lang die Regierung geführt, jetzt war sie aus der Oeffentlichkeit so gut wie verschwunden, in der Skupschtina bis auf Einen Mann, Herrn Garaschanin selber. [1]) So zog das Ländchen mit seinen zwei Millionen Einwohnern von Neuem die Aufmerksamkeit Europas auf sich Es wäre derselben nicht werth, wenn es nicht, seitdem die Bulgaren auf diese Ehre verzichtet hatten, der Augapfel Rußlands geworden wäre.

---

1) S. „Histor.-polit. Blätter", 1889, Band 103, S. 636 ff.: „Die neueste Ueberraschung aus Serbien."

Selbstverständlich konnte auch der Regent Ristitsch den Streich, den er jüngst gegen die radikale Wirthschaft geführt hat, ohne Gutheißen aus St. Petersburg nicht wagen. Denn panslavistisch-gesinnt sind die Liberalen in Serbien, wie die Radikalen. Aber die letzteren wollten nun die Herrschaft ganz und ungetheilt an sich reißen. Der Tod des dritten Regenten sollte die Gelegenheit bieten, den Führer der Radikalen in die Regentschaft zu bringen, und die Skupschtina sollte dann auch die Neuwahl für die beiden anderen Regenten in Anspruch nehmen, da dieselben ihren Eid nicht vor ihr, sondern in die Hand des verflossenen Milan abgelegt hätten. Anstatt aber die Versammlung, wie ihm zu diesem Zwecke zugemuthet wurde, zu außerordentlicher Session einzuberufen, verfügte Ristitsch plötzlich die Entlassung des radikalen Ministeriums und berief eine liberale Regierung. Allerdings waren unter den Radikalen selber heftige Spaltungen eingetreten, und gegen die Regierungspartei und ihren Führer Pasitsch hatte sich das Organ der „schärfsten Tonart“ unmittelbar vor dem Streiche des Regenten in der abfälligsten Weise ausgesprochen:

„Pasitsch und seine Compagnie sind durch ein zufälliges Zusammenwirken verschiedener Umstände an die Spitze der radikalen Partei gelangt, deren Organisation das Werk Anderer war. Jetzt haben sie es dahin gebracht, daß die radikale Partei in der Auflösung begriffen ist. Die Regierung wird nur noch von Lieferanten, Spekulanten, Beamten, Panduren und dergleichen gehalten. Das Volk, in allen seinen Erwartungen getäuscht, schweigt wie versteinert. Eine stärkere Partei als die radikale hat Serbien nicht gehabt, und doch hat keine weniger für Serbien geleistet. Die Liberalen haben zwei Kriege geführt; die Fortschrittspartei hat das Communicationswesen geschaffen und Serbien zu einem europäisch eingerichteten Staatswesen gemacht; nur die radikale Partei mit Pasitsch an der Spitze zerstäubt in Nichts, ohne etwas gethan zu haben. Und daß die Katastrophe des Zerfalles für die radikale Partei mit Riesenschritten sich nähert, das beweisen am besten die

Parteiversammlungen der Opposition und insbesondere der Fortschrittspartei, ferner die Ergebnisse der Gemeindewahlen im ganzen Lande. Die oppositionellen Parteiversammlungen werden immer stärker, die radikalen immer schwächer besucht. In den Gemeinden gewinnt allmälig die Opposition die Oberhand, die Pasitsch'schen Radikalen dagegen fallen. Was dies Alles, namentlich der Umschwung in den Gemeinden, zu bedeuten hat, das kann Niemanden ein Geheimniß sein, der unsere politischen Kämpfe mit Aufmerksamkeit begleitet hat. Das Schicksal der radikalen Partei scheint besiegelt zu sein." [1])

Nichtsdestoweniger ist der rasche Entschluß Ristitsch's nicht ohne schwere Bedenken. Namentlich die ländlichen Wählerschaften haben vor zwei Jahren die Wahlen mit so leidenschaftlicher Begeisterung im radikalen Sinne vollzogen, daß für die nun bevorstehenden Wahlen eher auf die Hinneigung zur schärfern Tonart, als auf eine bereits eingetretene Ernüchterung zu rechnen seyn dürfte. Auch gestattet das neue Wahlsystem nicht denselben Einfluß der Behörden und Beamten wie früher; ebenso hat die neue Verfassung die Verhängung des Belagerungszustandes, wie im Jahre 1883, unmöglich gemacht. Wollte man es demnach mit der Gewalt versuchen, so wird jetzt schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Radikalen das Milizsystem streng durchgeführt haben und 100,000 Gewehre mit je 100 Patronen unter das Volk vertheilt seien. Fallen aber die Wahlen nicht zu Gunsten der Liberalen aus, mit oder ohne den Bürgerkrieg, so würde unfehlbar die Dynastie selber in Frage kommen.

Thatsächlich spaltet sich die serbische Wählerschaft in zwei sociale Schichten: die Bauernschaft und die sogenante „Intelligenz"; die letztere theilt sich wieder in Liberale und Fortschrittler, um die erstere reißen sich die verschiedenen Tonarten des Radikalismus. Dessen große Schwäche ist der Mangel an regierungsfähigen Leuten. Popen gehören ihm

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 16. August 1892.

zahlreich an, aber für die Beamtenstellungen mußte man sich häufig mit der dürftigen Bildung in der Volksschule begnügen. Ein bekannter Führer der Malcontenten, Pera Todorowitsch, schildert in seinem Blatte eine Conferenz der hohen Staatswürdenträger bei dem Ministerpräsidenten: „Alle diese Leute liefen früher ohne Hosen vacirend in den Belgrader Straßen herum, meist weggejagte Studenten, welche den Bureaukratismus bis auf die Knochen auffressen wollten; jetzt blähen sie sich in den höchsten bureaukratischen Stellungen." Ebenso spricht das Organ einer andern schärfern Tonart: „Die radikale Partei braucht dringend eine Reform, aber diese ist nur möglich, wenn jene beseitigt werden, die das Land heute ausbeuten. Pasitsch und seine Leute haben jahrelang gegen die Bureaukratie gekämpft und machen sich jetzt in Aemtern breit, für welche keiner von ihnen auch nur die geringste Fähigkeit besitzt; das sind keine Radikalen mehr, sondern nur Spekulanten der ordinärsten Art." [1]) Der Staatshaushalt

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 21. Juli d. Js. — Serbien war früher als stark socialistisch angesteckt verschrieen. Darüber gibt eine aus Belgrad an den vorjährigen socialistischen Congreß zu Brüssel gesendete Denkschrift merkwürdige Auskunft. Allerdings sei der Socialismus in Serbien eingebürgert, und zwar hauptsächlich durch Männer, die in Rußland studirt haben, und russische Emigranten. „Unter der Jugend der Hoch- und Mittelschulen befinden sich Viele, welche sich, solange sie Studenten sind, als Socialisten brüsten; sowie sie aber höhere Beamtenstellen oder sonstige Anstellung bekommen, verwandelt sich ihr Socialismus in Bureaukratismus, wo sie dann nicht nur die Socialisten, sondern auch jene, die zum Republikanismus hinneigen, schonungslos verfolgen. Nur sehr selten finden sich solche intelligente Kräfte, die ihr Leben lang den socialistischen Ideen treu und anhängig bleiben." Von sich selber sagt der Verfasser: „Es schreibt dieß nicht ein Jüngling, sondern ein in seinem 56. Lebensjahre stehender Mann, der aus Liebe zu diesen erhabenen Principien freiwillig auf Archimandritenwürde und Bisthum verzichtete, und in die Reihen der Apostel des Socialismus eintrat." Berliner „Vorwärts" vom 3. December 1891.

mußte das Ungeschick dieser Regierer am schwersten büßen. Schon vor zwei Jahren wurde berechnet, daß die Errungenschaften der radikalen Regierung auf dem Gebiete der „Sanirung“ der Staatsfinanzen seien: 66 Millionen neue Anleihen, darunter ein Lotterie-Anlehen, das 6 Millionen eintrug und mit 22 Millionen heimzubezahlen ist, 20 (nach neuester Berechnung 30) Millionen schwebender Schuld und ein Budget mit 17 Millionen Deficit[1]) — für ein Land mit zwei Millionen Einwohnern.

Da mußte das asiatische Departement in St Petersburg denn doch bedenklich werden, so leid es ihm auch that. Herr Pasitsch hatte sich schon als Todfeind Milan's und als das Haupt des Aufruhrs von 1883 dort empfohlen. Nur durch die Flucht nach Bulgarien entging er dem Standrecht. Er ist beschuldigt worden, daß er in dem Kriege von 1885 den Bulgaren seine Dienste gegen Serbien angeboten habe. In Wahrheit bot er zuerst Milan die Aussöhnung an, wenn er die günstige Gelegenheit der ostrumelischen Verwicklung benützen wollte, um in Altserbien und Macedonien einzubrechen, anstatt „den thörichten und unpopulären Kampf für das Gleichgewicht des Berliner Vertrags gegen ein Volk zu unternehmen, welches seine Einigung vollziehe.“ Erst als Milan „thöricht“ blieb, forderte er Waffen von Bulgarien zu dessen Sturz.[2]) Beides konnte sich Rußland gefallen lassen. Auch daß er als geheimer Anhänger des Karageorgiewitsch galt, konnte ihm dort keinen Eintrag thun; im Gegentheile. Noch als Präsident der Skupschtina stellte er sich in Petersburg vor und wurde am Czarenhofe, obwohl er als Nihilist und politischer

---

1) Berliner „Germania“ vom 13. Juli 1890. — Wiener „Vaterland“ vom 17. December 1889.

2) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 30 September 1890. — Wiener „Neue Freie Presse“ vom 11. Februar d. Js.

Verherrlicher des Dynamitmords verdächtig war, mit großen Gunstbezeugungen empfangen und dekorirt.[1])

Nach anderthalb Jahren kündigte sich bereits eine Wendung an. Es handelte sich um eine Bischofswahl. Die Synode der dem Namen nach „autokephalen“, in Wirklichkeit ganz unter russischem Einfluß stehenden serbischen Kirche wählte einen von Rußland begünstigten Liberalen, und als der Cultusminister des radikalen Kabinets die Bestätigung nicht zugeben wollte, mußte das Haupt desselben, Herr Pasitsch, lieber die Entlassung des Collegen annehmen. „Es gewinnt“, wurde damals bereits berichtet, „den Anschein, daß in dem Wettbewerb um die russische Gunst gegenwärtig die liberale Partei, aus welcher der erste Regent, Herr Ristitsch, hervorgegangen ist, einen Vorsprung vor den Radikalen gewonnen hat.“[2]) Es dauerte kein Jahr, so leistete ein Belgrader Bericht, unter Spott und Hohn über die Auflösung der Regierungspartei, folgende Sätze:

„Mit byzantinischer Verschlagenheit sieht Jovan Ristitsch, wie Pasitsch seine Partei die Wege des Verderbens führt, und das Wasser auf die Mühle der Liberalen treibt. Metropolit Michael gibt seinen Segen dazu, und die liberalen Führer vertheilen schon das Fell des Bären. Persiani (der russische Gesandte) aber hat ein seliges Lächeln der Befriedigung in seiner Tartaren-Physiognomie. Wie er Milan verdorben hat, so glaubt er bereits auf dem besten Wege zu seyn, auch die nihilistischen Radikalen wie zwischen zwei Mühlsteinen zu zerreiben. Die Conduitenliste für Rußland führt der Metropolit Michael, und Pasitsch sollte nicht im Zweifel darüber seyn, wie er dort angeschrieben ist. Er und die Radikalen sind den Russen ein äußerst gefährliches Proletariat, welches das verhängnißvolle parlamentarische System ausgebrütet hat. Und auf dieses Urtheil

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 14. März 1890. — Münchener „Allg. Zeitung“ vom 2. Mai 1890.

2) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 6. Oktober 1891.

hat Nelidow, (der russische Botschafter in Constantinopel), erst kürzlich wieder sein Siegel gedrückt, indem er auf der Durchreise durch Serbien in Nisch mit den liberalen Gesinnungsgenossen des Metropoliten Michael herzliche Händedrücke tauschte, in Belgrad aber dem radikalen Ministerpräsidenten, der von Mitternacht bis zum Morgengrauen auf den Orient-Expreßzug wartete, um den Botschafter des Czars zu begrüßen, durch seinen Bedienten einfach sagen ließ, daß er — schlafe." [1])

Außer dem Ruin der radikalen Partei gab es für Rußland einen noch dringlichern Grund, sich den Liberalen zuzuwenden und ihrem Führer, dem Regenten Ristitsch, Generalvollmacht zu ertheilen. Letzterer hatte soeben noch vor der Akademie der Wissenschaften sein panslavistisches Glaubensbekenntniß abgelegt: nicht der Geist des Abendlandes, sondern der „Genius der Orthodoxie" sei der Leitstern Serbiens. Gegenüber den beiden anderen Parteien huldigt die Fortschrittspartei abendländischen Ideen, sie neigt zum „faulen Westen", darum ist sie in Petersburg tödtlich verhaßt, und sie war jetzt plötzlich wieder in Aufschwung gekommen. Nach dem Abzuge Milan's hatte ein geheimes radikales Comité, das ganz unter russischer Leitung stund, ihre Unterdrückung mit allen Mitteln der Gewalt beschlossen; die Regierung wußte es, die Polizei mußte ruhig zusehen, die Regentschaft that ebenso. Ganz Europa entsetzte sich über die gräulichen Pöbelexcesse gegen den Belgrader Parteitag vom 14. und 15. Mai 1889, und das war noch nicht Alles. „Damals," sagt das Manifest der Partei vom 30. Juni 1890, „haben Viele schadenfroh den Schandthaten Beifall gespendet. Und als man einer ganzen Classe von Staatsbürgern, einer ganzen politischen Partei eines der wichtigsten verfassungsmäßigen Rechte streitig gemacht, und ihr sogar jeden gesetzlichen Schutz verweigert hatte, als anläßlich dessen einige hundert Menschenleben in Serbien muthwilliger Weise ver-

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 22. Juli d. Js.

nichtet, einige hundert Häuser serbischer Bürger dem Erdboden gleichgemacht und viele Hunderte an den Bettelstab gebracht wurden: da wurde Alles gutgeheißen, Alles verziehen" [1])

Unter solchem Drucke erließ die Führung der Partei die öffentliche Erklärung, daß sie sich aus dem politischen Leben zurückziehe; ihr einziges Blatt, „Videlo", hörte ein ganzes Jahr lang zu erscheinen auf; die Fortschrittspartei, mit der Milan sieben Jahre lang regiert hatte, war einfach verschwunden. Und jetzt trat sie auf einmal wieder frisch und kräftig auf. „Die gesammte reiche Kaufmannschaft, die Advokatur, der höhere Richterstand, die Professoren der Hochschule und, was sehr charakteristisch ist, der beste Theil der Studentenschaft stehen im Lager der Fortschrittspartei. Auch in der Armee hat sie zahlreiche und einflußreiche Anhänger. In dieser Beziehung kann keine andere Partei sich mit ihr messen. Sogar in der radikalen Partei hat sie mehrfache Verbindungen, die noch aus der Zeit datiren, als Fortschrittler und Radikale gemeinsam gegen den reaktionären Moskowitismus des sogenannten liberalen Regime's kämpften und Pasitsch im Videlo heftige Artikel gegen Ristitsch schrieb. Ihre Versammlungen wurden immer stärker, jene der Radikalen immer schwächer besucht. Auf dem Parteitage, den die Fortschrittspartei hier kürzlich nach zweijähriger Passivität abgehalten hat, erschienen nebst den 24 Mitgliedern des Centralausschusses nicht weniger als 162 Delegirte der einzelnen Lokalausschüsse im Innern des Landes, was deutlich dafür spricht, daß die Partei sich bereits wieder ansehnlich im Lande verzweigt hat. Ueberdies kann man in den fortschrittlichen Organen fast täglich Berichte über die Abhaltung von Parteiversammlungen und die Constituirung neuer Lokalausschüsse lesen." [2])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" v. 1. Juni 1889 u. 15. Juli 1890.

2) Aus Belgrad in der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 5. und 17. August d. Js.

Wie die Dinge in Serbien jetzt liegen, so heißt gegen Ristitsch als Regenten kämpfen, gegen die Dynastie Obrenowitsch kämpfen. Allem Anscheine nach werden beide miteinander stehen und fallen. Man erfährt jetzt erst, daß eine radikale Verschwörung im geheimen Einverständniß mit dem Prinzen Karageorgiewitsch, das ein Conventikel zu Topolja in aller Stille besiegelt hatte, seit geraumer Zeit bestand, so daß Ristitsch mit seinem Staatsstreich eigentlich nur dem geplanten größeren Staatsstreich zuvor kam [1]) Er kannte von vorneherein die alten Verbindungen des Hrn. Pasitsch mit den Karageorgiewitsch; schon vor Jahren war davon die Rede, daß die Skupschtina auf seinen Antrag das gegen diese Familie nach dem Fürstenmord von Topschider im Jahre 1868 erlassene Verbannungsgesetz aufheben solle; namentlich der Königin-Mutter war die dynastische Treue der Radikalen immer verdächtig; [2]) aber jetzt erst, unmittelbar vor dem Schlage gegen das Kabinet, kam Licht in das Dunkel:

„Ristitsch hat noch einen gefährlichen Pfeil in seinem Köcher: das ist der Vorwurf der antidynastischen Gesinnung. Mit diesem droht er nur ab und zu, aber ihn wirklich abzuschießen, hat er noch nicht gewagt. Ueber das Conventikel in Topolja hat er sich zu Pasitsch mit verdächtigenden Vorwürfen geäußert. Gegen einzelne radikale Provinzmatadore ließ er wegen antidynastischer Reden eine strafgerichtliche Untersuchung einleiten. Den radikalen Deputirten Dr. Stanojevic hielt er wegen eines antidynastischen Proclams monatelang im Kerker zu Pozarevac, trotzdem die Skupschtina ausdrücklich ein Gesetz votirte, kraft dessen er unverzüglich hätte freigelassen werden müssen. Auch gab er wiederholt dem Bedenken Ausdruck, daß

1) Belgrader Correspondenz im „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ vom 4. September d. Js.

2) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 29. Oktober 1889 und 5. Februar 1890. — Wiener „Neue Freie Presse“ vom 4. September 1890.

in die derzeitige Skupschtina zu viele Karageorgievichianer Einlaß gefunden hätten, ein Bedenken, dessen Berechtigung allerdings nicht bestritten werden kann, nachdem doch selbst der Präsident des radikalen Deputirtenclubs, der Pope Gjuric, ein notorischer und ausgesprochener Anhänger der Karageorgievich'schen Prätendentenfamilie ist und jahrelang als Emigrant in Cettinje gelebt hat. Es müssen in der That nicht wenige Anhänger der gegnerischen Dynastie als Hechte in dem parlamentischen Karpfenteiche der Skupschtina herumschwimmen, wenn der Pope Gjuric als Präsident an die Spitze des Clubs der Majorität gelangen konnte. Ristitsch glaubt damit einen starken Trumpf in der Hand zu haben, und er legt sich allmälig Alles zurecht, um ihn eines Tages ausspielen zu können. Er ist schlau genug, um dies im passenden Momente zu thun. An dem Tage, an dem er wird sagen können, daß es sich um die Sicherheit der Dynastie handelt, wird er Vieles dürfen, was er jetzt nicht darf. Dann wird er trotz Verfassung auch zu Ausnahmsmaßregeln greifen können, um damit die fehlende Kraft der Liberalen zu ergänzen." [1])

Aber wie paßt das in die russischen Absichten? So gnädig vor dritthalb Jahren der radikale Führer Pasitsch vom Czaren empfangen wurde, so kalt und unfreundlich wurde Herr Ristitsch im Sommer vorigen Jahres behandelt, als er den jungen serbischen König am russischen Hofe vorstellte, dem Czaren sein Pathenkind. Selbst der berüchtigte Metropolit Michael, der das Kind kurz vorher zum König gesalbt hatte, stand in freundlichen Beziehungen zu Karageorgiewitsch, und zur Zeit des serbischen Besuchs an der Newa war nur insoferne eine Aenderung eingetreten, als dieser, der Schwiegersohn des Fürsten von Montenegro, durch den Tod seiner Frau und Zerwürfnisse mit seinem Schwiegervater, hinter letzterm zurücktrat. „Der russischen Politik",

---

1) Belgrader Bericht der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 23. August d. Js., unmittelbar vor dem Ristitsch'schen Staatsstreich erstattet.



so wurde damals auf's Bestimmteste berichtet, „ist es vor Allem darum zu thun, den Einfluß der Königin Natalie zu brechen, von der Jedermann weiß, daß sie kein anderes Ziel hat, als die Nachfolge ihres Sohnes, d. h. die Herrschaft der Dynastie Obrenowitsch, sicher zu stellen, während die russische Politik, im Einklange mit den Bestrebungen der großserbischen Partei, die Erhebung des Fürsten von Montenegro auf den serbischen Thron als ihre vornehmste Aufgabe ansieht". Um dieselbe Zeit hatte der serbische Finanzminister in Petersburg eine Unterredung mit dem Fürsten Nikita, welcher an der serbischen Regierung viel zu tadeln hatte. „Er erging sich, mit einem Anflug oberherrlichen Tones, förmlich in Rügen, daß sich dieselbe viel zu sehr mit ‚der Liquidation der Angelegenheiten des Königs Milan' befasse, und daß sie besser thäte, ihr Wirken den großen Aufgaben Serbiens zuzuwenden; er lenkte die Aufmerksamkeit auf Altserbien und Bosnien und meinte, die serbischen Angelegenheiten müßten von einer starken Hand zusammengefaßt werden." Selbst der Minister von Giers verrieth ähnliche Gedanken.[1]) Und nun will Ristitsch ein Kabinet von ausgesprochen dynastischer, fast milanistischer Farbe einführen, auch einen Cousin Milans und Vertrauensmann desselben, zum dritten Regenten wählen lassen. Sollte der Czar wirklich seinen „einzigen Freund" ganz aufgegeben haben? Wie immer Dem seyn mag, jedenfalls hat Rußland in dem dynastischen Zwiespalt zwei Eisen im Feuer für Serbien.[2])

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. Mai 1891 und Wiener „Neue Freie Presse" vom 22. Mai 1891.

2) Jüngst hat die serbische Regierung selbst ein Schreiben des muthmaßlichen Nachfolgers des Ministers Giers und frühern Generalconsuls in Belgrad, Hrn. Schischkin, an den Minister Pasitsch veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß wegen des Dynastiewechsels wirklich in Petersburg angeklopft wurde. Aber „der Czar wolle von Karageorgiewitsch nicht gerne reden hören", da

Milan hat selbst kurz nach seiner Abdankung in der Unterredung mit einem serbischen Publicisten geäußert: „Als Serbe fürchte ich, daß Europa eines Tages auf Grund unserer eigenen Erfahrungen sagen wird: ‚Das ist ein unregierbares Land!‘ und dann hat es für uns abgeläutet.“ Er schrieb den anarchischen Zustand dem seit 1815 unablässig erfolgenden, mehr oder minder gewaltsamen Wechsel in der Herrschaft der beiden Häuptlings-Familien zu. Damals war mehrfach, namentlich in Officierskreisen, das Verlangen laut geworden, er möge die Regierung wieder übernehmen, und der radikalen Mißregierung ein Ende machen. Dazu fehlte ihm aber der Muth und noch mehr die Lust, sein Pariser Lasterleben daranzugeben. Aus Rußland wurde auch der Regentschaft alsbald ihre Verpflichtung eingeschärft, dafür zu sorgen, daß die Erziehung des jungen Königs nicht einem solchen Menschen in die Hände falle, und „derselbe einst in die Spuren des Vaters trete“.[1]) Sobald er wieder serbischen Boden betrat, war es jedesmal nur, um Geld zu erpressen. Zuletzt stellte er das Angebot, seine staatsbürgerlichen und väterlichen Rechte in Serbien für sechs Millionen baar zu verkaufen. Um die radikale Mehrheit der Abgeordneten dafür zu gewinnen, bezeichnete er seinen ehemaligen Minister Garaschanin als den Urheber der Morde an zwei in Folge des Aufruhrs von 1883 eingekerkerten Frauen. Dessen Widerlegung fiel aber zur Schmach Milans, zur Ehre des Verläumdeten aus, so daß man sagte: dieser, ein Staatsmann, den man politisch todt gehalten, habe seine Auferstehung gefeiert. Er, der Führer der verschwundenen Fortschrittspartei, ihr einziger Vertreter in der Skupschtina, war nun der Sprecher der radikalen

---

er sich für sein Pathenkind, den Sohn Milans, verpflichtet fühle. Immerhin erhellt daraus, wozu Allem das „Asiatische Departement“ des Czaren gut ist.

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 27. September 1889. — Wiener „Neue Freie Presse“ vom 5. September 1889.

Minderheit, welche das Ansinnen Milans für gesetz- und verfassungswidrig erklärte. Mit genauer Noth drückte Pasitsch den Beschluß durch: daß Milan Eine Million für die Verpflichtung bekommen solle, den Boden Serbiens, außer im Falle schwerer Erkrankung des jungen Königs und dann nur auf Einladung der Regentschaft, nicht mehr zu betreten.[1])

Leider ist dem Manne der Titel eines „Königs" nicht, zur Ehre der monarchischen Würde, mitabgekauft worden. Dagegen soll die Maßregel bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes auch auf die Königin Natalie ausgedehnt werden. Seit bald sieben Jahren bereitet der Ehezwist dieses Paares dem Lande fortwährende Unruhe: zuerst die häßliche Geschichte der Ehescheidung und dann die Gehässigkeit, mit der Milan bemüht war, die Mutter von ihrem Sohne und von dem Aufenthalte in Belgrad fernzuhalten. Allen ihren Versuchen setzte auch die Regentschaft den hartnäckigsten Widerstand entgegen, und erst als Ende 1888 die Königin auf den Rath des damaligen Ministerpräsidenten General Gruitsch „als Privatperson" nach Belgrad gekommen war und dort Privatwohnung bezogen hatte, wurde bekannt, daß Milan noch vor seinem Abzuge die Regenten durch ein geheimes Abkommen verpflichtet hatte, seine geschiedene Gemahlin unter allen Umständen von Serbien fernzuhalten. Ristitsch hatte sie brieflich beschworen, im Auslande zu verbleiben, und nun überhäufte er sie mit Vorwürfen, unter Anderm, daß sie die auswärtige Politik Serbiens störe. Es könne ihr ja selbst nicht unbekannt seyn, daß „man sie in Wien für eine ausgesprochene Russenfreundin, ja sogar für die Trägerin einer großrussischen oder, wie man dort zu sagen pflege, panslavistischen Richtung in Serbien halte". Garaschanin trat in einer eigenen Broschüre, und insbesondere in diesem

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 13. und 14. April 1891. Berliner „Kreuzzeitung" vom 25. März 1891.

Punkte, als Vertheidiger der unglücklichen Frau auf. Aber gerade dieses und daß auch die Führer der schärferen Tonart im radikalen Club sich ihrer annahmen, bewog den Regenten zum Aeußersten zu greifen.[1])

Er hatte den Ministerpräsidenten Pasitsch hiefür gewonnen, dieser den Beschluß der Ausweisung in der Skupschtina durchgesetzt, und die Polizei führte den Streich möglichst ungeschickt aus. „Als am 19. Mai 1891 Nachmittags die Königin zum Dampfschiffe escortirt werden sollte, gerieth die Bevölkerung von Belgrad in hellen Aufruhr; die Gendarmen und Gardereiter wurden angegriffen und von den Pferden gerissen, im Handgemenge wurden mehrere Personen getödtet und viele verwundet; den Wagen der Königin zog die Menge in das Palais zurück, vor welchem sie sich zusammenballte und eine drohende Haltung annahm. Erst im Morgengrauen gelang der abermalige Versuch, die Königin auf den Bahnhof zu bringen und in einem Extrazuge nach Semlin zu schaffen. Es hat sich gezeigt, daß die Regenten und das radikale Ministerium das Volk nicht hinter sich haben; gegen eine Resolution der Skupschtina hat sich dasselbe erhoben, und die bewaffnete Macht war außer Stande, dem Willen der Regierung Geltung zu verschaffen. Diese Thatsache ist geeignet, die bisherige Meinung von der Stärke der radikalen Partei und der aus ihrem Schvoße hervorgegangenen Regierung aus dem Grunde zu ändern".[2]) Ein anderer Bericht bemerkt dazu: „Die Regierung würde sich täuschen, wenn sie annehmen wollte, daß die Königin Natalie keine Partei hinter sich habe. Dieß ist durch die Art, wie sich die Bevölkerung der gewaltsamen Entfernung der Königin zu widersetzen versuchte, widerlegt worden, und der Schein

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 17. December 1890; 10. und 18. Januar 1891. — Wiener „Vaterland" vom 24. Dezember 1890.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 20. Mai 1891.

des Märtyrerthums, mit welchem die Königin nun umgeben ist, wird das Seinige dazu beitragen, die Zahl derjenigen, die sich auf ihre Seite stellen, zu vermehren." [1])

Nichtsdestoweniger könnte der allgemeine Eckel vor dem Treiben des Wüstlings in Paris an dem schuldlosen Sohne und der Mutter hinausgehen. Dann würde der Kreislauf zum Verderben, von dessen neuesten Erscheinungen sich nur schwer ein gedrängtes Bild entwerfen ließ, von vorne angehen. So wie dieses Ländchen besteht, kann es nicht gerettet werden. Es ist der türkischen Zucht zu früh entronnen. Es müßte größer werden unter einem abendländischen Fürsten wie Bulgarien und Rumänien, oder in der es halbmondförmig umklammernden Nachbarmonarchie und deren Stammesgenossen aufgehen. Dort könnte sich dann auch der Herr der schwarzen Berge pensioniren lassen, neben dem Exkönig Milan.

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. Mai 1891.

XLVII.

Die Mainzer Katholikenversammlung und die christliche Kunst.

Gut Ding will Weil' haben. Eins nach dem Andern! Viele für Kirche, Staat und Gesellschaft höchst wichtige „Fragen" sind im Laufe der Jahre von den auf dem Gebiete des Positiven wirkenden und aufbauenden Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands aufgegriffen, mit Eifer behandelt und an deren Lösung in ersprießlichster Weise vorgearbeitet worden. Auch die Angelegenheit der christlichen Kunst ist nun von der diesjährigen Generalversammlung in Mainz gleichsam zu einer der vornehmlich wichtigen, die Kirche und die Gesellschaft sehr interessirenden Fragen erhoben, bezw. erklärt worden, deren Förderung mit größerm Ernst und Eifer angestrebt werden müsse.

Dieser letzte Gedanke wurde wohl am meisten während der Generalversammlung von verschiedenen Rednern variirt. Schon in der ersten öffentlichen Rede, welche der Vorstand des Ausstellungscomités, Herr Dr. Müller in Mainz, gelegentlich des Empfanges des soeben gewählten Präsidiums der Generalversammlung in der großen Halle der christlichen Kunstausstellung hielt und die er besonders an die Künstler und an den Klerus adressirte, betonte er mit größtem Nachdruck und, zwar in sehr gewählter Form, aber in echt deutscher und sehr freimüthiger Sprache die Nothwendigkeit, die Misere auf dem christlichen Kunstgebiete scharf in's Auge zu fassen und hier mit Ernst und Entschiedenheit Wandel zu schaffen. Die Zustimmung der Zuhörer und die Antwort des Präsidenten Dr. Porsch zollten ihm Beifall.

Die Ausschußsitzungen für christliche Kunst waren ungewöhnlich zahlreich besucht. Der wichtigste Antrag, dessen Berathung sich durch drei Sitzungen hindurchzog, war jener auf die Gründung einer Gesellschaft christlicher Künstler und Kunstfreunde, welche sich über ganz Deutschland erstrecken und die Förderung der christlichen Kunst praktisch in die Hand nehmen soll, abzielende. Derselbe wurde von Pfarrer Festing im Namen und Auftrag einer bereits geschlossenen Vereinigung von bewährten Künstlern und gelehrten Kunstfreunden aus dem geistlichen und Laienstande eingebracht. In der Begründung seines Antrages wies er auf die nivellirende Arbeit hin, mit welcher die moderne realistische und nihilistische Kunst im Verein mit der Journalistik so erfolgreich Glaube und Sitte bekämpfe, die Wahrheit und Schönheit beeinträchtige, Vorurtheile und feindselige Gesinnungen im Volke gegen Kirche und Christenthum errege, während die arme, verkannte und verhöhnte christliche Kunst wie mit gebundenen Händen dem Treiben ihrer ganz verweltlichten Schwester ohnmächtig gegenüberstehe. Er deutete sodann die Gründe an, warum es mit der christlichen Kunst — trotz verschiedentlicher, vielleicht gut gemeinter aber schwächlicher Anläufe — nicht vorwärts gehen wolle. Er erklärte es für eine Forderung der Billigkeit und Klugheit, den christlichen Künstlern, die diesen Namen in Rücksicht auf ihr Können und ihre Gesinnung verdienen, mehr als bisher entgegenzukommen und ihnen auch Raum für wahrhaft künstlerisches Schaffen zu bieten. Man wolle nun ein vielleicht letztes Mittel zur allgemeinern Hebung der christlichen Kunst muthig und hoffnungsvoll wagen. Der von einer größern Anzahl meist Münchener Künstler, denen sich eine ebenso große Anzahl von Kunstfreunden angeschlossen, unternommene Schritt zur Bildung einer über ganz Deutschland sich erstreckenden Gesellschaft für christliche Kunst würde daher wohl von der Katholikenversammlung freudig begrüßt, anerkannt und empfohlen werden. Herr Bildhauer Georg Busch von München verlas sodann den von der Münchener Vereinigung aufgestellten Statutenentwurf. Nach diesem hat die zu bildende Gesellschaft den Zweck, die Künstler und Kunstfreunde, welche gewillt sind, auf dem Gebiete der Kunst im

christlichen Geiste zu schaffen und zu wirken, zu einer geschlossenen, möglichst zahlreichen und einflußreichen Einigung zum gemeinsamen Streben und Arbeiten für die Interessen wahrer, idealer christlicher Kunst und der ihr mit Beruf und treuer Hingabe dienenden Jünger zu verhelfen. Das Kunstgebiet, das in's Auge gefaßt wird, ist das ganze große der architektonischen, bildenden und zeichnenden Künste, insofern sie zur wirklich künstlerischen Darstellung christlicher Ideen und Anschauungen, christlichen Lebens und Empfindens, für Kirche, Haus und Oeffentlichkeit dienen können. Die Vertreter aller berechtigten, dem Wesen christlicher bezw. kirchlicher Kunst nicht direkt widerstrebenden Richtungen und Stile, sowohl der historisch abgeschlossenen, als auch der fortgeschrittenen modernen Darstellungsformen, sind willkommen, da ja beide je nach den Umständen ihre Berechtigung haben. Die Herausgabe einer Vereinsmappe mit sorgfältigst hergestellten Reproduktionen neuer auserlesener Kunstschöpfungen sammt erläuterndem Text wird beabsichtigt. Ueberschüssige Geldmittel sollen für Herstellung von Kunstwerken zu Verlosungen und Geschenken an arme Kirchen verwendet werden. Eine alljährlich abzuhaltende Generalversammlung wird über die Angelegenheiten der Gesellschaft berathen und beschließen.

Nachdem unter andern auch der Vorsitzende des Ausschusses, Freiherr von Heeremann, der mit großem Geschicke und Verständniß die Sitzungen leitete und die Angelegenheit bei großer Betheiligung erfolgreich durchberathen half, sich für den Antrag erklärte und besonders Hr. Professor Dr. Schnürer wiederholt zu Gunsten desselben das Wort ergriffen hatte, wurden die Statuten im Princip gutgeheißen und der Antrag sowohl im Ausschusse, als auch in der (IV.) geschlossenen Generalversammlung in folgender Fassung einstimmig angenommen: „Die 39. Generalversammlung begrüßt lebhaft die von Künstlern ausgehende Bewegung, eine große über ganz Deutschland sich erstreckende Gesellschaft für christliche Kunst zu begründen, die zugleich Künstler und Kunstfreunde umfaßt. Sie ersucht die Herren Pfarrer Festing, Bildhauer Busch und Maler Fugel (München), bis zur nächsten Generalversammlung

unter Heranziehung aller geeigneten Kräfte die nöthigen Schritte für die Constituirung einer solchen Gesellschaft zu thun und der nächsten Generalversammlung darüber Mittheilung zu machen". Hr. Professor Schnürer, der diesen von ihm formulirten Antrag mit Nachdruck Namens der Sektion vertrat, äußerte sich dahin, es handle sich um eine Vereinigung analog der Görresgesellschaft, und daß wie dort die Vertreter der Wissenschaft sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigt hätten, hier jene der Kunst unter einen Hut gebracht werden wollen, und was dort möglich gewesen, hoffe er auch hier noch verwirklicht zu sehen.

Herr Dr. von Steinle regte noch an, der neue Verein wolle auch dafür eintreten, daß die Bilder, welche die Pfarrer zu vertheilen pflegen, stets dem künstlerischen Geschmack entsprechen. Das Volk verlange farbige Bilder. Der Verein möge daher die Herstellung solcher Bilder in die Hand nehmen. Nachdem der Antragsteller erklärt hatte, daß die Vereinigung allerdings diesen wichtigen Gedanken, wenn auch noch nicht speciell in seinem Statutenentwurf ausgesprochen, so doch bereits in's Auge gefaßt habe, erfolgte die Annahme des Antrags.

Noch vor dem letztern beantragte Pfarrer Festing in derselben geschlossenen Generalversammlung im Namen der Sektion: „Dem Lokalcomité die Anerkennung und den Dank der Generalversammlung dafür auszusprechen, daß es durch die Ausstellung den Bestrebungen christlicher Künstler, selbständig wahrhaft künstlerische Werke auszustellen, mit so großem Eifer entgegengekommen ist, zugleich den Wunsch auszudrücken, daß auch in Zukunft bei den Arrangements der Ausstellungen dieselben Grundsätze,[1] maßgebend sein möchten und daß die Künstler möglichst früh von den Veranstaltungen der beabsichtigten Ausstellung in Kenntniß gesetzt werden."

Hiebei gab derselbe auch eine kurze Kritik der von 214 Ausstellern mit sicher $1^1/_2$ Tausend Objekten beschickten Ausstellung.

---

1) D. h. nur selbständig geschaffene und wirklich künstlerische Werke zuzulassen.

Er theilte die letztern in drei Klassen: 1. alte Kunstsachen, vorzüglich spätgothische, die uns die Periode technischer Virtuosität und reichsten Schaffens der sozusagen bürgerlich gewordenen christlichen Kunst vorführen; 2. neuere Schöpfungen aus unserm Jahrhundert, eine Reihe in ihrer Art unübertrefflicher Werke jüngst verstorbener Meister der christlichen Kunst, der Overbeck, Steinle, Veit, Deger, Ittenbach und Anderer, zu denen er auch den auf seinem Lebensschiff einsam fahrenden genialen Karl Baumeister rechnen möchte. Möge ihr Nazarenerthum in der nachfolgenden Künstlergeneration weiterblühen! 3. Eine ziemlich stattliche Reihe von Arbeiten lebender Künstler, von denen die Ausstellung echt künstlerische und schönheitsvolle Werke jeder Art und Technik, von der Architektur, Malerei, Bildhauerei und Glasmalerei bis zu den Kleinkünsten aufzuweisen habe. Auf diese letzteren, die Werke lebender Künstler, komme es aber bei unsern Ausstellungen vor allem an. Es sei nicht genügend, immer nur vorwiegend mit den Schätzen der Vergangenheit großzuthun. Die Ausstellungen sollen uns ein Bild des künstlerischen Schaffens der Gegenwart bieten, sollen zeigen, was diese zu leisten im Stande ist und thatsächlich leistet. Die Phrase, es gebe keine christlichen Künstler mehr, dürfe man nicht mehr hören, sie sei unwahr. Wir müssen die Künstler nur heranziehen.

Einen sehr zeitgemäßen Antrag brachte Herr Reichstagsabgeordneter Nicola Racke von Mainz zur Annahme: „Die Generalversammlung erachte es als eine ernste Aufgabe der Gegenwart, die unter dem Deckmantel der Kunst sich breit machenden unsittlichen theatralischen und andern Vorstellungen, welche als eine wahre Pest für das christliche Familienleben und die christliche Gesittung bezeichnet werden müssen, mit allen Mitteln zu bekämpfen und es insbesondere den Eltern, Erziehern und allen Verantwortung tragenden Personen als strenge Pflicht an's Herz legen, den in dieser Richtung drohenden Gefahren entgegenzutreten und entsprechende Vorsicht walten zu lassen."

In seiner letzten Rede, mit welcher der Präsident Dr. Porsch die Generalversammlung schloß und einen Rückblick warf auf ihre Verhandlungen und Resultate, bezeichnete er drei aus der

Reihe der gefaßten Beschlüsse, die er noch einmal recht dringend den Katholiken zur Beachtung und Verwirklichung empfehlen wolle, und unter diesen auch jenen bezüglich der Gründung und Ausbreitung der Gesellschaft für christliche Kunst. Er sei erfreut, daß die Ausstellung, sowie die Arbeiten des Ausschusses bereits das Resultat der Grundsteinlegung jenes Vereins erzielt hätten. Dieser freudig und allseitig begrüßte Beginn lasse einen guten Fortgang der Sache erwarten. Er glaube mit einem Redner des Ausschusses an die Zukunft der christlichen Künstler.

Und so wünschen und hoffen denn auch wir, daß der in der Bildung begriffene und von der Katholikenversammlung gutgeheißene Verein immer mehr erblühe, sich ausbreite und befestige und die christlichen Künstler und alle wahren Freunde der Kunst immer inniger und solidarischer umschließe. Möge er die Interessen der echten idealen Kunst und ihrer treuen Jünger mit selbstloser Hingabe, mit Verständniß und Energie vertreten, indem seine Mitglieder den Sinn und die Begeisterung für die Schöpfungen echter Kunst pflegen und nur diesen allein durch Wort, Schrift und That Anerkennung und Geltung zu verschaffen sich bemühen. Möchte daher das Executivcomité schon auf der nächstjährigen Katholikenversammlung über die zur Thatsache gewordene sehr zahlreiche Vereinigung christlicher Künstler und Kunstfreunde und ihre Ausbreitung über ganz Deutschland zu berichten haben und der Verein dann bereits eine große Mappe photographischer Bilder auserlesener neuer, vom christlichen Geiste durchhauchter Kunstwerke vorzulegen im Stande sein.

Festing.

XLVIII.

Kirchenhistorische Studien.

II.

Um Unthat zu beschönigen, die begangen,
Und künftige, nimmt die Lilie, immer frecher,
Den Heiland im Statthalter selbst gefangen.

Verhöhnt leert in Anagni er den Becher
Von Gall und Essig und er stirbt, umgeben
Von jenen, die ihm nah'n als neue Schächer.

Mit diesen Versen, die zu den mächtigsten der göttlichen Komödie zählen, brandmarkt Dante, welcher in dem in Anagni mißhandelten Greise nicht seinen maßlos von ihm geschmähten Gegner erblickt, über den er anderwärts neunmal, in allen drei Reichen des Jenseits das Verwerfungsurtheil ergehen läßt, sondern vor dessen innerem Blicke nur des Pontifikates geschändete Heiligkeit steht, jene schmachvolle Scene brutaler Gewalt, die dem letzten mittelalterlichen Charakter unter den Päpsten, Bonifaz VIII. das Herz brach.

Benedetto Gaetani's Nachfolger war Fra Niccolo Boccasini, Cardinalbischof von Ostia, der sich Benedikt XI. nannte. Sein Pontifikat ist eng begrenzt; ihm folgte Clemens V. Die in so kurzer Zeitfolge völlig veränderte Stellung des Papstthums, wie sie die Namen Bonifaz VIII. und Clemens V. zur Genüge besagen, erklärt denn auch das lebhafte Interesse, welches der unscheinbare, zwischen Bonifaz VIII. und Clemens V. gleichsam erdrückte Pontifikat Benedikt XI. überall findet, wo von dem einen oder andern der beiden die Rede ist. Trotzdem fehlte aber bis jetzt eine den Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Darstellung der Regierungszeit dieses Papstes, über welchen unsere bedeutendsten Historiker sehr auseinandergehende Urtheile gefällt haben.

In dem ersten Hefte der „Kirchenhistorischen Studien“ qietet uns Dr. Funke eine Monographie Benedikt's XI.[1] Die-

1) Papst Benedikt XI. Eine Monographie von Paul Funke. Münster, Schöningh. 1891. VIII. 151 S. 8°.

selbe gliedert sich in sechs Abschnitte, denen eine Einleitung über Quellen und Litteratur vorangeht. (Die hier einschlägigen Untersuchungen von Dr. H. Simonsfeld sind Funke leider entgangen). Die Vorgeschichte Benedikt's, der sich durch eigene Tüchtigkeit Schritt für Schritt emporgearbeitet, seine politische Thätigkeit als Cardinal, seine Wahl finden eine eingehende Darstellung. Die ungemeine Rührigkeit, die er als Papst entfaltete in seiner Thätigkeit für den Kirchenstaat, für Mittel- und Oberitalien, Sicilien, Deutschland, Dänemark, Serbien, Ungarn, die Wiederherstellung des Kirchenschatzes, die Kreuzzugspläne, Ordensangelegenheiten, all das weiß Funke zu einem lebensvollen, fesselnden Bilde zu verweben.

Der Hauptwerth der Funke'schen Arbeit liegt aber wohl ohne Frage im vierten Abschnitte „Frankreich nach dem Tode Bonifaz VIII." Ausführlich wird hier die Politik Philipp's gegenüber dem neuen Papste klargelegt; hiebei wird „der Friedensschluß zwischen Rom und Frankreich" (S. 71—90) in einer von den bisherigen Darstellungen erheblich abweichenden Schilderung erzählt, da Funke den Nachweis führen zu können glaubt, daß zwei päpstliche Schreiben an Philipp (das eine vom 25. März, das andere vom 2. April) geschickte Fälschungen des letzteren sind. Auch die noch in vielen Geschichtswerken sich findende Nachricht, daß Benedikt vergiftet worden sei, wird von Funke mit hinreichenden Gründen abgewiesen.

Funke's Monographie ist mit großem Fleiß und Scharfsinn geschrieben. Sie ist eine glänzende Apologie des so vielfach als wankelmüthig und haltlos geschilderten „beschränkten Mönches", der, wenn er statt der acht Monate seiner kurzen Regierung wenigstens acht Jahre an der Spitze der Kirche gestanden hätte, der Mann gewesen wäre, das Schifflein der Kirche in ein ruhigeres Fahrwasser zu führen. So aber liegt hinter seinem Grabe Avignon, und das landläufige Urtheil entscheidet sich gewöhnlich dahin, daß in Benedikts voraufgehendem Pontifikat auch schon der Anbruch der folgenden Zeit begründet sei. Wie wenig aber die kurze Zeit Benedikts für die Herbeiführung jenes Zustandes, welchen Petrarca zuerst das babylonische Exil der Kirche genannt hat, die Vorstufe gewesen und wie die große Wandlung, die nach seinem Tode eintrat, thatsächlich aus

nichts anderem hervorging, als aus der persönlichen Erwägung und Entschließung Clemens V., das ist jedem nach der Lektüre der Funke'schen Arbeit klar.

Unter dem Titel „Wolfenbüttler Fragmente"[1]) führt sich das zweite Heft der „Kirchengeschichtlichen Studien" ein. Sonderbar muthete uns im ersten Augenblicke dieser Titel an, unter dem ja vor mehr als hundert Jahren Lessing eine Reihe von Schriften veröffentlichte, mit denen der Inhalt des vorliegenden Heftes keine Geistesverwandtschaft hat. Und doch ist der Titel, den Sdralek für seine Arbeit gewählt, nicht unzutreffend, denn es sind Publikationen aus ausschließlich Wolfenbüttler Handschriften, die werthvolles, theilweise ganz neues Quellenmaterial zur Kirchengeschichte des Mittelalters bieten, oder die älteren Publikationen wesentlich ergänzen und berichtigen.

Im ersten Abschnitte (S. 3—85) des in zwei Theile zerfallenden Heftes[2]) behandelt Sdralek cod. Gud. 212, eine kirchenrechtliche Sammlung des Bisthums von Térouane in Nordfrankreich, entstanden zur Zeit des Investiturstreites. Als das Beachtenswertheste enthält die Handschrift das Gottesfriedensstatut der Reimser Provinzialsynode zu Soissons (1092), die Beschlüsse der Synoden von Rom (1099) und Poitiers (1100) und als das Werthvollste 33 Briefe von Päpsten und kirchlichen Würdenträgern, die zum Theil noch gar nicht oder nur höchst mangelhaft edirt sind. Die den Briefen großentheils mangelnde Datirung hat der Herausgeber durch äußere Zeugnisse, Nachrichten aus anderen Quellen festgestellt.

Dem cod. Helmst 454 ist der zweite Abschnitt (S. 86—100) gewidmet. Der Codex, das Werk eines unbekannten

---

1) Wolfenbüttler Fragmente. Analekten zur Kirchengeschichte des Mittelalters aus Wolfenbüttler Handschriften von Max Sdralek. Mit 2 Tafeln Lichtdruck. Münster i. W., H. Schöningh. 1891. (X, 191 S.)

2) I. Theil (S. 1—108), Beschreibung der Handschriften und ihres Inhaltes. II. Theil (S. 109—185), Quellen zur Kirchengeschichte des Mittelalters aus Wolfenbüttler Handschriften.

Compilators, ist eine kirchenrechtliche Sammlung, entstanden in St. Maximin in Trier (um 965) und wurde theilweise schon von den Centuriatoren benützt, wobei wahrscheinlich die jetzt fehlenden Theile (5 Quaternionen) verloren gingen. Von Interesse sind ein Bericht über die Lateransynode (769), zwei sonst nicht vorkommende Papstbriefe (von Benedikt III. und Nikolaus I.), und der Bericht des päpstlichen Cardinallegaten Georg, Bischofs von Ostia, und seiner Begleiter an Papst Hadrian I. über die 786 in Northumberland und in Mercien abgehaltenen Synoden.

Im dritten Abschnitte werden drei theologische Controversschriften aus dem Zeitalter des Investiturstreites besprochen. Hievon war die erste bisher ungedruckt; dieselbe, eingeleitet mit einem in erregtem Tone geschriebenen Briefe, dessen zwei Verfasser sich unter dem Pseudonym „uterque Gamaliel" verbergen, und gerichtet an den „Archangelo Germanie et Illirici",[1]) handelt über die Unzulässigkeit des Besuches der Messen der verheiratheten oder unenthaltsamen Geistlichen. Die zweite ist „die bekannte Erörterung des streitbaren Bischofs Bruno von Segni über die Giltigkeit der Sakramente der Schismatiker, welche er seiner Lobrede auf den hl. Papst Leo IX. (gehalten vor dem Jahre 1109) beizugeben veranlaßt wurde, als man schismatischerseits die Behauptung, daß es vor Leo IX. keine Bischöfe und Priester mehr gab, die nicht selber Simonisten oder von Simonisten ordinirt waren, aufgriff und den Gregorianern die Alternative vorhielt: entweder gibt es also seit jener Zeit überhaupt keinen legitimen Priesterstand mehr in der Kirche, da auch die Gregorianer nur von jenen Leuten ihre Weihen herleiten können, oder die Sakramente der Simonisten sind überhaupt giltig."[2]) Die dritte hier zum

---

1) Sdralek glaubt den Bischof Richard von Albano, den Cardinallegaten für Deutschland als den Adressaten annehmen zu dürfen, als Verfasser der im Jahre 1111 entstandenen Schrift zwei Scholarchen, welche ihrem ehemaligen Schüler, dem praktischen Kirchenpolitiker, mit ihrer Schulweisheit zu Hilfe kommen.

2) Der Abdruck bei Migne, Patrol. CLXV, 1121 D . . . wird wesentlich verbessert und ergänzt.

erstenmal gedruckte Controversschrift behandelt in leidenschafts-loser Art ohne jeden kirchenpolitischen Einschlag die Frage nach der Giltigkeit der Sakramente der Häretiker und Schismatiker.

Die zum Abdrucke gebrachten Dokumente füllen den zweiten Theil des Heftes, dem ein ausführliches Namen- und Sach-register sowie zwei Tafeln in Lichtdruck, Schriftproben aus Cod. Gud. 212, und Cod. Helmst. 454 beigegeben sind.

Ranke bezeichnet einmal kurz und treffend, wenn auch in fremdem Ausdrucke, als die Forderungen an eine geschichtliche Arbeit, die Pflichten des Historikers: Kritik, Präcision, Pene-tration. Daß Funke und Sdralek mit ihren oben besprochenen Arbeiten diesen Forderungen und Pflichten voll und ganz gerecht geworden sind, hiefür ist jede Seite ihrer Publikation ein vollgiltiger Beweis. Es braucht daher nicht fremdes Lob, sondern hier gilt einmal wieder der alte Spruch, daß das Werk den Meister lobt. Daß die folgenden Hefte ihren Vor-läufern an Gediegenheit nicht nachstehen werden, dafür bürgen uns die Namen der Gelehrten, welche an der Spitze dieses für kirchliche Wissenschaft hochbedeutsamen Unternehmens stehen, dem bisher nicht allein von Fachgelehrten, sondern auch vom Seelsorgklerus das lebhafteste Interesse entgegengebracht wurde.

XLIX.

Miscelle.

Aus Tyndalls Neuen Fragmenten.

Gleich seinem Gesinnungsgenossen Huxley ist Tyndall nicht nur einer der Koryphäen der Naturwissenschaften in England, sondern auch auf philosophischem und historischem Gebiet ein tonangebender Schriftsteller. Beide verdanken ihren Einfluß nicht sowohl der Tiefe und Originalität der Gedanken, als der Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung. In Tyndalls neuester Schrift (The New Fragments, London 1892) über-wiegt das Biographische und Geschichtliche. Deutsche Leser dürfte das Lebensbild des Amerikaners Benjamin Thompson

interessiren, der vom Kurfürsten von Bayern zum Grafen von Rumford erhoben wurde. Anziehend sind auch die Notizen über den Engländer Young, den Entdecker der Hieroglyphen. Für den Geographen bieten die Schilderungen aus den Alpen Interesse; Tyndall ist bekanntlich einer der kühnsten Ersteiger der Alpen.

Aus seiner 1880 in Edinburgh gehaltenen Ansprache an die Universitätsstudenten heben wir eine Stelle aus, welche über die Sabbathheiligung in Schottland handelt. Um 1550 wurde verkündigt, daß jeder Schotte der Morgen- und Nachmittagspredigt vom Anfang bis zum Ende beiwohnen müsse. Da nun Viele es kurzweiliger fanden, von einer Kirche zur andern zu gehen, wurde ein neuer Ukas erlassen, der zum Besuch der Predigten in der Pfarrkirche verpflichtete, 1586. Auch das genügte den Prädikanten noch nicht. Man hatte nämlich entdeckt, daß sich Leute fanden, welche nach dem Abendgottesdienst vor den Häusern saßen oder spazieren gingen und so die Hausandacht am Abend vernachlässigten. Es wurde demnach beschlossen, jeden, den die Polizei zu dieser Zeit auf der Straße finde, in den Stock zu legen oder zur Zahlung von 1½ Shilling anzuhalten. Man war mit der Heiligung des Sonntags nicht zufrieden, sondern dehnte die strengen Vorschriften auch auf den Samstag aus. — Die Schotten, sagt Tyndall, fühlten die Verderbniß der menschlichen Natur und legten sie deßhalb in Ketten, ohne sie dadurch zu bessern. „Die Verbindung von brutaler Sünde und Schmutz", so gesteht ein Schotte, „Mangel an Selbstachtung und Unmäßigkeit findet man in den abgelegeneren Straßen der großen Städte Schottlands mehr als in irgend einem andern Lande. Die puritanische Strenge, die dem geplagten Arbeiter jede Sonntagsfreude vergällt, treibt leider noch immer ihr unheimliches Wesen und sieht es viel lieber, daß die ärmeren Klassen den Sonntag mit Trinken, Spielen und noch Schlimmerem zubringen, als daß sie die Stadt verlassen, oder Museen besuchen, an unschuldigen Spielen sich ergötzen."

L.

Ein Blick auf die VI. internationale Kunstausstellung in München.

Von Max Fürst.

Ein nach aller Herren Ländern gesandtes, sinnig gezeichnetes Plakat, das Münchener Kindl darstellend, wie es bestrebt ist, der ernsten Muse der Kunst hilfreich unter die Arme zu greifen, hat in den abgelaufenen Sommermonaten Schaaren von Künstlern und Kunstfreunden wieder zum Münchener Glaspalaste gerufen. „Ausstellungen" bilden nun einmal eines der charakteristischen Merkmale unserer bewegten Zeit, und wir sind bereits an dieselben so gewöhnt, wie an das regelmäßige Schlagen der Thurmuhren. Auch München hat sich bekanntlich auf lange hin sein Programm gemacht und unterscheidet zwischen seinen jährlichen Kunstausstellungen und den alle vier Jahre sich wiederholenden großen internationalen Ausstellungen. Nicht die Freude ob des mannigfachen Schaffens, welche früher solche Schaustellungen zunächst hervorzurufen schien, bildet jetzt allein mehr die Triebfeder; man glaubt vielmehr in solchen Unternehmungen ein hervorragendes Mittel gefunden zu haben, um den auch dem Kunstgebiete immer fühlbarer sich machenden Concurrenzkampf besser und erfolgreicher bestehen zu können. So ist es denn begreiflich, daß man ganz besonders in München, der Kunstmetropole Deutschlands, alle Hebel in Bewegung setzt, um die bisherige führende Stellung und die hiezu

nöthigen Kräfte und Mittel auch ferner zu behaupten. Ob die Erfolge den Hoffnungen immer vollends entsprechen werden, dürfte schwerlich zu bejahen sein, denn die zahlreichen Kunstmärkte und die kolossale Ueberproduktion, die in gar keinem Verhältnisse zur Nachfrage mehr steht, lassen die socialen Schwierigkeiten auch hier in immer bedenklicherem Grade fühlbar werden. Man kämpft ja bereits in vielen Künstlerkreisen thatsächlich mehr um das liebe Brod, als um ehrende Lorbeeren.

Ein Beweis hiefür ist die Art und die Heftigkeit, mit der die Künstler auch unter sich den Kampf um's Dasein führen. Wenn man bedenkt, wie viele Maler und Bildhauer, die sich als Aussteller bei den jährlichen Ausstellungen melden, zurückgewiesen werden, wenn man die nach Hunderten zählenden Abgewiesenen auch der jüngsten internationalen Ausstellung betrachtet, so kann man sich von dem harten Geschicke vieler Kunstbeflissener nicht unschwer einen Begriff machen. Für gar manchen tüchtigen und fleißigen Künstler sind die Stufen des Münchener Glaspalastes schon zu einem tarpejischen Felsen geworden, an den er zeitlebens zu denken verurtheilt ist, da die dort gefallenen bitteren Loose für seine und seiner Familie Existenzbedingungen die nachhaltigsten Erschütterungen mit sich gebracht. Man spricht freilich in schönen Worten gerne vom friedlichen Ringkampf der Künste, man denkt aber dabei nicht im mindesten, wie unfriedlich und oft auch unrühmlich von den Vertretern der Künste gegeneinander gekämpft wird. Nun sind die Wogen dieses Kampfes in München in letzterer Zeit allerdings so hoch und lärmend geworden, daß auch der Fernestehende sie gewahren mußte. Es war sicher kein günstiges Zeichen, die VI. internationale Kunstausstellung fast gleichzeitig mit einer tiefgehenden Spaltung in der Münchener Künstlergenossenschaft inaugurirt zu sehen.

Von dieser mißtönigen Ouverture hörte der Besucher des Glaspalastes in den weiten hohen Räumen nun allerdings

nichts, denn über allen Bildern lag Ruh' und auch die marmornen und gypsernen Statuen schwiegen sich aus — ungestört konnte man der Betrachtung der Kunstwerke sich hingeben.

Das Arrangement war im Großen und Ganzen das gleiche wie bei den letzten Ausstellungen, nur im östlichen Theile, in der deutschen Abtheilung, hatte man auf Kosten früherer geräumiger Säle eine durchlaufende Gallerie eingebaut, die mehr kostspielig als zweckmäßig erschien. Die Absicht, ausgestellte Kunstwerke möglichst frei und unbehelligt von Nachbarwerken zu halten, war wohl die Ursache, daß in dieser Gallerie, sowie in einigen anderen deutschen Sälen eine Raumverschwendung, eine so auffällige Leere sich geltend machte, daß man hätte meinen können, es wären nicht Bilder genug dagewesen, um die Wände etwas reichhaltiger zu bedecken. Da aber gerade das Gegentheil der Fall, so mußte diese Oede um so unangenehmer berühren; es wären ja unter den circa 2000 abgewiesenen deutschen Werken doch wohl hundert gute Bilder noch auszulesen gewesen.

Mehr Raum hatte sich in der nun ablaufenden Ausstellung — zunächst in der deutschen Abtheilung — sicherlich auch durch das auffällige Zurücktreten der großen, umfangreichen Geschichtsbilder ergeben. Sahen wir vor etwa zwanzig Jahren noch eine wahre Hochfluth von historischen Darstellungen, so zeigte sich jetzt eine Ebbe, die viel mit beitrug, daß der VI. internationalen Ausstellung ein eigentlich großer Zug, ein imponirendes Gepräge fehlte. Bei den Franzosen und Spaniern waren allerdings große Bildformate und geschichtliche Stoffe mehr vertreten als bei uns, wo nur das etwas allzu dekorativ gehaltene Gemälde von Th. Rocholl (Düsseldorf) „König Wilhelms Ritt um Sedan“ und ein dem nordischen Sagengebiet entnommener Stoff „Grettir der Geächtete vor dem Gottesgericht zu Drontheim“ von M. Z. Diemer (München) die Geschichtsmalerei größeren Inhalts repräsentirten. Das letztgenannte Gemälde verrieth viel Fleiß und

Studium, doch wußte es — von seiner coloristisch sehr gelungenen Stimmung abgesehen — nicht recht zu fesseln, indem der Held der Handlung zu den mindest geglückten Figuren des Bildes gehörte. Das künstlerische Interesse vermochte auch der für den Erfurter Rathhaussaal bestimmte Gemäldecyklus „Aus Luthers Leben" von E. Kämpffer nicht zu befriedigen, denn die Derbheit der Composition, das rauhe, unsympathisch wirkende Colorit konnten nicht Anspruch erheben, zur würdigen Vertretung der eigentlichen Historienmalerei etwas beizutragen. Es herrscht seit Längerem kein rechtes Glück mehr bei den deutschen Versuchen, geschichtliche Themate in größeren Formen zu behandeln. Wenn den Künstlern die geeignete Schule, richtige Erfassung und die nöthige Begeisterung hiefür fehlt — und dieses scheint angesichts der meisten neueren Erzeugnisse leider der Fall zu sein — so ist es selbstverständlich, daß auch die Beschauer solcher historischen Bilder theilnahmslos und ablehnend sich verhalten.

Etwas vortheilhafter als die Geschichtsmalerei großen Styles zeigte sich im Allgemeinen das Gebiet der religiösen Malerei bestellt; es waren hier die Werke nicht gar so spärlich, und aus einigen derselben leuchteten sogar die Keime einer würdigeren Vertretung, als sie die religiöse Kunst in den letzteren Ausstellungen gefunden. — Freilich ist ja vor etlichen Jahren schon durch gewisse Maler Leben in diese Sparte gebracht worden — aber welches Leben? In die Atmosphäre des Proletarierthums sind die Gestalten der heiligen Geschichte gerückt worden, und man hat mit Jubel dabei verkündet, daß nun der Weg gefunden sei, um auch in der Kunst das Heilige uns menschlich näher zu bringen. Weil es bekanntlich dem Menschen Mühe kostet, sich aufwärts zu bewegen, hat man das Hohe und Heilige heruntergebracht, und der religiösen Kunst, wie man sich ausdrückte, neue, gesunde und erfolgreiche Bahnen geschaffen. Wir bekamen da bekanntlich merkwürdige Dinge

zu schauen, und es müssen gar seltsame religiöse Bedürfnisse gewesen sein, welche Anlaß gaben, die heiligsten Gestalten des Christenthumes nicht nur in's allgemein Menschliche, sondern wie es in mehrfachen Fällen geschehen, sogar tief unter die Durchschnittslinie gewöhnlicher Sterblicher herabzuzerren. — So auffällig und abstoßend nun wie in der Ausstellung des Jahres 1888 dieser Geist zum Ausdruck gekommen, trat er uns dieses Mal nicht mehr entgegen. Die Lust zu Excessen scheint bei den Führern dieser religiösen Kunstreform vorerst etwas abgekühlt und zurückgedrängt zu sein, was wohl verschiedene Faktoren bewirkt haben mögen

Blieb uns somit der verletzende Anblick von wirklich blasphemischen Bildern glücklicherweise erspart, so waren immerhin einige höchst wunderliche Erzeugnisse zu beachten, in denen die krankhafte Sucht, Niedagewesenes zu zeigen, genugsam zur Schau trat. Solches konnte man zunächst an dem Bilde von F. Stuck „Kreuzigung Christi" beachten, die so apart als möglich zur Darstellung gebracht war. Vor diesem ohne jede religiöse Wärme und Empfindung gemalten Bilde, auf welchem in erster Reihe der an ein kurzes aufrechtstehendes Brett gebundene linke Schächer ob seiner scheußlichen Körperform die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, mußte doch wohl jeder Beschauer sich fragen, was denn so eine Vorführung eigentlich bedeuten solle. Mehr als eine in abstoßender Häßlichkeit zur Ausführung gebrachte bizarre Laune des Künstlers konnte man darin wohl nicht ersehen, man mußte nur staunen, daß der doch sonst als Zeichner und Illustrator höchst gewandte Maler hier mit einer so gräulichen Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit sich zu produciren wagte. — F. von Uhde, welcher bekanntlich zu den Hauptvertretern der obenbezeichneten neueren religiösen Kunst zählt, brachte eine „Verkündigung bei den Hirten" und hielt sich hiebei, soweit es seine realistische Auffassungsweise eben zuläßt, in achtenswerthen Schranken. Coloristisch war das Bild nicht ohne Feinheiten, die sich freilich nicht

auf die Figur des Engels erstreckten. Uhde scheint sich überirdische Wesen nun einmal nicht anders als in breitspurigen, schwilligen Formen denken zu können, und der festen Meinung zu sein, daß die besten Vorbilder für Engelsgestalten auf bayerischen oder tirolischen Bauerntheatern zu finden sind. — Eine Bühnenfigur, nur von anderer Art und Gestaltung, schien uns auch der große „Christus am Oelberg" von H. Wilke (München). Während Uhde in Form und Farbe alles Pathos verschmäht, hat dieser Maler ein Effektstück geschaffen, das eben auch nicht angenehm berühren konnte, indem zunächst nur kühle Berechnung auf auffällige Lichtwirkung sich bemerkbar machte. Der sehr leidenschaftlich sich geberdende, an einen Araber mahnende Christus, dem jeder Zug des Dulders fehlt, vermochte in dem Beschauer keine Theilnahme zu erwecken. Auch E. Gebhardt (Düsseldorf), der religiöse Stoffe in einer anderen Weise zu behandeln liebt, und durch mühsam einstudirte archaistische Formen ein Schüler altdeutscher oder flandrischer Meister zu scheinen beabsichtigt, wie dieses in seinem „Christus in Bethanien" deutlich hervortrat, weiß nicht zu packen und noch weniger zu erwärmen. In dem allzu engen Anschluß und Anlehnen an andere Meister und in der sklavischen Wiederholung ihrer Formengebung liegt eben selten ein wirklich künstlerischer Erfolg. Das sahen wir auch aus P. Kießlings (Dresden) „Ringen Jakobs mit dem Engel", in welchem Composition und Zeichnungsart, wie sie Genelli geübt, gewiß geschickt verwerthet, die Selbständigkeit Kießlings aber völlig in den Hindergrund gedrängt erschien. — Da geht L. Heupel, ein Schüler des Münchener Akademiedirektors Löfftz, in seinem Altargemälde „Auxilium Christianorum" einen viel besseren und richtigeren Weg. Die Vorzüge der Vorgänger ebenfalls kennend und dieselben sich nutzbar machend, hält er sich doch von jedem Abklatsch ferne und weiß auf eigenen Bahnen edle und feierliche Eindrücke zu erzielen. Besonders die Schutzsuchenden auf seinem Bilde

waren tief empfunden und von weihevoller Stimmung umflossen. Daß auch F. A. Kaulbach eine würdige Darstellung der Grablegung Christi (angekauft für die Münchener Pinakothek) zu schaffen sich beflissen, darf als gutes Zeichen begrüßt werden. Wir sehen darin doch ein allmähliges Frontmachen gegen die tollen Bestrebungen jener Gruppe, welche die religiöse Kunst ihres Zaubers entkleiden, ihre ethische und pädagogische Bedeutung vernichten möchte.

Vielen Künstlern, die jetzt religiöse Stoffe aufgreifen, liegen solche Absichten glücklicherweise völlig ferne, wenngleich es nicht immer frommer innerer Drang ist, der sie zur Behandlung religiöser oder legendarer Motive veranlaßt. In sehr vielen Fällen dienen diese zunächst nur als günstige Basis, um rein coloristische Zwecke verfolgen zu können. Diesen Eindruck hatten wir u. a. auch von W. Räubers Bild „St. Hubertus", auf welchem ein anziehendes Waldinneres mit großer Geschicklichkeit wiedergegeben und die schöne Legende vom hl. Hubertus — den wir uns allerdings mehr als ritterlichen Herrn, denn als mittelalterlichen Jagdknecht denken — zur dankbaren Staffage genommen war. Dieses, ebenfalls für die kgl. Pinakothek erworbene Gemälde ist jedenfalls solcher Ehrung eher würdig, als der seltsame „St. Georg" von L. Herterich, welcher im vorigen Jahre dort Aufnahme gefunden hat.

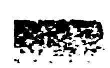
Mit großem künstlerischen Können ausgerüstet, hatten auch aus dem benachbarten Oesterreich einige Maler sehr gute religiöse Bilder geboten. War Rud. Bacher in seinem „Ave Maria" nicht ganz glücklich, so vermochte er dafür in seiner „Mater dolorosa" umsomehr zu befriedigen. Als eine Perle auf religiösem Gebiete mußte unzweifelhaft Julius Schmids „Lasset die Kleinen zu mir kommen" erkannt werden. Bei würdiger Auffassung und Vorstellung, wie sie biblischen Stoffen geziemt, zeigten sich in diesem Gemälde zugleich alle Bestrebungen und Vorzüge moderner Technik in geläutertster Weise. Die Charakteristik der vorgeführten Gestalten war



eine überaus gelungene; die Milde des Heilands, die etwas reservirte Haltung der Jünger, die Zuneigung und Glückseligkeit der Kinder und Mütter sprach deutlich aus jeder Geberde. Wenn solche künstlerische Kräfte, wie hier, weiter walten und schaffen, dann ist nicht zu zweifeln, daß die religiöse Kunst zu neuem wirklichen Aufschwunge, zu neuen Triumphen sich wieder erheben wird.[1]) Es war uns interessant, wahrzunehmen, wie J. Schmid auch der sogenannten Freilichtmalerei etwas näher getreten, wie er es verstanden, das Gute und Berechtigte, das in den Versuchen dieser dem Stuben- und Atelierdämmer entrückten neueren Malart sich kundgab, gleich einer Biene aufzusaugen und seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Die Pleinair-Malerei, die in letzteren Jahren so viel von sich reden gemacht, hat inzwischen überhaupt eine bedeutende Gährung und Klärung bestanden; wenn sie auch manchen Künstler ad absurdum geführt, so war sie anderen doch der Pfad, um zu wirklich bedeutenden künstlerischen Leistungen sich durchzuringen. Wer in der abgelaufenen Ausstellung das fesselnde Genrebild „In der Genesung" von Walther Firle, oder Hermann Kochs „Herzensangelegenheiten" gesehen, der wird zugeben müssen, daß bei weiser Handhabung der Technik und bei gründlichem Studium der Wirkungen des freien Lichtes bisher ungeahnte schöne Erfolge sich erzielen

1) Einen betrübenden Eindruck macht es freilich, wenn für solch' gediegene religiöse Gemälde kein Käufer sich findet. Erwägt man, welch' namhafte Summen doch von Seite der „liberalen" Bourgeoisie für oft ganz unbedeutende Bilder ausgegeben werden, so liegt die Frage sehr nahe, ob jene Kreise, welche den Beruf haben, die religiöse Kunst zu heben, diese ihre Auffassung nicht doch etwas stiefmütterlich auffassen. Wir freuten uns, auf der letzten glänzenden Generalversammlung der deutschen Katholiken in Mainz auch für die christliche Kunst wieder freundliche und wohlwollende Worte zu hören — aber mit den besten Kathederreden allein ist hier nicht viel gethan.



lassen. Es sind somit die maltechnischen Kämpfe der letzteren Periode nicht ohne Nutzen geblieben. — Ueberhaupt können wir uns des Eindruckes nicht verschließen, daß eine gewisse Klärung und Besserung unserer Kunstzustände in mehrfacher Hinsicht im Anzuge begriffen sei.

Freilich haben wir an tollen Produktionen noch genug, und die extravaganten Farbenvergeudungen, wie sie vor allem J. Exter in München und etliche andere Maler zu üben pflegen, zeigen noch immer etwas Fieberzustand im deutschen Kunstkörper an. Daß auch solch' fragliche Leistungen, wie Exters „Welle" und „Verlornes Paradies" Verehrer und Bewunderer finden, kann und darf uns nicht ärgerlich machen; die gespendeten Lobsprüche, wie sie zunächst eine bekannte Münchener Zeitung brachte, sind doch mehr geeignet, Ergötzlichkeit zu bereiten. Wenn von „Farben-Harmonie" da gesprochen wird, wo das normale Auge nur ein Farbenchaos zu schauen bekömmt, muß denn doch mehr Humor als Ernst im Spiele sein. Von Farben-Harmonie und Symphonie kann man wohl bei A. Böcklin, auch bei dessen Nachahmer O. Sinding, der in der Ausstellung durch einen um „das heilige Feuer" gehaltenen antiken Reigen vertreten war, schließlich auch noch von den talentverrathenden Arbeiten der Maler P. Schad und H. Olde reden, aber nicht bei Erzeugnissen, in denen Wollen und Können überhaupt in crasseste Disharmonie gerathen erscheinen.

Der Vollständigkeit unseres Berichtes wegen durften wir letztere Wahrnehmungen nicht unerwähnt lassen; sehr gerne aber bekunden wir bei einem Gesammtblick auf die deutsche Abtheilung nochmals, daß jenes nicht selten an einen förmlichen Hexensabath erinnernde Durcheinandertoben von Experimenten und anwidernden Darstellungen, wie solches in der Ausstellung des Jahres 1888 vielfach bemerkbar war, diesesmal sich nicht mehr kundgab. Mit achtbarem technischen Können ausgerüstet, auch etwas mehr zur inneren Sammlung

gekommen, ist es unseren Künstlern vielleicht jetzt eher möglich, den Faden deutscher Kunst wieder merklicher aufzunehmen, als dieses in den letzten 25 Jahren der Fall gewesen.

Begreiflicher Weise rief man bei uns im Beginn der siebziger Jahre besonders laut auch nach einer nationalen Kunst. Man stellte sich eine Wiedergewinnung derselben ungemein einfach und leicht vor, da man anzunehmen schien, sie „krauche“ etwa auch nur in irgend einem Busch herum, aus dem sie rasch vorgefangen werden könne. Doch gerade die in jener Zeit gemachten Versuche und Anstrengungen führten von einer eigentlich deutschen Kunst weit ab. Unwillkürlich mußte man bei all' dem Hasten und Drängen an die Faust'schen Worte denken: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“ Kein Experiment, kein Herumschauen in den Ateliers der Ausländer wollte nützen, auch nicht die Zuhilfenahme des photographischen Apparates für Studienzwecke erwies sich geeignet, das Gewünschte zu erzeugen. Einige Enthusiasten witterten freilich Morgenluft und verkündeten damals lärmend, daß man auf dem rechten Wege sei, daß deutscher Geist wieder aus deutschen Kunstwerken spreche. In Wahrheit aber entstanden durch fast zwei Decennien zahllose Erzeugnisse, die an alles eher als an deutsches Wesen mahnten. Da war denn doch in einem einzigen Carton von Peter Cornelius, in den schlichten Federzeichnungen Führichs mehr Germanismus enthalten, als in Hunderten vielgepriesener Bilder der letzten Zeit. Man denke doch an Moritz von Schwind oder an Ludwig Richter, um sofort zu ahnen, wo der Pulsschlag einer wirklich deutschen Kunst zu fühlen sei. Ja, wir freuten uns einmal einer solchen, aber leider hat man ihren Besitz nicht lange ertragen, man hat sie ziemlich rasch veräußert und meist ausländische Waare dafür eingehandelt. Schon Karl von Piloty, der zu Gallait in die Schule ging, begann das Abrüsten der nationalen Kunst und setzte farbige Effekte, denen ein kraftvoller Kern fehlte, an Stelle der früheren Richtung.

Daß er keine rechte Befriedigung zu bieten wußte, bewies alsbald die ablehnende Haltung gegen seinen Farbenprunk. Kaum hatte Pilotys bedeutendster Schüler, Hans Makart, mit wahren Feuerwerken coloristischer Geschicklichkeit seine Laufbahn geschlossen, als die Maler für das geblendete Auge nun Beruhigung in trüben, öden, nebelgrauen, ja schmutzigen Tönen und Farben suchten. So war man wohl noch nie von einem Extrem in's andere gekommen, als dieses bei unseren Coloristen sich kundgab. — Wie man aber trübes Regenwetter auch nicht gerne lang erträgt, so mußte auch gegen die Graumalerei bald Antipathie sich zeigen und fühlbar machen. Es kamen nun die Impressionisten, die Träger der „Farbensymphonien", die mit rührendem Eifer alle Regenbogenfarben gräulich durcheinanderhetzten und Sorge trugen, daß manchem Kunstfreund die Augen neuerdings übergingen. Um dieses aufregende, unruhige Treiben zu regeln und hoffentlich für längere Zeit abzuschließen, sind nun gegenwärtig Bestrebungen in Sicht getreten, die dem duftigen Lichte und der kraftvollen Farbe zu einem entsprechenden und berechtigten Gleichgewichte verhelfen, dem künstlerischen Schaffen, soweit es zunächst die technische Seite betrifft, wieder einen gesunden Boden erringen wollen.

Solch' löbliche Versuche gewahren wir zunächst auf dem Gebiete der Genremalerei, das ja des größten Umfanges sich erfreut und zur Zeit wohl als das wichtigste Feld deutscher Malerei betrachtet werden muß. Hier sproßt manch' prächtige Blüthe auf, und auch Gelegenheit ist hier genug gegeben, um dem nationalen Wesen weite Entfaltung zu ermöglichen.

Selbst in der obenerwähnten verworrenen Zeit unseres Kunstschaffens haben ja einzelne wackere Maler immer noch das Feuer des deutschen Herdes gepflegt und dasselbe vor völligem Erlöschen behütet. Wir hatten allzeit Ursache, eines Defregger, der auch in letzter Ausstellung vertreten war, uns zu freuen, und mit ganz besonderem Stolze auf den in seinen

Stoffen viel weitausgreifenderen, gemüth- und geistvollen B. Vautier (Düsseldorf) zu blicken, dessen Werke neben hochachtbarem Können ein so außerordentlich tiefes Eingehen auf das Psychologische im Menschen bekunden, daß wir ihm den Ruhm und Lorbeer eines ersten Meisters wohl unbestritten zuerkennen dürfen. Solche Vorzüge zeigte auch sein Gemälde „Verlassen“, obgleich dasselbe nicht zu den hervorragendsten Werken des Meisters gehören dürfte. Wenn der 60jährige Vautier erklärlicher Weise die Höhe seines Schaffens längst erreicht, so ist die Wahrnehmung beruhigend, daß auf seinen Spuren bereits andere, jüngere Kräfte wandeln und mit wirklich werthvollen Gaben uns zu erfreuen vermögen. Eine solche hatte Franz Doubeck in seiner „Gesangsprobe beim Intendanten“, einem Bilde von ausgezeichneter Stimmung und vollendeter Charakteristik, geboten. Auch Ch. Bokelmann (Düsseldorf) muß hier genannt werden, der in seinem Gemälde „Testamentsabfassung“ eine höchst bedeutende Leistung gebracht, welche nach unserem Dafürhalten das für die k. Pinakothek in München angekaufte gediegene Bild von F. Brütt „Stunde der Entscheidung“ (Scene in einem Gerichtssaal) an künstlerischem Gehalt noch übertraf. — Als tüchtige moderne Genremaler waren u. a. auch M. Hasemann, J. Matiegzeck, E. Brack und die Dame Olga Beggrow-Hartmann zu erkennen; freilich dürfte letztere bei so unbedeutenden Sujets, wie ihr Zwiebel sortirendes Gärtnermädchen darbot, ein etwas bescheideneres Format sich auswählen In dieser Hinsicht wußten die älteren Genremaler das Verhältniß von Thema und Bildgröße viel richtiger und besser zu bestimmen. Die vorzüglichen Arbeiten der Münchener: A. Eberle, G. Jakobides, J. Wopfner, K. Raupp und der Malerin Clara Walther beanspruchten in der Ausstellung nicht allzu viel Platz, vermochten aber durch ihr harmonisches Wesen doch die wirksamsten Eindrücke zu erzielen. Der Hauch von Poesie, mit welchem die genannten Künstler, besonders Wopfner und Raupp, ihre Werke zu beleben wissen,

stellt diese in die Reihe jener Schöpfungen, die zu allen Zeiten den Freunden der Kunst ungetrübte Freude zu bereiten im Stande sind. — Als ein Meister, welcher ebenfalls hohe Anerkennung verdient, erschien uns A. Dieffenbacher in seinem ernsten Gemälde: „Ein schwerer Schicksalsschlag“. Tief ergreifend war hier zu sehen, wie ein in den winterlichen Bergen verunglückter Arbeiter zu Thale gebracht, wie von einem vorausgeeilten, theilnehmenden Manne die Unglücksbotschaft der Familie des Getödteten übermittelt wird. Wer den Ernst und die Schatten des menschlichen Lebens würdevoll zu schildern, Theilnahme und Mitleid mit schwergeprüften Mitmenschen so zu erregen weiß, wie der genannte Künstler es vermochte, der hat sich kein geringes Verdienst erworben. Es kann nicht einzige Aufgabe der Maler sein, nur dem Heiteren und Sonnigen Ausdruck zu leihen. Das Recht, zu rühren und zu erschüttern, liegt nicht ausschließlich innerhalb der Grenzen der Dichtkunst; gerade die Malerei hat Mittel genug, um auch in ernsten Tönen zum Gemüthe der Menschen zu sprechen.

Es war daher nicht die schlimmste Seite der modernen Malerei, das Augenmerk auch dem Gebiete der Arbeit und Armuth zugelenkt zu haben. Die alsbald übliche Spottbezeichnung „Elendmalerei“ schien nicht immer rein ästhetischen Motiven entsprungen zu sein. Wir konnten beachten, daß gerade jene Kreise und Schriften, welche den Künstlern sonst Alles erlauben und nachsehen, beim Erscheinen der „Arbeiterbilder“ in eine gewisse nervöse Erregtheit geriethen. Die Kunst konnte religionsfeindlich sich geriren, sie durfte sinnlich bis zur Gemeinheit sein, man hatte hiefür eher Lob als Tadel; nur bei den Mahnungen an vorhandene bemitleidenswerthe Geschöpfe, welche etliche Artisten sich zu bringen erlaubten, war man empört und ungehalten und appellirte aus Leibeskräften an die hohe Würde, an die aufwärtszeigenden Ziele der Malerei, indem man zugleich von Grenzmarken sprach, denen die göttliche Kunst nie sich nähern

dürfe. Wenn wir selbstverständlich jeder tendenziösen Ausbeutung der Künste entgegentreten müssen, so sind wir aber doch der Meinung, daß es nach keiner Seite schaden kann, wenn bedauerliche sociale Zustände in ehrbarer und ernster Absicht auch mit den Mitteln der Kunst zur Sprache gebracht werden. Die Kunst kann sich nur vor einer gewissen Verflachung bewahren, wenn sie auch den Klagelauten der Menschheit Gehör leiht, wenn sie in ernsten Zeiten mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln es sich angelegen sein läßt, den Uebermüthigen eine Mahnung, den Glücklichen aber einen Hinweis auf minder Glückliche zu geben. So sehr wir nun den Meister loben, welcher trübe Seiten des menschlichen Lebens in der Absicht zeigt, um Milde und Erbarmen zu wecken, so unangenehm berühren uns Bilder, in denen zunächst nur das Behagen an crassen Dissonanzen, an bedauerlichen modernen Vorgängen, den Pinsel gelenkt zu haben scheint, welchen Eindruck wir ganz besonders vor dem Gemälde Th. Essers „Strike" erhielten, auf welchem verzerrte Arbeitergestalten schußbereiten preußischen Truppen gegenüberstanden.

Von solch' widerlichem Bilde wenden wir uns um so lieber zu jenen Leistungen, welche ausschließlich nur Schönheit und Harmonie zu bieten wissen. Dieses dürfte im Gebiete der Genremalerei wohl nicht leicht besser gelungen sein, als in dem geradezu entzückenden Bilde von Franz Simm: „Liebhaberkonzert in der Empirezeit", aus dem uns in denkbar vollendetster, gewissenhafter Durchbildung eine so feine, edle Charakteristik all' der vorgeführten musicirenden und lauschenden Personen entgegenleuchtete, daß wir nicht anstehen, dieses Bild als einen besonderen Juwel der heurigen Ausstellung zu bezeichnen.

Auch in der Abtheilung seiner Landsleute, bei den Oesterreichern, fanden wir Simm durch zwei prächtige Bildchen vertreten. Im Lager Oesterreichs war überhaupt manch' herrliches Kunstwerk zu schauen und die Gesammtwirkung

der hier zur Ausstellung gebrachten Gemälde erwies sich als eine außerordentlich günstige. Wenn F. von Lenbachs Porträte, soweit sie zwischen Stirne und Kinn sich bewegen, gewiß hohe Vorzüge bekunden, so müssen Bildnisse, wie die Oesterreicher Heinrich von Angeli, Julius Schmid, J. Styka, Pochwalski und Maria Müller sie gebracht, zum mindesten ebenbürtig genannt werden. Diese Lebensfrische der Gestalten, diese elegante, auf alle Theile des Bildes sich erstreckende geschickte Durchführung zeigte eine fast beneidenswerthe Fülle künstlerischer Kraft und Schaffenslust. Angesichts solcher Werke fühlte man doppelt den Mißgriff, welcher in der deutschen Abtheilung durch Aufstellung mehrerer höchst sonderbar und wunderlich gearteter Porträte von L. Samberger gemacht worden war. Die gediegenen Bildnisse von A. Schrack, P. Nauen, F. Brückl und A. Erdtelt hatten hier vollauf zu thun, die angedeutete Scharte einigermaßen wieder wett zu machen.

Zu den besten Architektur- und Landschaftsmalern der neueren Zeit dürften die Wiener Künstler Karl Moll („Römische Ruine“) und Emil Schindler gerechnet werden. Ein Bild des letzteren („Pax“) zeigte einen felsenumrahmten, cypressenbestandenen Friedhof, dessen eigenartig feierliche Stimmung tiefen Eindruck erzielte. Ein unser Interesse schon seit Jahren auf sich lenkender Künstler ist der Wiener Adolf Hirschl, der in seinen talentvollen Arbeiten große Eigenart und Selbständigkeit bekundet, hin und wieder aber, wie es in seinem „Prometheus“ der Fall war, etwas bizarrer Auffassung zugeneigt. — Wundervolles Spiel der Wellen weiß B. Knüpfer mit entsprechender mythischen Staffage zu zieren; sein „Tritonenkampf“ fesselte wohl jeden Kunstverständigen in hohem Grade. Schöner kann Luft und Wasser im Bilde nicht mehr gezeigt werden, als dieser Künstler es gethan. Die Landschaftsmalerei zeigt sich in Oesterreich wie in Deutschland überhaupt auf außerordentlicher Höhe. Wie die Wiener: K. Hasch, Lichtenfels, Ad.

Kaufmann und Andere zu entzücken vermochten, so wußten ja auch die in der deutschen Abtheilung aufgestellten Werke von K. Ludwig, E. Plaß und C. Lessing (Berlin), von K. Böhme (Karlsruhe), K. Becker und A. Lins (Düsseldorf), von O. Vollrath und L. Willroider (München) begründete Bewunderung hervorzurufen. —

Der vornehme und gute Eindruck, den die Werke Deutsch-Oesterreichs machten, erstreckte sich theilweise auch auf jene Ungarns. Ein größeres Genrebild „Das Vesperbrod“ von L. von Flesch-Bruningen behauptete dort den ersten Rang. Die Darstellung all' der Kleinen, welche unter treuer Obhut von barmherzigen Schwestern im Freien da ihre Atzung entgegennahmen, wirkte sicher entzückend auf alle Beschauer. Hin und wieder leuchten bei den Ungarn die Farben mit ganz besonderem Feuer, und die einstmalige Münchener Pilotyschule scheint in Budapest unter Führung des talentvollen Akademiedirektors G. Benczur, der durch ein paar prächtige Leistungen vertreten war, ihre Nachblüthe zu feiern. Etliche Ungarn, wie A. Dudits und K. Ferenczy versuchen sich allerdings in entgegengesetzter Weise und huldigen in monotonem Pleinairismus einer Malart, die dem vollblütigen Wesen des Magyarenthums wohl am allerwenigsten entsprechen dürfte. —

Wenn wir bei den östlichen Nachbarn zumeist harmonische Farben und den Ausdruck sicheren behaglichen Schaffens wahrnahmen, so trugen hingegen unsere nördlichen Nachbarn, die Dänen, eine ganz andere Physiognomie zur Schau. Diese hatten die Ausstellung sehr reichlich beschickt, aber doch wußten sie wenig anzuziehen. Man gewahrte da manches Experiment, das an Theile der deutschen Abtheilung im Jahre 1888 erinnerte. Der Schwerpunkt des Probirens scheint jetzt nach Norden gerückt zu sein, denn die tollsten und scheußlichsten Farbenanwendungen der ganzen Ausstellung — von den berührten Exter'schen Leistungen abgesehen — konnte man hier finden. Die Darstellung „Adam und Eva im

Paradiese" von Ch. Zahrtmann, ein „Arkadien" von Harald Slott-Möller, mehrere Landschaften, welche V. Pedersen geboten, waren coloristische Novitäten ersten Ranges. Zeigten die genannten Maler einen förmlichen Farbenrausch, so waren hingegen andere überaus nüchtern und frostig, und dokumentirten die Zerfahrenheit modern dänischer Kunstbestrebungen in auffälligster Weise. Unter dem Vielen, das gezeigt ward, standen freilich einzelne Leistungen, wie „Pferde" von O. Bache, „Fischer am Strande" von M. Ancher, auf achtbarer Schaffenshöhe. Hervorragenden Kunstgenuß aber konnten hier doch nur die schönen, stimmungsvollen Landschaften von Hans Dall, Th Niß und das überaus prächtig gezeichnete und gemalte Genrebild von K. Thomsen „Bischöflicher Besuch im Pfarrhause" bieten, welch' letzteres im Besitze der kgl. Gallerie zu Kopenhagen sich befindet.

Viel weniger Dissonanzen als bei den Dänen fanden sich erfreulicher Weise bei den schwedischen Künstlern. Der Gesammteindruck zeigte allerdings eine weitgehende Schlichtheit und Kühle, man merkte sehr deutlich, daß es Nordlandsmaler sind, die andere Umgebung schauen und andere Luft athmen, als Italiener und Spanier. Gegen die Farbenpracht, welche letztere zu entfalten lieben, verhielt sich die Eintönigkeit der skandinavischen Ausstellung wie Polargebiet zu Südlandszauber. Völlig verkümmert ist übrigens bei den Schweden kein Kunstzweig, wenn auch einzelne Früchte etwas herbe und hart gerathen erscheinen. Solches war der Fall bei dem durch Composition und Farbe wenig anziehenden historischen Gemälde „Magnus Stenbock in Malmö" von G. Cederstroem in Stockholm. Hoffentlich besitzt man in Skandinavien bessere Werke dieser Sparte! Um so erfreulicher wußte dafür das herrliche Genrebild „Nach der ersten Communion" von dem hochbegabten, meist in deutschen Kunststädten sich aufhaltenden K. Frithjof Smith zu wirken. Zeigte dieses treffliche Gemälde auch in Bezug auf die Technik meist Anklänge an die besten Kunsterzeugnisse Mitteleuropas, so bekundeten die höchst

gediegenen Porträte der Maler H. Gardon und Joh. G. Rosen, sowie das tüchtig gemalte Matrosenbild von A. Hagborg zunächst wieder die nordische heimathliche Art und Kunstweise. Welch' geschickter Handhabung sich in Schweden die Pastellmalerei erfreut, bewiesen die vielen prächtigen Arbeiten, welche A. Wallander aus Stockholm zur Ausstellung geschickt. Daß außerdem auch einige Werke sich fanden, die in Wahl des Stoffes nicht gerade anziehend waren, soll nicht verhehlt bleiben; in dieser Hinsicht machte ja eigentlich keine Nation, keine Schule eine rühmliche Ausnahme. Doch gab vielleicht die auch in's Ausland gedrungene Kunde von dem für die Münchener Pinakothek vor etlichen Jahren erworbenen Liebermann'schen Bilde, auf welchem ein ihre Ziege dahinzerrendes häßliches Weib dargestellt ist, die besondere Veranlassung, der schwedischen Abtheilung eine „Hundehexe“ von F. Fleischer zuzutheilen, die wohl bei den Beschauern eine gewisse Heiterkeit hervorrief, der besagten Abtheilung aber keinesfalls zur Zierde gereichte. Ein passenderes Seitenstück zu dem in der königl. bayerischen Gallerie prangenden Bilde Liebermann's könnte doch nicht leicht mehr angeboten und gefunden werden, als in dieser ihre bissigen Köter dahinschleifenden wahrhaft scheußlichen Weibsgestalt.

Geschlossene, einheitliche Stimmung zeigten die Werke holländischer Maler. Kein lärmend mißtöniges Wesen drängte sich da auf; eine gewisse Leidenschaftslosigkeit, eine Ruhe machte sich geltend, die in einzelnen Leistungen fast von einschläfernder Wirkung sein konnte. Mit Ausnahme historischer Bilder waren alle Sparten der Malerei wohl gepflegt und vertreten. Das Beste bot sich unstreitig in der Landschafts- und Thiermalerei. Aus ersterem Gebiete wurde sogar ein in coloristischer Hinsicht höchst bedeutendes Gemälde „Sandgräber in den Dünen“ von W. Tholen für unsere Pinakothek angekauft; der etwas öde Gegenstand dürfte freilich Wenigen sympathisch sein, und die Erwerbung von Landschaften, wie sie Ph. Sadée, Stortenbeker und van Sande-

Backhuysen geboten, würde sicherlich allgemeineren Beifall gefunden haben. Bekanntlich betreibt man in Holland mit besonderer Vorliebe die Aquarell- und Pastellmalerei. Auf diesem Gebiete sind daher bewundernswerthe Erfolge zu verzeichnen; zunächst brachte die Künstlerin Therese Schwartze Pastell-Porträte, welche durch technische Geschicklichkeit, durch Schönheit und Sicherheit der Zeichnung so hervorragten, daß in dieser Art nicht leicht mehr Besseres zu bieten sein dürfte.

Von der Monotonie, die über einem großen Theile der holländischen Werke lagerte, war bei den Belgiern wenig wahrzunehmen. Da konnte man neben gediegenen Porträts, Landschaft-, Thier-, Blumen- und Genrebildern doch auch einige sehr interessante, wenn auch stark archaistisch gehaltene geschichtliche Entwürfe beachten, die A. de Vriendt für Ausschmückung des Rathhauses in Brügge gefertigt, welche großes Können und ein tiefes Studium des Künstlers, zugleich aber auch die Regsamkeit verriethen, mit der man in Belgien die monumentale Malerei zu pflegen bedacht ist. Zu den bedeutendsten geschichtlichen Darstellungen der ganzen Ausstellung gehörte auch J. van Geverdoncks „Auszug der französischen Armee von Moskau“. Die Tragik des Vorganges sprach ergreifend zu Gemüthe; wir hätten nur gewünscht, daß dieser gewaltige Stoff auf der großen Leinwand erschienen wäre, auf welcher ein anderer Belgier, E. Claus, seine „Rübenernte in Flandern“ so anspruchsvoll zur Schau gebracht.

Räumlich nicht sehr ausgedehnt, aber höchst beachtenswerth erwies sich diesesmal die Ausstellung englischer Kunstwerke. Im Hinblick auf frühere Vertretungen, in denen ein seltsames Gemisch von künstlerischen und dilettantenhaften Leistungen sich kundgab, hatten wir bei jüngster Gelegenheit einen ungleich anderen, viel einheitlicheren und vortheilhaft wirkenden Gesammtcharakter wahrzunehmen. Es fehlte zwar auch nicht an Werken, denen wir keinen Beifall zollen konnten, und wieder andere waren da, vor denen wir dieses nur be-

dingungsweise zu thun in der Lage uns fanden. Zu ersteren zählten die häßlichen „Badende Knaben", sowie der „Ringelreihen" von Stott of Oldham, ebenso eine höchst ungeschickt vorgeführte „Maria Verkündigung" von Marianne Stokes; zu letzteren das große, farbige Bild von F. Leighton „Perseus und Andromeda", welches bei vielen, der alten Schule entlehnten Vorzügen doch in der Composition zu architektonisch, förmlich mit Maß und Richtscheit aufgebaut und durchgeführt erschien. Mit gemischten Gefühlen standen wir ferner vor Arthur Hackers Darstellung „Pelagia und Philemon". Das gewählte Thema scheint frühchristlichem Legendenkreise entnommen und hat schon in Kingsley's Roman „Hypatia", welcher dem Künstler Anregung bot, Verwerthung gefunden. A. Hacker verfügt über ein Können, an das nicht allzu viele Maler hinanreichen, über hochentwickelte Empfindung für rhythmischen Linienfluß, über ein bezaubernd mildes Colorit. Sein Gemälde ist von eigenartig ergreifender Wirkung. Daß er aber St. Pelagia fast vollständig entblößt in den Wüstensand hingestreckt zeigte, mußte unangenehm berühren. Gerade bei dem wunderbaren Zauber ihres Antlitzes, der die schöne, von den Wellen dahingetragene „hl. Philomena" von P. Delaroche in die Erinnerung rief, empfanden wir es als eine der frommen Gestalt zugefügte Verletzung, sie ohne umfassendere Hülle so vor die Augen aller Vorübergehenden gebracht zu sehen. Der Eindruck wäre vielleicht minder peinlich gewesen, wenn der Maler die Aureole über dem Haupte der Liegenden weggelassen hätte, auch ohne dieselbe würde das Gefühl hoher Achtung, welches sonst Nuditäten sicher nicht entgegengebracht wird, der von ihm gezeigten, edlen, theilnahmeerregenden Frauengestalt nicht versagt geblieben sein. — Wenn der englischen Abtheilung diesesmal die vielbewunderten Bildnisse von H. Herkommer fehlten, so war das Porträtfach dennoch ausgezeichnet durch andere Meister vertreten. Gleichwie in mehreren höchst anmuthigen Genrebildern, so zeigte sich auch in der Bildnißmalerei am

kennbarsten die Fühlung mit deutschen Elementen und die Zugehörigkeit zur großen germanischen Völkerfamilie. Einzelne brittische Maler, besonders R. Sauber und Dudley Hardy, tragen allerdings so starke Anklänge an Frankreich zur Schau, daß ihre Werke mit französischen Erzeugnissen leicht zu verwechseln sind.

(Schluß im nächsten Heft.)

LI.

Ludwig XIV. in Frankreich und die Moral in der Geschichte.

II.

Schwer mit den Begriffen von Königsstolz vereinbar dünkt uns aber die tiefe Verstellung Ludwigs gegen Fouquet, den er gänzlich in trügerische Sicherheit lullte, noch schwerer der Gedanke, den Oberintendanten in seiner Eigenschaft als Hauswirth, bei dem der König zu Gaste war, während des Festmahles verhaften zu lassen. Eben so traurig ist es zu bemerken, daß die Privatrancune des Monarchen bei der Verfolgung Fouquets eine gewisse Rolle spielte. Ludwig wollte seinen Finanzintendanten zum Tode verurtheilt sehen, und es scheint sehr glaublich, daß er nicht nur den Defraudanten des Staatsschatzes, sondern gleichzeitig seinen Nebenbuhler bei der Lavalliere oder vielmehr den kühnen Sterblichen treffen wollte, der die Augen bis zu der königlichen Maitresse zu erheben wagte.

Die Noblesse des Monarchen hielt auch nicht Stich, wo es sich um finanzielle Einnahmen handelte. Es ist begreiflich, daß Colbert, als Finanzminister, zu fiscalischen Maß-

regeln geneigt war, wenn diese auch mit wohl erworbenen Rechten collidirten, weniger aber, daß Ludwig solche Maßregeln guthieß. Philippson sagt wohl: „Das öffentliche Vermögen betrachteten Ludwig XIV. und sein Minister als unantastbares Gut, dessen Veräußerung an sich und für immer ungiltig sei". Der Monarch machte aber zu seinen Gunsten bekanntlich eine Ausnahme und schöpfte aus dem Staatsschatze zu guten wie üblen Zwecken, wie es ihm einfiel. Mit welchem Rechte wurden die seit dreißig Jahren redlich erworbenen Adelspatente cassirt? Mit welchem die veräußerten Staatsdomänen ohne Rücksicht auf die Aenderung des Geldwerthes gegen Vergütung des Ankaufspreises eingezogen? Was dem Absolutismus des Hofes entgegenstand, wurde unerbittlich abolirt und selbst die Befugniß der Parlamente auf das bloße Vorstellungsrecht eingeschränkt.

In der auswärtigen Politik trug Ludwig eine Rechtsverachtung zur Schau, wie sie weder von Griechen noch Römern, und nur viel früher von den babylonischen und assyrischen Eroberern geübt worden war. Diese Verachtung war die Frucht des durch und durch faulen und falschen Grundsatzes, daß Rechtsbedenken im Verkehre von Reich zu Reich unstatthaft seien. Das Staatsinteresse stehe hoch über jedem Rechtsverhältnisse und Verträge seien nur so lange verbindlich, als sie den Vertragschließenden nicht zur Last werden. Als ein frevles Spiel müssen die auf das Devolutionsrecht gegründeten Ansprüche Ludwigs auf einen Theil der spanischen Niederlande betrachtet werden. Ludwig konnte so gut wie jeder nur mittelmäßige Kenner des Völkerrechtes wissen, daß der französischen Krone aus einem Partikularrechte Brabants kein Recht auf niederländische Landestheile erwachse.

Die Politik, welche Ludwig seit Anfang seiner Selbstherrschaft bis zu seinem Lebensende beobachtete, bildet eine lange Kette von Wort- und Treubrüchen, Unaufrichtigkeiten und Täuschungen jeder Art. Dennoch wird „von der ge-

schickten Diplomatie“ Ludwigs geredet und seinen Ministern der auswärtigen Angelegenheiten mit vollen Händen Weihrauch gestreut. Es dünkt uns nicht unrecht, eine derartige Politik verbrecherisch zu heißen, und die Urheber nicht sowohl als große Staatsmänner zu lobpreisen, denn als Missethäter zu brandmarken. Wer sich aber mit Uebelthätern umgibt und ihnen Vollmacht zur Verübung von Unrecht ausstellt, wird kaum für einen tugendhaften Monarchen gehalten werden. Zu den Eigenthümlichkeiten der Regierung Ludwigs zählte übrigens auch sein Gefallen an der Uneinigkeit der eigenen Minister und Rathgeber; so wissen wir, daß die Feindschaft zwischen Colbert und Louvois des königlichen Beifalles sicher war.

Es darf bei dem politischen Latitudinarismus Ludwigs nicht befremden, daß er, von jeder Solidarität der Throne absehend, die Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Fürsten, wo es einen Vortheil zu erringen galt, unterstützte, so z. B. die ungarischen Malcontenten gegen Kaiser Leopold, die Portugiesen wider Spanien, daß er ferner zu dem in Frankreich alterprobten Mittel der Bestechung fremder Fürsten und ihrer Minister griff. Das letztere Mittel erfüllte seinen Zweck oft besser und ausgiebiger als die Siege seiner Feldherren. Was konnte der abendländische Sultan für größere Erfolge heischen, als die Erklärung des Ministers seines Hauptgegners, des Fürsten von Lobkowitz, daß er der treue Diener des französischen Königs sei und bleibe, und ihn mit der gleichen Liebe und Verehrung umfasse, wie seinen eigenen Herrn, den deutschen Kaiser.

In Polen wurde Johann Sobieski unter den Auspicien Frankreichs zum König gewählt; auf Ludwigs Veranlassung sandte der neue Polenkönig den ungarischen Rebellen sechstausend Mann zu Hilfe. Tököli anerkannte dieses Freundschaftsstück nach seinem vollen Werthe und ließ Münzen mit der Umschrift: „Ludovicus XIV. Galliae rex, defensor Hungariae“ schlagen.

Ludwig war im Grunde ein königlicher Schauspieler, wie Augustus ein kaiserlicher Histrio war. Er gab sich niemals natürlich, ließ sich von keiner Herzensregung bestimmen, gönnte selbst keiner Leidenschaft Einfluß auf seine Haltung. Er spielte eine Rolle und agirte sie so vortrefflich, daß ihn nichts aus derselben zu bringen vermochte. Daher die allerdings erkünstelte, aber unzerstörbare Ruhe, die stets verbindliche, aber würdevolle Haltung. Mit dieser anscheinend philosophischen Seelenstimmung stand die große Empfänglichkeit für Schmeicheleien aller Art im Widerspruch. In der Begierde nach Weihrauchduft überschritt der König selbst die Grenzen weiser Mäßigung, wie er sie auch nicht bei dem geringsten Widerspruch zu wahren verstand. Bei dem Manne, der, obgleich kein Tapferer von Natur, selbst Muth und Unerschrockenheit zu erkünsteln wußte und am Schlachtfeld sich so wie in seinem Salon bewegte, ist die unverholene Todesfurcht, die er an den Tag legte, bemerkenswerth. Er mochte nicht gerne vom Tode hören, auf einen Friedhof sehen, und soll Versailles der Residenz von St. Germain einzig darum vorgezogen haben, weil man von den Zinnen des Schlosses von St. Germain in weiter Entfernung die Thürme des königlichen Mausoleums von St. Denis gewahrte.

Ludwig erwies sich der Literatur und den Künsten hold, nicht sowohl um ihrer selbst willen, sondern mehr nur als Mittel zu seiner Selbstverherrlichung, nicht einmal wie Augustus, der seine Hofdichter zur Empfehlung des neuen Regierungssystems benützte und den Cäsarismus als die tauglichste Staatsform anpreisen ließ. Der König wollte nur persönlich bei Mit- und Nachwelt gerühmt und unsterblich gemacht werden. Hiermit war aber auch der Literatur ein besonderer Zielpunkt gesetzt. Sie mußte sich einseitig nur mit der Apologie des großen Monarchen beschäftigen und denselben unter der Maske der gewaltigen Heroen des Alterthums dem Publikum vorführen. Wer ihm gefallen wollte, durfte die Phantasie nicht frei walten lassen, sondern mußte einem ge-

wissen Utilitarismus huldigen. Unterwerfung unter den königlichen Willen, Enthaltung von jedem ideellen Aufschwung waren die Grundsätze, die man am liebsten verkündigen hörte. Nicht mit Unrecht behauptet der Autor des „Zeitalters Ludwig XIV.“, [1]) daß die ausgezeichnetsten Schriftsteller der sogenannten großen Literaturperiode Erbstücke der Vergangenheit, aus der Zeit Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. waren und die jüngeren Kräfte mit Ausschluß Moliere's nichts oder nicht viel taugten. In der That ist es nur Racine, der aus der Menge der jüngeren Dichter hervorragt, und dieser Eine schmiegt sich der Unnatur des französischen Dramas seiner Zeit so liebend an, daß selbst seine großen und unläugbaren Vorzüge beeinträchtigt werden mußten.

Auffallender Weise war es aber nicht die Literatur, welche den Staatsschatz am meisten in Anspruch nahm oder wohl gar zum Ruin der Finanzen beitrug, denn die Kosten wurden nur auf 80,000 Livres jährlich veranschlagt, sondern die Baukunst. Ludwig war ein leidenschaftlicher Bauherr und in dieser Beziehung für einen andern und späteren König gleichen Namens durch sein Beispiel und Vorbild verhängnißvoll. Er wußte, daß der Stein eine allen Menschen verständliche Sprache redete und alle Lobeshymnen der Dichter überdauerte; kein Wunder, daß er den Stein als Herold seines Ruhmes jeder andern Stimme vorzog. Ludwig baute also und verbaute während zwölf Jahren 446,247,786 Frs., jedes Jahr die Summe von 37,187,315 Frs. Zu den Versailler Bauten wurden die im Frieden sonst unbeschäftigten Soldaten verwendet. Die Leute arbeiteten bis an den Oberleib im Wasser und gingen erbärmlich zu Grunde. Der französische Pharao verfuhr mit seinen christlichen Unterthanen schlimmer, als der Beherrscher Egyptens mit den jüdischen Arbeitern an den Pyramiden. Dreißigtausend tapfere Männer

---

1) Allgemeine Geschichte von W. Oncken: Das Zeitalter Ludwig XIV. von Dr. Martin Philippson.

unterlagen den furchtbaren Strapazen des Wasserbaues; hätte man sie in die Steinbrüche geschickt, wie eingefangene Sklaven, sie wären besser daran gewesen. Also wurde Geld und Blut in unverantwortlicher Weise verschwendet. Hatte Colbert auch eine Menge Finanzquellen fließen gemacht, die man früher nicht kannte, so reichten doch auch diese Brunnen nicht aus, den unersättlichen Abgrund der königlichen Verschwendung zu speisen. Ludwigs Hoffeste kosteten so viel als die Gastmahle der alten Cäsaren. Der Monarch trug an Schmuck allein den Werth von sechszehn Millionen Livres an sich. Die Tafel war verschwenderisch bestellt, die Beleuchtung fabelhaft und die Gastgeschenke bestanden häufig in großen Brillanten.

Colbert wagte es, gegen die Vergeudung des Staatsschatzes bescheidene Vorstellungen zu machen; er änderte an der Hofhaltung nichts, büßte aber allmählig die Gunst des Königs ein. Was die Baulust, der beständige Krieg und die Festfreuden am Hofe nicht fraßen, das zehrte die Maitressenwirthschaft auf. Der König gründete eine Anzahl Familien, welchen ein fürstlicher Haushalt geschaffen werden mußte. Die Lavalliere zwar strebte nicht darnach sich stets zu bereichern, die andern Favoritinen waren dafür minder uneigennützig und streckten ihrem königlichen Liebhaber die hohle Hand entgegen. Der Monarch überschüttete die weiblichen Geschöpfe, die er mit seinem Wohlwollen beehrte, mit einem Goldregen. Namentlich war es die jugendliche Fontange, die ihre Reize theuer verkaufte. Sie mochte sich, wie weiland die mythische Danae, in Gold baden. Das kam aber dem Frankreich des großen Ludwig hoch zu stehen, so hoch, daß die Truppen der sehr christlichen Majestät in den letzten Jahren des spanischen Successionskrieges unbesoldet blieben und ihres Leibes Nothdurft erbetteln mußten. Es war zur Zeit des höchsten Ruhmes Ludwigs (1678), daß der Venezianer Domenico Contarini berichtet: „Frankreich seufzt unter der unerträglichen Tyrannei und das Volk kennt nur Einen

Wunsch, daß sich etwas begebe und ereigne, die Zeit der Prüfung abzukürzen und den jammervollen Zustand zu beendigen." Foscarini spielt selbst auf geheime Revolutionsgelüste an. In der That kam es zu einigen Erhebungen, die aber im Blute der Aufrührer erstickt wurden. Der Verfasser des „Zeitalters Ludwig XIV." bemerkt zur Periode seines Höhepunktes: „Die Unzufriedenheit, das Mißvergnügen waren denn auch allgemein im Lande! Während die Nachwelt die glänzende Epoche Ludwigs XIV. bewundert, war diese für die Mitwelt eine Zeit der Unterdrückung, des Jammers und Elends."

Die öconomische Richtung Colberts, der den Hauptaccent auf die Industrie legte und sich um das Befinden der andern Stände nicht kümmerte, vollendete den Ruin des französischen Volkes. Die Nationalpolitik Colberts schrieb dem ländlichen Producenten den Preis seiner Erzeugnisse in einer Art vor, die ihn zum Bettler machen mußte, während die industriellen Abnehmer dabei prosperirten. Selbst die Gouverneure der Provinzen, die gewiß nicht von unzeitigem Mitleid angekränkelt waren, erschöpften sich in Gegenvorstellungen. Der Statthalter der Dauphiné schrieb 1675 an Colbert: „Ich kann nur die außer allem Zweifel dastehende Thatsache melden, daß die große Mehrzahl der Bewohner meiner Provinz sich des Winters nur von Wurzeln und Kräutern und mit einem aus Eichelnmehl gebackenen Brode nährt, während sie seit Anbruch des Sommers Baumrinde nagt und sich mit dem Wiesengras vollstopft."

Das Deficit wurde perennirend trotz des Steuerdrucks, dessen Unerträglichkeit erst bei einem Vergleiche mit den Staatsausgaben unserer Zeit vollkommen sichtbar wird. Man muß nämlich in Erwägung ziehen, daß das Geld vor 230 Jahren einen ohne Vergleich höheren Werth repräsentirte als gegenwärtig, daß die Bevölkerung eine viel geringere war und daß gerade die Wohlhabenden und zumeist Privilegirten von der Steuerentrichtung frei waren, sich daher die

Abgaben auf verhältnißmäßig viel Wenigere und viel Aermere vertheilten. Die ungefähr fünfhundertneunzig Millionen Frs. des Budgets für 1675 wurden von den Humiliores erhoben, während die allerdings auf das Vierfache gestiegene Steuersumme unserer Tage sich auf eine Bevölkerung, die doppelt so stark ist, vertheilt ist, aber nicht nur das, sondern je nach dem Maßstab des Besitzes von Allen ohne Ausnahme eingehoben wird Heute bezahlt der Reiche seinem Reichthum angemessen und repräsentiren 1250 Millionen Frs. gegenwärtig nicht einmal 590 Millionen gegen Ablauf des siebzehnten Säkulums, wenn man nur dem verschiedenen Geldwerth die gebührende Aufmerksamkeit zuwendet.

So war der Zustand Frankreichs auf dem Höhepunkt des Glückes und Ansehens seines Herrschers zu jener Zeit, da noch Alles bewundernd und fast anbetend zu dem großen Monarchen emporblickte, welcher der menschlichen Gesellschaft sein wollte, was die Sonne für die Natur ist, zu jener Zeit, da der rauhe Colbert vor dem Genius des Königs den starren Nacken beugte und Ludwig „den Erleuchtetsten aller Sterblichen, den größten aller Fürsten, den mächtigsten aller Könige“ nennt, da er seinem königlichen Herrn zuruft: „Es erübrigt uns, Sie bewundernd zu schweigen und Gott Tag für Tag in tiefer Demuth zu danken, daß er uns der Regierung eines Fürsten würdigte, dessen Macht an keine andere Bedingung mehr geknüpft scheint, als die seines eigenen Wollens“. Ludwig fand gegen Schmeicheleien, die selbst die seines Ministers an Plumpheit überboten, kein Wort der Einwendung oder des Protestes, sondern nahm sie wie etwas ihm von selbst Gebührendes an. Der Herzog von la Feuillade errichtete dem noch lebenden König in Mitte seines Hauses ein Heiligthum; es bestand in einer reichvergoldeten Bildsäule des Monarchen. Der Abgott wurde mit einem eignen Cultus umgeben und nächtlicher Weile bei Fackelglanz eine Art Gottesdienst gehalten. Statt den Götzendiener in die Bastille zu schicken, verlieh ihm der König den Marschallstab, das

Commando über die unberittene Garde und den Gouverneursposten der Dauphiné.

Eine Eigenthümlichkeit Ludwigs war es, daß er nur mittelmäßige Geister in seiner Nähe vertrug, wahres Talent und Verdienst stießen ihn eher ab. So kam es, daß er in der späteren Periode seiner Regierung in allen Branchen des Staatslebens nur über Mittelgut verfügte. Die Kunst machte keine Ausnahme. Seine Architekten, Bildhauer, Maler und Musiker erhoben sich nicht über die aurea mediocritas. Die unter Ludwig geschaffenen Werke der Baukunst und Plastik verkünden noch heute die Wahrheit unseres Ausspruches. In der Geschichte der bildenden Kunst wird der Name Bernini stets als bezeichnendes Beispiel des Ungeschmackes citirt.

Wenn Ludwig Jemanden zu Dank verbunden war, so wird man Colbert nennen müssen. So wenig das nationalöconomische System dieses Ministers vor der wissenschaftlichen Kritik unserer Zeit bestehen kann, so bleibt es doch richtig, daß es dem König Geld schaffte, daß Ludwigs Macht auf dem Goldstrom beruhte, den Colbert dem unwirthlichen Boden entlockte. Hatte der Monarch sich auch sonst nicht über Gedächtnißschwäche zu beklagen, in den letzten Tagen seines Ministers zeigte sich bei ihm große Vergeßlichkeit. Kein Gnadenblick fiel mehr auf den sterbenden Mann und dieser hatte wohl Recht, die letzte Zuschrift seines Herrn mit den Worten abzulehnen: „Ich will von ihm nichts mehr reden hören“ und: „Hätte ich für Gott so viel gethan, wie für diesen Menschen, so fühlte ich mich zehnmal gerettet, während ich nun einem ungewissen Schicksale entgegengehe“. Wahrscheinlich meinte Ludwig, daß die Dankbarkeit nicht zu den Eigenschaften eines großen Monarchen gehöre. Colberts Bekenntniß auf dem Sterbebett möge aber allen Staatsdienern, die zwischen Götzendienst und wahrer Gottesanbetung nicht zu unterscheiden wissen, zur Warnung dienen. Am Ende seines Lebens wurde Colbert von seinem königlichen Herrn moralisch mißhandelt und nach seinem Tode vom Volk,

dessen Mark und Blut er ausgesogen, um es des Königs Majestät zu Füßen zu legen, verflucht.

War die Prosperität der Finanzen an die Thätigkeit Colberts geknüpft, so das Kriegsglück an das administrative Genie Louvois'. Wenn alle Welt Ursache hatte, die Unmenschlichkeit dieses Staatsmannes zu verdammen, Ludwig hatte keine solche, zumal Louvois die ganze Fülle des Hasses auf sich nahm, der ja, wenn es mit rechten Dingen zuging, zu zwei Drittheilen den mit seinem Diener vollkommen einverstandenen Monarchen treffen sollte. Louvois hatte dem Ehrgeiz und der Eroberungssucht seines Königs mit seltenem Eifer und ebenso seltener Treue gedient. Dafür brach der sonst so wohl auf sich achtende Fürst in Schmähungen seines Kriegsministers aus, überhäufte ihn mit Vorwürfen der Art, daß dieser den Tod im Herzen die königlichen Gemächer verließ, und kaum zu Hause angelangt, von einem Schlaganfalle betroffen, rasch verstarb. Frankreich erkannte seine Verdienste um den Staat, Ludwig nicht. „Es wird um meine Angelegenheiten darum nicht übler stehen": war Alles, was der König auf die Nachricht von Louvois' Tod bemerkte. Er vergönnte dem gefallenen Minister nicht einmal die Ruhestätte im Invalidendom und ließ seinen Leichnam (1699) bei schweigsamer Nacht und ohne Sang und Klang nach dem Kapuzinerkloster am Vendomeplatz überführen. Billiger äußerte sich die öffentliche Meinung. Sie sprach sich in dem Entwurf nachstehender Grabschrift aus:

„Ici git sous qui tout plioit
Et qui de tout avait connaissance parfaite
Louvois, que personne n'aimait
Et que tout le monde regrette."

Frau von Maintenon gegenüber machte der König kein Hehl aus seiner wahren Gesinnung. Er sagte: „Ein gesegnetes Jahr, das mich von drei unleidlichen Menschen erlöste: von Louvois, Seignelay und La Feuillade." Den Letzten aus ihnen beschenkte er zwar wegen seiner Schmeichelei, konnte

aber ein gewisses Unbehagen, das er dabei fühlte, nicht verwinden. Die letzte Schmeichelei, deren sich La Feuillade schuldig machte, war selbst für Ludwig zu stark. Er schaffte durch Abbruch eines großen Gebäudes einen freien Platz, den er „Siegesplatz“ nannte. Auf demselben errichtete er besagtes Standbild Ludwigs. Der König wird hier vom Siege gekrönt, der Höllenhund zu Füßen des Triumphators schreitet über die besiegten Coalirten hinweg. Am Tage der Enthüllung zog La Feuillade an der Spitze der königlichen Garden dreimal um das Denkmal herum. In einem rechtsgiltigen Documente verordnete der Stifter, daß vor dem Bilde eine ewige Lampe zu brennen habe und sein Gebein unter dem Denkmal beerdigt werden solle.

Die fortgesetzten Kriege erschöpften den Staatsschatz in dem Maße, daß die ordentlichen Einnahmen nicht mehr zureichten, und zum Stellenverkauf geschritten werden mußte. Im Mai 1691 wurden für fünfundzwanzig Millionen L. Aemter verschachert. Die Käufer suchten sich zu entschädigen und vom Publikum den Kaufpreis herein zu bringen. Corporationen und Verbände wurden aufgelöst, nur um der unbeschäftigten Bureaukratie Arbeit zu geben. Das gute preiswürdige Geld wurde eingefordert und gegen minder gehaltvolles vertauscht. Die Auszahlung von Pensionen, Gnadengehalten wurde sistirt, den Truppen der Sold vorenthalten. Der Boden lohnte bei dem hohen Steuerdruck nicht mehr den Anbau, man ließ große Landstriche brach liegen; Viehzucht und Weinbau gingen fühlbar zurück. Wo sich noch wenige Jahre zuvor die Rebe an Stöcken emporrankte, streckten Disteln und Dornen ihre stachligen Aeste aus. Mißwachs und Gewitterschäden vollendeten das Elend. So viel edle Menschen auch thaten, das Verderben zu mindern, Menschenkräfte reichten nicht aus und das reichste Land der Welt wurde zum Schauplatz des schwersten menschlichen Elends. Von den Institutionen, die Colbert ins Leben rief, sagt Dulaure: „l'resque tous les plans d'amélioration,

conçus et en partie exécutés par ce ministre furent abandonnés; il n'en resta que les noms et des souvenirs."

Was das arme unter der Steuerlast erliegende Volk am meisten schmerzte und erzürnte, war eine neue, in einer allgemeinen Kopfsteuer bestehende Auflage. Von ihrer Bezahlung konnte sich Niemand losschrauben, Niemand ein Privilegium vorschützen, und dennoch genügte auch diese neue Einnahmsquelle nicht, alle Staatsbedürfnisse zu decken. Die Erhaltung der Seemacht, für welche so viel gethan worden, wurde aufgegeben.

Zu den verschuldeten Unglücksfällen gesellte sich bald anderes Mißgeschick. So war es ein Unglück für Frankreich, daß der Marschall von Luxemburg am Vorabend des spanischen Successionskrieges (1695) hinwegstarb, ein verschuldetes Uebel dagegen, daß Ludwig, von Weiberlaunen beeinflußt, den unfähigen Villeroy nach Flandern schickte, daß er sich von Viktor Amadeus täuschen und zur Abtretung des Hauptwaffenplatzes Casale bewegen ließ.

Marschall Vauban, ebenso furchtlos als Staatsbürger wie als Soldat, wagte es, die Lage des Reiches in ihrem wahren Lichte darzustellen. Der König wurde geärgert, an den Verhältnissen aber nichts geändert Der General gestand in seinem Werke „Le dixme royale", daß der zehnte Theil des französischen Volkes an den Bettelstab gebracht sei, daß fünf andere außer Stande seien, dem nothleidenden Theile beizuspringen, daß von den übrigen vier drei um das Leben zu kämpfen hätten, daß sie vor Schulden halb erstickt, von Rechtshändeln lahmgelegt würden. „Nur ein Zehntheil stehe aufrecht da, aber es umfasse nicht mehr als hunderttausend Familien." Schuld an diesem Zustand trägt, nach dem Autor, „die ungleiche Vertheilung von Abgaben, die unverhältnißmäßige Belastung der ärmeren Klassen und die Befreiung der Privilegirten." —

Unter den Gegnern des herrschenden Systems treffen

wir Fenelon, der in seinem „Telemach" das Gegentheil von dem lehrte, was Ludwig that oder geschehen ließ.

Der spanische Erbfolgekrieg warf zu Boden, was in Frankreich noch aufrecht stand. Das Land hatte keine großen Staatsmänner mehr, und hätte es solche gehabt, so bleibt es noch immer die Frage, ob sie sich stärker erwiesen hätten, als die Macht der Umstände und des Unglückes, das über Frankreich gekommen war Chamillart, der damalige Finanzminister, war vielleicht so unfähig nicht, als er den Geschichtsschreibern der Unglücksepoche Frankreichs erschien. Es ist richtig, daß die Entwerthung der Münze einen stehenden Punkt seines finanziellen Programms bildete, daß er von Anleihe zu Anleihe schritt, deren jede mit acht bis zehn Procent verzinst werden mußte. Es ist auch wahr, daß die verzinslichen Schatzscheine im Betrage von 483 Millionen L. auf den achtzigsten Theil ihres ursprünglichen Werthes sanken, da sich ihre Verzinslichkeit als illusorisch erwies. Konnte aber sein Nachfolger Desmarets abhelfen und hätte ein anderer Finanzkünstler Geld herbeizaubern können?

Elementarereignisse und Mißwachs trieben das Volk (1708—1709) zur Verzweiflung. Es kam zu Scenen, wie sie um achtzig Jahre später das Vorspiel der großen Revolution bildeten. Die Bäcker wurden gestürmt, der stolze Monarch und sein Präsumtivnachfolger auf öffentlicher Straße beleidigt; was dem Monarchen lieb war, hatte Verfolgung zu erdulden, namentlich Frau von Maintenon, die doch den allgemeinen Jammer am wenigsten verschuldet hatte. Der Friede von Utrecht rettete wohl Ludwig und seine Descendenz vom Untergange und Frankreich vor der Ueberschwemmung mit fremden Heeren, aber er konnte dem Lande nicht jenes Glück und Behagen zurückgeben, deren es zu Anfang der Regierung Ludwigs XIV. genossen. Was der Krieg an materiellen Gütern gefressen, blieb verloren, was die Verschwendung des Königs verwüstet, was das von oben ge-

gebene schlimme Beispiel Böses gestiftet, ließ sich nicht gutmachen.

Vielleicht übersehen wir aber die Lichtseiten an Ludwigs Charakter und die geistigen Errungenschaften, welche die materiellen Uebel aufwiegen. Wir wollen daher auch die Verehrer Ludwigs zu Worte kommen lassen.

LII.

Vom Jahre 1866.

Zur Charakteristik Bismarcks.

Eine erschöpfende, unparteiische und nach Möglichkeit wahrheitsgetreue Darstellung der Ereignisse, welche dem Kriege von 1866 vorausgingen und mit demselben zusammenhingen, hat bis jetzt gefehlt. Was Sybel, Maurenbrecher und sonstige Bismarck'sche Historiographen darüber geschrieben haben, war stark gefärbt zu Gunsten des Staatsmannes, welcher 1866 die Grundlagen zur heutigen Verfassung Deutschlands mit preußischer Spitze legte. Nun hat ein Journalist, welcher die Ereignisse von 1866 bereits als Redakteur aufmerksam verfolgte, Otto Kanngießer,[1]) der jüngst verstorbene Herausgeber des „Frankfurter Beobachter", eine „Geschichte des Krieges von 1866" herausgegeben, mit dem ersichtlichen Bestreben, die Verhältnisse objektiv zu

---

1) Otto Kanngießer, Geschichte des Krieges von 1866. Nebst einem Vorberichte: Die deutsche Frage in den 1850er Jahren. I. Bd. Basel, Verlag der Schweizerischen Verlagsdruckerei. 1892.

zeichnen, Licht und Schatten richtig zu vertheilen. Vorausgeschickt hat der Verfasser einen Bericht über die deutsche Frage in den 1850er Jahren. Er beginnt mit dem Eintritte Bismarcks in die preußische Diplomatie, anfänglich als Hilfsarbeiter des preußischen Gesandten von Rochow zu Frankfurt am Main, später (seit Juli 1851) als selbständiger preußischer Bundestagsgesandter. Herr von Rochow, welcher im Juli 1851 als preußischer Gesandter nach St. Petersburg ging, war einer der offensten Protektoren Bismarcks, aber trotzdem konnte er Bismarcks Dankbarkeit nicht gewinnen, im Gegentheil verfolgte dieser seinen Beschützer mit allen Mitteln des Hohnes, Spottes und der Rancune. Freilich, welchem Staatsmanne, der das Unglück hatte, mit Bismarck in Berührung zu kommen, wäre dieses Schicksal erspart geblieben? Auch Bismarcks Lobredner werden nicht Einen zu nennen wissen.

Zu gleicher Zeit, in welcher Bismarck zum preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt wurde, hielt sich Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., dortselbst einige Tage auf. Prinz Wilhelm hatte eine Begegnung mit Herrn von Rochow, wobei die Sprache auch auf Bismarck kam. Rochow hat hierüber folgende Aufzeichnungen hinterlassen: „Den Herrn von Bismarck haben Se. K. Hoheit sehr freundlich begrüßt; als ich mit Hochdemselben zum Hotel fuhr, fragten Sie: ‚Und dieser Landwehrlieutenant soll Bundestagsgesandter werden?‘ Allerdings, entgegnete ich, und ich glaube, die Wahl ist gut; Herr von Bismarck ist frisch, kräftig und wird gewiß allen Anforderungen Ew. K. Hoheit entsprechen. Der Prinz konnte darauf nichts entgegnen und hatte im Allgemeinen eine gute Meinung von diesem ausgezeichneten Vorkämpfer für Recht und wahre preußische Gesinnung. Ich glaube, Se. K. Hoheit wünschen Herrn von Bismarck nur mehr Jahre und graue Haare; ob man mit diesen Attributen gerade die Ansprüche des Prinzen durchsetzen kann, wage ich nicht zu entscheiden.“

Noch fast ein Jahrzehnt später war Prinz Wilhelm nicht sehr günstig über Bismarck zu sprechen. Als Prinz Wilhelm bereits Prinz-Regent war und Herr von Schleinitz das Ministerium des Aeußern abgab, brachte Fürst Hohenzollern Bismarck als Nachfolger des Herrn von Schleinitz in Vorschlag. Der Prinzregent antwortete, Bismarck müsse sich erst ganz verändern, ehe er zur Leitung der äußeren Politik berufen würde. „Denn das fehlte jetzt gerade noch,“ schloß der Prinz, „daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der Alles auf den Kopf stellen wird.“

Erst als die Regierung Wilhelms I. in der Frage der Militär-Reorganisation sich festgerannt hatte, berief der König auf Drängen des Kriegsministers von Roon Herrn von Bismarck als Minister-Präsidenten und Minister des Aeußern. Bismarck trug in Frankfurt a. M. einen tiefen Haß gegen Oesterreich zur Schau. Noch als Legationsrath spottete er in seinen vertrauten Briefen an Minister von Manteuffel, besonders in einem interessanten Berichte vom 11. Juni 1851 über die Indolenz seines Chefs, des Herrn von Rochow, und über dessen Furcht vor Oesterreich. Ueber den damaligen österreichischen Präsidialgesandten Grafen von Thun gibt Bismarck in einem gleichzeitigen Berichte an Manteuffel vom 26. Mai 1851 folgende eigenthümlich charakteristische Schilderung:

„Der Graf Thun trägt in seinem Aeußern etwas von burschikosem Wesen zur Schau, gemischt mit einem Anflug von Wiener Roué. Die Sünden, die er in letzter Eigenschaft begehen mag, sucht er durch strenge Beobachtung der Vorschriften der katholischen Kirche in seinen oder doch in den Augen der Gräfin aufzuwiegen. Er spielt auf dem Club bis 4 Uhr Morgens Hazard (macao), tanzt von 10 bis 5 Uhr ohne Pause und mit sichtlicher Leidenschaft, genießt dabei reichlich kalten Champagner und macht den hübschen Frauen der Kaufmannschaft mit einer Ostentation den Hof, die glauben läßt, daß es ihm ebenso sehr um den Eindruck auf die Zuschauer,

als um das eigene Vergnügen zu thun ist. Unter dieser äußerlichen Rüstung birgt Graf Thun, ich will nicht sagen eine hohe politische Thatkraft und geistige Begabung, aber doch einen ungewöhnlichen Grad von Klugheit und Berechnung, die mit großer Geistesgegenwart aus der Maske harmloser Bonhommie hervortritt, sobald die Politik in's Spiel kommt. Ich halte ihn für einen Gegner, der Jedem gefährlich ist, der ihm ehrlich vertraut, anstatt ihm mit gleicher Münze zu zahlen. Wie ich höre, ist Graf Thun in Beobachtung der löblichen Disciplin, welche der österreichischen Diplomatie eigen ist, gewissenhaft bemüht, das treueste Organ des Fürsten Schwarzenberg zu sein, und beweist in dieser Beziehung eine nachahmenswerthe Genauigkeit und Pflichttreue. Wenn ich mir bei der Neuheit meiner Erfahrungen ein Urtheil erlauben darf, so ist aber von den österreichischen Staatsmännern aus der Schwarzenbergischen Schule niemals zu erwarten, daß sie das Recht aus dem alleinigen Grunde, weil es Recht ist, zur Grundlage ihrer Politik nehmen oder behalten würden; ihre Auffassung scheint mehr die eines Spielers zu sein, der die Chancen wahrnimmt, in ihrer Ausbeutung zugleich Nahrung für Eitelkeit sucht und zu letzterem Behuf die Drapirung der kecken und verachtenden Sorglosigkeit eines eleganten Cavaliers aus leichtfertiger Schule annimmt. Man kann von ihnen mit jenem herabstürzenden Dachdecker sagen: ça va bien, pourvu que cela dure."

Hiezu bemerkt Kanngießer, allerdings etwas drastisch:

„Für die gesammte Diplomatie der 1850er Jahre, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, ist diese Schilderung vollkommen typisch. Spieler, Roués, Tanzmeister, Intriganten, Menschen voller Eitelkeit und Lüge, die das Leben wie Harzardspieler auffassen und mit einer gewissen Klugheit und Berechnung ihre Chancen wahrzunehmen verstehen. In den Händen solcher Leute lagen damals fast überall die Staatsgeschäfte; nicht bloß in Frankreich waren die Morny, Fleury, Persigny, St. Arnaud u. s. w. vertreten, von welch' letzterem einige Jahre später, an der Schwelle des Krimkrieges, ein gleichwerthiger Zeitgenosse, General Magnan, im gemüthlichen Gespräch sagte: „La canaille crèvera en route", die Canaille wird unterwegs crepiren.

Nehme man hierzu die mächtigsten Fürsten der damaligen Zeit. Czar Nikolaus, schon längst von Größenwahn besessen, der bald darauf völlig zum Ausbruche kommen sollte, starb während des Krimkrieges in einem paralytischen Anfall mit Schaum auf dem Munde.[1]) Friedrich Wilhelm IV. von Preußen trug den Keim der Gehirnkrankheit, an der er gestorben ist, schon seit den Aufregungen der Märztage in sich und plagte inzwischen seine Umgebung, selbst diejenigen, für die er eine Art Freundschaft hegte, mit den unberechenbarsten Extravaganzen... Franz Joseph von Oesterreich hatte damals erst kaum die Zwanzig überschritten; seine erste Regierungszeit war von Revolutionsscenen auf der einen, von der Henkerwuth der Haynau, Jellacic u. s. w. auf der andern Seite erfüllt. Die amtliche Wiener Zeitung berichtete noch im Januar 1852 fast täglich von drakonischen Urtheilen der Kriegsgerichte... In Frankreich war Dank der ‚napoleonischen Legende‘ und der vollendeten Unfähigkeit der Nationalversammlung ein physisch schon herabgekommener, geistig niemals hochstehender Abenteurer in den Besitz der Macht gelangt, welcher bald die Königs- und Fürstenschlösser Europas mit Jubel über die ‚Rettung der Gesellschaft‘ am 2. bis 4. Dezember 1851 erfüllen sollte".

Unter solchen Verhältnissen begann Bismarck seine diplomatische Aktion und zwar zunächst in Frankfurt a. M. Sein Hauptbemühen war es, den Krieg gegen Oesterreich vorzubereiten, um die preußische Spitze in Deutschland zu ermöglichen. Der leitende Minister Oesterreichs, Fürst Felix Schwarzenberg, hatte die Forderung gestellt, daß die österreichische Monarchie in ihrem ganzen Umfange in den deutschen Bund aufgenommen werden sollte, wodurch das 70 Millionen-Reich hergestellt worden wäre. Allein dieser Gedanke war den Mittelstaaten sogar noch unsympathischer, als selbst der preußischen Politik. Vor allem aber war Napoleon ein Gegner der Schwarzenberg'schen Bestrebungen. Napoleon

1) Nach den Mittheilungen seines englischen Leibarztes soll er Gift genommen haben.

protestirte förmlich gegen die Aufnahme Oesterreichs in den Bund. Als eine Art Satyrspiel inmitten dieses kläglichen politischen Dramas mögen die Gedanken hier Erwähnung finden, für welche der phantasievolle Beust, nach Eintreffen des französischen Protestes gegen die Aufnahme Gesammtösterreichs in den Bund, den Fürsten Schwarzenberg zu gewinnen suchte: Krieg gegen Frankreich, Wiedereinsetzung der Bourbonen, Abtrennung Elsaß-Lothringens, welches zu 3/4 an Bayern, zu 1/4 an Preußen gegeben werden würde, das dafür seinen Raub von 1815 wieder an Sachsen herauszugeben hätte. Oesterreich würde dann, auf die Mittelstaaten gestützt, der oberste Herr in Deutschland und die erste Macht in Europa sein. Fürst Schwarzenberg hörte die Darlegungen Beust's mit stolzer Ruhe an und bemerkte, man müsse vor allem den sehr unbequem gewordenen russischen Einfluß wieder abzuschütteln suchen. Fürst Schwarzenberg starb mitten unter seinen Erfolgen plötzlich am 5. April 1852. Bismarck betrachtete den Tod dieses Mannes als ein Glück und zwar mit Recht, denn der Nachfolger Schwarzenbergs, der Badenser Freiherr von Buol und der Württemberger Graf von Rechberg, setzten die antirussische Politik Schwarzenberg's fort, aber ohne die Umsicht und Vorsicht, ohne die Energie und Kraft desselben. Die unglückliche Schaukelpolitik Buol's während des Krimkrieges rief Rußlands Todfeindschaft gegen Oesterreich hervor, welche Bismarck mit größter Geschicklichkeit benützte, um Preußens Ziele zu fördern. Graf Rechberg ließ sich in der dänischen Frage zu der denkbar ungeschicktesten Haltung verleiten, aus Haß und Furcht vor Rußland. Einem Vertrauensmann des Herzogs von Coburg erklärte Rechberg 1864, daß er nur deßhalb für das Verbleiben von Schleswig-Holstein bei Dänemark eintrat, weil er Erbansprüche des russischen Kaiserhauses Holstein-Gottorp auf die beiden Elbherzogthümer befürchtete. Die Unfähigkeit der damaligen Leiter der österreichischen Politik hat Kanngießer charakterisirt durch einen herben Ausspruch des Historikers August Friedrich

Gfrörer in Freiburg. Gfrörer sprach in einer Vorlesung über deutsche Geschichte zu seinen jugendlichen Zuhörern die folgenden fast prophetischen Worte: „In Deutschland, meine Herren, fehlt uns eine kräftige, rücksichtslos zugreifende Hand, wäre es selbst diejenige des *** Bismarck.[1]) Wir stehen unzweifelhaft vor einer Periode von Kriegen, die über das Schicksal Deutschlands entscheiden werden. Was Oesterreich betrifft, so sage ich zu meinem Bedauern, daß ich kein Vertrauen zu ihm habe. Die Staatsmänner in Wien haben noch selten eine Gelegenheit vorübergehen lassen, Dummheiten zu begehen. Darin sind sie stärker als in allem Andern".

Im Oktober 1862 übernahm Bismarck die Regierung in Preußen. 3½ Jahre später, am 27. März 1866 konnte er als Resultat seiner Regierungsthätigkeit dem französischen Botschafter Benedetti auf eine von diesem gestellte Frage, wie die Dinge eigentlich stünden, Folgendes mittheilen: „Ich habe es fertig gebracht, einen König von Preußen zu bestimmen, seine intimen Beziehungen zum Hause Oesterreich zu lösen, einen Allianzvertrag mit dem revolutionären Italien einzugehen und nöthigenfalls Arrangements mit dem französischen Kaiserthum zu treffen. In Frankfurt werde ich eine Reform der Bundesverfassung mit einem Parlament auf breitester demokratischer Basis beantragen. Ich bin stolz auf dieses Resultat; ob ich davon die Früchte ernten werde, weiß ich nicht. Wenn der König mich im letzten Augenblick im Stiche läßt, habe ich doch einen Abgrund zwischen Preußen und Oesterreich gegraben und die Liberalen, welche an's Ruder kommen, werden die von mir begonnene Arbeit vollenden müssen."

Hier bezeichnet sich Bismarck ausdrücklich als ein Werkzeug des liberalen Umsturzes. Aehnlich äußerte er sich bereits

---

1) Das überaus drastische Beiwort, welches Gfrörer Bismarck gab, wollte Kanngießer nicht wiedergeben. Man beachte dabei, daß die Worte schon 1858 gesprochen wurden, vier Jahre vor Bismarcks Ministerthätigkeit in Preußen.

am 15. Oktober 1862 zu Friedrich Oetker aus Kassel, indem er von der mißverständlichen Deutung seines kurz vorher in der Budgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses fallen gelassenen Wortes „Blut und Eisen“ sprach: „Ich bin der junge Mensch nicht mehr, der sich 1848 den Barrikaden gegenüberstellte. Jedem hängt seine Erziehung an, aber in Frankfurt sind mir die Augen aufgegangen“. Schon im Jahre 1859 hatte Bismarck von St. Petersburg aus geschrieben: „Wenn ein Teufel in mir steckt, so ist es sicherlich kein gallischer, sondern ein teutonischer Teufel“, und wiederum: „Meinem König bin ich treu bis in die Waden, die andern sind mir keinen Pfifferling werth“, was er denn auch später vollauf bewiesen hat.

Alles, was Bismarck anstrebte, ist ihm geglückt. Er ist aber seiner Schöpfung niemals froh geworden. Kaum hatte er im Bunde mit dem Liberalismus in Deutschland aufgeräumt, als alsbald der Socialismus an die Thore pochte und für sich die Herrschaft forderte. Bismarck sitzt heute machtlos auf seinen erworbenen Schätzen und blickt mit Ingrimm auf die Entwicklung der Dinge, welche er nicht mehr zu beherrschen vermochte.

Kanngießer berücksichtigt auch die politische Thätigkeit der Mittelstaaten und widmet namentlich der Großmannssucht des damaligen bayerischen Ministerpräsidenten von der Pfordten seine Aufmerksamkeit. Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges hatte von der Pfordten mittelst identischer Depesche vom 31. März 1866 sowohl in Wien wie in Berlin zum Frieden gemahnt. Hiezu bemerkt Kanngießer (S. 330): „In Berlin wenigstens wußte man, welcher Werth auf diese Mahnung des bayerischen Ministerpräsidenten zu legen sei; hatte er doch in vertraulichem Gespräch mit dem preußischen Gesandten schon im Februar für Bayern eine führende Stellung in Süddeutschland verlangt, falls durch den Krieg der deutsche Bund gesprengt werden sollte. Der Traum v. d. Pfordten's war, Bayern zu einer Art Großmachts

stellung zu erheben, zu welchem Zwecke er die perfideste Schaukelpolitik nicht nur bis zum Kriege, sondern auch während desselben nicht scheute. Der junge König Ludwig, bei dem sich schon damals die Keime seiner späteren Geisteskrankheit ganz unmerklich und für die Meisten noch nicht verständlich zeigten, bekümmerte sich um Staatsangelegenheiten so gut wie gar nicht; v. d. Pfordten entschied allein über die bayerische Politik". Der Krieg von 1866 hat allen bayerischen Großmachtgelüsten ein jähes Ende bereitet.

Bismarck hatte für den Krieg von 1866 sich nicht bloß Allianz mit Italien, sondern auch der wohlwollenden Neutralität von Rußland und Frankreich gesichert. An letzteres trat Bismarck als ein Versucher heran, indem er, ähnlich wie Cavour Savoyen an Frankreich abtrat, auf Compensationen am Rhein und an der Mosel hinwies. Kanngießer bezeichnet es (S. 324) als höchst wahrscheinlich, daß Bismarck den Kaiser Napoleon sich in alle möglichen Hoffnungen und Erwartungen einwiegen ließ, ohne seinerseits ein bestimmtes Engagement einzugehen. Eine andere als diese „dilatorische" Behandlung der heiklen Angelegenheit war auch gar nicht möglich, wenn Bismarck auf die für seine Pläne unbedingt nöthige Unterstützung (wohlwollende Neutralität) Frankreichs rechnen wollte.

In Uebereinstimmung damit berichtet Kanngießer (S. 358): „Am 2. Juni 1866 machte in Berlin General Govone seinen Abschiedsbesuch bei Bismarck und frug ihn während einer einstündigen Unterredung im Parke des auswärtigen Amtes, ob es denn gar nicht möglich sei, Preußens Verhältniß zu Frankreich durch Bewilligung eines guten Trinkgeldes ein für allemal festzustellen? Ich dachte, hat Bismarck später erzählt, an den Wucherer bei Sheridan, der seinem geplagten Schuldner darlegt, wie gern er ihm Ausstand und Nachlaß bewilligte, leider aber würde er selbst von einem unerbittlichen Gläubiger gedrängt, der ihm jede Freigebigkeit unmöglich mache, und so antwortete ich Govone, wenn es allein von

mir abhinge, so würde ich vielleicht um des guten Zweckes willen etwas Landesverrath treiben, und da ich viel mehr Preuße als Deutscher bin, irgend ein Stück rheinisches Land südlich der Mosel an Frankreich abtreten".

Ueber den Ausgang des Krieges war Bismarck niemals im Zweifel. „Ich weiß", sagte er zu Benedetti, „daß man mich in Preußen, in Deutschland, in Frankreich verabscheut und haßt, aber das Glück ist launenhaft wie die Menschen. Mein Vertrauen auf die preußische Armee ist unbegrenzt; sie wird uns über alle unsere Feinde triumphiren lassen". Nach dem Kriege äußerte Bismarck: „Die Oesterreicher zu schlagen, war keine Kunst. Ich wußte, daß sie nicht gerüstet waren und daß ich auf die preußische Armee zählen konnte. Die Schwierigkeit war, meinen König über den Graben zu bringen. Daß mir dieß gelungen, ist mein Verdienst und dafür darf ich den Dank des Vaterlandes beanspruchen".

Kanngießer schließt den ersten Band seiner „Geschichte des Jahres 1866" mit dem wirklichen Ausbruche des Krieges ab. Der zweite Band wird den Verlauf des Krieges und seine Folgen schildern.

München. Dr. R.

LIII.

Schattenbilder aus der Gegenwart.

Wie sind die Zeiten doch so nüchtern geworden! Die Ideale, welche unserer Großväter und Väter Brust erfüllten und entzückten, haben ihre Kraft auf uns verloren. Wir glauben nicht mehr an die Humanitätsidee, welche so manche klassische Dichtung hervorgebracht, wir glauben nicht mehr an die Wunder schaffende zauberhafte Göttin Freiheit. Es ist uns gleichgiltig, ob etwas mehr Absolutismus oder Parlamentarismus in der Welt herrscht, und wir zweifeln an dem Werthe parlamentarischer Politik. Wofür man früher Gut und Blut einsetzte, das läßt uns völlig kalt. Selbst der Idealismus in der Kunst, in der Dichtung und Malerei findet eine stark eingeschränkte Vertretung. Wir sind zu realistisch geworden, um ihm unbedingt zuzustimmen. Der Optimismus vollends, welchen dieser Idealismus voraussetzt, die Illusionen und Phantasien, die er erzeugt, sind uns völlig fremd geworden. Die Zeitströmung ist mit einem starken Zug Pessimismus versetzt und wir erwehren uns mit Mühe des triumphirenden Schopenhauerianismus.

Mit welch' naiver Gemüthlichkeit und mit welch' kleinlicher Sorgfalt ging man vor 50 Jahren im Briefstil allen Regungen des persönlichen Empfindungslebens nach, wie wichtig erschien jeder Gedanke und jede flüchtige Idee, welche die augenblickliche Stimmung widerspiegelte, mit welch' schauspielerischer Eitelkeit posirte eine Seele vor der andern und

ließ sich bewundern, und wie ist unser Briefwechsel dagegen nüchtern und geschäftsmäßig geworden!

Vor unsern Augen erhob sich das Phantom der Wirklichkeit in ihrer schrecklichen Wahrheit, in ihrer riesigen Gewalt und versteinerte das Herz. Die naturalistische Kunst und die Socialdemokratie hat uns ihr Medusenhaupt enthüllt, das wir nicht mehr aus dem Sinne zu schlagen vermögen. Die Maschine preßt alles in ihren eisernen Gang, das Geld tödtet die Unschuld, und Blut und Eisen die Menschenliebe. Das Metall herrscht, die Materie triumphirt über den Geist, und die Drachensaat aus diesem Siege ist die Socialdemokratie, der dunkle Punkt in der Zukunft, die trübende Wand am ostenden Himmel. Die Socialdemokratie ist das Gespenst der modernen Gesellschaft und läßt diese nicht zur Ruhe kommen. In ihrem Sinne arbeitet die naturalistische Dichtung, enthüllt die Abgründe des modernen Lebens und verweilt mit wollüstiger Grausamkeit bei dem Elend und Jammer dieser Welt. Nach ihr herrscht überall Fäulniß, und das wahre Heldenthum besteht in recht gründlicher Lüderlichkeit. Ein lüderlicher Kerl und eine lüderliche Dirne bilden den Mittelpunkt der naturalistischen Romane und Dramen. Ein wenig Genialität oder Sentimentalität entschuldigt alles, ist ja ohne „vorurtheilslose Ungebundenheit" wahre Genialität dem Naturalisten gar nicht denkbar und ein Künstler ohne gewisse freie Manieren nur ein halber Mann! Die naturalistische Kunst wendet sich, von ihrem häßlichen Instinkte getrieben, ausschließlich Gebieten und Gesellschaftskreisen zu, welche ihren idealitätslosen Voraussetzungen entsprechen, und kehrt ihr Auge ab von allen Lebensgebieten, wo noch andere Grundsätze und Lebensgewohnheiten herrschen, als der nackte Genuß und die brutale Gewalt des Geldes. Jene Kreise und Gebiete stehen allerdings im Vordergrund des öffentlichen Lebens — dies entschuldigt die naturalistische Kunst — und zwar so sehr, daß selbst ein christlicher Sittenschilderer, wie Dr. Haas, der

bekannte österreichische Politiker und Publicist, ist, in seinen satirischen Skizzen aus dem Leben der Gegenwart fast nur jene Kreise im Auge hat. Bei Haas können wir erfahren, wie weit schon das Verderben gediehen, wie vergiftet die Moral, wie fadenscheinig die moderne Religion und Religiosität, und wie unlauter das öffentliche Leben sei.

In seinem neuesten Schriftchen: „Schattenbilder aus der Bakteriologie der Seele" (Graz 1892) zeichnet er uns mit sarkastischer Laune und scharfer Beobachtungsgabe die gemeine Corruption der gebildeten Kreise, ihre Genußsucht, Feilheit und Falschheit. Unter dem wenig schmeichelhaften Bilde eines Sumpfes stellt uns Haas die gesammte Zeitlage dar. Staat und Gesellschaft fällt der Versumpfung anheim. Es fehlt ein frischer Luftzug, ein fester Boden und der klar leuchtende Himmel über uns. Schwankende Gestalten bewegen sich um uns, Schatten ohne Leben und Charakter. Ohne Religion werden eben die Menschen oberflächlich, ohne Sittlichkeit und sittliches Pflichtgefühl unbrauchbar und ungenießbar. Die Kinder des 19. Jahrhunderts kranken an einer gewissen Mattherzigkeit, und etwas Weiches und Zerflossenes verdirbt die besten Anlagen.

Vom rein menschlichen Standpunkte aus fand schon vor Haas F. Th. Vischer an unserer Zeit einen auffallenden Mangel knorriger und markiger Persönlichkeiten; man hüte sich, meinte Vischer, sich bloßzustellen und frisch von der Zunge zu sprechen, um nicht anzustoßen, das individuelle Herausleben der Persönlichkeit sei nicht mehr möglich. Ganz dasselbe Zeugniß stellt Dr. Haas unserer Zeit aus. Man wolle, meint auch er, nirgends mehr anstoßen, wage nicht mit seinen Ueberzeugungen und Principien muthig an den Tag zu treten, und weiche daher in der Politik feigen Opportunitätsrücksichten. Aus lauter Menschenfurcht scheue man sich, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Man nenne z. B. eine „galante Dame" oder einen „glänzenden Cavalier" Leute, deren tägliches Leben aus Aus-

schweifungen und Lastern bestände. Um wessen Besitz sich ein Dutzend Bräute stritten, und wider den ein ganzer Schock Paternitätsklagen anhängig gemacht wurden, der habe nach neuestem Sprachgebrauch „ein bewegtes Leben hinter sich". Wer Tausende unterschlug, der sei „ein schwergeprüfter Mann" u. s. w.

Der Größe des Lasters und Verbrechens entspricht in der That auf der andern Seite die laxe Beurtheilung unserer humanitätsseligen Zeit Mit Recht sucht Haas die Ursache dieser ungesunden Verhältnisse und Wahrheitsverrenkung in einer ungeheuren Geschmacksverschlechterung. „Unser Geschmack ist verderbt, sagt er, oder verfeinert, wie wieder Andere glauben. Gesunde Nahrung behagt uns nicht mehr, der Gaumen, unsere Zunge heischen scharfe Gewürze, Häringlacke, wenn es an andern beißenden Würzen gebricht, wir bedürfen des Hautgouts, des Modergeruches und Verwesungsduftes; reines Quellwasser wird mißachtet, gefärbte Jauche hochgeschätzt. Unsere Nerventhätigkeit ist abnorm geworden und das Gehirn funktionirt nicht mehr richtig". Die reinen und erlaubten Freuden werden nicht mehr gesucht, man habe es verlernt, sich am Wohlthun, an der Hochherzigkeit und Seelenreinheit unserer Mitmenschen oder an den Schöpfungen Gottes zu erfreuen, verschmähe den reinen Genuß der Kunst und Wissenschaft und ziehe pikantere Genüsse vor. Man freue sich am eigenen Stolz, am Besitz und an der Macht, an unthätiger Ruhe und sinnlichen Genüssen. Die Freude aber, welche der Stolz und Hochmuth gewähre, mache den Menschen hoffärtig, die Freude am Besitz geizig, die Freude am Gaumenkitzel und an der süßen Betäubung verführe zu Fraß und Völlerei, die Freude am Schmerz und Schaden des Nächsten mache den Menschen roh.

So hält Haas unserer Zeit den Spiegel vor und wer möchte leugnen, daß trotz da und dort unterlaufender Uebertreibungen, wie sie ja allen Satyrikern eigen sind, das Bild im Allgemeinen getroffen ist? Haas ist gewiß der letzte, zu

leugnen, daß noch in weiten Kreisen, die ihm und uns nahe stehen, gesunde Lebensanschauung und Lebensauffassung besteht, er selbst spricht indirekt aus, daß die Kirche einen Damm bildet gegen die allgemeine Ueberfluthung des verdorbenen Zeitgeistes, einen Felsen im unruhigen Meere der öffentlichen Leidenschaften und eine Friedensinsel in der ungestümen Sturmfluth.

Deßhalb dürfen wir an unserer Zeit nicht verzweifeln. Hat doch Haas selbst der pessimistischen Auffassung der neuesten Zeit in der ersten Hälfte seiner Schrift, ohne es zu wollen, ein Gegengewicht in der zweiten gegenüber gestellt.

Hier fällt Haas über Zeit und Personen der Vergangenheit, die uns sonst weniger verletzen, so harte Urtheile, daß wir gezwungen sind, die in der ersten Hälfte geäußerten Bedenken nicht gar zu tragisch zu nehmen; z. B. wird Maria Stuart ungünstiger beurtheilt, als es sonst von katholischer Seite geschieht. Was dann Haas weiter über einige Gestalten des Heidenthums, z. B. Cäsar, Augustus und Mark Aurel sagt, ist allerdings richtig, wenn man den christlichen Maßstab an sie anlegt. Allein es ist doch heutzutage so ziemlich bei allen Historikern angenommenes Princip, die Männer der Geschichte aus ihrer Zeit herauszubegreifen;[1]) und wenn man diesen zeitgeschichtlichen Maßstab anlegt, wird das Urtheil meistens anders lauten, als wenn wir aus unserer Zeit heraus sprechen. Aus diesem Grunde verlangen wir Katholiken ja auch, daß die Akatholiken die Inquisition, die Bartholomäusnacht, die Tortur, die Hexenprocesse u. s. f. nicht nach unseren Grundsätzen, sondern nach den Ansichten der damaligen Zeit beurtheilen, in welcher diese Dinge vorkommen.

Diese geringe Ausstellung abgerechnet, sind wir mit allem einverstanden, was Haas ausführt, sogar mit dem

---

1) Z. B. auch Achill, dessen milde Beurtheilung meinerseits Dr. Haas in der Liter. Rundschau 1892 S. 207 so sehr beanstandet.

Versuch, Philipp II. rein zu waschen, was um so mehr auffällt, als Haas hier gewissermaßen aus der Rolle fällt. Denn es ist die einzige Rettung im Buche. Im Uebrigen ist alles sehr richtig und wahr, was Haas mit frischer und anregender Sprache vorträgt. Zum Belege seiner principiellen Urtheile theilt er aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen manche interessanten Geschichtchen mit und reizt die Aufmerksamkeit durch die kecke, derbe und ungekünstelte Art, mit der er die Krankheitskörperchen, die Bakterien am socialen Körper ans Licht zieht und bloßlegt Und es ist auch ein Genuß eigener Art, Krankheitserscheinungen analysirt zu sehen, ein pathologischer Genuß, wie er ganz unserer nervösen Zeit entspricht.

Man könnte sagen, wie die Zeit, so ihre Satyriker. In den Satyren Juvenals z. B. empfindet man ganz deutlich den Pulsschlag der verweichlichten Gesellschaft des kaiserlichen Rom, die Atmosphäre sich zersetzender Kräfte, für welche sie bestimmt waren, und so sieht man auch den vorliegenden Satyren an, daß sie auf einen Gaumen und für einen Geschmack berechnet sind, den Niemand besser als ihr Verfasser selbst charakterisirt hat.

Dr. Grupp.

LIV.

Zur Dr. Anger'schen Conversionsschrift.

Vor acht Jahren ist in diesen Blättern [1]) die in Leipzig erschienene Schrift: „Was zieht uns nach Rom?" besprochen worden. Der Verfasser hatte sich nicht genannt; er bezeichnete sich bloß als „Convertiten". Erst nach zwei Jahren (in 3. Auflage) zeichnete er als Dr. Anger auf Eythra, k. Sächsischer Regierungsrath a. D. Seine Schrift hatte heftige Angriffe zu erfahren, deren jüngster in der „Allg. Evang.-lutherischen Kirchenzeitung" ihn bewog, jetzt noch einmal Alles zusammenzufassen, was er seinen Gegnern zu erwidern und vorzuhalten hatte. [2]) Der Verzug hat Frucht getragen. Die Schrift in ihren neuen, zu verschiedenen Zeiten verfaßten, Abtheilungen bringt nicht nur eine reiche Auslese aus der einschlägigen Literatur der protestantischen Parteien, sondern der Verfasser spricht überall aus eigener Seelenerfahrung. So ist die Schrift ein Magazin geworden für alle, welchen der Gedanke an mögliche Rückkehr zur Mutterkirche nahetritt oder welche den Weg zu zeigen und den schweren Gang zu begleiten haben.

Herr Dr. Anger ruft seinen Recensenten zu: „Offenbar entspricht die Gepflogenheit der protestantischen Theologen, die publica doctrina der katholischen Kirche in entstellter,

---

1) „Histor.-polit. Blätter" 1884. Band 94, S. 57 ff.

2) „Gottes Arbeit am Gewissen". Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1892. 150 S.

gefälschter Weise zu referiren, dem Princip, daß der römisch-katholischen Kirche gegenüber jedes Mittel erlaubt sei. Ja, das ist auch Ihre Gepflogenheit. Sie ahnen, daß Sie die katholische Lehre nicht erfolgreich bekämpfen und widerlegen können, wenn Sie dieselbe ehrlich und wahrheitsgetreu referiren wollten, darum wird sie in der häßlichsten, oft geradezu absurden Weise entstellt. Das erleben Convertiten regelmäßig: man ist gleichsam wie aus den Wolken gefallen, wenn man die katholische Lehre nach dem Katechismus lernt und damit vergleicht, welche wunderliche, phantastische Vorstellungen man früher, Dank den protestantischen Erziehern, gehegt hatte. Das volle Verständniß für den Katholicismus gewinnt man nur allmählig als Kind der Kirche durch eine besondere göttliche Gnadenwirkung, aber eine gewisse verstandesgemäße Erkenntniß der katholischen Lehre ist doch auch für ehrliche Protestanten nicht unmöglich" (S. 137).

Dazu möchte der Herr Verfasser beitragen. Drei Jahrzehnte, wie er selbst sagt und von Station zu Station schildert, hatte er das Auf- und Abwogen im Protestantismus mit durchlebt, die inneren Kämpfe der verschiedenen Richtungen mit Interesse verfolgt, ihre Führer gehört und persönlich kennen gelernt. Aus dem väterlichen Hause hatte er den vulgären Rationalismus in's Leben mitgebracht; durch den preußischen Unionismus war er bis zum strengen Lutherthum vorgeschritten. Er führt jetzt eine Reihe rechtgläubig lutherischer und freisinniger Theologen prüfend gegeneinander auf; er zeigt, wie die moderne Theologie des undogmatischen Christenthums zum religiösen Nihilismus führt; er erklärt immer wieder die schmerzliche Sympathie mit jenen Männern, die es ernst nahmen mit dem Christenglauben und folglich bis an die Schwelle der richtigen Erkenntniß des Begriffs von der Kirche gelangten, dann aber immer wieder den Fuß scheu zurückzogen. Daher ihre Hülflosigkeit gegenüber den Läugnern.

Die Schrift ist eher erschienen oder wenigstens verfaßt,

als der neueste Ansturm auf Ausschließung des apostolischen Glaubensbekenntnisses aus der landeskirchlichen Liturgie in Württemberg, Baden und durch den Professor Harnack in Berlin bekannt wurde. Schlagender konnte der Ausspruch in der ersten Schrift des Verfassers nicht bestätigt werden, daß „im Grunde genommen die Protestanten unter Freiheit des Evangeliums nichts Anderes verstehen, als die Ungebundenheit von Glauben und Unglauben". Widerlegt wurde er nicht, aber übel angelassen. Jetzt erwidert er: „Faktisch ist es doch so. Die Anhänger der ‚Gartenlaube' und des ‚Berliner Tagblattes' nennen sich mit vollem Bewußtseyn evangelische Christen. David Strauß und Herr von Egidi erklären mit Entschiedenheit, daß sie aus der evangelischen Kirche nicht austreten wollen, und Herr Recensent kann das nicht ändern. Jeder Protestant construirt sich seinen Gott und seinen Christus so gut es eben geht. Einer der namhaftesten Vertreter der modernen Theologie, Professor Harnack, sagt, man dürfe die christliche Erkenntniß niemals festnageln. Was ist das Anderes als absolute Bekenntnißlosigkeit, also Ungebundenheit? Ich würde dem Herrn Recensenten völlig beistimmen, wenn er sagen wollte, daß es ganz verfehlt ist, den Liberalen und Rationalisten das Prädikat ‚evangelisch' zuzugestehen". Das trifft den Nagel auf den Kopf.

Zu den Männern, welche der Verfasser mit Wehmuth den Sisyphusstein wälzen sah, zählt unter anderen der Professor Delitzsch in Leipzig. Aus dessen Schriftchen über den „tiefen Graben zwischen alter und moderner Theologie" führt er folgende Stelle an: „Ich bin gewürdigt worden, eine schöne Zeit der Wiedererweckung christlichen Glaubens und Lebens, welche in eine großartige Verjüngung der kirchlichen Theologie auslief, mit zu durchleben, und nun bin ich mit Wenigen aufbehalten geblieben, um mit anzusehen, wie der Aufbau eines halben Jahrhunderts eingerissen, und was bisher feststand und auf die Dauer festgestellt schien,

untergraben und umgestürzt wird." So klagt Hr. Delitzsch heute.

Also innerer Zerfall durch die Uebermacht des antichristlichen Geistes. Aeußere Prüfungen sind ja über die protestantischen Landeskirchen in Deutschland nicht gekommen, so wie die katholische Kirche solche Prüfungen schwerster Art zu erleiden hatte. Sie hat dieselben trotz aller gegen sie aufgebotenen List und Gewalt glücklich überwunden und steht innerlich geeinigter als je da. Aber den steigenden Abfall unter den getrennten Brüdern muß sie doch hart mitbüßen. Sie hatte den Männern von Ansehen und Geist, die seit mehr als einem halben Jahrhundert zu ihr herüber gekommen waren, viel zu verdanken, und ihrer werden in neuester Zeit immer weniger. Möge das charaktervolle Auftreten des Herrn Dr. Anger auch die blöde Weltfurcht beschämen und als Beispiel wirksam werden, mit dem er den bewandertsten und gebildetsten Kreisen vorangehen kann. Seine Schrift verdient mehr zu seyn, als eine Conversionsschrift bloß für seine Person.

LV.

Zeitläufe.

Bedeutung der Vorgänge in Belgien: das allgemeine Stimmrecht und das Königs-Referendum.

Den 12. Oktober 1892.

Belgien gewinnt jetzt ein eigenthümliches Interesse für die europäische Staatengeschichte. Nicht etwa, weil seine Existenz als Fragezeichen für die Zukunft der „großen Conglomerationen" dasteht, welche dem Geiste des Ministers Napoleon's III. vor 25 Jahren vorschwebten. Das Geschick aller Mittelstaaten ist besiegelt. Weder der hervorragende Rang, den Belgien wirthschaftlich unter ihnen einnimmt, noch seine völkerrechtlich verbürgte Neutralität wird daran etwas ändern. Wie der Mittelstand in der Gesellschaft mehr und mehr den Boden unter den Füßen verliert, so der Mittelstaat im Staatensystem. Der Nationalismus, der mit dem Abbruch dieses Systems schon halb fertig ist, muß Belgien noch besonders übel bekommen, denn es ist von zwei verschiedenen Nationalitäten bevölkert, die nicht unter den gleichen nationalen Hut zu bringen sind und seyn werden. Genauer hat sich Fürst Bismarck nicht darüber ausgesprochen, was ihm für Belgien bei seinen „dilatorischen Verhandlungen" mit dem Franzosenkaiser eigentlich vorschwebte, jedenfalls aber war es eine Provinzialisirung.

Belgien war bis jetzt in Wahrheit und Wirklichkeit der „liberale Musterstaat". Als solcher wurde es schon von

der Frankfurter Nationalversammlung anerkannt und nachzuahmen gesucht, während Baden erst viel später sich so schelten ließ. Belgien erfreute sich der freiesten Verfassung und eines der Bourgeoisie, zu deutsch der „Classe von Besitz und Bildung", auf den Leib geschnittenen Parlamentarismus; es war dabei die Heimath einer Großindustrie in ihrer höchsten Blüthe. Und eben jetzt, wo dieser Großindustrie ihre bitteren Früchte reifen, ist eine Verfassungsänderung im Werk, die das allgemeine Wahlrecht in die nächste Aussicht stellt, und hat der König als Bedingung seiner Einwilligung verlangt, daß ihm das Referendum zu seinem beliebigen Gebrauch (fakultativ) bewilligt werden müsse. Beides, und insbesondere das Auftreten des Königs, verleiht den Vorgängen in Belgien eine über die Grenzen des Landes hinausreichende Bedeutung. Man kann sogar sagen: Leopold II. thue gewissermaßen dasselbe, was Papst Leo XIII. gegenüber den französischen Monarchisten gethan hat, indem er sie aufforderte, anstatt ihres Schmollens und ewigen Protestes zum Berufungsrecht an das Volk gegen den Mißbrauch der Regierungsgewalt zu greifen.

Allerdings wunderbare Zeiten: nothgedrungene Zuflucht zur Demokratie von Seite des Altars und der Krone. Freilich: wenn zwei dasselbe thun, ist es noch nicht dasselbe. Dem König genügt nicht mehr, was ihm die Verfassung von 1830 als Gewähr für die Vorrechte der Krone bot: das Recht zur Auflösung der Kammer und das Vetorecht. Er verlangt das Recht unmittelbarer Berufung an das Volk gegen von der Kammer beschlossene Gesetze („Referendum"), welche er dem Wohle des Landes für nicht zuträglich hält.[1])

---

1) In Brüssel ist vor Kurzem, aus Anlaß des königlichen Verlangens, die neue Auflage eines vor 40 Jahren erschienenen und jetzt wieder ausgegrabenen Werkes: „La législation directe par le peuple et ses adversaires", veranstaltet worden. Der Verfasser Moritz Rittinghausen, ein Rheinländer, 1874 von



Eine solche Volksabstimmung als Revisionsbehörde und Correktiv gegenüber den Parlamentsbeschlüssen ist aber nicht nur etwas ganz Neues in der constitutionellen Monarchie, sondern es ist geradezu die Entmannung des Parlamentarismus, würde vernünftiger Weise auch zweierlei Wahlgesetze erfordern: Eines für die Wahlen zum Parlament und ein anderes für die Revisoren ihrer Beschlüsse. Man berufe sich nur nicht auf die Schweiz, von wo der Referendums-Gedanke ausgegangen ist. Dort hat er nicht nur eine geschichtliche Grundlage in den alten Landgemeinde-Ordnungen, sondern die ganze Stellung ist hier, wie überhaupt in der Republik, eine völlig andere. In der Schweiz, wie in Frankreich ist die vielköpfige Regierung nur ein Ausschuß der Landesvertretung, es gibt kein Drittes, Persönsönliches, über ihr, während das mißtrauische Referendum in der Monarchie die Parlamente einklemmen würde zwischen der Krone und der endgültigen Volksabstimmung. Es kann aber auch zum zweischneidigen Schwert für die Krone werden; denn wie steht sie da, wenn sie mit ihrer Berufung gegen das Parlament zur Ruhe verwiesen wird?

Es ist mit Recht bezweifelt worden, ob das Königs-Referendum in Belgien aufgetaucht wäre, wenn die letzten zwei Wahlen eine liberale Mehrheit, anstatt einer gewaltigen katholisch-conservativen ergeben hätten, wenn also nicht das

---

den Socialdemokraten in den Reichstag gewählt, hatte seine Studien als Flüchtling in der Schweiz gemacht, noch ehe dort das Referendum eingeführt wurde. Sein Grundgedanke war, daß die Gestaltung der Parlamente den wirklichen Bestrebungen des Volkes häufig nicht entspreche, und daher die wählende Bevölkerung unmittelbar auf Ja oder Nein sollte befragt werden können. Wenn aber auf Belgien exemplificirt und namentlich auf die dortigen Schulkämpfe hingewiesen wird, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der König gegen die liberale Zwangsschule das Referendum nicht angewendet hätte, wohl aber gegen die conservative Schulfreiheit der Gemeinden.

Ministerium der letztern hätte entnommen werden müssen. In der Zeit, wo der Liberalismus noch in sich einig war, sich durch den Schul- und Culturkampf das Spiel noch nicht verdorben hatte, auch noch keine Arbeiteraufstände zu fürchten waren, da gab es in Belgien ein Referendum eigener Art, das sich die beiden Leopolde jedesmal wohl gefallen ließen. Vor drei Jahren, als ein Dokumenten-Diebstahl im Ministerium Beernaert dessen Sturz herbeiführen zu können schien, schrieb ein liberaler Berichterstatter aus Brüssel: „Seit der Stunde, da die ultramontane Kammermehrheit sich mit dem Ministerium solidarisch erklärte, hat sich des ganzen Landes eine Aufregung bemächtigt, die allem Anscheine nach nicht sobald zur Ruhe gelangen wird. Die Aera der Straßenkundgebungen scheint für Brüssel und die anderen großen Städte hereingebrochen zu sein, und die Erfahrung lehrt, daß noch kein Ministerium auf die Dauer den feindlichen Straßenkundgebungen widerstanden hat. Im Jahre 1857 wurde das klerikale Ministerium Malou trotz der Majorität, die es stützte, vom allgemeinen Volksunwillen hinweggefegt. Im Jahre 1871 fiel das ultramontane Ministerium Jacobs unter den Dimissions-Rufen der Brüsseler Bevölkerung. Im Jahre 1884 erzwangen die Demonstranten den Rücktritt der verhaßten Minister Jacobs und Woeste. Auch die Minister Beernaert und Devolder werden dem Sturme, den sie entfesselt haben, auf die Dauer nicht widerstehen können, und so sehr sie sich an die Ministerfauteuils klammern, so ist ihre Stellung doch vollständig erschüttert." Derselbe Bericht fügt bei: „Es ist aufgefallen, daß der König, welcher den verantwortlichen Ministern und der Kammermehrheit sonst freies Spiel läßt, seit den ersten Enthüllungen des Monser Processes nicht mehr persönlich mit den Ministern Beernaert und Devolder verkehrt, sondern seinen Sekretär mit der Entgegennahme der amtlichen Berichte betraute." [1])

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 3. Juni 1889.

Aber die alten Mittel wollten nicht mehr ziehen. Das Ergebniß der Neuwahlen vom Vorjahr war zu schwer zu Gunsten der Gegenpartei in's Gewicht gefallen. Seit den vier Jahren, wo dieselbe wieder an's Ruder gekommen war, hatte sie mit der unverhüllten Abneigung des Königs zu kämpfen. Er versuchte es genau nach dem Muster seines Ende 1865 verstorbenen Vaters, jedenfalls leitete auch ihn der Grundsatz, daß man die Liberalen hätscheln müsse und um die Katholiken sich nicht zu kümmern brauche, weil diese ja doch nie Revolution machen würden. Leopold I. galt als Vorbild eines parlamentarisch-constitutionellen Herrschers; in Wahrheit war seine Regierung eine höchst persönliche, und war ihm die ganze parlamentarische Maschinerie nur ein bequemes Werkzeug, um seine Zwecke zu erreichen und seine persönliche Gewalt auszuüben.[1]) So versuchte es auch Leopold II. noch einmal im Sinne und im Geiste der bis dahin in Belgien gebietenden Freimaurerei. Neben der liberalen Presse rührte sich auch wieder die Straße. Das neue Volksschulgesetz, welches die liberale Zwangsakte von 1879 abschaffte und den Gemeinden ihre Rechte zurückstellte, bildete die Handhabe. Es wurde unter den Augen des Königs Alles versucht, um zum zweiten Male binnen wenigen Jahren das katholische Ministerium zum Rücktritte zu nöthigen, obgleich es eine starke Kammermehrheit für sich hatte.[2]) Aber es harrte aus im Kampfe gegen oben und unten, und die Neuwahlen vom Juni 1888 machten dem Spiele ein grausames Ende:

„Bis zur Vernichtung geschlagen, in einem Zustande, wie man sich ihn trauriger nicht zu denken vermag, auf eine Reihe von Jahren hinaus zur Ohnmacht verurtheilt: so kehrt die

---

1) Wiener „Vaterland" vom 17. December 1865.

2) Brüsseler Correspondenzen der Augsburger „Allg. Zeitung" vom 12. August 1884 und in der Berliner „Germania" vom 1. und 7. November 1884.

liberale Partei Belgiens von der großen und entscheidenden Wahlschlacht zurück. Wer hätte ein solches Ergebniß voraus-gesehen? Vor kaum vier Jahren noch stand der Liberalismus allmächtig da und gehorchte dem Oberbefehle Frère Orbans, welcher die Kammern mit seinem Worte beherrschte. Heute ist die stolze liberale Mehrheit von ehedem in eine kleinlaute Minderheit verwandelt, welche wahrscheinlich den Sitzungssaal der Kammern meiden wird, um nicht durch den geringen Raum, den sie einnimmt, an die Vernichtung ihrer Partei zu gemahnen. Der Liberalismus, welcher sich vor dem 12. Juni mit der Hoffnung trug, wieder die leitende Rolle in Belgien zu über-nehmen, ist heute nicht einmal mehr in der Lage, das Amt der Opposition mit Ehren zu versehen." [1])

Die Rechte besaß jetzt die Zweidrittel-Mehrheit in der Kammer. Allerdings war der gewaltige Erfolg zum Theile der Spaltung der Freimaurer-Partei unter sich zu verdanken. „Der Familienzwist", schrieb ein Beobachter an Ort und Stelle, „bildet das chronische Uebel, an dem Belgien seit Jahren laborirt; er hat Belgien nachgerade in ein wahres Chaos gestürzt, so daß nicht nur die ewigen Widersacher, sondern Männer sich befehden, die zu derselben Fahne schwören, und trotzdem gegen einander, in Haß und Zwie-tracht entbrannt, anklägerisch vorgehen".[2]) Das war schon nach den Wahlen von 1884, um so viel mehr jetzt nach den Neuwahlen. Es blieb bloß der Eine Trost: daß aus dem Ausfall dieser Wahlen nur auf die Stimmung der Wähler-schaft, nicht auch auf die im Volke geschlossen werden könne. Also Erweiterung des Wahlrechts und Einigung aller anti-conservativen Parteien für Erringung derselben. Der Ge-danke an das allgemeine Stimmrecht drängte sich da von selbst auf, und es wurde auch bald bekannt, daß der König

---

1) Brüsseler Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. Juni 1888.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 27. Dezember 1884.

selbst für dessen Einführung eingenommen sei. Man konnte über die Frage freilich auch anderer Meinung seyn:

„Infolge ihrer letzten Wahlniederlage vollzieht sich innerhalb der liberalen Partei Belgiens eine folgenschwere Umwälzung. Der größte Theil der Partei hat in sich plötzlich eine Sympathie für das allgemeine Stimmrecht entdeckt, die man an ihr bisher nicht wahrgenommen hat. Die liberale Partei, die sonst sich auch mit Vorliebe eine ‚bürgerliche Ordnungspartei‘ nannte, erwartet also nichts mehr von den bürgerlichen Wählern, die ihr seit sechs Jahren immer mehr den Rücken kehren, und wendet sich den ‚breiten Massen‘ zu. Im Grunde genommen ist diese Umwälzung das Verkehrte von dem, was der liberalen Partei nutzen könnte; denn der Niedergang des Liberalismus in Belgien beginnt gerade in dem Augenblicke, da die Liberalen mit den Radikalen zu liebäugeln beginnen, und je intimer der liberal-demokratische Herzensbund wird, desto mächtiger sausen die Keulenschläge nieder, welche die Wählerschaft den Köpfen der liberalen Candidaten versetzt. Besäße die liberale Partei noch irgend welches politische Verständniß, so müßte sie gerade den demokratischen Flügel, der sie um Macht und Ansehen gebracht hat, abschütteln und zu ihrer früheren Stellung als gemäßigt bürgerliche Partei zurückkehren. Statt dessen wirft sie sich ganz und gar den Radikalen und Socialisten in die Arme und ruft wie diese: ‚Es lebe das allgemeine Stimmrecht!“ [1])

Allein der Haß gegen den „Klerikalismus“ überwog mehr und mehr alle Bedenken, wobei allerdings auf beiden Seiten auch die Erwägung in's Gewicht fiel, ob es nicht politisch räthlicher sei, gleich ganze Arbeit zu thun, als durch Festlegung einer willkürlichen Grenze die Ausgeschlossenen erst recht zu reizen. Was aber bei der Masse der Liberalen schließlich den Ausschlag gab, war die Spekulation auf die socialdemokratischen Stimmen. Die beiden Beweggründe

---

1) Brüsseler Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 18. Juni 1890.

sind in einer Betrachtung zusammengefaßt, welche das Wiener Capitalisten-Blatt über das beschämende Ergebniß der damaligen letzten Kammerwahlen angestellt hat: „Der Liberalismus hat im Augenblicke keine andere Aufgabe und keine andere Wahl, als die Bewegung der Arbeiter zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts zur Durchführung zu bringen. Belgien ist auf dem Punkte, eine zweite Auflage des Kirchenstaats zu werden. Die Bourgeois-Liberalen haben zunächst mit den socialistischen Demokraten nur Ein Ziel, den Sturz des ultramontanen Regiments. Das ist die Lebensfrage Belgiens".[1]) Um aber die Streitfrage näher zu würdigen, muß man sich das seit mehr als 50 Jahren geltende Wahlgesetz, das diesen „Bourgeois-Liberalen" bis in die neueste Zeit doch so gute Dienste geleistet hat, genauer ansehen.

„Der Politiker, welcher noch vor 10 Jahren von der Möglichkeit gesprochen hätte, daß Tausende von politisch rechtlosen Staatsbürgern in Belgien auf die Straße hinabsteigen könnten, um daselbst nach dem allgemeinen Stimmrecht zu rufen, wäre nicht bloß als falscher Prophet, sondern wahrscheinlich als reif für das Narrenhaus bezeichnet worden. Glaubte doch das liberale Ministerium Frère-Orban eine wahre Herkulesarbeit verrichtet zu haben, als es im Jahre 1883 den gebildeten Ständen das Wahlrecht für Gemeinde und Provinz verschaffte. Vom Wahlrecht der gebildeten Classen für das Parlament war damals gar keine Rede. Von einem allgemeinen Stimmrecht noch viel weniger. Publicistisch wurde das System des allgemeinen Stimmrechts zu jener Zeit überhaupt nicht verfochten, weil kein einziges Blatt sich zum Organe desselben hergeben wollte. Nur die ‚Chronique' machte einzelne schüchterne Versuche, die Gleichheit aller Staatsbürger vor der Wahlurne zu vertheidigen und zu verfechten. Und nun, genau sieben Jahre nach der oben erwähnten, als kühne Heldenthat gepriesenen Wahlreform des Ministeriums Frère-Orban, wächst die Bewegung zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts mächtig an. Die

---

1) „Neue Freie Presse" vom 6. Juli 1890.

doktrinäre Presse, welche Jahre hindurch den gegenwärtigen Zustand der belgischen Wahlgesetzgebung als ein noli me tangere hingestellt, hat den größten Theil ihrer Leser und ihres Einflusses eingebüßt. Diejenigen Organe der liberalen Partei, welche der öffentlichen Meinung folgen und sich dem Zuge der Zeit nicht beharrlich entgegenstemmen, haben ihren Widerstand gegen die Revision der Verfassung längst aufgegeben, und die es nicht gethan haben, sind von der Stellung angesehener Blätter zum Sprachrohr einer einflußlosen Coterie herabgesunken. Dagegen hat die demokratische und die fortschrittliche Presse im ganzen Lande einen gewaltigen Aufschwung erfahren. Die Organisation der socialdemokratischen Partei, die Bildung radikaler Vereine, die Verbreitung fortschrittlicher Ideen — alle diese Faktoren haben dazu beigetragen, die Million Belgier, die heute nicht das Recht besitzen, einen Abgeordneten in die Kammer zu entsenden, während 120,000 bevorrechtete Wähler 138 Abgeordnete und 69 Senatoren wählen, aus einem nur allzu langen politischen Winterschlaf aufzurütteln. Die Rechtlosen wollen jetzt ihre Rechte haben und die Zeit kommt immer näher, wo diejenigen, die heute noch die Ohren verstopfen, den tausendstimmigen Ruf werden vernehmen müssen. Man mag darüber streiten, ob das allgemeine Stimmrecht, wonach die belgischen Volksmassen streben, das Ideal eines Wahlsystems darstellt oder nicht. Darüber aber, ob das gegenwärtige belgische Wahlsystem gut oder schlecht ist, kann gar nicht gestritten werden. Denn es ist herzlich schlecht. Unser heutiges Wahlsystem ist sehr einfach. Es lautet: Wer jährlich 42,32 Frs. direkte Staatssteuer entrichtet, ist Wähler, und zum Senator kann nur der gewählt werden, welcher jährlich mindestens 2000 Francs direkte Staatssteuer zahlt. In ganz Europa gibt es gegenwärtig kein Wahlrecht, das auf einem so hohen Census beruhen würde. Selbst in Oesterreich, auf das die Belgier manchmal als auf ein ‚reaktionäres Land' herabblicken, beträgt der Census für das Wahlrecht nur 5 Gulden, also bloß den vierten Theil des belgischen Census. Auf die Bildung des Staatsbürgers kommt es hiebei gar nicht an. Der Universitätsprofessor oder Richter, welcher jährlich nur 42 Francs direkte Staatssteuer entrichtet, dem also zur Erlangung des

Wahlrechts 32 Centimes fehlen, ist vom Wahlrecht ausgeschlossen, weil ihm die Verfassung nicht die Fähigkeit zuerkennt, über irgendeine politische Frage ein Urtheil abzugeben. Dagegen ist der Bauer, der weder lesen noch schreiben und ein X von einem U nicht unterscheiden kann, Wähler, und nach derselben Verfassung ist er der richtige Mann, welcher zu bestimmen hat, wie Belgien regiert werden soll." [1])

Nachdem nun die gegen dieses Wahlgesetz mit Zustimmung der Krone vorgeschlagene Verfassungsänderung einstimmig beschlossen war, ist im verflossenen Monat Juni die constituirende Versammlung, unter den landesüblichen Ruhestörungen der Liberalen und Radikalen in einigen großen Städten, gewählt worden. Die Rechte hat zwar wieder die Mehrheit der Sitze in der Kammer und im Senate errungen, aber die zur Aenderung des Wahlgesetzes nothwendige Zweidrittel-Mehrheit besitzt sie nicht mehr. Zum Theil sind ihre Führer über die große Frage nicht einig, und andererseits haben sich die sogenannten „Unabhängigen" in Brüssel, ein Mittelding zwischen den zwei großen Parteien, dießmal nach links gewendet. Wie das neue Wahlsystem und welches zu Stande kommen wird, ist die Frage der Zukunft. Die Regierung tritt für das Occupationssystem ein, welches nach englischem Muster das Wahlrecht von einer Heimstätte abhängig machen will. Ein Theil der Rechten mit dem ehemaligen Staatsminister Woeste an der Spitze tritt sehr entschieden gegen das allgemeine Stimmrecht auf, aber noch entschiedener gegen das sogenannte Capacitätssystem, wodurch das Wahlrecht außer dem Census auch der „Bildung" zugesprochen würde, und mit dem ein Häuflein der alten „Doktrinäre" unter den Liberalen sich aus der schlimmen Affaire ziehen will. „Ehe ich die Chinesereien des alten

1) Der langjährige Brüsseler Mitarbeiter der Münchener „Allg. Zeitung" (s. die Nummer vom 16. August 1890).

Capacitätssystems annehme", sagte Herr Woeste, „lieber nehme ich dann einfach das allgemeine Stimmrecht an".[1])

Die Rechte hat sich niemals schlechthin ablehnend gegen die allmählige Erweiterung des belgischen Wahlrechts verhalten. Im November 1870, sofort nachdem sie wieder zur Regierung gelangt war, brachte sie den Entwurf eines neuen Wahlgesetzes ein, welches den Census vorerst wenigstens für die Gemeinde- und Provinzwahlen auf 10 und 20 Francs herabgesetzt hätte. Das Wahlrecht für die Kammer hätten immer noch bloß 7½ Procent aller Großjährigen besessen. Dennoch entdeckten die damals in der liberalen Partei noch maßgebenden „Doktrinäre" in dem Entwurf die Absicht, „die Bourgeoisie zu zermalmen". „Die doktrinäre Opposition", fährt der Berichterstatter fort, „wird desto bissiger, kleinlicher und persönlicher, je mehr das katholische Kabinet die rechte und unabhängige Mitte einzuhalten versteht. Seit 1864 mißachtete die doktrinäre Regierung Frère-Orbans die Ermahnungen der freisinnigen Vereine und der Presse, der Gefahr zuvorzukommen, indem sie den Wählercensus herabsetze, jedoch die Ausübung des Wahlrechts an eine elementare Schulbildung knüpfe. Das katholische Kabinet bringt jetzt ein Wahlgesetz, vorerst für die Gemeinden und die Provinzen, ein, welches die für letztere beschränkende Bedingung nicht enthält. Der Gesetzentwurf ist noch weit vom allgemeinen Stimmrecht entfernt; nichtsdestoweniger legen ihm die Doktrinäre die Absicht unter, die Bourgeoisie zu zermalmen." [2])

In jenem Jahre 1864 hatte der eben genannte liberale Staatsmann das Schlagwort ausgegeben: „Das allgemeine

1) Die Frage des allgemeinen Stimmrechts hat der berühmte Staatsmann vor 22 Jahren in der Brüsseler Revue générale (Oktober-Heft S 382 ff.) als eine mögliche Aufgabe der Zukunft besprochen. Freilich gab es damals noch keine socialdemokratische Bewegung.

2) Brüsseler Correspondenz der Augsburger „Allg. Zeitung" vom 15. und 29. November 1870.

Stimmrecht in einem Lande der Freiheit heißt Despotismus".[1]) Das ist sein Standpunkt noch. Für Eine Wahlreform war Hr. Frère allerdings, und für diese andere wäre er noch. Als im Juli 1883 die Brüsseler „Unabhängigen" den Antrag stellten, seine Vorlage zur Erweiterung des Wahlrechts lieber gleich bis zum allgemeinen Stimmrecht auszudehnen, trat er so scharf dagegen auf, daß nur eilf Abgeordnete sich dafür zu erheben wagten. Dafür brachte jene liberale Vorlage dem Lande das sogenannte „Intelligenz-Wahlrecht" ein, jedoch auch nur für die Gemeinde- und Provinzialwahlen. Der Nachweis eines gewissen Bildungsgrades sollte durch eine Prüfung geliefert werden, was unter dem nachfolgenden Kabinet bei der Herstellung der Wahllisten bezüglich der zu prüfenden „älteren Bürger" zu komischen Verlegenheiten führte.[2]) Die Ausdehnung eben dieses Intelligenz-Wahlrechts auf die Kammerwahlen streben nun die „Doktrinäre" an, und das ist Alles, was ihr klein gewordenes Häuflein zugeben will. Der Grund ist leicht ersichtlich „Die Liberalen müssen das Wahlrecht von der Bildung abhängig machen; der Liberalismus kämpft nicht bloß für die Cultur, sondern nebenbei auch für seine Existenz, denn nur das Intelligenz-Wahlrecht sichert ihm seinen Bestand".[3])

Folgerichtig steht auch der gesammte „Bourgeois-Liberalismus" für die Forderung ein, daß nur wer lesen und schreiben kann, das Wahlrecht haben soll. Für die Ausnahme der Analphabeten bei Einführung des allgemeinen Stimmrechts ist auch der König. Der Grund ist abermals leicht ersichtlich, bildet aber bei den Arbeitern den Hauptanstoß, denn es sollen von den belgischen Arbeitern nicht weniger als neun Zehntel des Lesens und Schreibens unkundig

1) Brüsseler Correspondenz der Augsburger „Allg. Zeitung" vom 28. Oktober 1864.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. Oktober 1889.

3) Wiener „Neue Freie Presse" vom 16. Juni 1887.

seyn.[1]) Die Verfassung macht, getreu ihrem Grundsatz, daß „alle Belgier vor dem Gesetze gleich seien“, einen solchen Unterschied nicht, im Gegentheile enthalten die Wahlvorschriften die genauesten Vorkehrungen, um auch den Analphabeten das Wahlgeschäft zu erleichtern.[2]) Uebrigens hat gerade jener Liberalismus für die Armen, die ihr Leben von frühester Jugend an in den Fabriken und Bergwerken zubringen müssen, nicht nur nichts gethan, sondern Alles verhindert, was ihnen die Möglichkeit einer Schulung eröffnet hätte. Es liegt darin das Seitenstück zur belgischen Militärpflicht vor: der Reiche kann sich einen Stellvertreter kaufen, der Arme muß acht

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 14. Juni 1888.

2) In weiteren Kreisen außer Lands scheint von diesem bezeichnenden Umstand wenig bekannt zu seyn. „In Belgien werden die Stimmzettel nicht von den Wählern beschrieben, aus dem sehr einfachen Grunde, weil von den 120,000 Wählern mindestens 30,000 bis 40,000 des Schreibens unkundig sind. In Folge dieser Thatsache hat man sich genöthigt gesehen, zu einem überaus complicirten Wahlapparat Zuflucht zu nehmen, der sicherlich einmal von den Chinesen copirt werden wird. Er besteht aus Folgendem. Die Candidaten müssen sich bis längstens am fünften Tage vor der Wahl beim Gerichtspräsidenten persönlich vorstellen und angeben, ob sie sich liberal, katholisch oder unabhängig bezeichnen. Ist der fünfte Tag vor der Wahl verstrichen, so wird keine Candidatur mehr angenommen. Es wird sodann eine Liste aller Candidaten verzeichnet und danach die amtlichen Stimmzettel angefertigt, auf denen sonach nebeneinander die Namen aller Candidaten stehen. Die Liberalen werden links, die Unabhängigen in der Mitte, die Klerikalen rechts angesetzt und über jeder Candidatur ein mit einem weißen Punkt in der Mitte versehenes schwarzes Viereck angebracht. Ueberdieß werden die klerikalen Candidaten mit einer rothen Linie durchzogen. Die Abstimmung geschieht in der Weise, daß der Wähler den oben erwähnten weißen Punkt in dem über dem Namen des ihm genehmen Candidaten stehenden Viereck schwarz macht. Da aber viele Wähler nicht lesen können, so sollen ihm die blauen und rothen Linien, welche die Namen der Candidaten durchziehen, als Leitfaden dienen.“ Münchener „Allg. Zeitung“ vom 16. August 1890.

Jahre dienen. „In Belgien", hat Hr. Frère-Orban in der Kammer einmal gesagt, „ist Alles auf's Schönste geordnet: die Besitzenden regieren, die Nichtbesitzenden vertheidigen das Vaterland" [1])

In der That hängen die zwei großen Fragen enge aneinander. Nicht nur weil König Leopold zugleich mit dem allgemeinen, nur durch den Analphabetismus beschränkten, Stimmrecht auch die allgemeine Wehrpflicht verlangt — diese vielleicht ernstlicher, als jenes. Es kommt noch ein anderer Umstand hinzu. Kein anderes Land in Europa ist so gründlich socialistisch unterwühlt und nirgends die Bewegung zu offener Gewaltthat so geneigt, wie in Belgien. Zahlreiche Emeuten und blutige Straßenkämpfe haben bewiesen, daß die lange Jahre hindurch von den Liberalen und der Loge gegen die „Klerikalen" angezettelten Aufstände in den unteren Schichten gute Schule gemacht haben; und wie steht es nun mit der Armee?

Vor vier Jahren fand im Hennegau ein großer Congreß der Arbeitervereine statt, über dessen geheime Beschlüsse genug verlautete, um die Lage als „sehr gefahrdrohend" erscheinen zu lassen. „Der allgemeine Ausstand war natürlich der erste Beschluß des Congresses. Darüber könnte man am Ende zur Tagesordnung übergehen, da ein solcher Beschluß schon oft gefaßt, aber bisher niemals ausgeführt wurde. Bedenklicher lautet der Beschluß über die socialistisch-anarchistische Propaganda unter den Soldaten, für welche ein größerer Fonds bereits gegründet wurde. Bedenkt man, daß die belgische Armee sich zum größten Theile aus ärmeren Bauernsöhnen und Arbeitern zusammensetzt, so wird man nicht umhin können, diese Bestandtheile der Armee als ein ganz günstiges Material für socialistische Lehren anzusehen. Am bedenklichsten aber ist der dritte Beschluß, welcher dahin lautet,

---

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 10. April 1886.

daß bei der nächsten zu organisirenden Arbeiterbewegung mit Dynamit und Sprengstoffen vorzugehen sei. Das ist aber keineswegs eine bloße Drohung, welche nur Einschüchterungszwecke verfolgt. Der Congreß ist in seinem Cynismus so weit gegangen, eine besondere Commission mit der Aufgabe zu betrauen, das Dynamit und die Sprengmaschinen zu beschaffen." [1]) Als sich zwei Jahre vorher in Amsterdam wieder blutige Vorgänge abgespielt hatten, da tauchte bereits der Gedanke auf, daß die mangelhaften militärischen Einrichtungen die Schuld trügen, sonst würden die Socialdemokraten vor solchen Dingen wohl zurückschrecken, wie in Deutschland. [2]) Wann und wie soll aber Belgien jetzt noch, sozusagen in letzter Stunde, eine der deutschen ebenbürtige Armee bekommen?

Wenn nun die Zahl jener armen Arbeiter, angesteckt wie sie durchgehends sind, mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in der belgischen Armee noch in's Ungemessene vermehrt würde, müßte die Gefahr nicht noch drohender werden, namentlich wenn die Commandanten des belgischen Proletariats auf Grund des allgemeinen Stimmrechts im Parlament manövrirten? Die Frage wird nicht nur in Belgien eine brennende seyn, brennender aber nirgends, als hier, in dem ehemaligen Musterstaat des „Bourgeois-Liberalismus".

---

1) Brüsseler Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 26. August 1888.

2) Aus Berlin in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 30. Juli 1886.

LVI.

Organisation der christlichen Arbeiter.

Wenn man gegenwärtig im deutschen Reich Umschau auf socialpolitischem Gebiete hält, so erscheinen eigentlich nur zwei große Parteien auf dem Plan: die Centrumspartei und die Socialdemokratie. Die übrigen Parteien bethätigen sich politisch mit größerem oder geringerem Eifer, von einer socialpolitischen Aktion kann aber weder beim Freisinn, noch bei den Conservativen die Rede sein, von den National-liberalen ganz zu schweigen.

Die socialdemokratische Agitation ist zur Zeit ungemein rege. Die hervorragendsten Führer haben neuerdings Rund-reisen unternommen: Bebel an der Saar, Liebknecht in Baden, v. Vollmar in Württemberg. Ueberall war der Zulauf der „Genossen" ein bedeutender. Wie es scheint, soll sich der Ansturm der Socialdemokratie mit vermehrter Stärke gegen die Gebiete der Centrumspartei richten. Daß man sich auf das Berennen des „Centrumsthurmes" verlegen werde, ist ja schon häufiger angekündigt worden. Bis jetzt sind aber nur zwei größere Städte mit vorwiegend katho-lischer Bevölkerung im Reichstag durch einen socialdemo-kratischen Abgeordneten vertreten: München und Mainz, wo besondere, hier nicht näher zu erörternde Verhältnisse ob-walten.

Wir halten die politische Expansionskraft der Socialdemokratie im deutschen Reiche nicht für er-

schöpft; dieselbe kann auch mehr als die drei Dutzend Mandate erlangen, welche sie gegenwärtig im deutschen Reichstage inne hat. Man muß sich insbesondere hüten, die Zwistigkeiten im socialdemokratischen Lager in dieser Hinsicht zu überschätzen. Gewiß wirkten die gereizten Auseinandersetzungen zwischen den besonnenern und radikaleren Elementen mit den gegenseitigen bittern Beschuldigungen keineswegs propagandistisch nach außen, indem dieselben einen eigenthümlichen Vorgeschmack von der „Brüderlichkeit" geben, welche im socialdemokratischen Zukunftsstaate herrschen würde, aber die Bewegung wird dadurch nicht gelähmt, wie eben wieder der Ausfall der Ersatzwahlen für das Stadtverordneten-Collegium in Berlin erwiesen hat, wo die Anhänger der socialdemokratischen Fraktion trotz der heftigen Agitation der „Unabhängigen" gegen die Betheiligung an der Wahl ihre drei Candidaten gegenüber Freisinn und Bürgerpartei anscheinend mit leichter Mühe durchsetzten.

Auf katholischer Seite ist man sich der Gefahr eines weiteren Anwachsens der Socialdemokratie wohl bewußt. Der Volksverein für das katholische Deutschland insbesondere entfaltet eine überaus rege Thätigkeit, und theilweise sind die Agitationstouren der socialdemokratischen Führer gerade durch frühere in den betreffenden Bezirken abgehaltene, sehr stark besuchte Katholikenversammlungen veranlaßt. Wie ernst es der Volksverein mit seiner Aufgabe nimmt, den katholischen Besitzstand zu vertheidigen, hat er eben durch Veranstaltung des praktisch-socialen Cursus in München-Gladbach bewiesen, wo eine Reihe tüchtiger Socialpolitiker vor einer aus allen Theilen des deutschen Reiches herbeigeeilten Zuhörerschaft von mehr als 500 Männern die wichtigsten Fragen des socialen Lebens fast zwei Wochen lang gründlich behandelt haben, ein ungemein glücklicher und anregender Gedanke.

Man darf sich jedoch bei diesen Anstrengungen und Erfolgen nicht beruhigen und darüber vor Allem nicht vergessen, was uns immer noch als das Wichtigste erscheint:

die Organisation der christlichen Arbeiter und zwar auf gewerkschaftlicher Grundlage. Anläßlich des Ausfalles der Gewerbegerichtswahlen in der Rheinprovinz haben wir die Nothwendigkeit dieser Organisation auch in den gelben Heften entschieden betont. Der Gedanke ist vielfach zustimmend ventilirt worden, aber an die Ausführung wird bis jetzt nur zögernd und nicht mit der erforderlichen Thatkraft herangegangen. Man scheint in katholischen Kreisen mit einiger Besorgniß an die Organisation der Arbeiter zu denken, dieselbe gewissermaßen als ein Wagniß zu betrachten und zu meinen, es gehe zur Noth auch mit den bisherigen Organisationen.

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß es auf die Dauer damit nicht geht. Bis jetzt hat in Deutschland die Socialdemokratie der Gewerkschaftsbewegung weitaus am meisten Aufmerksamkeit zugewendet und dieselbe in weitem Maße sich dienstbar gemacht. Die Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine sind vor den socialdemokratischem Einflusse unterliegenden vollständig zurückgetreten. In zahlreichen Städten bekümmert die Socialdemokratie sich ausschließlich um die Gewerkschaftsbewegung. Unter den Mitgliedern der Gewerkschaften hat sie ihre gewandtesten und zuverlässigsten Vertrauensmänner, mit deren Hilfe sie die Wahlen macht und insbesondere auch die Wahlen zu den Gewerbegerichten gemacht hat. Unablässig ist dieselbe thätig, ihre gewerkschaftliche Organisation auszudehnen und zu vervollkommnen. Immer neue Berufskreise werden in ihren Bereich gezogen — man braucht sich nur die Plakate an den Anschlagsäulen in den großen Städten anzusehen — und gegenwärtig wird an dem Abschlusse eines Cartells der verschiedenen Gewerkschaften gearbeitet.

Die Gewerkschaftsbewegung, welche bis jetzt in Deutschland erst 7 Procent der Arbeiterschaft umfaßt, wird zweifellos in absehbarer Zeit eine gewaltige Bedeutung erlangen. Alles drängt darauf hin. Das mächtig erwachte Standesbewußtsein

der Arbeiter führt naturgemäß zum Zusammenschluß der Berufsgenossen behufs gemeinsamer Wahrung der moralischen und materiellen Interessen. Die Arbeitervereine in ihrer gegenwärtigen Verfassung vermögen auf die Dauer dem Drange nach wirksamer Geltendmachung der Wünsche und Forderungen des Arbeiterstandes nicht zu genügen. Daß diese Erkenntniß auch unter den katholischen Socialpolitikern sich Bahn zu brechen beginnt, beweist ein auf dem praktisch-socialen Cursus zu München-Gladbach gehaltenen Vortrag des geistlichen Rektors Dr. Brüll, welcher lebhaft die Nothwendigkeit der Bildung christlicher Arbeiter-Gewerkschaften befürwortete.

Eine sehr bemerkenswerthe Kundgebung in gleicher Richtung hat vor Kurzem in Brüssel stattgefunden. Dort besteht seit Kurzem eine katholische Vereinigung, welche den Namen „Demokratische Liga" führt, um den Gegensatz zu der leider immer noch im Manchesterthum befangenen belgischen conservativen Partei auszudrücken. An dem ersten Congresse dieser Liga nahmen zwei Männer in hervorragender politischer Stellung Theil; der Abgeordnete Schaepmann, ohne Frage der weitestblickende der katholischen Parlamentarier Hollands, und der Abgeordnete Hellepu tte, einer der resolutesten Socialreformer Belgiens, der auf den katholisch-socialen Congressen in Lüttich eine einflußreiche Rolle spielte. Ein Theilnehmer des Brüsseler Congresses aus dem Arbeiterstande bezeichnete in der einleitenden Versammlung als das Hülfsmittel gegen das gegenwärtige Lohnsystem, welches den vernichtenden Wettbewerb zwischen den Arbeitern herbeiführe, die corporative Organisation der Handarbeiter. „Ueberall entstehen und entwickeln sich Arbeiter-Vereinigungen, welche dem Kapital sagen: du bist eine Macht, und wir sind eine zweite. In den Gewerkschaften müssen die Arbeiter sich auf die Versöhnung der Klassen vorbereiten. Die gewerkschaftliche Organisation muß eine vollständige werden, und der Arbeiter darf dem Arbeiter nicht mehr durch

Anbieten von Arbeit für geringeren Lohn Concurrenz machen". Der Congreß sprach sich dahin aus, mit Hülfe der Gewerkvereine könnten die wichtigsten jetzt schwebenden Angelegenheiten ohne Inanspruchnahme der Gesetzgebung erledigt werden. Arbeiter und Arbeitgeber sollten getrennte, aber zur Verständigung geneigte Organisationen haben; letztere könnten in kleineren Orten mehrere Gewerbe in sich begreifen. „Die Satzungen solcher Vereine sollen stets anerkennen, daß Religion, Familie und Eigenthum die Grundlage bilden, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann. Alle Gewerkvereine sollen eine nationale Föderation bilden". Für diejenigen Arbeitgeber, welche ihre Arbeiter am Eintritt in einen Gewerkverein hindern, wurden Strafbestimmungen gefordert.

Die deutsche Socialdemokratie hat es, wie bemerkt, verstanden, die Gewerkschaftsbewegung sich dienstbar zu machen; die gewerkschaftliche Organisation an sich ist ihr nichts weniger als willkommen. Die Gewerkschaften sind ihr nur Mittel zum Zweck: Werkzeuge der politischen Agitation. Das hat sich recht deutlich in dem Verhalten der Socialdemokratie gegenüber dem doch schon stark socialdemokratisch angehauchten Verbande der Buchdrucker vor und nach dem letzten großen Ausstande dieser bestorganisirten deutschen Gewerkschaft gezeigt. Gewerkschaften, welche auf Vertretung der Standesinteressen sich beschränken, sind für die Socialdemokratie werthlos und je besonnener und ausschließlicher sie ihrer eigentlichen Aufgabe sich widmen, um so weniger Sympathie wendet die Socialdemokratie ihnen zu.

Es ist eine kaum verständliche Kurzsichtigkeit, ein beklagenswerthes Verkennen der Zeichen und Bedürfnisse der Zeit, daß so viele auch katholische Arbeitgeber der Gewerkschaftsbewegung als solcher feindlich oder im besten Falle gleichgültig gegenüberstehen. Keine kleinlichen Maßregelungen werden den festen Zusammenschluß des vierten Standes zur thatkräftigen Geltendmachung seiner Interessen dauernd hin-

dern. Es fragt sich nur, ob die Socialdemokratie als politische Partei mit ihren utopistischen Bestrebungen hier die Führung behält, welche sie thatsächlich zur Zeit besitzt, oder ob eine starke gewerkschaftliche Organisation mit erreichbaren Zielen ihr auch in Deutschland das Heft aus der Hand nimmt. Lehrreich ist in dieser Beziehung die Entwicklung Englands mit seinen zwei Millionen gewerkschaftlich organisirten Arbeitern, welche als gleichberechtigte Arbeiter-Vertretung mit den Vertretungen der Arbeitgeber die Arbeitsbedingungen regeln, dabei aber so wenig die Geschäfte der internationalen Socialdemokratie besorgen, daß der Berliner „Vorwärts“ nicht genug gegen die „Fettwanst-Politik“ der alten britischen Trades-Unions-Führer zu Felde ziehen kann.

Die Organisation der noch christlichen Arbeiter in Gewerkschaften ist kein leichtes Werk, aber es muß in Angriff genommen werden und bald in Angriff genommen werden. Vollziehen wird sich die Organisation des vierten Standes; es fragt sich nur, ob zum guten Theil wenigstens auf der Grundlage, welche der Brüsseler Congreß als unerläßlich bezeichnet hat, oder in immer größerem Umfange lediglich im Schlepptau und im Dienste der Socialdemokratie. An diesem Entweder-Oder ist nicht vorbeizukommen; um das nicht zu erkennen, muß man die Augen vor der wirklichen Lage der Dinge fast gewaltsam geschlossen halten.

J. B.

LVII.

Chaucer und seine Stellung zur katholischen Kirche.

Nach Shakespeare hat wohl kein englischer Dichter dieselbe Beachtung gefunden, als der um zwei Jahrhundert ältere Geoffrey Chaucer (1340—1400), der Poet, Höfling und Lebemann, welcher uns in seinen zahlreichen Schriften eine anschauliche Darstellung der Gebräuche und Sitten seiner Zeit, ihrer religiösen und politischen Anschauungen gegeben hat. Man hat Chaucer den „Morgenstern der englischen Dichtkunst" genannt, und ihn neben Shakespeare gestellt. Beide haben uns das englische Leben geschildert, beide treffliche Charakterzeichnungen geliefert, beide haben vielfach ihre Stoffe aus der italienischen Literatur geschöpft — aber wie grundverschieden sind die Anschauungen und der Geist dieser beiden Dichter![1])

Chaucer ist ein Satiriker und Spötter, der sich darin gefällt, die Schwachheiten und Thorheiten seiner Zeitgenossen darzustellen; ein Skeptiker, der wenn auch verdeckt die Lehren der Kirche angreift; ein profaner Mensch, der alles Heilige in den Staub zu ziehen sucht, der den Dienern der Kirche, besonders den Bettelmönchen und allen frommen Christen Verbrechen andichtet, der überall nur die Auswüchse und Verzerrungen zu Tage treten läßt und das wirklich Gute und Edle verschweigt. Shakespeare auf der andern Seite zeigt sich schon dadurch als wahren Dichter, daß er nicht bei den Schwächen und Lastern

1) Lounsbury Th., Studies in Chaucer, his life and writings, Vol. I. XVIII, p. 504; Vol. II. VI, p. 551; Vol. III. VI. p. 512. London, Osgood 1892.



seiner Charaktere verweilt und diese Laster in anmuthige Formen kleidet, wie Chaucer, sondern dieselben durch ihren Contrast mit wahrer Tugend in die richtige Beleuchtung rückt, daß er uns ideale Menschen vorführt, daß er frei ist von allen den feinen oder rohen Angriffen auf die Priesterschaft, daß seine frommen Charaktere auch wahrhaft edel sind.

Chaucers Werke waren ein Lieblingsbuch der Puritaner, d. h. der strikten Calvinisten, welche in Chaucer einen Vorläufer der Reformation sahen, während die Dramen Shakespeares von ihnen verabscheut wurden. Es charakterisirt diese „sittenstrengen" Puritaner, daß ein Schriftsteller wie Chaucer, der gleich einem Plautus das Laster mit allen seinen verführerischen Reizen zeichnet, ein Liebling wurde. Diese strengen Männer glaubten wohl durch Chaucers Schriften Haß und Verabscheuung der papistischen Laster und Liebe zur Tugend zu wecken; übersahen aber, daß die menschliche Natur nur zu geneigt ist, das Laster in den religiösen Gegnern zu verabscheuen, für sich selbst hingegen allerliebst zu finden. In der That wurden die Schmähschriften der Reformer nur deswegen so gerne gelesen, weil sie die Sinnlichkeit kitzelten, unanständig und schlüpferig waren; sie haben so recht eigentlich die Sittlichkeit des Volkes untergraben. Da den Reformern jeder Bundesgenosse gegen Rom und die Kirche willkommen war, so konnte Chaucer nicht verborgen bleiben. Foxe, der berühmte Martyrologist, war einer der Ersten, welcher Chaucer zu Ehren brachte und ihn als einen Vorläufer der Reformation hinstellte.[1])

„Ich wundere mich, schreibt er, daß die englischen Bischöfe, welche alle Arten englischer Bücher verdammten und abschafften, die dem Volke das Licht der Erkenntniß bringen konnten, die Schriften Chaucers nicht verboten, der zweifellos in den meisten Dingen dieselbe Ansicht hatte wie wir, und ein wahrer Wiclifite war. Seine Werke bezeugen uns, daß, wenn je einer, so Chaucer ein Anhänger Wiclifs war." Die Stellen, auf die sich Foxe bezieht, sind von neueren Kritikern als unächt bezeichnet worden; die ächten Schriften scheint Foxe entweder gar nicht

1) S. Actes and Monumentes. Ed. 1583, VII, 839.

oder nur flüchtig gelesen zu haben. Nachdem Foxe die Verblendung der Bischöfe und ihre Thorheit dargestellt, weil sie alle die Angriffe auf die katholische Kirche als nicht ernstlich gemeint betrachtet hätten, fährt er fort: „So hat es Gott gefallen, die Augen der Bischöfe zum Wohle seines Volkes zu verblenden, damit die Lesung von Chaucers Schriften für die Kirche Früchte trage, wie das wohl geschehen ist.“ Foxe behauptet, manche hätten ihm versichert, sie hätten großen Nutzen aus Chaucers Schriften gezogen; Wharton[1]) geht viel weiter und bewundert „die ächte und tiefe Frömmigkeit und den Eifer für die wahre Religion, wodurch Chaucer alle Theologen jener Zeit übertroffen habe.“

So bildete sich ein Mythus aus, den erst die neueste Forschung mitleidslos zerstört hat. Weder in den ächten, noch in den Chaucer fälschlich zugeschriebenen Schriften kann man den Protestanten erblicken. Man sucht ganz vergebens Verwerfung der guten Werke, die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur durch die Erbsünde rc.; auf der andern Seite lassen sich der Spott über abergläubische Gebräuche, Mangel an Ehrfurcht für das Heilige nicht in Abrede stellen. Chaucer würde, wenn er ein Zeitgenosse der Reformer des 16. Jahrhunderts gewesen, die Heuchelei und Verkehrtheit derselben nicht minder scharf getadelt haben, als die Dramatiker unter der Regierung Elisabeths. Lounsbury II, 459 hat dies im Großen und Ganzen trefflich bewiesen, irrt aber ganz entschieden, wenn er in Chaucer einen tiefernsten, für alles Große und Edle begeisterten Mann sehen will.

Ueber manche Einzelnheiten im Leben Chaucers herrscht großes, selbst durch die neuesten Untersuchungen noch nicht aufgeklärtes Dunkel. Chaucer war ein Lebemann, ein Höfling, der sich durch große Kenntnisse, Gewandtheit in den Geschäften und äußern Anstand auszeichnete, dem aber jeder tiefere sittliche Gehalt fehlte. Er war an der Entführung einer Dame und an weniger erbaulichen Händeln betheiligt, welche ein schlimmes Licht auf seinen Charakter werfen. Seine Schriften sind zwar frei von roher Sinnlichkeit und fordern nicht direkt zum Laster auf, sind aber in Folge ihrer Lüsternheit weit verführerischer als manche

1) Bei Cave, Scriptorum Ecclesiasticorum Literaria.



andern Werke, in denen das Laster in seiner Nacktheit erscheint. Gerade in dem besten Werke, den „Canterbury Tales“, finden sich Erzählungen, die sittlich anstößig sind und von einem tief-ernsten Manne unmöglich geschrieben werden könnten. Chaucer verweilt mit sichtlichem Behagen bei den Liebesabenteuern und Gaunerstreichen seiner Helden; die Frivolität der Frau von Bath und ihre Scheinheiligkeit werden so anziehend dargestellt, daß der gewöhnliche Leser es kaum über sich bringt, dieselbe zu verurtheilen. Der Ablaßkrämer ist ein Schurke, hat aber so viele gute Seiten, daß man ihm seine Gaunerstreiche gerne verzeihen möchte. Der Pfarrer auf der andern Seite ist gut, aber geistig beschränkt und engherzig. Der Dichter sieht überall nur die Unvollkommenheiten und Schwächen, er kann oder mag nicht idealisiren. Das Laster erscheint bei ihm nicht als häßlich, die Tugend nicht als schön. Die Unterschiede werden verwischt, die Tugend wird erniedrigt, das Laster entschuldigt; der sittliche Standpunkt Chaucers ist niedrig und gemein. Matthew Arnold hat vollkommen recht, wenn er Chaucer den großen Dichtern nicht beizählt, weil es ihm am sittlichen Ernste fehle und dem Bewußtsein, daß der Mensch zum Leiden und Kämpfen geboren sei. Lounsbury selbst gibt zahlreiche Beweise für Arnolds Behauptung, wenn er demselben Skepticismus zum Vorwurf macht, Mangel an Ueberzeugung und an Bereitwilligkeit, für seine Ueberzeugung Opfer zu bringen.

Nach der Gewohnheit vieler amerikanischer Schriftsteller, das Für und Wider zu erörtern und dasselbe Argument in allen Tonarten zu variiren, ist Lounsbury der Widersprüche, in die er sich verwickelt, nicht bewußt, und behauptet, was er einige Seiten früher bestritten hat. Halten wir uns daher an das Argument, auf welches er den Hauptwerth legt und das nirgends in seinem weitschichtigen Werke bekämpft wird. Dasselbe lautet also: „Chaucer ist ein moderner Mensch, ein Hasser des Cölibats, der in jeder Beziehung verwerflich ist. Wenn nämlich der Priester seinen Gelübden (!) nicht treu bleibt, dann rüttelt er an den Grundlagen der Moralität und verhindert den wahren Fortschritt der Menschheit. Bleibt er seinen Gelübden treu, dann schädigt er die menschliche Gesellschaft, welche seine aus einer Ehe zu erzielenden Nachkommen verliert,

auf die er seine guten Eigenschaften vererbt hätte" (II, 529). Chaucer soll diese Ansicht gehabt haben, weil er irgendwo sagt: „ach, daß die Liebe je eine Sünde sein sollte", und weil er mit solchem Wohlgefallen die fleischlichen Sünden der Kleriker erzählt. Chaucer verabscheut nicht den Cölibat, wie sein Biograph uns glauben machen will, sondern die Sittengsetze, über die er sich gern hinweggesetzt hätte; er schildert die Fleischessünden der Mönche, nicht weil er die Ehelosigkeit verwirft, sondern um zu zeigen, daß man mit derlei Schwächen, die selbst bei Klerikern vorkämen, Geduld haben müsse. Genießet das Leben und pflücket die Rosen, so lange sie blühen, verbittert euch nicht die Freuden des Lebens durch unnütze Skrupel: das sind die Grundsätze, die Chaucer am häufigsten predigt. Chaucer ist ein Lebemann aber kein Reformator, ebensowenig ein Wiclifit, wie schon Lechler „Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation", S. 401, gegen Brewer (Monumenta Franciscana p. XL) gezeigt hat.

Langland, der Verfasser der Piers the Plowman, Gower &c waren überzeugungstreue Katholiken, gleichwohl geißeln auch sie Sünden der Mönche und Priester, nicht weil sie die Gelübde oder den Cölibat verwarfen, sondern weil sie überzeugt waren, eine Reform sei nur dann möglich, wenn der Ordens- und Weltklerus sich selbst reformire. Chaucer als Welt- und Lebemann suchte sein und seiner Freunde Betragen durch die Sünden des Klerus zu entschuldigen, wo möglich zu rechtfertigen. Lounsbury's Versuch, Chaucer zu rechtfertigen, ist ganz verfehlt, noch grundloser ist sein Angriff auf Shakespeare. Wie immer man über die Späße und Witzeleien der Hanswurste bei Shakespeare urtheilen mag, so viel steht fest, das Ehrwürdige und Heilige wird nicht in den Staub gezogen; das Laster wird nicht als anziehend und herzgewinnend dargestellt, wie bei Chaucer.

In gewisser Beziehung können wir Chaucer den Vorläufer der Reformation nennen, denn gleich den Reformern suchte Chaucer eine Beschränkung der Rechte der Kirche, besonders aber des hl. Stuhles, ferner eine Einziehung des Kirchengutes zu Gunsten des Adels. Chaucer hat den Reformatoren gewaltig vorgearbeitet und die Frivolität und Gleichgiltigkeit

gegen alle Religion großgezogen, welche der protestantischen Partei im 16. Jahrhundert so großen Vorschub geleistet hat. Chaucer hat sich den traurigen Ruhm erworben, bei dem englischen Volke die antichristlichen Produkte der italienischen und französischen Literatur eingebürgert zu haben.

Ueber den literarischen Werth seiner Werke, die oft nur mehr oder minder glückliche Uebertragungen sind, können wir hinweggehen; reinen Genuß gewähren nur wenige seiner Dichtungen; für den Grammatiker und Historiker sind dieselben sehr wichtig. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß man einen Dichter in der neuen Zeit wieder hervorzieht, der so viel zur Zersetzung der menschlichen Gesellschaft und zur Herabsetzung des Sittengesetzes beigetragen hat.

Das weitschichtige Buch Lounsburys enthält manche gute Bemerkungen über die Sprache, die Verskunst Chaucers, die Stellung seiner Dichtungen in der Literatur, die Schicksale derselben; aber es fehlt dem Verfasser an der Kenntniß der Geschichte des Mittelalters, an dem gesunden historischen Blick, vor Allem an Gedankenschärfe und Bündigkeit des Ausdrucks. Der Leser sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht, und wenn er glaubt, der Verfasser habe einmal Stellung genommen, so findet er, daß dieselbe auf der nächsten Seite wieder aufgegeben wird. Eine Zusammenstellung der Resultate der neuesten Forschungen über Chaucer wäre jedenfalls besser gewesen, als ein selbständiges Werk über diesen Dichter.

A. Zimmermann S. J.

LVIII.

Cardinal Manning und die Gewerkvereine.

Die alten Zünfte hatten sich nicht geringe Verdienste erworben um Regelung der Arbeitszeit, Fixirung des Durchschnittspreises und der Löhne, um Ausbildung der Handwerker; sie hatten durch ihre Gesetze der Ueberproduktion und wilden Spekulation gesteuert und, so weit es möglich war, für die beständige Beschäftigung der Arbeiter gesorgt; hatten es aber nicht verstanden, mit der Entwicklung des Handels und der Gewerbe gleichen Schritt zu halten, sich den Forderungen der Zeit anzupassen. Es war sonach verfehlt, wenn die Regierung unter Elisabeth einige der lästigsten Bestimmungen des Zunftsystems aufrechterhielt. Nach einem Statut der Königin Elisabeth durfte der Meister keinen zum Lehrling nehmen, dessen Vater nicht ein jährliches Einkommen von 40 Shilling hatte. Unter Karl II. wurde die Auswanderung fast unmöglich gemacht, und noch bis herab auf die Neuzeit verwirkte der Auswanderer jeden Anspruch auf Armenunterstützung. Die Folge war, daß noch in diesem Jahrhundert die Arbeiter in Devonshire dem Hungertode erlagen, weil sie nicht wußten, daß in Lancashire sich genug Arbeit fände, und nicht die Mittel zum Auswandern hatten.

Die Regierung konnte jedoch nicht verhindern, daß ihre Gesetzgebung und die Regelungen der Zünfte von unternehmenden Kapitalisten und Arbeitgebern umgangen wurden, daß letztere ihre Werkstätten und Fabriken von den Städten

in die Vorstädte oder auf das Land verlegten, daß sie statt nur zwei Lehrlingen soviele annahmen, als sie verwenden konnten, und die Arbeitszeit und die Löhne nach Belieben fixirten. Die den Arbeitgebern gewährte Freiheit und Unabhängigkeit trug nicht wenig bei zur Hebung und Erweiterung von Handel und Gewerbe und setzte England in den Stand, den langjährigen, im Ganzen erfolgreichen Krieg mit Frankreich zu führen (1793—1814). Der Profit, den die Arbeitgeber machten, war bekanntlich ungeheuer (er belief sich bisweilen auf 200 Procent), aber die Arbeiterklasse und die Kleinbauern litten gewaltig unter dem neuen System. Das Aufkommen des Fabrikwesens, die Ersetzung der Handarbeit durch Maschinerie, die wohlfeilere Produktion der Waaren in den Fabriken verdrängten die Hausindustrie und verurtheilten Tausende, welche früher jahraus jahrein beschäftigt waren, zum Müßiggang oder zur Arbeit in den Fabriken um geringen Lohn.

Durch diesen Wechsel wurde besonders die Landbevölkerung hart getroffen. Baines, History of Cotton Manufacture p. 337, gibt uns folgenden Bericht: Im Jahre 1770 fanden sich in Mellor, einem etwa 14 englische Meilen von Manchester entfernten Flecken, 50—60 Pächter. Der Pachtzins belief sich auf etwa 10 Sh. für den Morgen. Von allen Pächtern waren nur 6—7, welche den Pachtzins aus den Bodenerträgnissen bestritten, die Uebrigen zahlten denselben aus ihrem Verdienst, den Weberei oder Spinnerei einbrachte. Der Miethzins für Wohnung, Werkstätte und einen Garten betrug 30—40 Sh. Der Hausvater verdiente mit Weben 8—20 Sh., die älteren Söhne 6—8 Sh.; die Mutter und Töchter spannen das Garn. Man berechnete, daß ein Weber etwa 8 Personen beschäftige, welche das Garn zu spinnen und vorzubereiten hatten; somit fand sich Arbeit für alle Mitglieder der Familie vom 8.—80. Lebensjahre. Wollen- oder Baumwollen- oder Linnenwebereien befanden sich in fast allen Grafschaften Englands.

Einige Wochen der Ernte ausgenommen waren die Bauern fast beständig mit Weben und Spinnen beschäftigt. Der Kleinbauer war nicht genöthigt, seine Bodenerzeugnisse auf den Markt zu bringen, sondern war Producent und Consument.

Da die Hausindustrie mit der Großindustrie nicht concurriren konnte, der Kleinbauer für seine Waaren keinen Absatz mehr fand, gingen die kleinen Webereien allmählig ein. Die Söhne und Töchter des Hauses mußten sich ihren Unterhalt verdienen in den großen Fabriken oder als Arbeiter auf einem großen Pachtgut. Mit den Webstühlen verschwanden auch nach und nach die kleinen Pachtgüter, denn ihre Bewirthschaftung konnte die Familie nicht ernähren. Auch die Großbauern litten unter der Aenderung, die sich allmählig vollzog, denn sie konnten die Arbeiter nicht wie früher für bestimmte Zeiten dingen, sondern mußten dieselben in den Dienst nehmen oder höheren Lohn zahlen.

Die Erfindung von Mäh- und Dreschmaschinen und andere Verbesserungen setzten dieselben in den Stand, die Zahl der Feldarbeiter zu beschränken, und so kam es, daß viele, die vorher Beschäftigung gefunden hatten, auf einmal brodlos wurden, weil die Großbauern weniger Arbeiter brauchten und die Großfabrikanten es vorzogen, Frauen oder Kinder anzustellen, welche weit geringeren Lohn erhielten. Jede Uebergangsperiode ist für die Arbeiter mit großen Leiden und Entbehrungen verbunden. Aber weder die Arbeitgeber noch der Staat dachten daran, das Loos der ärmeren Bevölkerung zu erleichtern, weil es der herrschenden Klasse an Sympathie mit den Armen fehlte, weil man sich einreden ließ, durch die freie Concurrenz und die Entwicklung von Handel und Gewerbe würden alle Uebel beseitigt werden. Die Proteste der Philanthropen blieben lange unbeachtet, denn man glaubte durch Beschränkung der Kapitalisten die Fortschritte von Handel und Gewerbe zu hemmen, das

Kapital aus dem Lande zu treiben, die Concurrenz mit dem Auslande unmöglich zu machen.

Früher hatte man sich von dem Grundsatz leiten lassen, England müsse sich unabhängig machen vom Ausland, es müsse alles, was seine Bewohner brauchen, im eigenen Lande produciren und nur den Ueberschuß ausführen, später glaubte man, möglichst viel produciren und ins Ausland ausführen zu müssen. Man suchte Absatz für die Handelsprodukte nicht in England, sondern im Ausland dadurch, daß man die Waaren wohlfeiler verkaufte. Das war jedoch nur möglich durch Verschlechterung der Waare oder Herabsetzung der Löhne und Ausdehnung der Arbeitszeit, also auf Kosten der Arbeiter.

Die Arbeiter hätten keine Menschen sein müssen, wenn sie sich nicht aufgelehnt und versucht hätten, das drückende Joch der Kapitalisten abzuschütteln. „Arbeitgeber", sagt Adam Smith (Wealth of Nations, ed. Rogers II, 70), „haben immer und überall eine Art stillschweigender, aber beständiger und gleichförmiger Uebereinkunft geschlossen, die Arbeitslöhne nicht zu erhöhen"; es war daher nichts natürlicher, als daß die Arbeiter durch Vereinigungen sich gegen ihre Meister zu schützen suchten und zu Strikes ihre Zuflucht nahmen. Die Vereinigungsakte, welche Auswanderung der Handwerker ins Ausland und das Ausführen von Maschinen streng bestrafte und jede Verbindung der Arbeiter behufs Erhöhung der Löhne untersagte, wurde zwar 1824 aufgehoben, aber das Jahr darauf wurden durch die Verschwörungsakte alle Verbindungen untersagt, welche etwas anderes bezweckten als Fixirung eines angemessenen Lohnes für die Arbeiter. Es ist bezeichnend, daß dieser Gesetzesvorschlag in beiden Häusern fast ohne alle Erörterung angenommen wurde, daß ein Gesetz, welches die Arbeiterverbindungen für ungesetzlich erklärte, volle 40 Jahre Gesetzeskraft besaß. Da die Arbeiter keine Vertreter im Parlament hatten, da die Magistrate durch das Gesetz die Vollmacht

erhalten hatten, gegen alle Uebertreter einzuschreiten, so war vorderhand jeder Widerstand der Arbeiter aussichtslos. Sechs Arbeiter wurden transportirt, weil sie sich gegenseitig verpflichtet, zusammenzuwirken behufs Erhöhung des Lohnes.

Da, wie die Staatswirthschaftslehrer behaupteten, die Löhne durch das Naturgesetz fixirt wurden, so glaubte man jede Verbindung, welche die Erhöhung der Löhne zum Zwecke hatte, streng bestrafen zu müssen. Geächtet vom Gesetze und der öffentlichen Meinung, zogen die Gewerkvereine gleich so vielen geheimen Gesellschaften manche schlechte Elemente an, zählten manche gewaltthätigen Individuen unter ihren Mitgliedern. In dem großen Strike von Glasgow hatten die Arbeiter sich eidlich verpflichtet zur Züchtigung der großen Herren, zur Ermordung ihrer tyrannischen Meister und zur Niederreißung der Werkstätten. In Dublin und anderswo hatten die Lederbereiter und Zimmerleute einen Bund geschlossen; die Lederbereiter mußten die Gegner der Zimmerleute bestrafen und umgekehrt. Die Arbeitgeber übertrieben in der Regel die Excesse der Arbeiter, um ihre ungerechten Maßnahmen zu rechtfertigen, und erhielten den schutzlosen Arbeitern gegenüber, welche keine Vertheidiger fanden, meistens Recht.

Geld- und Gefängnißstrafen konnten jedoch nicht verhindern, daß in jeder bedeutenderen Fabrikstadt Gewerkvereine sich bildeten, daß die Mitglieder mit blindem Gehorsam die Anordnungen ihrer Führer ausführten, die Arbeit einstellten, um den Lohn zu erhöhen oder einen mißliebigen Arbeitgeber in Verlegenheit zu setzen. Damit nicht zufrieden, suchten sie durch Einschüchterung und nicht selten durch Gewaltmittel die von den geächteten Arbeitgebern herbeigerufenen Arbeiter an der Arbeit zu hindern und denen, welche sich an die Strikers nicht kehrten, ihre Lage unbequem zu machen.

Eine Bewegung wie die Arbeiterbewegung ließ sich durch Repressivmaßregeln nicht überwinden; die Gesetze blieben ein todter Buchstabe, die Gewerkvereine wurden als Unter-

stützungsanstalten anerkannt, und gewannen immer mehr Anhänger. 1861 zählte man 2000 Gewerkvereine in 405 Städten mit einem jährlichen Einkommen von 1,000,000 Pfd. Schon 1851 hatten sich verschiedene Vereine in die „Vereinigte Maschinen-Arbeitergenossenschaft“ consolidirt, welche ein Einkommen von 90,000 Pfd. und Reservefonds von 140,000 Pfd. hatten; im Jahre 1865 verwandte diese Gesellschaft zu Strikezwecken 14,000 Pfd. und 20,000 Pfd. für Kranken- und Invalidenzwecke.

Die herrschende Klasse sah in den Gewerkvereinen und den von ihnen organisirten Strikes den Krebsschaden der Zeit, ein Uebel, das man mit Anstrengung aller Kräfte ausrotten müsse; John Bright, der Apostel des Freihandels und der freien Concurrenz, dachte ganz anders. Er sagte 1860: „Es ist nicht bewiesen worden, daß Gewerkvereine und Strikes immer vom Uebel sind. In neun aus zehn, ja in neunundneunzig aus hundert Fällen wäre es wohlgethan, Strikes zu vermeiden. Der Strike ist eine Kraft, die man in Reserve hält; und wäre ich ein Arbeiter, so würde ich mein Recht nicht aufgeben, mit andern eine Verbindung einzugehen, welche durch gesetzliche und moralische Mittel meine und meiner Mitarbeiter Interessen fördert.“ (Bei Bright, History of England IV, 403.)

Eben weil die wahre Freiheit nicht existirte, weil die Arbeitgeber die hilflose Lage der Arbeiter ausnützten, deßwegen waren die Strikes besonders im Norden Englands so häufig. Die hauptsächlichsten Strikes sind die der „Vereinigten Maschinenbau-Arbeitergenossenschaft“ 1852, der Strike in Preston 1854, der Strike der Maurer und Zimmerleute 1859, der Strike in der Eisenindustrie 1865 u. s. w.

Nicht alle Strikes waren von Erfolg begleitet, aber auch nicht alle waren ein ungemischtes Uebel. Sie haben die Arbeitgeber gelehrt, daß sie das Spiel nicht allein in Händen haben, sondern auch mit andern Kräften rechnen müssen. Sie haben die Uebel der Ueberproduktion vielfach

abgewendet; nach der Arbeitseinstellung zeigte sich oft erneute Thätigkeit; sie haben die Herabdrückung der Löhne verhindert, und eine menschenwürdige Behandlung der Arbeiter gesichert.

Ganz anderer Ansicht ist der bekannte Philosoph Herbert Spencer. Bei Mackay (A Plea for Liberty, London 1891, p. 23) klagt er:

„In Frankreich war vor dem Ausbruch der großen Revolution das Recht zur Arbeit eine königliche Gerechtigkeit, welche der Herrscher verkaufen konnte, der Unterthan, wenn er arbeiten wollte, kaufen mußte. Dank der Verbreitung der Gewerkvereine in England muß der Einzelne, welcher arbeiten will, sich das Recht zur Arbeit von den Gewerkvereinen kaufen, resp. sich den drückenden von diesen Vereinen gestellten Bedingungen unterwerfen.“ Spencer ist ein Vertheidiger der freien Concurrenz, er glaubt an das Argument der Staatswirthschaftslehre, das sich mit Sidgwick (Elements of Politics, p. 135) also wiedergeben läßt: „Die Consumenten in ihrer Eigenschaft als Consumenten suchen mit Verständniß ihren eigenen Vortheil und werden eine nachhaltige Nachfrage nach den Produkten und Dienstleistungen veranlassen, welche in direktem Verhältniß zum Nutzen für die Gesellschaft stehen, während die Producenten in der Regel, eben weil sie mit Verständniß ihr eigenes Interesse im Auge haben, veranlaßt werden, die von der menschlichen Gesellschaft verlangten Artikel auf die ökonomischeste Weise zu produciren, indem jeder sich ausbildet oder von seinen Eltern sich ausbilden läßt für die nützlichsten und am besten bezahlten Dienstleistungen gemäß seinem Vermögen und seiner Fähigkeit. Durch den Fall der Marktpreise wird jeder Ueberschuß an Produkten und Arbeiten auf das rechte Maß reducirt, während jeder Ausfall durch das Steigen des Preises gedeckt wird. Je eifriger und beständiger jedes Individuum als Consument oder Producent seine Privatinteressen verfolgt, um so gewisser wird die natürliche Bestrafung der Trägheit oder übelangebrachter Anstrengung stattfinden und um so vollständiger wird folgerichtig die sociale Arbeit den socialen Bedürfnissen sich anpassen.“

Diese Theorie setzt voraus, daß Kapitalist und Arbeiter den Gewinn, den sie aus dem Kapital oder der Arbeit gezogen, immer vortheilhaft anlegen, so daß das Kapital beständig wächst, daß man Arbeiter gerade so leicht und wohlfeil von einem Ort zum andern, von einem Lande zum andern schicken kann. Die Erfahrung beweist das Gegentheil. Viele Kapitalisten und Arbeitgeber ziehen sich, wenn sie bedeutende Reichthümer gesammelt, vom Geschäfte zurück; andere verschwenden den größten Theil des Gewinnes und leben in Saus und Braus, bis endlich der Bankerott kommt, der nicht nur die eigenen Ersparnisse verschlingt, sondern auch die der Theilhaber, die oft Arbeiter sind. Die Arbeiter selbst werden demoralisirt durch die Arbeitseinstellungen und das Ueberarbeiten. Sparsamkeit ist unter diesen Umständen sehr erschwert; denn schon um der Ueberanstrengung nicht zu erliegen, macht der Arbeiter Ausgaben, welche er in gewöhnlichen Zeiten nicht bestreiten kann. Bleibt der Arbeiter längere Zeit unbeschäftigt, dann verliert er nicht nur die Ersparnisse, sondern muß noch Schulden machen, die wie ein Mühlstein um seinen Hals hängen und ihn niederdrücken.

So schnell und wohlfeil man auch heutzutage reist, so ist es doch für den Familienvater sehr schwierig, in eine andere Gegend zu reisen. Er selbst findet vielleicht anderswo Arbeit, aber für seine Kinder ist daselbst nichts zu thun, besonders wenn es Mädchen sind. Dem Arbeiter bleibt daher nichs anders übrig, als sich von seiner Familie zeitweilig zu trennen, oder noch so schlecht bezahlte Arbeit in seinem Heimathsorte anzunehmen. Daß der in solcher Nothlage befindliche Arbeiter sich umsehe und darüber nachdenke, wie er seine Kinder ausbilden, für welches Gewerbe er sie bestimmen wolle, wird durch die Thatsachen widerlegt. Er sucht eine Anstellung für die Kinder in der Werkstätte oder Fabrik, in welcher er selbst arbeitet, und sieht darauf, daß das Kind möglichst bald Lohn erhält, denn er ist nicht im Stande, das Kind Jahre lang zu beköstigen. Die Maschinenbauer und andere besser

gestellte Arbeiter können natürlich ihren Kindern eine bessere Erziehung geben, aber selbst sie gerathen oft in große Noth.

Die freie Concurrenz hat die Großindustrie mächtig gefördert, dem Handel und den Gewerben einen großen Aufschwung gegeben, aber Stätigkeit der Arbeit hat sie ebensowenig herbeiführen können, als das Zunftwesen; noch mehr die Ungewißheit und die beständigen Schwankungen des Handels sind durch das System der freien Concurrenz zum Theil verschuldet. Daß nur die ungeübten, ungeschickten und trägen Arbeiter arbeitslos seien, ist eine durch nichts gerechtfertigte Behauptung; denn Hunderte und Tausende von tüchtigen Arbeitern sind brodlos geworden und werden brodlos, entweder weil der Fabrikbesitzer fallirt, oder seine Fabriken anders wohin verlegt, oder weil der Handel stockt und für die Fabrikate sich kein Absatz findet. In andern Fabriken finden diese Arbeiter keine Aufnahme, es sei denn, daß sie sich durch besondere Geschicklichkeit auszeichnen, und so bleibt ihnen nichts übrig, als zu verhungern oder in's Arbeitshaus (Armenhaus) zu gehen.

Giffen, Spencer und Andere lassen den unbeschäftigten Arbeitern nur die Wahl zwischen dem Armenhause und dem Hungertod, und verurtheilen die Unterstützung der Unbeschäftigten durch den Staat oder Privatleute. „Wer nicht arbeitet, sagen sie, soll auch nicht essen; wer in Folge von Trägheit, Trunksucht und andere Laster seine Arbeit verloren, keine Ersparnisse hat, der verdient für seine Thorheit zu büßen. Daß die Armenhäuser Englands so abstoßend sind, daß viele Armen Entbehrungen aller Art dem Aufenthalt daselbst vorziehen, das ist in den Augen mancher Staatswirthschaftslehrer seine beste Empfehlung. Unterstützung der Armen in ihren Häusern, Beiträge aus der Armensteuer für Nothleidende werden von ihnen grundsätzlich verworfen, der Wohlthätigkeitssinn von Privaten heißt nicht mehr und nicht weniger, als ein Prämium auf die Trägheit und das Laster setzen.“

Das Ansehen, welches Männer wie Giffen 2c. genossen, bewog auch Cardinal **Manning**, gegen dieselben in die Schranken zu treten. In einem Briefe an die „Times", Februar 1888 (bei Oldcastle, Merry England, July 1891, p. 1) bezog er sich auf ältere Staatswirthschaftslehrer, Whately, Grote, Tooke, Mill und Fawcett, welche ganz anders über die Unterstützung der Arbeitslosen urtheilten. Er wies in diesem Briefe zunächst nach, daß man zur Zeit großer Noth außerordentliche Maßregeln treffen, daß man einer Theorie zuliebe nicht Tausende dem Hungertode preisgeben dürfe. Auf die Behauptung Giffens, das einzige Mittel, Arbeit für die Unbeschäftigten zu finden, sei so viel Gewinn als möglich zu machen und mit dem Ueberschuß neue Arbeiten zu unternehmen, erwidert Manning: „Was soll man thun, wenn kein Ueberschuß sich findet, besonders wenn wie jetzt beim Stocken von Handel und Gewerbe viele ihre Arbeit verloren haben, welche willig und fähig sind für die Arbeit? Welcher Ueberschuß findet sich in der Eisenindustrie und in der Landwirthschaft? Welches Gewerke bringt so viel Ueberschuß ein, daß die tüchtigen und ohne ihre Schuld müßigen Arbeiter beschäftigt werden könnten? Die beständigen Schwankungen im Handel lassen eine solche Theorie als unpraktisch und unzulänglich erscheinen. Theorien von der allmähligen Anhäufung des Ueberschusses geben den Nothleidenden kein Brod, und den Hunger kann man nicht auf den Jupiter oder Saturn schicken. Man kann den Kapitalisten nicht vorschreiben, wie sie ihr Kapital anlegen sollen; man kann dasselbe in der That auf hundert Weisen anlegen, ohne daß die Noth in London dadurch erleichtert wird. Hunderte und Tausende können Hungers sterben, bevor der Ueberschuß ihnen Arbeit verschafft".

Weit entfernt, den Staat zum einzigen Grundeigenthümer und ausschließlichen Arbeitgeber machen zu wollen, wie dies die Socialisten thun, verlangte Manning nur, daß der Staat zur Zeit der Noth, wenn andere Mittel fehlen,

eine angemessene Beschäftigung für die Arbeiter finde, und bezog sich auf die Bestimmungen des Armengesetzes unter Elisabeth, in dem die Vorsorge getroffen wurde, daß die Behörden der Dörfer und Städte einen Vorrath von Wolle, Flachs und Hanf anlegen sollten, von dem sie den Arbeitslosen einen Theil verabreichen mußten, damit sie durch Arbeit ihren Unterhalt fänden. Wenn dieses Gesetz selbst für die, welche durch eigene Schuld arbeitslos geworden seien, Sorge getragen habe, um wie viel mehr gezieme es sich, fleißige und würdige Arbeiter, die keine Beschäftigung hätten, durch Beiträge seitens der Gemeinde oder des Staates zu unterstützen? (l. c. S. 20.) In derselben Weise fordert Manning, daß der Staat zur Unterstützung der Arbeitsunfähigen beitrage.

Die Frage über die Unterstützung der wegen hohen Alters Arbeitsunfähigen ist seit Mannings Tode sehr gründlich behandelt worden von dem berühmten Statistiker Charles Booth in der Schrift „Pauperism and Endowment of Old Age. London 1892.“ Derselbe hat auch nachgewiesen, daß weder Trunksucht noch Trägheit die Hauptursachen des Pauperismus sind, daß man dieselben vielmehr im hohen Alter und der Krankheit zu suchen hat. Die zahlreichen Fälle, welche es gibt, beweisen zur Evidenz, daß viele arbeitsame, mäßige Individuen und Familien trotz aller Sparsamkeit nichts zurücklegen können; Krankheiten und Unfälle verschlingen mehr Geld als Luxusartikel, lassen sich aber in Fabriken, in ungesunden Wohnungen nicht vermeiden. Manche noch so kräftige Constitution wird durch schlechte Nahrung, durch langes Fasten und Witterungseinflüsse untergraben. In vielen Fällen verführten Krankheit und Hoffnungslosigkeit den Familienvater oder die Frau im Hause zur Trunksucht und andern Lastern. Der fleißige und sparsame Arbeiter sieht sehr häufig, daß seine materielle Lage meistens nicht besser ist, als die der sorglosen und der Trunksucht ergebenen Arbeiter, und läßt sich am Ende gehen. Dies ist besonders

häufig der Fall bei solchen, welche früher dem Mittelstand angehört haben und durch Unglück, Mangel an Geschick oder Krankheit verarmt sind, und es nicht verstehen, ihre Bedürfnisse zu beschränken.

Walker, The Wages Question (London 1886, p. 208) vergleicht die Lage der Arbeiterbevölkerung mit dem Zustand eines „Ertrunkenen, dessen Körper am Ende wieder an die Oberfläche kommt, nachdem der Verwesungsprozeß weit fortgeschritten ist". Er verliert die Arbeit, und mit der Arbeit die Hoffnung und den Selbstrespekt; nachdem er dann erniedrigt, fällt er in schlechte Gewohnheiten, zerreißt die Bande, welche ihn an sein Haus und seine Familie knüpfen, und wird sich und andern ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung." Die Arbeitgeber, welche durch ihren Eigennutz den Arbeiter erniedrigt haben, sind die ersten, welche Steine auf den Arbeiter werfen, und alle, welche den in den Abgrund der Armuth Versunkenen zu Hilfe kommen, scharf tadeln.

Manning befolgte ganz andere Grundsätze, er suchte für die Arbeiter zu thun, was in seinen Kräften stand, und gab den Bemühungen Anderer seinen Beifall. So empfahl er den Plan des General Booth; so sprach er mit großer Anerkennung von Archer, der durch seine Vorlesungen und Reden die Arbeiter über ihre Aufgaben und Rechte aufzuklären suchte; so stand er im Verkehr mit den Führern der Gewerkvereine.

Wer die Interessen der Arbeiter vertheidigte, war sein Freund und verlor die Achtung des Cardinals auch deßhalb nicht, weil er gewagte Theorien aufstellte. Die Regierung hatte nach dem Urtheile Mannings die Interessen der Arbeiter zu sehr vernachlässigt. Obgleich die Gewerkvereine praktisch anerkannt waren, so konnte ein Sekretär oder Schatzmeister der Verbindung wegen Veruntreuung der Fonds nicht belangt werden. Erst 1871 erhielten die Gewerkvereine Corporationsrechte, von dieser Zeit an nahm die Zahl der Mitglieder gewaltig zu, aber auch die Zahl der Strikes. Erst 1875

suchte man durch die Arbeiterwohnungsakte den Arbeitern bessere Wohnungen zu verschaffen. Statt jedoch die Eigenthümer zur Reparatur baufälliger Häuser zu verpflichten, oder auf Staatskosten gesunde Arbeiterwohnungen herzustellen, ließ man es geschehen, daß das Gesetz unausgeführt blieb bis auf die Neuzeit.

Die Gewerkvereine hatten vielfach mit pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen, weil sie bei der Aufnahme von Mitgliedern zu günstige Bedingungen gewährt hatten; statt sie durch einen Staatszuschuß zu unterstützen, begnügte sich die Regierung, die Rechnungen prüfen zu lassen und auf die in der Berechnung des Einkommens gemachten Fehler aufmerksam zu machen. Manche Arbeiter wurden in Folge dessen der Unterstützung beraubt, welche sie von den Vereinen erwartet hatten. Die herrschende Klasse war nicht ohne Sympathie mit den Armen, hatte aber ganz grundlose Bedenken gegen alle Staatshilfe, die man um jeden Preis vermeiden wollte; die weit größere von den unzufriedenen Massen drohende Gefahr brachte sie jedoch nicht in Anschlag.

„Das Bestehen dieser unzufriedenen Klasse", sagt Manning, „beweist, daß die, deren Obsorge das Volk anvertraut ist, ihre Pflicht nicht erfüllt haben. Die Existenz einer solchen Klasse hat ihren Grund in den Lastern und Verbrechen der Eltern, der Nachlässigkeit und Unwirksamkeit der Beamten, dem Mangel an Nächstenliebe, Anstrengung und Selbstverleugnung. Wir dürfen selbst die Unwürdigen zur Zeit der Noth nicht verlassen, sondern müssen uns ihrer annehmen." Sollen wir, so fährt der Cardinal fort, nichts thun während der großen Noth der Arbeiter, weil die Verwaltung der Fonds schwierig ist? „Wir sind seit Jahren mit so vielen Warnungen gegen das Almosengeben traktirt worden, daß Ruskin von sich bekennt, er wage Niemanden auf der Straße ein Almosen zu geben, ohne vorher um sich zu schauen, ob nicht ein Staatswirthschaftler komme. . . Die Noth sei groß, man müsse daher Arbeit geben oder Geldunterstützung Man

wende ein, Geldunterstützung demoralisire. Gut, dann gebe man Arbeit.“ (S. 26—27.)

„London mit seinen 4—5 Millionen Einwohnern“, so führt Manning aus, „ist ganz und gar abnorm und eine Ausnahme von der Regel. Es ist die gesündeste Stadt der Welt, aber die Sterblichkeit in den Hütten der Armen ist doppelt so groß, als in den Wohnungen der Reichen. Das Kapital der Stadt hat jährlich um 20 Millionen zugenommen, aber die große Masse der Armen hat schlechtere Wohnungen als irgend eine Stadt, einige Stadttheile von New-York und Berlin ausgenommen. Man versichert uns von glaubwürdiger Seite, die Armuth sei am Abnehmen, weil man die Hausunterstützung versage; auf der andern Seite verschlingen die Armenhäuser immer größere Summen. Wir haben Tausende, welche gerne arbeiten würden, wenn sie Arbeit fänden, unter allen Ständen und Klassen bis hinauf zur niedrigen Mittelklasse. Die Concurrenz ist so groß, daß die Massen arbeiten für Hungerlöhne. In unsern blühendsten Gewerken und angesehensten Handelsunternehmungen sind Hunderte und Tausende von Menschen genöthigt, eine furchtbar lange Reihe von Stunden ununterbrochen zu arbeiten. Der Hunger, die Blöße, Krankheit und Tod, welche sich aus ‚unserer gesunden socialen Thätigkeit‘ entwickeln, sind bloß denen bekannt, welche die Armen in ihren Hütten und den Spitälern aufsuchen.“ (Oldcastle S. 28.)

Cardinal Manning gab zu, daß die Trunksucht und andere Laster dieses Elend der Arbeiter mit verschuldet hätten, wies aber daraufhin, daß, so lange man mit den langen Arbeitsstunden nichts anderes bezwecke, als den Vortheil der Arbeitgeber, der Arbeiter kein menschenwürdiges Leben führen könne. „Der einfachste Arbeiter habe Mußestunden gerade so nöthig, in denen er Geist und Seele bilden könne, als der Reiche, und werde, wenn sie ihm versagt würden, zur Maschine herabgewürdigt oder zu einem Lastthiere. Wo kein häusliches, sociales und politisches

Leben existire, wie bei der durch die Arbeit erdrückten niedrigen Klasse Englands, da könne von der freien Entwicklung des Individuums nicht die Rede sein, welche die Vertheidiger der freien Concurrenz beständig im Munde führten".

Durch die Unerschrockenheit, mit welcher der Cardinal überall für die Arbeiter eintrat, hatte er mehr und mehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und das Vertrauen nicht bloß seiner Glaubensgenossen, sondern auch der protestantischen Bevölkerung gewonnen. Es sollte sich Manning bald eine Gelegenheit bieten, den Arbeitern Londons einen großen Dienst zu leisten: in dem großen Arbeiterstrike in den Schiffswerften (Dockers Strike) 1889.

Die Lage der Arbeiter in den Werften war eine beklagenswerthe. Einmal war die Beschäftigung nicht beständig, dann mußten sie von dem Mittelmanne sich die Erlaubniß, arbeiten zu dürfen, erkaufen, entweder durch Ueberlassung von etwa einem Viertel des Verdienstes, oder durch Freihalten im Wirthshaus. Das eine Mal erhielten sie nur eine oder zwei Stunden Arbeit, das andere Mal mußten sie zwölf und mehr Stunden fast ohne Unterbrechung harte Arbeit verrichten. Nichts demoralisirt bekanntlich den Arbeiter so sehr, als die zeitweise Ueberanstrengung auf der einen, und durch widrige Umstände veranlaßter Müßiggang auf der andern Seite.

Die Direktoren der Docks hätten in ihrem eigenen Interesse in direkte Beziehung zum Arbeiter treten müssen, fanden es aber vortheilhafter, durch Anstellung von Mittelmännern ihre Unabhängigkeit den Arbeitern gegenüber zu bewahren. Die Arbeiter in den Docks wollten dieses Joch nicht länger tragen und forderten im August 1889 Abschaffung der Mittelmänner und Erhöhung des Lohnes. Dieser Strike unterschied sich dadurch von früheren, daß die Auslader und andere Arbeiter, welche keine eigenen Beschwerden hatten, ferner das große Publikum Partei gegen die Direktoren nahmen, und die Arbeiter durch Geldbeiträge unterstützten,

daß man sogar in den Colonien für die Dockarbeiter Geld sammelte. England brachte, die Unterstützung der Frauen und Kinder der Striker abgerechnet, etwa 16,000 Pfd. auf, Australien dagegen die hohe Summe von 24,000 Pfd. Noch auffallender war die feste Organisation, Einmüthigkeit und Selbstbeherrschung der Striker. Die Zahl derselben belief sich auf 80,000 Mann, die wenig Nahrung und keine Arbeit hatten. Die Plünderung der Läden, die Zerstörung der Häuser ihrer Gegner wäre für eine solche Menge leicht gewesen, denn die Polizei und selbst die in London stationirten Truppen hätten Gewaltthaten kaum verhindern können, trotzdem blieb alles ruhig in London.

Es ist freilich fraglich, ob die Menge sich auf die Länge hätte mäßigen können, ob die wachsende Noth nicht zu Aufständen geführt hätte. Den Freunden des Volkes lag daher alles daran, den Frieden zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln. Cardinal Manning und Sir Andrew Lusk wandten sich an die Direktoren der Docks und suchten sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Da dies nichts fruchtete, berief der Mayor von London einen Ausschuß, der vermitteln sollte. Zu diesem Ausschuß gehörten der Cardinal, der protestantische Bischof von London, Sydney Buxton &c. Die Direktoren gaben in einigen Punkten nach, stellten aber die Arbeiter nicht zufrieden. Letztere verlangten, daß die von beiden Parteien vereinbarten Bestimmungen schon am ersten Oktober in Kraft treten sollten, die Direktoren dagegen setzten den 1. Januar als Termin an. Sie hofften vielleicht, daß die öffentliche Meinung sich zu ihren Gunsten erklären würde, wenn sich die Arbeiter so halsstarrig zeigten. Die Aufgabe, die siegesgewissen Arbeiter zum Nachgeben zu bewegen, war so schwierig, daß der Bischof von London und Andere an der Möglichkeit, die Arbeiter zur Vernunft zu bringen, verzweifelten. Der Cardinal und Sydney Buxton verloren jedoch den Muth nicht und sahen endlich ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt.

Die Direktoren waren außer Stande gewesen, Arbeiter zu bekommen, ihre Verluste wurden von Tag zu Tag größer; die Arbeiter hatten noch einen bedeutenden Fond, und konnten auf den Beistand der übrigen Arbeiter rechnen; sie waren daher entschlossen, auf ihren Forderungen zu bestehen. Daß es Manning aller Schwierigkeiten ungeachtet gelang, die Arbeiter umzustimmen, und zur Annahme des 4. November als Termin zu vermögen, zeigt, in welchem Grade die Arbeiter seine Weisheit und sein Wohlwollen zu würdigen verstanden. Wo findet man so bald eine vorwiegend protestantische Bevölkerung, welche einen katholischen Cardinal zum Schiedsrichter wählt, welche, wenn sie fast am Ziele ihrer Wünsche angelangt ist und den Preis schon in ihren Händen hält, sich mäßigt, und mit dem Gegner sich verträgt? Manning verstand es, in der großen Versammlung der Arbeiter in Kirby Straße Bermondsey die rechte Saite anzuschlagen. Mit erhobener Hand erörterte er alle die Gründe für und wider die Annahme der Bedingungen und bat und beschwor sie bei allem, was ihnen lieb und theuer sei, den Leiden und Entbehrungen ihrer Frauen und Kinder auch nicht eine Stunde länger, als nöthig sei, zuzuschauen. Seine tiefergreifende pathetische Ansprache entlockte manchen dieser wettergebräunten Gesellen Thränen der Rührung, der vom Alter gebeugte Greis erschien ihnen als ein Bote des Himmels, dem man gehorchen müsse. So kam der Ausgleich zu Stande, der natürlich einige Kritiker nicht befriedigte.

Für die Theoretiker, welche in jedem Strike nur Thorheit und Verkehrtheit erblickten, war der Ausgang des großen Strike vom Jahre 1889 eine empfindliche Niederlage. Es war durch die That bewiesen worden, daß die bisher befolgte Methode, auf dem Arbeitermarkte die Arbeit um den wohlfeilsten Preis zu kaufen, nicht zum Ziele führt, daß jede Unterdrückung und Uebervortheilung der Arbeiter im Laufe der Zeit sich räche. Cardinal Manning und Sydney Buxton konnten den Arbeitern in den Werften höheren Lohn nicht sichern,

ebensowenig ständige Beschäftigung, denn diese ist unter den bestehenden Verhältnissen unmöglich; aber indirekt haben sie viele Arbeitgeber genöthigt, ihren Arbeitern günstigere Bedingungen zu gewähren. Sie haben Arbeiter und Kapitalisten gelehrt, daß beiden Parteien mehr Vortheil erwächst aus Anrufung von Schiedsrichtern und Unterwerfung unter ihre Entscheidung, als aus langwierigem Kampf.

Zwei Tage nach dem Tode des Cardinals hielten die Abgeordneten der Gewerkvereine eine zahlreich besuchte Versammlung in Farringdon Straße und brachten einen Antrag ein, der einstimmig angenommen wurde. Herr Bateman erklärte im Namen aller: „Engländer, Irländer, Italiener fühlten, daß sie durch den Tod des Cardinals ihren besten Freund verloren hätten. Durch seine Sympathie mit allen Nothleidenden, durch seine furchtlose Vertheidigung des Rechtes, durch seine beständige Verurtheilung jeder Unterdrückung der Arbeiter habe er die Herzen aller Freunde der Arbeit gewonnen.“ Hutton (Cardinal Manning 214) bemerkt richtig: „Solch ein Zeugniß steht wohl einzig da in der Geschichte, kann aber keineswegs als unverdient betrachtet werden.“

Die Behauptung Huttons, die Arbeiter hätten seit dem Tode Mannings eingesehen, daß Strikes plumpe und verschwenderische Maßnahmen seien, ist irrig. So lange Arbeiter und Arbeitgeber sich mit Mißtrauen betrachten, werden Strikes sich nicht vermeiden lassen. Keine auch noch so weise Gesetzgebung kann alle Reibungen verhindern. Der Arbeitgeber wird natürlicherweise die ihm günstige Gelegenheit wahrnehmen, um die Löhne herabzudrücken, der Arbeiter wird sie erhöhen. Die Geschichte der Strikes seitens der Gasarbeiter in London und Manchester hat gezeigt, daß jedesmal die Partei siegt, welche die Sympathie des Publikums gewinnt, welche dasselbe von der Gerechtigkeit der eigenen Sache überzeugt.

Man hat Manning mit Recht einen christlichen Socialisten genannt. Mit den protestantischen christlichen Socialisten Englands, einem Maurice, Kingsley, ist er jedoch nie in

nähere Berührung gekommen, wohl aber hat er Ruskin fleißig studirt. Wie sehr Manning eine Aussöhnung zwischen Kapital und Arbeit am Herzen lag, erhellt aus dem Briefe an den Präsidenten des in Lüttich tagenden katholischen Congresses (September 1890). Das Recht der Vereinigung behufs gegenseitiger Unterstützung und Schutzes ist nach Manning ein natürliches und gesetzliches, ein dem Kapital und der Arbeit inhärentes Recht. „Die Vereinigungen wirken wohlthätig und stiften Frieden, wenn Arbeitgeber und Arbeiter eine Bruderschaft oder Gilde bilden. Wenn Arbeitgeber und Arbeiter getrennt und unabhängig von einander sind, dann müssen sie häufig mit einander verkehren, und wenn ein Streit ausbricht, die Differenzen ausgleichen oder ein Schiedsgericht anrufen. Nur wenn alle andern Mittel erfolglos sind, soll der Staat einschreiten" (l. c. S. 48).

Gleich Walker und anderen Staatswirthschaftslehrern, verlangt Manning wahre Freiheit und Unabhängigkeit für Arbeiter sowohl als für Arbeitgeber, und Fixirung der Löhne durch Schiedsrichter innerhalb bestimmter Perioden, Beschränkung der Arbeitszeit auf 8 Stunden für schwere Arbeit, auf 10 Stunden für leichtere Arbeit. Es ist charakteristisch, daß Manning großes Vertrauen setzte auf die Mäßigkeit, Selbstbeherrschung und Weisheit der Arbeiter, daß er keinen Mißbrauch der den Arbeitern verliehenen Gewalt besorgte, daß er die Ausschreitungen der Arbeiter damit entschuldigte, daß man es gewöhnlich bei halben Maßregeln bewenden lasse und wirkliche Mißbräuche nicht abschaffe.

Die freie Concurrenz, die strenge Durchführung des laisser faire, kann offenbar die socialen Uebel der Gegenwart nicht heilen, denn wir sehen Arbeitgeber Vereine bilden, sogenannte rings und trusts, um den Forderungen der Arbeiter leichter widerstehen und die Kosten der Produktion vermindern zu können. Ob es den Vereinigungen der Kapitalisten gelingen wird, die Arbeiter zu Sklaven zu machen, ist sehr fraglich, denn die Arbeiter sind sich ihrer Macht und namentlich

des Einflusses auf die Parlamentswahlen bewußt, und werden, wenn sie ins Gedränge kommen, durch die Staatsgesetzgebung ihren Gegnern zu Leibe gehen.

Was immer für Gefahren der Gesellschaft von den Arbeitern drohen mögen, unter denen die Socialisten zahlreich sind, das muß zugegeben werden, daß die Gewerkvereine Großes geleistet haben für Erziehung und Hebung der niedern Klassen, für Unterstützung der Kranken und Invaliden. Ohne die Agitation der Gewerkvereine wären die großen Fabrikstädte des Nordens ohne Parke und Gärten, ohne getrennte Spielplätze für Knaben und Mädchen, ohne öffentliche Bäder und Freibibliotheken, ohne die schönen Spaziergänge, die man in vielen Fabrikstädten findet. Die schlechten baufälligen Häuser wären nicht niedergerissen, die Wasserleitungen nicht verbessert und vermehrt, der Unrath nicht entfernt worden. Die Gewerkvereine sind in verhältnißmäßig wenigen Fällen religiöse Vereine, welche die Förderung des religiösen Lebens sich zum Ziele setzten; manche der Mitglieder stehen der christlichen Religion feindlich gegenüber, weil sie in dem Kleriker einen natürlichen Gegner vermuthen. Man kann nicht umhin dies zu beklagen, aber verwundern darf man sich nicht, denn die Geistlichen der Staatskirche und selbst manche Prediger der Nonconformisten haben mit den höheren Klassen sich verbündet und Partei genommen gegen die Arbeiter. Die katholischen Geistlichen sind in der Regel zu wenig gekannt oder auch zu zurückhaltend Protestanten gegenüber, als daß sie großen Einfluß haben könnten. Die Zukunft wird entscheiden, ob die katholischen Bischöfe Englands in den Fußstapfen Mannings wandeln, und sich gleich ihm die Achtung und Sympathie der Arbeiterwelt erwerben und ihnen religiöse Grundsätze einflößen werden.

A. Z.

LIX.

Ein Blick auf die VI. internationale Kunstausstellung in München.

Von Max Fürst.

(Schluß).

Wenn die französischen Künstler weniger zahlreich als in früheren Ausstellungen erschienen, so waren doch Bilder genug da, um ihre Eigenart ersehen zu können. Im Allgemeinen haben dieselben sich keiner Veränderung zugewendet, sie sind — von vereinzelten Erscheinungen abgesehen — in Form und Geist den früheren Geleisen treu geblieben. So viel Frankreich in seinem politischen und socialen Leben auch schon Wandlungen bestanden und Traditionen durchschnitten, in seiner Kunst hat es merkwürdigerweise gewisse Punkte und Marken immer zu behaupten gewußt. Wenn auch Mancher und Manches in völlig modernes Gewand gekleidet erscheint, die Kinder und Enkel sehen doch den Vätern und Großvätern ungemein ähnlich.

Die Sucht, interessant zu sein, lag zu allen Zeiten im Geblüte der Franzosen, und die Künstler sind in hierauf bezüglichen Bestrebungen nie zurückgeblieben. Vielleicht erklärt sich unter diesem Gesichtspunkte theilweise auch das höchst sonderbare Gemälde „Kreuzabnahme", welches Jean Beraud zur Ausstellung gebracht: Arbeiter der Gegenwart heben den Leichnam des Erlösers — der nicht im mindesten unwürdig gedacht und dargestellt ist — unter den ergreifenden Klagen modern gekleideter Frauen behutsam vom Kreuze.

In höchst merkwürdiger, ja schauriger Weise streifen sich in diesem Bilde Wahrheit und Lüge. Daß der gekreuzigte Gottmensch der Heiland der Armen ist, wollen gerade diejenigen nicht glauben, die hier als seine Angehörigen und Nächststehenden gezeigt werden; denn daß die ganze um das Kreuz versammelte Gesellschaft alle Grade und Abstufungen der heutigen socialdemokratischen Partei repräsentiren soll, ist nicht zu bezweifeln. Der eine Arbeiter, der von Golgatha aus drohend die Faust gegen die unten im Qualm ihrer Fabrikschlote liegende Stadt erhebt, spricht deutlich genug, um kein Mißverständniß aufkommen zu lassen. Die Stimmung des Bildes, welches eine äußerst sorgfältige Behandlung aufweist, ist eine mächtig ernste, und wir glauben, daß auch der Künstler es ernst gemeint hat, weßhalb wir Abstand nehmen, ihn einer bewußten blasphemischen Handlung zu zeihen. Tief zu beklagen bleibt aber eine so gräuliche Ideenverwirrung, eine solch' tendenziöse Verwerthung geheiligter Geschichtsstoffe immer; wir registriren das unheimliche Bild hier schon deßhalb, weil es sicher nicht ohne symptomatische Bedeutung ist und in dieser Hinsicht mehr zu denken veranlaßte, als alle anderen Gemälde des Glaspalastes.

Fern von solch' spekulativer Malerei, wie J. Beraud sie betrieben, hielten sich bei Behandlung religiöser Stoffe glücklicherweise die anderen französischen Künstler, vor allem der hochbegabte Bouguereau in dem anziehenden Gemälde „Frauen am Grabe Christi“. Ein Meisterstück in Zeichnung und Farbe war A. Morots „Barmherziger Samaritan“. So sympathisch, wie die Erzählung im Evangelium, konnte uns das Bild allerdings nicht berühren, da die Gesichtsphysiognomie des Samariters uns immer den Verdacht nahe legte, derselbe könnte in jüngeren Jahren mit den Räubern von Jericho in engeren Beziehungen gestanden haben. — Die hohe Geschicklichkeit der Franzosen, die sichere Beherrschung von Form und Colorit, gab sich in vielen Werken glänzend kund; Künstler wie E. Rosset-Granger, A. Moreau und auch

Virginie Demont-Breton verdienen in dieser Hinsicht ganz besonders genannt zu werden. — Auffällige Unterschiede zeigte die Bildnißmalerei. Neben den unsäglich fade und seelenlos gehaltenen Porträts von J. Boldini konnte man Leistungen edelster und vollendetster Art wahrnehmen; das eine Bildniß von A. Lynch, welches die Preisjury mit der I. Medaille ehrte, zählte ob der Zartheit und Schlichtheit seiner Auffassung zu den Perlen der Ausstellung.

Den Cult des Sinnlichen haben die französischen Maler bekanntlich immer etwas stark getrieben, aber am allermeisten hat dieses unter ihnen neuestens G. Rochegrosse in seinem „Ende Babylons“ gethan. Des Eindruckes, daß dieses Colossalgemälde nur des lieben Fleisches wegen gemalt worden sei, konnte sich wohl kein Beschauer erwehren, und diese frech zur Schau getragene Absichtlichkeit mußte verletzend wirken. Wenn die Darstellung einer geschichtlichen Tragödie wirksam sein soll, dann muß in erster Linie Schuldner und Rächer sich gegenüberstehen, wie dieses z. B. einst Cabanel in seinem dahier im Maximilianeum aufgestellten Bilde „Schuld der Stammeltern“ gezeigt hat, wo in bangenerregendem Wetterleuchten der zürnende Schöpfer sich naht und ein unheilkündendes Rauschen alle Blätter der Paradiesesbäume zu durchzittern scheint. Wenn Rochegrosse solch' sittlichen Ernst zum Muster sich genommen hätte, dann dürften seine zur Zerstörung Babels und seines Königspalastes anrückenden Perser nicht derart untergeordnet und nebensächlich erscheinen, daß man sie auf der bemalten Riesenleinwand erst nach längerem Suchen zu Gesichte bekömmt. —

Da entwickeln die Historienmaler Spaniens ganz anderen Ernst und eine ganz andere Würde! Wenn dieselben auch an die Nerven der Kunstfreunde oft sehr starke Anforderungen stellen, wie solches u. a. Martinez Cubells gethan, im Sumpfe des Gemein-Sinnlichen haben wir, soweit unsere Beobachtungen gehen konnten, dieselben noch nie waten gesehen.

Der erwähnte Cubells behandelte in seinem umfangreichen Gemälde „Ines de Castro“ einen wahrhaft schaudererregenden Stoff. Da war neben König Pedro I. die in Prunkgewänder gehüllte Leiche seiner heißgeliebten, rechtlich angetrauten, aber nicht zur Anerkennung gelangten Ines zu schauen, die er vor seiner Thronbesteigung noch aus der Gruft geholt, um die im Leben versagte Huldigung durch die Granden Portugals ihr nun jetzt zu Theil werden zu lassen. Die gewaltige Scheu, zu diesem unheimlichen Akte herantreten zu müssen, konnte man auf allen Gesichtern der Großen lesen, und wohl die meisten Beschauer des Bildes fühlten ein gelindes Gruseln ob des so eigenartigen, mit derber Realistik zur Schau gebrachten Vorganges. — Große Geschichtsbilder scheinen in Spanien ihre ganz besondere Heimat zu haben, denn auch Moreno Carbonero zeigte in einem imposanten Gemälde den „Einzug Roger de Flor's in Konstantinopel im J. 1303“. Ein merkwürdig packender Zug lag in diesem gediegenen Werke. Die Kraft und Frische, mit der die catalonischen Hilfstruppen da einherzogen, bildete einen gar scharfen Gegensatz zu dem um seinen hinfälligen Kaiser Andronikus II. versammelten, offiziellen steifen Byzanz. Als drittes großes Gemälde, das in künstlerischer Hinsicht den vorerwähnten jedoch nicht gleich kam, schauten wir von der Hand E. Ramirez' „Die Schlacht von Otumba“, eine Kriegsthat aus Spaniens großer Vergangenheit. Salinas Teruel griff in seiner „Schlucht des Todes“ in die bewegte Geschichte der Mauren- und Christenkämpfe, und L. Ruiz wußte mit meisterhaftem Pinsel die „Seeschlacht bei Trafalgar“ vorzuführen.

Interessant ist es, daß spanische Meister, die in so großem Maßstab zu schaffen wissen, auch auf dem Gebiete der Kleinmalerei vortrefflich zu Hause sind. Gerade Moreno Carbonero brachte prächtigen Beleg hiefür in einem launigen Genrebilde „Don Quixote und Sancho Pansa“. All' der vorzüglichen Leistungen im Genrefach können wir hier des

Raumes wegen nicht gedenken, wir müssen uns begnügen, Maler wie Viniegra y Lasso, M. Pradilla, B. Sorolla und C. Rico als hervorragende und hochachtbare Vertreter spanischer Kunst zu bezeichnen. Sie alle wissen ein höchst edles, anziehendes Leben vorzuführen; besonders die mit Vorliebe behandelten Trauungs- und Taufscenen, die meist von dem Hintergrunde einer großartigen Architektur, wie sie die Kathedralen und Kirchen Spaniens bieten, würdig sich abheben, müssen jeden Kenner und Freund der Kunst mit Freude erfüllen.

Wenn die Spanier auf fast allen Gebieten der Malerei erfolgreich thätig sich zeigen und in großen Geschichtsbildern geradezu brilliren, so ist, allem Anscheine nach, letzterer Zweig bei den heutigen Italienern der wenigst cultivirte. In dieser Hinsicht scheint Vater Homer dort ein langes Schläfchen zu halten, denn seit Jahren haben wir das Feld religiöser und geschichtlicher Malerei, auf dem Italien einst unvergänglichen Ruhm geerntet, kaum mehr bebaut gefunden. Die etlichen Leistungen, welche uns in längerem Zeitraume zu Gesichte kamen, waren so ungenügend als möglich, und zunächst die Bilder mit religiösen Motiven entbehrten die edle Hoheit und den Ernst, der solche Werke auszeichnen soll. Daher konnte uns in der heurigen Ausstellung auch das eine bemerkliche Bild „Magdalena an der Leiche Jesu“ von Barzaghi-Cattaneo, trotz seiner sichern Technik, nicht befriedigen. Es entspricht unserem Empfinden nicht, wenn sich Magdalena über den Leichnam des Herrn hinwirft und die Lippen des göttlichen Dulders mit ihren leidenschaftlichen Küssen bedeckt. Wenn die heilige Mutter das in ihren Armen geborgene Christkind küßt, so fühlen wir ihr Recht und die himmlische Wonne solchen Vorganges. Anders verhält es sich bei anderen Personen aus der Umgebung des Heilandes, und gerade bei der Darstellung, wie sie der italienische Maler geboten, meinten wir das „Noli me tangere“ ganz besonders zu vernehmen.

Bei den Italienern ist, ähnlich wie bei den Deutschen, der Schwerpunkt auf die Genremalerei verlegt und hier erfreut man sich denn auch gemeinsam bedeutender Erfolge. Wohl die beste Leistung und auch einen theilweisen Ersatz für den Mangel religiöser Empfindung in den religionsgeschichtlichen Bildern bot der Venetianer L. Nono in seinem herrlichen Gemälde „Ave Maria“, auf welchem eine ärmlich gekleidete Frau mit ihrem Kinde gezeigt war, wie sie zu Füßen eines marmornen Madonnenbildes ihrer Verehrung innigen Ausdruck gab. — Als vorzügliche Genremaler erwiesen sich mehrere Venetianer, so besonders A. Milesi und A. Rotta, andere wie B. Bezzi und G. Ciardi vermochten gleich dem Römer L. Bazzani in prächtigen Landschaft- und Architekturbildern ihre hohe Meisterschaft zu bekunden. Der letztgenannte bewies in einem „Motiv vom Trajansforum“ eine Formen- und Farbenbeherrschung, die allseits berechtigtes Erstaunen hervorrufen mußte. Daß die italienische Abtheilung außerdem viel mittelmäßige und auch schwache Leistungen beherbergte, soll nicht verschwiegen sein, dieser Tadel hat jedoch nur auf die Oelmalerei Bezug. denn die zahlreich ausgestellten Aquarelle waren durchgehends hervorragender Art

Es war interessant, die in den europäischen Kunststädten zerstreut lebenden polnischen Künstler diesesmal in einer gemeinsamen Vertretung vorzufinden. An bedeutenden Talenten zeigte sich da kein Mangel. Beachtenswerth ist die riesige Arbeitslast, die J. Matejko bei Behandlung historischer Stoffe stets sich auferlegt. Diese Ueberfülle von Figuren und Details stört fast das Auge des Beschauers; man braucht geraume Zeit, um solche Menschenknäuel, wie er sie in seiner „Erklärung der polnischen Constitution“ wieder brachte, zu entwirren. Ist dieses gelungen, dann wird man allerdings auch die Schärfe und Bestimmtheit, mit der jede Person gezeichnet und charakterisirt ist, vollauf zu bewundern Gelegenheit finden. Matejko ist derjenige polnische Künstler, welcher

am meisten Selbständigkeit und Eigenart kundgibt, denn — der politischen Zerrissenheit ihres Vaterlandes entsprechend — spiegeln die meisten Künstler alle vorhandenen Schulen und Malarten in einer Weise, wie solches bei anderen Nationen nicht zu gewahren ist. — Der begabte Jos. Brandt scheint zunächst Münchener Künstler; er erinnert einigermaßen noch an die Pilotyschule, besonders aber an den genialen, frühverstorbenen Th. Horschelt. C. Alchimowicz gravitirt dagegen in gediegenen Leistungen nach Paris, was auch von M. Szymanowski, jedoch in minder entsprechendem Grade gesagt werden muß. H. Siemiradski's schönes Bild „Auf der Klosterterrasse" mahnte an italienische Schule; einige andere Polen haben sich belgische Kunstsprache angewöhnt, selbst Dänemark ist in einzelnen Farbenexperimenten nicht unberücksichtigt geblieben.

Was hier von den Polen, muß ebenso von den nordamerikanischen Künstlern gesagt werden. Auch bei ihnen reflektiren die modernen Schulen des alten Europas in deutlicher und leicht zu unterscheidender Weise. Silbergrautönige Bilder („Mutterglück" von G. Hitchcock) fanden sich neben schreiendfarbigen Leistungen („Klatschrosen" von R. Bonnoh); die ganze vielstufige Scala der maltechnischen Versuche, wie wir sie seit Jahren durchgekostet, trat uns da entgegen. Ein wahrhaft scheußliches Bild „Spanierinen" von M. Dannat schien sogar die ungelenke Arbeit eines wenig begabten Zöglings japanesischer Kunst zu sein.[1]) Erfreulicherweise zeigten aber auch nicht wenige Bilder die Höhe künstlerischer Vollendung und Schönheit, so vor allem ein „Sommernachmittag" von K. Marr, ein Werk, welches ob des poesievollen Hauches, der es beseelte, ob seiner schlichten, meisterhaften Behandlung

---

1) Bekanntlich stellten sich heuer zum erstenmale auch Japanesen als Aussteller im Münchener Glaspalast ein. Die vorzüglichen Thiermalereien (zunächst Vögel und Fische), welche sie brachten, fesselten mit Recht das Interesse aller Kunstfreunde.



den besten Gemälden der gesammten Ausstellung beigezählt werden konnte.

Bei einem Blick auf all die mannigfachen Leistungen, welche die letzte Ausstellung bot, bei dem oft so weit auseinandergehenden, grundverschiedenen Wesen der vielen Kunstwerke, war wohl mancher Beschauer geneigt, an Babels Sprachverwirrung zu denken und mehrmals hörten wir in diesem Sinne pessimistisch angehauchte Freunde sich äußern. Andere nahmen freilich wieder einen anderen Standpunkt ein, und glaubten — wenn der Ausdruck erlaubt ist — von einem Farben=Pfingsten reden zu dürfen. Wir stehen nicht an, das richtige Urtheil in Mitte dieser Anschauungen zu suchen, denn so summarisch, wie es von einer Seite geschieht, kann der Stab über die gegenwärtige Kunst nicht gebrochen werden, ebenso wenig, als ein unbedingtes Loblied ihr gesungen werden darf.

Wir beklagen die unwürdigen Erzeugnisse und freuen uns der gediegenen, und solche waren in den Räumen des Glaspalastes nicht spärlich vertreten. Eine allgemein giltige äußere Schablone kann für die Werke der Kunst sicherlich nicht gefunden werden; wenn edle, gesunde Principien dieselben beseelen, dann kann es uns gleich sein, wenn auch die Formen hin und wieder sich wandeln. Gothisches hat Romanisches abgelöst, dann ist die Renaissance auf den Plan getreten, und in all den wechselnden Erscheinungen hat, wo immer ein ehrliches Schaffen geherrscht, das Schöne seine Rechte gefunden. Im Hinblick darauf ängstigt uns auch das heutige Schulgezänke der Maler nicht. Da die scharfe Beobachtung der Natur und die Beherrschung der Wiedergabe ihrer Formen unleugbar höchst wichtige Mittel zur Erreichung der Kunstzwecke bilden, so ist es erklärlich, daß einzelne Maler wie ganze Schulen der festen Meinung sind, die Natur, in die sie schauen, am richtigsten und zuverlässigsten zu sehen. Und doch klagt fortwährend eine Gruppe die

andere an, daß dem nicht so sei. Thatsächlich sieht eben jedes Auge anders, indem jeder Sehnerv gewissermaßen subjektiv inspirirt erscheint. Bei solcher Sachlage schält sich aus den oft so leidenschaftlich geführten Streitigkeiten der Künstler nur die eine sichere Lehre: daß es ein höchst bedenklicher, ja irriger Maßstab ist, Werth und Bedeutung der Kunstwerke zunächst nur nach der in ihnen gebotenen Naturwahrheit zu taxiren. Neben dem leiblichen Auge, welchem in den Werken der Kunst eine Befriedigung sicherlich geboten werden muß, kömmt als noch höherer Faktor das geistige Auge mit in Betracht, dessen Gesichtspunkte über die äußeren Formen eines Kunstwerkes weit hinausgreifen. — Verdienstvoll mit unvergänglichem Ruhme bedeckt stehen in der Kunstgeschichte nur jene Perioden, in deren Schöpfungen Form und Geist, Körper und Psyche zu edlem harmonischen Bunde sich zusammengefunden haben.

Was in diesem Sinne von der Malerei gilt, hat selbstverständlich auch auf die Plastik Anwendung, deren neueste Erzeugnisse, soweit sie die Ausstellung zeigte, schließlich hier noch kurz zu würdigen sind.

Wie die Malerei in letzteren Decennien manche Veränderung bestanden, so hat auch die Plastik, im Gegensatze zu ihren früheren Leistungen, vielfach andere Wege eingeschlagen. Wer in der jüngsten internationalen Ausstellung Werke gesucht, welche an den Charakter der Thorwaldsen'schen oder Schwanthaler'schen Periode erinnert hätten, würde umsonst solcher Mühe sich hingegeben haben, denn der Anschluß an die Antike, welcher in der erwähnten Epoche vor allem den Boden für Neuschöpfungen abgab, erscheint heute fast vollständig bei Seite gesetzt. Die allgemein realistische Strömung hat eben vor der Plastik nicht Halt gemacht, und wenn auch auf diesem Gebiete nicht so viele und kühne Experimente wie in der Malerei hervorgetreten sind, so waren es wohl zumeist technische Gründe, welche hier einen gewissen Hemmschuh mit sich brachten.

Wir wollen nicht sagen, daß die mit der Antike enge verbundene Schönheit ebenfalls völlig ignorirt worden wäre; die Spuren des Schönen werden eben heute wieder mehr aus dem direkten Studium der Natur genommen, und vielen zielbewußten Künstlern ist es auch auf diesem Wege möglich geworden, Erfreuliches und Bedeutendes zu schaffen. Die besseren Werke der neueren Plastik zeigen jedenfalls mehr Leben und gewissermaßen malerischere Auffassung und Behandlung, als sie den Schöpfungen nach antiken Mustern eigen; dafür ist freilich zum großen Theil jener feierlich olympische Nimbus verloren gegangen, der die Gestaltungen früherer Meister auszeichnete und ihnen vielfach den Stempel des Außergewöhnlichen und Heroenhaften aufdrückte.

Ein beachtenswerther Vertreter dieser neueren Richtung ist der russische Bildhauer Marc. Antokolsky, der, in italienischer und französischer Schule gebildet, trotz seines modernen Schaffens von einem unschönen Realismus — zu dem hin und wieder tüchtige Plastiker leider hinneigen — löblich sich ferne zu halten weiß. In der Ausstellung durch zahlreiche Werke vertreten, zeigte sich Antokolsky auch hinsichtlich der Wahl seiner Stoffe als höchst vielseitiger Künstler. Statuen historischer Personen, wie Peter der Große, Jermak, der Eroberer von Sibirien u. a., wechselten mit Reliefs und genrehaften Motiven, die aber immer ernstes Wesen bekundeten. Auch des Künstlers Neigung zu religiösen Gegenständen zeigte sich als eine höchst achtbare, wenngleich uns sein Christustypus nicht vollständig zu entsprechen vermochte. Eines der besten Werke des Künstlers schien uns die von Innigkeit und Weihe umflossene Figur eines blinden Mädchens, dem wohl die Katakombenhüterin Cäcilia in Wisemans „Fabiola“ als geistiges Vorbild gedient haben dürfte; nicht minder anziehend war das „Grabmal eines Kindes“ geartet, welches im Verein mit dem vorgenannten Werke auch die außerordentlich gewandte Marmortechnik des vielthätigen Meisters im schönsten Lichte zeigte.

Werke religiöser Plastik waren außerdem im weiten Glaspalaste leider wenige mehr zu finden; nur zwei höchst gediegene Madonnenbildnisse erfreuten das suchende Auge. Das eine (von A. Martin in Berlin) zeigte von einem tiefgehenden Studium christlicher Frühkunst, ohne deßhalb zu einer bloßen Copie herabzusinken; das zweite (von Jos. Böhm in München) schloß sich hingegen an die edlen Formen der Frührenaissance an, und wußte durch die Innigkeit, mit der es empfunden und gegeben, ganz besonders zu fesseln.

Im schroffen Gegensatze zu solch stylvollen Arbeiten standen zahlreiche, auffällig nach realistischen Geleisen drängende Schöpfungen. Schon die Motive waren hier meist so gewählt, um möglichst ungehindert der wirklichen, oft so rauhen Natur huldigen zu können. So veranschaulichte u. a. eine mit außerordentlicher Bravour gestaltete Gruppe „Steinbrecher" von J. Lampel (München) die Handhabung schwerer körperlicher Arbeit in höchst überzeugender Weise. In ähnlichen Darstellungen wußten besonders belgische Bildhauer ihr Geschick und Talent zu bekunden. Einige unter ihnen überschritten nach unserem Dafürhalten in ihren realistischen Neigungen vielfach sogar die Grenzen der Plastik. Solches that auch G. Charlier in seiner immerhin sehr ergreifenden Gruppe „Elend", welche das ärmliche Sterbelager einer Arbeitersfrau mit einem davor knieenden, weinenden Mädchen zeigte. Wenn wir es berechtigt finden, daß die Malerei solch düstere Stoffe zur Behandlung sich aneignet, so halten wir eine Verwerthung derselben für die Sculptur minder geeignet. Einem geschickten Maler wird es immer gelingen, die Kissen und Hüllen eines Kranken- oder Sterbebettes durch Farbe und Stimmung so unterzuordnen, daß sie dem Auge des Bildbeschauers nicht zu sehr sich aufdrängen; die Plastik aber wird derartige nebensächliche Gegenstände nie zu behandeln vermögen, ohne nicht in einen Conflikt mit den Gesetzen der Aesthetik zu gerathen.

An die Grenzlinie dieser Gesetze — abgesehen von solchen

Erschwernissen, wie sie in dem Werke Charliers durch die Wahl des Stoffes sich ergeben mußten — streifte gar manche Leistung, deren technische Vorzüge wir außerdem gewiß nicht verkennen wollen. Unter diesem Gesichtspunkte erwähnen wir die von der bayerischen Staatsregierung zur Ausführung in Marmor bestimmte Gruppe von Jos. Floßmann (München), eine Frau darstellend, die vor einer drohenden Gefahr ihre beiden Kinder zu schützen gewillt ist. In den zusammengekauerten Stellungen, welche Mutter und Kinder einnehmen, schien uns doch die Schönheit der Linien, welche die Plastik nie außer Acht lassen sollte, etwas gar zu wenig berücksichtigt. Eine erfreulichere Beachtung derselben boten dafür die gediegenen Arbeiten der Künstler L. Gamp („Hirte"), H. Schönau („Gestrandet"), St. Lami („Der erste Fehltritt") und E. Namur („Aschenputtel"), sowie auch die Marmorgebilde des vielthätigen, in Berlin lebenden G. Eberlein, welche freilich etwas zu süßlich geartet, vielfach an jene Zeit erinnern, in welcher Canova seine ersten Werke schuf.

Daß die gegenwärtig gepflogene schärfere Naturbeobachtung es den Plastikern ermöglicht, zunächst im Porträtfache Vorzügliches zu leisten, bewiesen die zahlreichen zur Ausstellung gelangten Büsten. Eine höchst vorzügliche Arbeit auf diesem Gebiete schien uns die in Verbindung mit dem kunstvoll gefertigten Piedestale gebrachte Colossalbüste Sr. königl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern von dem Bildhauer Ch. Roth. Der erlauchte Regent war auch außerdem in einem mächtigen Reiterstandbilde zu schauen, das von der Hand Wilh. v. Rümanns seine Ausführung für Landau in der Pfalz erhalten hat. Bei aller Meisterschaft, welche diese imposante Schöpfung bekundete, vermißten wir doch jenes feine Maßverhältniß zwischen Reiter und Pferd, wie es z. B. Thorwaldsens Standbild des Kurfürsten Maximilian I. am Wittelsbacherplatz in München so überaus gelungen und mustergiltig zur Schau trägt.

Ein Gebiet, auf welchem der Plastik zu allen Zeiten

lohnende Anregungen zugeflossen, auf dem von bedeutenden Meistern ganz außerordentliche Erfolge schon errungen worden sind, ist jenes der Allegorie. So stark die heutige Neigung ist, nur Dinge darzustellen, die man wirklich sehen und greifen kann, so vermögen doch selbst ganz moderne Künstler dem Zuge nicht zu widerstehen, auch abstrakten Begriffen Form und Gestaltung zu leihen. Die diesjährige Ausstellung enthielt mehrere Darstellungen, welche dieser Rubrik zufallen.

Hier rächt sich nun allerdings die heute übliche Lossagung und Entfernung von der früheren idealen Schaffensart in oft sehr fühlbarer Weise. Um allegorische Gebilde zu schaffen, genügt nicht nur ein hervorragendes technisches Können, es ist hier vor allem richtiger Takt und ein sehr feines Verständniß nöthig, um zu wissen, wie weit die Mittel der Kunstsprache reichen, um sich auch wirklich verständlich machen zu können. Die Controle, ob und wie viele Gedanken einem Künstler zur Verfügung stehen, kann nicht leicht besser ausgeübt werden, als auf dem angezogenen Gebiete. Es läßt sich nicht verkennen, daß die meisten modernen Allegorien so geartet sind, daß man häufig mehr an ein genrehaftes Motiv, als an die Personifikation eines Begriffes, einer Sache denkt. Wohl Niemand hätte z. B. in der kräftigen Dienstmagd, welche, mit Pinsel und Spinnrad ausgerüstet, A. Desenfans aus Brüssel uns vorführte, die „holländische Kunst" vermuthet, ebensowenig wie in der Statue eines grämlichen, in die Falten seiner Toga gehüllten, alten Mannes von F. X. Bernauer (München) die „Wissenschaft" genügend zu erkennen war. Leichter verständlich zu geben als diese, war allerdings „Das Ende", ein Todtentanzmotiv, welches der Italiener G. Monteverde ausgestellt, das aber im Aufbau höchst unkünstlerisch angeordnet, durch seine fast marktschreierische Derbheit auffiel, und schon deßhalb als eine rühmliche Vertretung der italienischen Plastik — die überhaupt von ihrer früheren Bedeutung etwas zurückzuweichen scheint — nicht gelten konnte. Den Anforderungen, welche

man an allegorische Sculpturen zu stellen berechtigt ist, entsprach hingegen in hohem Grade die gewaltige Figur „Kampfbereitschaft“ von G. Zala (Budapest), außerdem auch die — allerdings etwas zu genrehaft gedachte — Darstellung der „Industrie“ von dem Brünner Bildhauer K. Wolleck.

Die Palme auf diesem Gebiete gebührte aber unstreitig der ansehnlichen Gruppe „Der Friede durch Waffen geschützt“ von Ludwig Manzel in Charlottenburg. In vorzüglicher Composition, klar und verständlich für Jedermann, war hier Gedanke und Wille des Künstlers zu imposantem Ausdrucke gebracht: kraftvoll und wachsam stand der kriegerische Mann, der entschlossene Schirmer, unter dessen erhobenem Schilde die zarte Frauengestalt des Friedens sich barg, mit innigem Vertrauen an den starken Behüter sich schmiegend. Wenn tüchtiges Können und ernstes geistiges Vertiefen in die gestellte Aufgabe so sich zusammengesellen, wie in der herrlichen Gruppe von L. Manzel, dann feiert die Kunst einen wirklichen Triumph. Mit der ihr eigenen Macht zieht sie in solchem Falle den Geist des Beschauers in ihre hoheitsvolle Sphäre, um ihn die erwärmenden Strahlen ihres harmonischen Wesens kosten zu lassen. Wer sollte sich nicht des edlen Genusses freuen, den die Kunst zu allen Zeiten geboten, jenes eigenartigen, ihr entströmenden Zaubers, der sich nur fühlen, aber nicht schildern und präcisiren läßt.

Wenn wir so die Ausstellungsräume durchschritten und die Summe all der gemachten geistigen Anstrengungen, diese reiche Bethätigung des künstlerischen Schaffens überschauten, vor mancher Verirrung Mißbehagen und Verstimmung, vor manchem herrlichen Werke aber hohe Freude empfanden, da ward es uns so recht wieder klar, welch eminent wichtigen Faktor im Culturleben die Kunst bildet. Sie ist wirklich eine Macht, und vermag das Gemüth der Menschen zu Hohem, aber auch zu Niedrigem zu leiten. Abwärts zu lenken kann aber niemals ihre Bestimmung sein, denn ihrem

innersten Wesen nach ist sie eine Himmelstochter, eine der schönsten Gaben, welche der Menschheit zugetheilt. Je werthvoller ein anvertrautes Kleinod, desto höher die Verpflichtung, dasselbe rein und ungetrübt zu wahren. Dessen sollten sich die Künstler aller Nationen stets bewußt sein und bleiben. Ein edler, berechtigter Stolz sollte sie abhalten, ihren erhabenen Beruf je der Entartung anheimzugeben, denn nicht nur freudiges Lob, sondern auch eine ernste, wohl zu beherzigende Mahnung bergen die herrlichen Worte unseres Dichters:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

LXI.

Ludwig XIV. in Frankreich und die Moral in der Geschichte.

III.

Man darf bei der Beurtheilung der Regierung Ludwigs XIV. allerdings unleugbare Fortschritte nicht übersehen, welche das französische Volk, von richtigen Grundsätzen der Politik geleitet, in kurzer Zeit machte, das viele Gute, das unter diesem König gestiftet wurde, die Reformen auf dem Gebiete des Volkslebens, in der Gesetzgebung und auf dem Boden der Kriegskunst. Vor allem kommt es aber darauf an, was man unter Fortschritt versteht und ob jede Aenderung schon als Fortschritt anzusehen ist. Es frägt sich ferner darum, ob die Verfeinerung der Sitten mit Besserung verwechselt werden darf?

Es muß zugegeben werden, daß die französische Gesellschaft sich während der langen Regierung Ludwigs wesentlich umgestaltete, daß namentlich der Adel seine Physiognomie änderte. Wer wagt aber zu behaupten, daß die Nation besser und der Adel edler geworden sei? Nehmen wir dagegen den Grad des Wohlbefindens des Volkes als Werthmesser an, nach dem die Staatskunst und ihre Handhaber zu beurtheilen wären, so werden wir uns kaum zu überzeugen vermögen, daß Ludwig so viel Gutes stiftete, um die Welt mit den Uebeln, die er über Frankreich brachte, zu versöhnen. Wenn Ludwig das Wort „l'état c'est moi" auch niemals gesprochen haben sollte, sein Regierungssystem bleibt dennoch in jener Devise beschlossen.

Untersuchen wir, um dem Vorwurf der Unbilligkeit zu entgehen, die Veränderung, die unter Ludwig in der Gesellschaft Platz griff, und wir werden in Stand gesetzt werden, uns ein richtiges Urtheil zu bilden. Gewaltthaten, wie Straßenraub, Mord, Todtschlag, Hausfriedensbruch wurden seltener, eine besser organisirte Polizei und promptere Justiz verhüteten die ärgsten Ausschreitungen. Dagegen nahm der schleichende Verrath, das geheime Laster in schreckenerregender Weise zu. Die äußeren Merkmale der sittlichen Erkrankung verschwanden von der Oberfläche und zeigten sich dafür an den edlen Organen, wo ihnen am schwersten beizukommen war. Das Schlimmste an dieser Umwandlung war es, daß sie sich mit Raschheit auch über die ganze civilisirte Welt jener Zeit verbreitete.

Die französischen Barone, um auf Details einzugehen, die Sieurs, welche früher von ungestümen Unabhängigkeitstrieben beseelt waren, es liebten, auf ihren Schlössern als kleine Souveräne zu leben und zu herrschen und in dieser Herrschaft ihr Behagen gefunden hatten, sie, die, wenn sie sich halbwegs erträglich mit der ländlichen Bevölkerung stellten, wie Fürsten geehrt wurden und auf die Liebe und Treue ihrer unmittelbaren Hintersassen rechnen durften, sanken

zu Ministerialen, zu reinem Dienstadel herab. Der König wollte keinen selbständigen Adel und ergriff solche Maßregeln, welche das Selbstgefühl der Aristokraten einzuschläfern und sie für den Salon zu gewinnen geeignet waren. Wie sich die Gesetztafeln Moses über den Glauben an den Einen und einzigen Gott aussprachen, so hielt es Ludwig mit seinem Königthum. Es sollte keine Miniaturköniglein im Reiche geben, man sollte neben dem Großkönig kein Analogon der königlichen Würde kennen.

Daher wurden alle alten historischen Würden und Titel abgeschafft, darum stellte man die Forderung an den geschichtlichen Adel, sich in Paris einzufinden und am Hofe zu erscheinen. Der französische Adel leistete der Aufforderung Folge und ließ sich die Hoflivree aufnöthigen. Nach wenigen Jahren war die Metamorphose vollendet; die königlichen Beherrscher des Waldes waren zu Hausthieren geworden und tummelten sich gefügig in den Vorgemächern des Sultans von Frankreich herum. Der König liebte es, wenn sein Adel Aufwand machte, und bot die Gelegenheiten hiezu. Machte ihn ja die allmählige Verarmung abhängiger vom Hof und bedurfte der Monarch auch der Adelsfeste als Staffage für die eigenen Veranstaltungen. Der historische Adel versank also unter den Huldbeweisen Ludwigs in Armuth und Ohnmächtigkeit, wie es der Monarch wünschte. Ja wenn Armuth und Tugend, Ohnmacht und Sittlichkeit miteinander parallel liefen, wenn die eine die andere erzeugte, man könnte sich mit den Ansichten des Königs und mit der Verwandlung des französischen Adels zufrieden geben.

Aber man entschädigte sich heimlich für den Zwang, den man sich am Hofe in der strengern Periode von Ludwigs Regierung anlegen zu müssen glaubte. Der häusliche Skandal war an der Tagesordnung, der gezähmte Hofadel ging der bürgerlichen Gesellschaft mit bösem Beispiel voran. Hab- und Genußsucht können als die Grundbegierden der tonangebenden Gesellschaft betrachtet werden. Die Heuchelei

machte diese schlimmen Züge noch widerwärtiger. Die autokratischen Ansichten Ludwigs duldeten keinen Widerspruch, die Adelshäupter durften keine gesetzliche Opposition mehr wagen, sie suchten also ein anderes Feld der Thätigkeit: das Schlachtfeld, wenn es Krieg gab, und erotische Kämpfe im Frieden.

Selbst in der Ständeversammlung konnte der Adel keine Rolle spielen. So ließ der Statthalter der Bretagne zwei Edelleute, die ihm heftig opponirten, gewaltsam abführen. Bei Unterdrückung der Stände kam es zu den ungeheuerlichsten Behauptungen. Der Herzog von Chaulnes erklärte den Ständen der Bretagne rundweg, daß sie sich durch die Geldforderung des Königs geschmeichelt fühlen sollten; die Ehre der Bewilligung stehe viel höher als der Nutzen, den sein Herr aus der bewilligten Geldsumme ziehen könne. Sonderbare Begriffe von einem ständischen Institut entwickelte derselbe Herzog in einem Schreiben an Colbert. Er äußert sich sehr befriedigt über die bedingungslose Bewilligung, die „après nous être expliqués sur l'obéissance aveugle que l'on devoit avoir à toutes les volontés de S. M." erfolgt war.

Die neue Gesetzgebung steuerte vielen Uebeln, und sie ist es auch, auf welche sich die Lobredner der Regierung Ludwigs als ein besonderes Verdienst berufen. Das Straf- und Civilrecht wurde umgestaltet und die Wasserfrage gelöst. Gewiß erfloß aus diesen gesetzgeberischen Arbeiten manches Gute, und warum sollte nicht die härteste Selbstherrschaft auch manches nützliche Nebenprodukt erzeugen? Allerdings dienten die neuen Gesetze dem von Ludwig repräsentirten Staate oder vielmehr dem Regierungssystem des Königs. Erklärt er sich doch als Herr aller Gewässer und jede Aenderung des Statusquo an seine Gutheißung gebunden. Die Gesetze hätten vielleicht nachhaltiger und besser gewirkt, wenn man ferner das heimische Recht nicht soweit zurückgedrängt und das fremde in den Vordergrund geschoben hätte. Was

konnte man von einem Souverän erwarten, der freimüthig das Bekenntniß ablegt, „daß die Abhängigkeit des Monarchen von dem Volkswillen das schwerste Unglück sei, von dem ein Fürst betroffen werden könne?“ Die Reform der Gesetzgebung athmete autokratischen Geist. Ihre Devise lautete auf Vereinfachung, Centralisation und Beseitigung jedes Individualismus. Der König wollte, daß man nur die Kurbel mittelst eines leisen Druckes in Bewegung zu setzen brauchte, um die königlichen Beschlüsse in Gesetzesform als Produkt des Rechtsprocesses hervorkommen zu sehen. Wenn die Rechtssicherheit dabei gewann, die Sitten blieben unverbessert und gingen vielmehr einer Verschlimmerung entgegen.

Wir haben schon einige Proben des Geistes, der damals in der besseren Gesellschaft herrschte, mitgetheilt, fahren wir damit, auf Saint Simon, Dangeau und Bussi-Rabutin gestützt, fort. Wir hören, wie sich die Damen der höchsten Gesellschaft in der Jakobinerkirche laut zankten und ein öffentliches Aergerniß gaben. Andere Frauen gingen nur zur Kirche, um dem König zu gefallen. Brissac, der die Religiosität dieser Damen nach ihrem wahren Werth zu schätzen wußte, begab sich eines Tages als Gardecapitän in die Hofkapelle und setzte die dort versammelten Andächtigen in Kenntniß, daß der König verhindert sei, zu erscheinen. Sogleich löschten die Damen ihre Wachslichter und eilten, so rasch sie vermochten, davon. Der König war, als er eintrat, erstaunt, Niemand vorzufinden. Brissac erzählte dem Monarchen lachend, welchen Streich er den Hofdamen gespielt habe. Der König lachte mit, hatte aber kein Wort des Tadels für die Jungfrauen, die ihre Lampen verlöscht hatten, vor der Bräutigam gekommen war. Der Dauphin ließ eine seiner Maitressen, die Schauspielerin Raisin, an einem gebotenen Fasttage zu sich nach Choisy kommen und bewirthete sie mit in Oel gebackenem Brod und Salat. Auf ihren Vorwurf, daß man einem Gast doch keine solchen

Gerichte vorsetzen dürfe, erwiderte der Prinz: „Ich verstand mich dazu, eine Sünde zu begehen, aber nicht zwei zugleich". Die sogenannten Gewissensehen waren nie mehr in Schwung als zur Zeit, da Ludwig XIV. fromm geworden. La Farre erzählt, daß die alte Närrin de la Meilleraie nach Ableben ihres Gatten, des Feldmarschalls, einen Offizier Namens Saint Ruth geheirathet habe. „Es gab dabei keinen Priester und keinen Notar".

Die Habsucht der Höflinge überstieg mitunter alle Grenzen, wie auch ihre niedrige Gesinnung keine kannte. Es war dem Cardinal Polignac gelungen, von Ludwig die Anwartschaft auf eine Pension von siebentausend Livres zu erlangen. Er nahm Audienz, um dem König seinen Dank auszudrücken, und erklärte zugleich feierlich, daß er, obgleich mit Wohlthaten überschüttet, sich erst dann vollkommen glücklich schätzen werde, wenn ihm Se. Majestät die Ehre anthun würde, ihn als Diener anzunehmen. Die Herzogin von Harcourt erflehte von Ludwig das Recht, den Selbstmörder Foucault zu beerben. Domitian hatte mit Erbschaften in seinem eigenen Interesse verfügt, und sich von wohlhabenden Römern zu Erben einsetzen lassen. Ludwig verfügte über Hinterlassenschaften und confiscirte Güter zum Vortheil seiner Höflinge. So vergab er die Erbschaft eines Sieur Martin de Esnos, der aus Amerika zurückgekehrt und plötzlich in Paris gestorben war, an einen Herrn von Masgontier, der sich bittweise um das Vermögen des Verstorbenen beworben hatte. Ein Herr, der den besten Gesellschaftskreisen angehörte, mißhandelte den hinter der königlichen Kutsche stehenden Diener. Als Ludwig auf das Geschrei seines Dieners fragte, was denn vorgehe, erwiderte der „homme de qualité": „nichts der Rede Werthes, zwei Eurer Majestät Leute schlugen sich eben."

Zu den vielen andern Leidenschaften konnte man das Spiel rechnen. Alles spielte, nicht um sich zu unterhalten, sondern des Gewinnes halber. Auch hier gab der große

König das schlimme Beispiel. Er liebte das Spiel und forderte zum Spielen auf. Man spielte auch falsch, der König wußte es, sah aber durch die Finger. Große Verluste ersetzte er den Verlierern auf Staatskosten. Saint Simon weiß über diesen Punkt manche prickelnde Geschichte mitzutheilen. Das Spiel führte in das Vertrauen und die Gunst des Königs ein. Die Damen betheiligten sich gleich lebhaft am Spiele. Sie trieben die fraus pia so weit, Gelübde zu thun, was sie unrechtmäßiger Weise gewännen, zu verschenken.

In der Wahl seiner Freunde war man nicht ängstlich, so daß man ausgezeichnete Cavaliere in sehr schlechter Gesellschaft antreffen konnte. Leute, die wegen Schandthaten gerichtlich verfolgt wurden, als Falschmünzer bekannt waren, Diebe und Unzüchter, wie die Pomenar, Charmace und Fatari, waren zu allen Festlichkeiten zugezogen und gerne gesehene Gäste. Saint Simon entwirft ein erstaunliches Bild von einem der geistreichsten Männer, die damals lebten, von dem Herzog von Grammont. Der edle Herzog hielt es nicht unter seiner Würde, „de corriger sa fortune". Er war unverschämt, ein Prahlhans, ein niedrig denkender Mensch, der sich obendrein seiner Fehler rühmte. Als Greis von dreiundsiebzig Jahren sagte er zum erstenmale und das nur auf Veranlassung seiner Gattin das „Vaterunser" her; zum Schluß bemerkte er, daß das Gebet sehr schön sei, und verlangte zu wissen, wer es gemacht habe?

Wie in der Auswahl der Freunde ging man auch bei der Annahme von Dienern zu Werke. Es befanden sich nicht selten Diebe und Mörder darunter. So hatte Bussi-Rabutin einen Diener von guter Herkunft in Verdacht, von ihm bestohlen worden zu sein. „Je soupçonnai fort ce gentilhomme, de qui la vie avoit été jusque là celle d'un filou," erzählt der Bestohlene selbst. Derselbe Graf Rabutin rühmt einen Stallmeister, der schon lange in seinen Diensten steht, wegen seiner absonderlichen Ergebenheit und Treue,

setzt aber gleich hinzu, daß er voll lasterhafter Neigungen, an Mord und Raub so gewöhnt sei, wie an Essen und Trinken. Doch darf man mit der Dienerschaft nicht zu streng in's Gericht gehen und ebenso wenig über die getroffene Wahl staunen, denn wie die Diener, so der Herr. Die Herren waren um nichts besser als die diebischen Lakaien und Stallmeister. Die aus Anlaß der Verheirathung des Herzogs von Burgund veranstalteten Festlichkeiten zu Versailles boten die willkommene Gelegenheit, sich im Zugreifen zu versuchen. Es waren geladene Gäste, vornehme Herren, welche die Edelsteine, Perlen und Goldtressen von den Gewändern lostrennten. Von dem Kleide der Herzogin von Burgund wurde ein breiter Streifen weggeschnitten, um auf diese Art einer Diamantagraffe habhaft zu werden. Chevalier de Sully ergriff einen Edelmann ersten Ranges auf der That. Der König begnadigte den Dieb, weil man ihm sagte, er habe den Diebstahl nur verübt, um seinen Schneider bezahlen zu können. Louis d'Aubusson de la Feuillade, der Sohn des bekannten Schmeichlers dieses Namens, bestahl, wie Dangeau berichtet, seinen kranken Onkel in Metz. Er erbrach Kisten und Kästen und machte sich mit einer Beute von fünfzigtausend Thalern und den werthvollsten Schmuckgegenständen davon. Der König ließ nun (1699) die an seinem Monumente brennenden Lampen auslöschen und dem Herzog von Feuillade das Stiftungskapital seines Vaters zurückstellen. Der Chevalier von Lorraine stand unter dem Verdachte, Henriette von England vergiftet zu haben. Er war seiner Erpressungen willen auf die ihm gehörigen Gütern verschafft. Ludwig nahm aber an diesen Beschuldigungen so wenig Anstoß, daß er stets auf der Rückreise von Fontainebleau in Fremont Gast des Chevaliers war. Der große Ludwig hatte auch seine Hausspione und bezahlte sie gut; unter ihnen befand sich auch ein Herr von Termes. Der Herzog und die Herzogin von Conti ließen ihn durch

ihren Schweizer so grausam durchprügeln, daß er mehrere Tage das Bett zu hüten gezwungen war.

Der König ließ einige Reste der Feudalzeit, welche die königliche Allgewalt nicht berührten, ruhig fortbestehen. Dangeau erzählt, daß den Prinzen und Prinzessinen von Geblüt andere Hostien verabreicht wurden, als die für das Volk gebräuchlichen. „Madame la dauphine," so heißt es in dem Bericht, „fit ses Pâques à la paroisse; il arriva une chose extraordinaire: c'est qu'il y eut deux consécrations parce qu'on avoit oublié d'abord de présenter l'hostie choisie pour la communion de Madame la dauphine." Unter so bewandten Umständen darf die Rede der Marschallin von Meilleraie in Bezug auf eine Person, deren Seelenruhe im Jenseits man bezweifelte, nicht befremden. Sie bemerkte sehr ernsthaft, daß es sich der liebe Gott wohl zweimal überlegen werde, einen Mann von Stande zu verdammen.

Wir kennen die hellen Leuchten der französischen Kirche zur Zeit Ludwig's XIV. Bossuet, Fenelon, Bourdalou; wir wissen, was die gläubige Welt jenen erhabenen Kirchenfürsten und frommen Predigern zu danken hat. Die Vollständigkeit dessen, was wir über die Zustände Frankreichs im Zeitalter Ludwig's XIV. zu sagen haben, fordert aber von uns, daß wir die Schattenseiten nicht verschweigen. Mitglieder der hohen Geistlichkeit meinten ihre Aufführung der des großen Monarchen annähern zu sollen. Madame Scuderi bemerkt darüber: „Die Cardinäle stellen sich bei Hofe in zierlicher, mit reicher Stickerei versehener Kleidung aus den kostbarsten Stoffen ein." Sie hat namentlich den Cardinal von Bouillon im Auge. In noch schlimmerem Rufe stand, nach Saint Simon, der Erzbischof von Paris, Harlay de Chanvalon. Wie ganz anders spricht sich dagegen der nämliche Sittenmaler über Fenelon aus, wie über den Cardinal von Forbin-Janson! Selbst der Cardinal von Noailles wird von dem scharfsichtigen Beobachter mehr gelobt als getadelt. Daß der niedere Klerus

nicht einmal so kenntnißreich gewesen sein sollte, sich auf die Bekehrung der Hugenotten zu verstehen, daß ihm die Unterscheidungslehren abhanden gekommen, vermögen wir kaum zu glauben. Wie hätte es denn sonst so ausgezeichnete Beichtväter und Gewissensräthe in jener Zeit geben können?

Daß die Gesellschaft sich nicht durch Sittenreinheit auszeichnete, wissen wir aus unzähligen Berichten, und Villard, der berühmte Feldherr Ludwig's, scheint derselben Ansicht gewesen zu sein. Schreibt doch der zur Eifersucht sehr geneigte Militär betreffs der Stadt Paris: „Ich wäre nicht ohne Besorgniß, wenn meine Frau ohne mich ihren Aufenthalt in Paris nehmen sollte; die Gesellschaft, in der sie sich bewegen müßte, halte ich für höchst gefährlich." Dieser Feldherr, den man vielfach als den letzten General der letzten Armee, die Frankreich aufzustellen im Stande war, betrachtete, der in gewissen Kreisen als der Retter der französischen Monarchie angesehen wurde, war nach Saint Simon aus Selbstsucht, gascognischer Prahlerei, schändlichem Geiz und harpyenhafter Geldgier zusammengesetzt. Er war ein militärischer Erzräuber, der dieses saubere Handwerk noch unter allerlei Späßen und Scherzen betrieb. Dabei hatte er eine lose Zunge, welche noch sein Greisenalter entehrte. Ein glücklicher Spieler, war es ihm schlechterdings unmöglich, die Partie zu unterbrechen. „Ein solcher Mann," sagt Saint Simon, „konnte auf Niemandens Liebe zählen und auf diese Weise hatte er keinen Freund und keine Seele, die ihn liebte."

Unter den Charakterzeichnungen Saint Simons ragt durch ihre Schärfe keine mehr hervor, als die des Herzogs von Maine, Sohn Ludwig's aus der Frau von Montespan, und seiner Gattin Anne Louise de Bourbon, Enkelin des großen Condé. „Sie hatte nicht sowohl den Geist eines Engels, sondern eines Dämons, dem sie in Beziehung auf Bösartigkeit, Unlauterkeit und finstere Pläne ihrer Seele vollkommen glich. Sie war von einer unglaublichen Falschheit des Gemüthes, voll satanischen Stolzes, reich an Aus-

kunstsmitteln und Verstellung, und benützte diese Hülfsmittel auch dann, wenn es sich nur um Unterhaltung und das Gefallen Anderer handelte. Der Herzog war und benahm sich als die feigste Memme. Ihm stand seine Gattin voll Geist und Muth, ja Tollkühnheit gegenüber. Sie behandelte ihn, seine Klugheit und Vorsicht verachtend, ja verabscheuend — Jämmerlichkeit grenzenloser Schwäche in ihren Augen — wie einen Neger." Wir sehen, die Damen waren vielfach nicht besser und würdiger als die Männer. Bei Dangeau lesen wir von einer Herzogin von Lade, die eine große Jägerin vor dem Herrn war, daß sie einen zudringlichen Liebhaber einer ihrer Dienerinen in ihrer eignen Gegenwart verstümmeln ließ und dem Akt der Grausamkeit noch Spott und Hohn hinzufügte.

Stimmen von Zeitgenossen bezeugen, daß sich die Unsittlichkeit nicht auf die höheren Stände beschränkte, sondern daß sie sich, wie ein ansteckendes Fluidum, allmählig auch den unteren Schichten der Gesellschaft mittheilte. Wir hören, daß die Liebe Alles regiert und daß der Luxus verheerend wirkt.

„Man liebt und wird geliebt, aber die Liebe gründet nicht tief. Die Frauen beherrschen ihre Gatten wie Unterthanen, ihre Liebhaber wie Sklaven. Abwechslung ergötzt, daher währen die Verbindungen nicht allzu lange. Man geht maskirt zur Kirche, auf den Ball, in die Komödie, ungesehen von dem eigenen Gatten und Gott im Himmel („cachées à Dieu et à l e u r s m a r i s"). Von Eifersucht ist nicht viel die Rede. Es gibt nur wenige, die über die Untreue ihrer Gattinen untröstlich wären. Selbst die Mädchen ziehen andere Gottheiten der Diana vor. . . Der Ehebruch gilt beileibe nicht als Verbrechen, nicht einmal in den Augen des Mannes, sondern als Zubehör der üblichen Galanterie. Die Gatten sehen es nicht ungern, wenn man ihren Frauen den Hof macht."

„Lebensart oder vielmehr das, was die Franzosen unter civilité verstehen, wird nirgends mit wärmerem Eifer gepflegt als in Paris. Mit einer Art von Wollust widmet man sich der Pflege guter Manieren. Die Leute von Rang thun es mit großem Erfolg, die Bürger lassen das Gekünstelte und Er-

zwungene merken, und das eigentliche Volk erscheint auch in dem Bestreben, höflich zu sein, ungeschlacht. Die Verschwendung ist groß, aber man konnte sie noch hingehen lassen, wenn nur die verschwendeten, die etwas zu verschwenden haben. Aber der Wetteifer mit den Reichen, der Ehrgeiz, sich den Vornehmen gleichzustellen, verleitet die Aermeren zur Nachahmung, die zum Ruin führt; und so scheint mir Paris auf dem besten Wege zum Verfalle zu sein. Ein alter Weiser hat gesagt, daß übermäßige Ausgaben das untrügliche Anzeichen des baldigen Unterganges einer Stadt bilden. Jetzt, wo Kutscher und Lakaien in Scharlachroth gekleidet und mit Federn geschmückt einherschreiten und Gold und Silber so gemein geworden, daß sie von Dienern ebensogut getragen werden, als von ihren Herren, muß es ja mit dem Luxus zu Ende gehen, denn was kann die Prachtkleider mit ihrem Goldflitter an den Personen von Rang und Stand verächtlicher machen, als die einfache Thatsache, daß man denselben Schmuck auch an den geringsten und bedeutungslosesten Personen erblickt?"

„Man kleidet sich sehr sorgfältig. Bänder, Spitzen und Spiegel sind drei Dinge, ohne die der Franzose nicht leben kann. Der übertriebene Luxus hat jeden Unterschied zwischen Herrn und Diener, den unteren Schichten des Volkes und der höher gestellten Klasse verwischt. Außerdem trägt Jedermann den Degen an der Seite. Die Männer sind bartlos, tragen nicht einmal ihr eigenes Kopfhaar. Sie sind äußerlich bestrebt, die Gebrechen des Alters zu verbergen und erscheinen darum jünger, als sie in Wahrheit sind. Seit die Perücke Mode geworden, finden die Haare Verstorbener und die Zöpfe der Frauenzimmer Absatz zu hohen Preisen. Die Mode ist die wahre Tyrannin der französischen Nation, deren Hand schwer auf dem Volke liegt. Es gibt kein befehlshaberischeres und frecheres Geschlecht, als das der Pariser. Sie selbst haben sich den Ruf erworben, am Abend nichts mehr von dem zu wissen, was sie am Morgen feierlich versprochen haben. Sie maßen sich das Vorrecht des Wortbruches an, und glauben dabei vollkommen ehrenhaft zu handeln. Zur Fastenzeit rennt das Volk zur Kirche, um die Predigt zu hören, und nach Tisch ebenso eifrig nach dem Schauspielhause."

Dem Volke rühmt indeß der Sittenschilderer aufrichtige Frömmigkeit nach. „Die hohen und vornehmen Herren“, meint er dagegen, „besuchen die Kirchen nur Vergnügens halber, um dort zu liebeln oder von Liebeleien zu plaudern.“ Ueberraschend ist es, daß es zu jener Zeit (Ludwigs XIV.) in Paris allein fünf- bis sechstausend Alchymisten gegeben haben soll.

Ueber die französische Küche hören wir folgende Aeußerungen: „Von Köchen wimmelt es. Tag für Tag neue Tunken, noch nie dagewesene Ragouts und köstliche Gerichte aus künstlich erweichten Knochen.“ Der Kaffee gilt als Mittel, „die Traurigkeit zu verscheuchen.“ „Eine Dame“, erzählt der Autor, dem wir diese Schilderung entnehmen, „erhält die erschütternde Nachricht, daß ihr Gatte im Treffen gefallen. ‚Welch ein Unglück!‘ ruft sie aus; ‚nur schnell eine Tasse Kaffee!‘ Man bringt sie ihr und sie ist getröstet.“

„Und dennoch, trotz alles Reichthums, welch bittere Armuth, welch furchtbares Elend! Wer kein Geld besitzt, lebt wie der Verbrecher zur Römerzeit unter dem Interdikt. Er ist des Feuers und Wassers beraubt. Es gibt meines Dafürhaltens auf Erden für den Menschen keine unausstehlichere Höllenqual, als in Paris im Zustande der Armuth leben zu müssen und rundherum die mannigfaltigsten Genüsse zu gewahren, ohne daran theilnehmen zu können. In Mitte des Reichthums und der tollsten Schwelgerei stößt man auf eine Unzahl Unglücklicher, die im singenden Ton Almosen heischen.“

Die Bartlosigkeit und die Perücke waren notorisch Niederschläge aus den höchsten Regionen, die Liebeleien und der sittliche Indifferentismus im Bezug auf das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander nicht weniger Emanationen des herrschenden Gestirnes. Die Gastronomie leitete sich von dem nämlichen Urquell ab; der Leichtsinn der Frauen hatte seine Muster in den höchsten Kreisen, und die Verweltlichung der Priester (les abbés de cour, les abbés damerets, les

abbés à la mode) weist auf das Beispiel sittenloser Kirchenfürsten hin.

Diese Abbé's waren in der That eine Eigenthümlichkeit des Zeitalters. Unser Sittenmaler nennt sie „die Zierde der Stadt und die Zuflucht aller betrübten Frauen", und rühmt ihren Geist der Galanterie und ihre so geschätzte Unterhaltungsgabe. Die kleinen Abbé's trugen auch kleine Perücken und zwar ganz im Widerspruch mit den oberhirtlichen Verfügungen, so daß diese Geistlichen nicht sowohl den Laien, als den eigentlichen Stutzern und Zierbengeln unter ihnen glichen. Was der fremde Sittenschilderer in der Hauptstadt Ludwigs XIV. vermißte, war „die Bescheidenheit und Weisheit." „Man trifft weder auf ängstliche, noch in der Wahl ihrer Mittel bedenkliche Leute, am wenigstens aber, was man doch am sehnlichsten wünschte, Ruhe, stille Zurückgezogenheit oder einen aufrichtigen Freund". [1])

So stand es zur Zeit des großen Königs in Paris und wohl in allen größeren Städten Frankreichs. Bei dem allgemeinen Fortschritt, den man an der Regierung Ludwigs preist, sieht man Sittlichkeit und Tugend ausgeschlossen, ja es ließe sich nachweisen, daß die öffentliche Moral, obgleich sich die Gewaltthaten an Zahl verringert hatten, Rückschritte machte, und warum diese Rückschritte gemacht wurden. Die gleichzeitigen Schriftsteller bestätigen die Richtigkeit der Beobachtungen unseres Briefschreibers. In den Kanzelreden und bischöflichen Hirtenbriefen jener Zeit werden die nämlichen Fehler gerügt, in den Gerichtsverhandlungen besprochen; in den Memoiren wird auf die gleichen Irrthümer hingewiesen. Boileau und La Bruyère ziehen wider dieselben Laster zu Felde. Molière spottet ihrer, Regnard bekämpft sie. Steigen wir zum Volkslied nieder und wir finden alle die nämlichen Züge, nur daß uns in der Volkspoesie an

---

1) Saint Evremoniana, lettre italienne, datée de Paris, le 20. août 1692.



einzelnen Individuen gezeigt wird, was der Beobachter nur im Allgemeinen und gleichsam im Vorübergehen bemerkt.

Die Kleidertracht der Frauen steht in richtigem Verhältnisse zu ihrem Denken und Fühlen, zu dem herrschenden Leichtsinn und verdorbenen Geschmack. Die vornehmen Damen kehren mit ihrer gold- und seidendurchwirkten Schleppe Straßen und wirbeln den Staub auf. Sie tragen das Haar an dem Scheitel fest genestelt, jedoch so, daß die langen Flechten zu beiden Seiten des Kopfes bis an den Hals herabfallen. Nach den Kupferstichen aus jener Zeit scheint das Antlitz je nachdem von goldnem oder dunklem Rahmen umgeben. Einige unter ihnen schmücken das Haupt mit einer Haube, die mit Spitzen unter dem Kinn zusammengehalten wird, jedoch so, daß sie von dort lose über die Schultern niederhängen. Das Kleid mit enganschließenden Aermeln, auf beiden Seiten aufgezogen, reicht nur bis zum Knie und läßt nur den mit kostbarer Stickerei verbrämten Unterrock sehen. Diese Tracht zeigt zwar nicht von Sittenstrenge, ist aber noch das Anständigste an der Damenwelt des siebzehnten Jahrhunderts.

Die bevorzugten Kirchen der schönen Welt von Paris waren die der Feuillants und Minoriten. Die galante Messe (la belle Messe) bildete das Stelldichein alles dessen, was die Stadt an Vornehmheit und abenteuerlustiger Jugend besaß. Der Kirchenbesuch ließ nichts zu wünschen übrig und manche Kirchen waren überfüllt. Kam man aber hin, zu beten? Wohl die wenigsten. Man ging hin, um zu sehen und gesehen zu werden, um ein Plauderstündchen zu halten. Die Bekannten suchten sich mit ihren Blicken, sie sprachen zusammen, lachten und unterhielten sich, so gut es ging Verliebte bestellten sich an diesen oder jenen Altar. Die Damen erschienen unanständig gekleidet, wie sie vom Bett aufgestanden waren, ungegürtet und ungeschnürt, mit Einem Worte in einer Art besseren Schlafrockes. Es muß arg gewesen sein, weil sich ein Laie veranlaßt sah, eine eigne

Abhandlung „über die Unehrerbietigkeit und Entweihung, welche man sich in der Kirche zu Schulden kommen läßt“, zu schreiben. Es muß arg gewesen sein, weil sich selbst der König und der Erzbischof gegen diese Mißstände erhob. Der Kirchenfürst sagt in einer Verordnung vom 18. Februar 1710 ausdrücklich: Es sei eine Pflicht der Seelsorger, von der Kanzel herab zu warnen, daß Frauen und Mädchen in so unanständiger Kleidung, die lose um ihren Leib schlottert, als ob sie eben damit das Bett verlassen hätten, im Hause Gottes erschienen. Schlimmer noch als die vernachlässigte Kleidung, die immer noch Bekleidung war, stand es den Frauen an, ihre Reize auf Spaziergängen, bei Besuchen, in der Kirche und selbst im Beichtstuhl unverhüllt zu zeigen. Gingen sie doch mit entblößtem Busen, Schultern und Armen zum heiligen Abendmahl. Was noch eifrig katholisch und christlich gesinnt war, lehnte sich gegen das Unwesen auf und beklagte sich, daß selbst das Gotteshaus keine Sicherheit gegen Anfechtungen gewähre. In Toulouse suchte die gesammte Geistlichkeit dieser Schaustellung des Fleisches Einhalt zu thun. In Paris erschien ein Buch „über die Ungebührlichkeit, die Brust entblößt zu tragen“. Es wurde wider die Zuchtlosigkeit gepredigt, Alles ohne Erfolg. Der muthige Pfarrer von Saint Etienne du Mont, Herr von Gardeau, apostrophirte die Frauen, nachdem er sie wiederholt aber vergeblich ermahnt hatte, anständig gekleidet zu erscheinen, von der Kanzel herab mit den Worten: „Warum verhüllt Ihr nicht eure Blößen in unserer Gegenwart? Wir bitten Euch darum und zwar, ich sage es freimüthig, weil wir Priester ja auch Menschen aus Fleisch und Blut sind.“ Die Getroffenen brachen in ein Gelächter aus; der Prediger aber versetzt: „Seht, so seid Ihr, deutet man bescheiden an, was man will, dann habt Ihr taube Ohren, und sagt man es Euch gerade heraus“ — hier schüttelte er den Kopf. Ein anderes Mal ließ sich Gardeau, als er dieselben Frauen für die Armen mit unbedecktem Busen Almosen sammeln

sah, zu dem Ausruf hinreißen: „Ihr macht ja aus der christlichen Kirche ein Heiligthum der Venus“, und: „Besser die Armen sterben Hungers, als die Gläubigen unterliegen Euren Buhlkünsten!“

(Schluß folgt.)

LXI.

Die Zukunft der conservativen Partei in Oesterreich.

Von einem österreichischen Reichsraths-Abgeordneten.

Ein Ausblick in die Zukunft der conservativen Partei in Oesterreich mag in einer Stunde am Platze sein, in der der Einfluß der liberalen Partei bei der Krone und im Ministerium augenscheinlich in Zunahme begriffen ist. Wir schreiben diese Zeilen im Bewußtsein der großen Verantwortlichkeit, die uns trifft, aber auch ausgerüstet mit der vollsten Kenntniß aller Verhältnisse im innerpolitischen Leben unseres theuren Vaterlandes.

Wir müssen dabei weiter ausholen und bitten im Vorhinein um Entschuldigung, wenn wir bereits Bekanntes wiederholen. Es ist nothwendig für die Klarheit in der Sache.

Der Ausgleich mit Ungarn und die bosnische Politik hatten im Jahre 1878 die liberale Partei gestürzt; sie war in sich uneinig geworden, hatte das eigene Ministerium bekämpft, war mit Einem Worte regierungsunfähig geworden. Graf Taaffe kam ans Ruder und hatte die schwere Aufgabe, eine homogene Majorität, ohne und beziehungsweise gegen die deutsch-liberale Linke, im Abgeordnetenhause zu Stande zu bringen.

Es mag dieß für den Grafen Taaffe um so schwieriger gewesen sein, als er ja im Großen und Ganzen ein Staatsmann ist, der zwar die Bocksprünge liberaler Parteifanatiker nicht goutirt, der aber auch mit Händen und Füßen sich gegen den Verdacht des Ultramontanismus wehrt. Bekannt ist das Wort Taaffes zu einem conservativen Parteiführer anläßlich von Neuwahlen: „Schicken Sie mir Conservative, aber um Gottes willen keine Klerikalen".

Aber Graf Taaffe brachte das Schwierige zuwege; er schuf eine anti-deutschliberale Majorität. Er hatte sich der Polen versichert, Graf Hohenwart mit seinem Club ging mit fliegenden Fahnen ins Regierungslager über, endlich nahmen auch die Altczechen ihre Plätze in der Mehrheit wieder ein. Diese Mehrheit blieb bis zu den Neuwahlen des Jahres 1891. Wir müssen sie daher etwas näher betrachten. Der oberösterreichische katholisch-conservative Abgeordnete Dr. Ebenhoch hat sie auf einer Wählerversammlung vor Kurzem folgendermaßen geschildert:

„Bis zu den Neuwahlen des Jahres 1891 gab es im Abgeordnetenhause bekanntlich eine geschlossene Majorität auf der rechten Seite, welche in heftigster Gegnerschaft zur liberalen Partei stand. Diese geschlossene Majorität bestand aber nicht aus einer geschlossenen Partei, sondern vielmehr aus vier Gruppen. Diese Gruppen waren: 1. Der Centrumsclub, welcher hauptsächlich auch die religiösen Interessen im Auge behielt; 2. der Hohenwartclub, welcher besonders die Autonomie der Länder wahren wollte; 3. der böhmische Club, welcher das böhmische Staatsrecht in seinem Banner führte; endlich 4. der Polenclub, welcher vorherrschend galizische Interessen vertrat. Diese vier Clubs standen in geschlossener Gegnerschaft den Liberalen gegenüber, als religionsfeindlichen, die Gleichberechtigung aller Völker verneinenden oder doch thatsächlich nicht achtenden Centralisten. Die vier Clubs zusammen bildeten, wie gesagt, die Majorität des Abgeordnetenhauses. Dieser Mehrheit stand eine Regierung zur Seite, die zwar viel zu wenig den Bestrebungen der sie stützenden Majorität

entgegenkam, die aber von den Liberalen auf's bitterste gehaßt wurde. Die größte Stütze der Majorität im Ministerium war der Finanzminister Dunajewski, ein katholischer Oesterreicher im besten Sinne des Wortes. Die geringe Willfährigkeit der Regierung, den Wünschen der Mehrheit entsprechend entgegenzukommen, rief zunächst in Böhmen die jungczechische Bewegung hervor, welche an Radikalismus nichts zu wünschen übrig ließ. Aber auch in den deutschen Alpenländern gährte es, so daß die Regierung gegen Ende der letzten Session der Majorität im Abgeordnetenhause nicht mehr ganz sicher war. Graf Taaffe löste das Abgeordnetenhaus auf. Den Liberalen zuliebe wurde Dunajewski geopfert."

Wir müssen diese Charakteristik, die vollkommen zutrifft und für eine Wählerversammlung auch ausreicht, einigermaßen ergänzen.

Die Rechte, die Mehrheit des Abgeordnetenhauses, war nur einig in der Gegnerschaft gegen die deutsch-liberale Linke. Das war das gemeinsame Band, das sie umschlang. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Coalition auf die Länge der Zeit nicht bestehen konnte. Die Klerikalen aus den deutschen Alpenländern waren Gegner der liberalen Linken aus religiösen Gründen. Von einem nicht unbedeutenden Theile des Polenclubs abgesehen, war das religiöse Moment bei den anderen Gruppen der Majorität nicht im mindesten maßgebend; bei denen war es hauptsächlich der nationale und autonomistische Gedanke, der sie zu Gegnern der deutschen Centralisten machte. Ja, im „Club des rechten Centrum", jetzt „Club der Conservativen", auch „Hohenwartclub" genannt, saßen neben den katholisch-conservativen Abgeordneten Männer, welche in religiösen Dingen entschieden liberal oder doch antikatholisch waren und sind; wir erinnern nur an die nichtunirten Griechen. Nicht anders sah es bei den Czechen aus, welche für die Forderungen des katholischen Volkes sehr schwerhörig waren. So kam es, daß die berechtigten Bestrebungen der katholischen

Abgeordneten nicht die nöthige Unterstützung fanden. Das war ja seiner Zeit auch die Ursache, warum sich eine Gruppe katholisch-conservativer Abgeordneter vom Hohenwartclub lossagte und einen eigenen Verband bildete. Es mag und wird das damals ein taktisch-politischer Fehler gewesen sein; aber begreifen kann man den Schritt. Wir glauben auch richtig informirt zu sein, wenn wir die Mandatsniederlegung des Prinzen Alois Liechtenstein damit in Zusammenhang bringen. Die katholisch-conservative Gruppe fand so wenig Unterstützung, daß der vom Prinzen Liechtenstein und Dr. Rapp eingebrachte Schulantrag nicht einmal zur ersten Lesung gebracht werden konnte. Die Clubobmänner und die Clubs der Rechten in ihrer Majorität benahmen sich loyal; aber es waren so viele Stimmenthaltungen zu gewärtigen, daß man es nicht wagen konnte, es auf die erste Lesung ankommen zu lassen. Befanden sich ja doch innerhalb der Majorität auch fünf leibhaftige Juden, welchen natürlich das Wort „katholisch" nie angenehm in den Ohren klang. Auf diese Weise war es natürlich, daß auch die katholisch-conservativen Abgeordneten für czechische, slovenische und polnische Wünsche nicht immer mit jenem Feuereifer sich einlegten, welchen die betreffenden Herren verlangten.

Es konnte sogar noch schlimmer kommen, wie ein neuestes Beispiel zeigt. Der Vorgang ist es werth, eingehend erwähnt zu werden. Unter dem 10. Oktober wurde aus Laibach nach Wien berichtet:

„Seit einiger Zeit vollzieht sich im slovenischen Lager zwischen der fortschrittlich-demokratischen und der national-klerikalen Partei eine immer schärfere Sonderung, welche sich in den letzten Tagen zu einem offenkundigen Conflikt zugespitzt hat. Den Anlaß dazu bot der letzte slovenische Katholikentag, bei welchem gegen den unter national-liberaler Führung stehenden Cyrill- und Methud-Verein, den slovenischen Schulverein, heftige Anklagen erhoben wurden, weil derselbe viel zu viel die nationalen und viel zu wenig die religiösen Inter-

essen wahrnehme. Daraufhin nun bereiteten die freisinnigen Slovenen dem Obmann des Cyrill- und Methud-Vereins, dem Landtagsabgeordneten Lukas Svetec, eine solenne Genugthuung durch Veranstaltung eines Banketts, wobei der klerikalen Partei in aller Form der Fehdehandschuh hingeworfen wurde."

„Der Reichsrathsabgeordnete Dr. Ferjancic, der an der Spitze des Arrangirungscomités stand, eröffnete den Reigen der Toaste mit einer scharfpointirten Ansprache, worin er sagte: ‚Vor einem Monat hat an derselben Stätte, an der wir uns heute zusammenfanden, eine Versammlung stattgefunden, welche leider einen Verlauf nahm, der jeden aufrichtigen Patrioten auf das Schmerzlichste berühren mußte. Damals wurde von den Theilnehmern jener Versammlung an dem alten nationalen Programm gerüttelt, das Programm des Vaters der slovenischen Nation, Bleiweis (Slava!), sollte zu Grabe getragen werden. Aber die Nation und ihre Vorkämpfer haben keinen Antheil an diesen traurigen Vorgängen, sie stehen fest und treu zu dem, was Bleiweis sie gelehrt. Der Zweck der heutigen Versammlung ist, zu beweisen, daß die slovenische Nation, die hier würdig vertreten ist, einig ist im Kampfe gegen Alles, was das nationale Programm und die nationalen Ziele bedrohen könnte."

Aus dem weiteren Berichte ist zu entnehmen, daß die Versammlung der katholischen Partei allerdings einfach den Fehdehandschuh hingeworfen. Das interessante Moment dieser Thatsache ist nun aber, daß der Hauptredner Dr. Ferjancic Reichsrathsabgeordneter und Mitglied des Hohenwartclub ist, in welchem die katholisch-conservativen Abgeordneten noch immer neben diesem und anderen national-liberalen Slovenen sitzen. Es ist wahr, daß Dr. Ferjancic in Wien viel zahmer ist, als er sich in Laibach geberdete. Allein die Grundsätze sind es, nach denen man den Mann beurtheilen muß, nicht der jeweilige modus vivendi.

Angesichts dieses Vorkommnisses ist die Frage doch wohl zu erwägen, ob es der katholisch-conservativen Partei förderlich sei, daß ihre Abgeordneten in Einem Clubverbande

mit solchen offenen Gegnern des Hauptprogrammpunktes der Katholiken sich befinden.

Um nun aber den geschichtlichen Verlauf weiter zu verfolgen: die Regierung ihrerseits that das Möglichste, um die Majorität und insbesondere die katholisch-conservative Gruppe zu vernachlässigen. Graf Taaffe schien mit Blindheit geschlagen. Die deutsch-liberale Partei war im Volke im Abbröckeln begriffen, und er beeilte sich, trotz des vorausgegangenen heißen Kampfes mit ihr, sie wieder in den Sattel zu heben.

Es war Anfangs 1890 — wir erinnern uns, als wäre es gestern gewesen — als sich das Siebzehner-Comité (bestehend aus den Vertretern der Clubs der Majorität) über eindringlichen Vortrag der Herren Abgeordneten Prälat Karlon (Steiermark), Dr. Viktor von Fuchs (Salzburg) und Graf Brandis (Oberösterreich) geeinigt hatten, dem Grafen Taaffe ein Ultimatum in der Schulfrage zu übergeben. Graf Hohenwart mußte dasselbe überreichen. Die Antwort seitens des Ministerpräsidenten war — die Anbahnung des Ausgleiches in Böhmen und damit Rehabilitirung der deutsch-liberalen Partei. Man mag Einwand gegen das „post hoc ergo propter hoc" erheben; bei uns und anderen Herren war es außer Zweifel, daß die beiden Dinge in einem Causalnexus standen. Denn eine andere Antwort ist auf das Ultimatum nicht erfolgt.

So kamen die Neuwahlen. Diese Wahlen des Jahres 1891 erfolgten schon im Zeichen des Waffenstillstandes der deutsch-liberalen Partei mit der Regierung. Wahlaufrufe der conservativen Partei, in denen das Sündenregister der liberalen Partei aufgezählt war, wurden seitens der politischen Behörden beanstandet; in den Industrialorten zeigten sie sich gegenüber der liberalen Partei geradezu zuvorkommend.

Das Resultat der Neuwahlen brachte denjenigen, welche die Dinge offenen Auges verfolgten, keinerlei Ueberraschung. Statt der Altczechen kamen Jungczechen, welche sofort in

heftigste Opposition zur Regierung traten. Die deutsch-liberale Partei verlor in Wien und in Niederösterreich eine stattliche Anzahl von Sitzen an die Antisemiten und Christlich-Socialen. Sonst war alles so ziemlich beim Alten geblieben.

Die katholisch-conservativen Abgeordneten zogen in gleich starker, oder besser gesagt, gleichschwacher Anzahl in's Abgeordnetenhaus ein und schlossen sich dem „Club der Conservativen" an, welcher unter Führung des Grafen Hohenwart — auf Wunsch Taaffes — die liberalen Bäume nicht in den Himmel wachsen lassen sollte. Es fanden langwierige Berathungen statt, bevor der Club gebildet ward. Die Erfahrungen der abgelaufenen zwei Wahlperioden seit 1879 bildeten Hindernisse, deren Beseitigung lange nicht gelingen wollte. Endlich einigten sich siebzig Abgeordnete zu folgender Erklärung: „Die gefertigten Vertreter der conservativ-autonomistischen Principien haben sich in einen Club vereinigt, der unter dem Namen ‚Club der Conservativen' ins Leben tritt, um im gemeinsamen Zusammenwirken die möglichst vollständige Befriedigung der materiellen und culturellen Bedürfnisse der Bevölkerung und die Ausgestaltung des öffentlichen Rechtes auf christlicher Grundlage anzustreben, sowie für die Gleichberechtigung der Nationalitäten und die historische Eigenberechtigung und Integrität der Königreiche und Länder unter voller Aufrechthaltung des die einzelnen Theile des Reiches vereinigenden realen Verbandes einzutreten."

Man wird zugeben müssen, daß dieses Clubprogramm klar und deutlich gefaßt ist. Ob der Club immer und überall seine Aktionen diesem Programme entsprechend eingeleitet und durchgeführt hat, ist freilich eine andere Frage.

Inzwischen wurde ein liberaler Parteiminister, Graf Kuenburg, ins Ministerium berufen und damit der Einfluß der Conservativen auf die Regierung paralysirt, welche aber ihre früheren Beziehungen zu den Ersteren nicht ganz aufgeben wollten. Der Sturz Prazaks, des den Conservativen

nahestehenden czechischen Landsmannministers, war für Herrn von Plener ein weiterer Schritt nach vorwärts. So läßt sich leider nicht mehr läugnen, daß die liberale Partei schon einen bedeutenden Vorsprung hat vor der conservativen und daß sie sich wiederum in der Gunst des Hofes sonnt, der ihr eine zwölfjährige Obstruktionspolitik nunmehr vergessen zu haben scheint, derentwegen ihr dereinst von Allerhöchster Stelle die Bezeichnung „faktiöse" Opposition war beigelegt worden.

Herr von Chlumetzky wird kaum mehr lange auf die Präsidentenstelle des Abgeordnetenhauses zu warten haben; Herr von Plener ist Obmann des Budgetausschusses, Dr. Menger Obmann des Steuerausschusses; zwei Male nacheinander ist ein Liberaler Präsident der österreichischen Delegation: Alles Dinge, welche von symptomatischer Bedeutung sind.

Der objektive Berichterstatter muß aber constatiren, daß trotz dieser ungünstigen Verhältnisse im Verwaltungswege Manches zu erreichen ist und daß der reine Realpolitiker hierin eine Entschuldigung oder einen Grund findet, die Regierung unbedingt zu unterstützen

So haben die Tyroler, man muß es anerkennen, Dank der Energie des in dieser Beziehung unermüdlichen Abgeordneten Dr. Kathrein, Manches erreicht, was ihnen besonders für ihre Universität recht vortheilhaft ist.

Daneben ist es freilich nicht zu übersehen, daß das Volk selbst lieber Rechte berücksichtigt, als Gnaden ertheilt sehen würde und daß eine Bewegung durch unsere Tyroler Thäler geht, welche man in Innsbruck nicht zu geringschätzig behandeln sollte. Wenn in diese Bewegung sich aber Leute mischen, welche dem verdienten Abgeordneten Dr. Kathrein „Streberthum" vorwerfen, so ist das sehr bedauerlich, weil derlei Verleumdungen — es ist nichts anderes — eine mögliche Einigung ganz bedenklich erschweren.

Damit sind wir nun bei der Frage angelangt, die wir

über diese Zeilen schrieben: die Zukunft der conservativen Partei in Oesterreich.

Es ist recht traurig, daß man über die Zukunft dieser Partei noch schreiben muß, daß man in bangem Ahnen eine Frage über deren Zukunft stellen muß. In dieser Bezihung ist es nicht ohne Interesse, zu hören, wie sich der Abgeordnete Dr. Ebenhoch, welcher im Namen der oberösterreichischen katholisch-conservativen Abgeordneten spricht, auf der erwähnten Wählerversammlung geäußert. Er sagte:

„Und nun lassen Sie mich noch eine Frage behandeln, die so gerne und so häufig gestellt wird: Sollen die katholisch-conservativen Abgeordneten im ‚Club der Conservativen‘ bleiben oder sollen sie aus demselben austreten?

Ich gestehe offen, daß wir katholisch-conservativen Abgeordneten diese Frage wiederholt berathen haben und daß der Austritt einmal schon unmittelbar bevorstand. Die Unzufriedenheit mit der Energielosigkeit so mancher Mitglieder des Clubs in Fragen, die uns besonders heilig sind, war hauptsächlich die Ursache und die Quelle der Frage des Austrittes. Allein diese Frage ist eine sehr verantwortungsvolle. Es ist leichter gesagt, als gethan: austreten. Die Gründe, welche **bisher** gegen den Austritt entschieden, sind folgende:

1. Principiell und statutarisch steht der ‚Club der Conservativen‘ auf dem Standpunkte der ‚Ausgestaltung des öffentlichen Rechtes auf christlicher Grundlage‘.

2. Die Zugehörigkeit zu einem großen Club ist im Abgeordnetenhause von besonderem Vortheile für die Sache, die man vertritt, da man der Unterstützung sicher ist, während ein kleiner Club fast wie ein Einzelner dasteht.

3. Der Einfluß des Staatsmannes, der gegenwärtig die Leitung des Clubs hat, des Grafen Hohenwart, kann so manches fördern, ausgleichen u. s. w., was ohne diese Unterstützung oft nur schwer möglich wäre.

4. Wäre es ungerecht und unklug zugleich, die Südslaven, die uns immer, ich muß es sagen, treu zur Seite standen und stehen, zu verlassen.

5. Der Zerfall des ‚Clubs der Conservativen‘ hätte ganz gewiß zur unmittelbaren Folge eine deutsch-liberale Regierung.

6. Haben wir uns in allen religiösen Fragen durch Clubbeschluß die vollkommene Freiheit unseres Handelns vorbehalten.

7. Hat uns jedesmal, wenn die liberale Presse Austritt witterte, ihr aufdringliches Bestreben, unseren Austritt zu beschleunigen, abgehalten, ihr diese Freude, die sie kaum erwarten kann, zu bereiten".

Man wird nicht umhin können, die Richtigkeit dieser Argumentation anzuerkennen. Man wird dabei aber auch nicht übersehen dürfen, daß der Redner auf das Wörtchen „bisher" ein großes Gewicht gelegt zu haben scheint. Denn in derselben Rede hat er sich folgendermaßen geäußert:

„Wenn man uns conservative Abgeordnete also trotz der nicht zu leugnenden, aber nicht spontanen, sondern aus den parlamentarischen Verhältnissen hervorgegangenen Schwenkung der Regierung nach links noch mitunter im Lager der Regierung findet, so wolle das von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden. Nicht aus Liebe zur Regierung geschieht es, sondern, wie man sich ausdrückt, um sich die Regierungsfähigkeit zu erhalten. Freilich darf eine solche Haltung nicht so weit gehen, daß man dadurch mit seinen Grundsätzen in Widerspruch gerathen würde. Wenn daher der Regierung, wie es in der That zu sein scheint, etwas an der Mitwirkung der Conservativen gelegen ist, so möge sie sich stets vor Augen halten — und gerade jetzt mehr als früher — daß der Krug solange zum Brunnen geht, bis er bricht. Es könnte die Stunde kommen, in der die Conservativen selbst auf Kosten der Regierungsfähigkeit nicht mehr mitthun können. Die Verhältnisse scheinen zu diesem Schritte förmlich zu drängen. Nicht das Schicksal der Altczechen, welche der Unwille des Volkes hinwegfegte, kann da bestimmend sein; denn es handelt sich nicht um Personen, sondern um Grundsätze und um die Interessen des Volkes. Aber es ist nicht gut, gegen die Stimmen des Volkes die Ohren zu verstopfen und vornehm auf die eigene Unfehlbarkeit zu pochen. So unmännlich eine

falsche Popularitätshascherei ist, so unklug ist es und ungerecht, die Volksbewegungen unbeachtet zu lassen. Nur der innige Verkehr mit dem Volke verleiht dem Abgeordneten jenen Halt und jene Achtung, die ihm auf seinem schwierigen Posten nothwendig sind."

Diese Rede, welche in den meisten conservativen, liberalen und auch officiösen Blättern reproducirt wurde, ist eine ernste Mahnung an die Regierung.

Wenn wir nun an die Beantwortung der Frage betreffs der Zukunft der conservativen Partei in Oesterreich gehen, so müssen wir zunächst den Begriff „conservativ" begrenzen. In Oesterreich ist mit diesem Begriffe schon viel Unfug getrieben worden. Man hat von 1879 bis 1891 sogar von einer conservativen Reichsrathsmajorität gesprochen, wovon doch in der That nie eine Rede sein konnte. Conservativ nennen sich bei uns die Autonomisten, welche dahin streben, gegenüber der Centralgewalt die kleineren Verwaltungsgebiete, besonders aber die Königreiche und Länder, möglichst unabhängig zu stellen. Dahin gehört die größere Hälfte des Hohenwartclubs. In der Bevölkerung hat sich das Wort „conservativ" eingebürgert als der Inbegriff aller Bestrebungen, welche die religiösen Interessen zu fördern beabsichtigen. Eine Fraktion hat sich den Namen „deutsch-conservativ" gegeben, und sich dadurch zugleich auf den nationalen Boden und gleichsam den Nichtdeutschen gegenüberstellt. Die Partei, welche für die Rechte und Freiheiten der Kirche eintritt, welche für die confessionelle Schule kämpft, hat sich „katholisch-conservativ" genannt zum Unterschiede von allen anderen Parteirichtungen, die in ihrem Namen die Bezeichnung „conservativ" ebenfalls aufgenommen haben.

Und in der That besteht auch innerhalb des Clubs der Conservativen des Abgeordnetenhauses eine eigene „Gruppe der Katholisch-Conservativen", welche sich in religiösen Fragen die Freiheit der Abstimmung vorbehalten hat.

Diese Gruppe zählt 25 Abgeordnete, darunter Prälat Karlon, Baron Dipauli, Baron Morsey, Doblhamer, Dr. Ebenhoch, Dr. Rapp, Dr. Kathrein, von Zallinger, Dr. von Fuchs, Gasser und Andere. Von dieser katholisch-conservativen Partei wollen wir sprechen.

Sagen wir es offen heraus, — es thut vielleicht wehe, aber wahr ist es — noch etliche Jahre solcher Politik und die katholisch-conservative Partei in Oesterreich ist nicht mehr oder wird höchstens noch in einigen Resten bestehen, welche den ehemaligen Bestand dieser großen Volkspartei, oder vielleicht besser, Partei im Volke beweisen.

Man verstehe uns ja nicht falsch!

Wir wissen die Verdienste der vereinigten Reichsrathsmajorität zu würdigen. Die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte nach einer jahrelangen liberalen Mißwirthschaft, die Gewerbereform, die anderen socialen Gesetze, die Herabsetzung des Census und die Wahlberechtigung der sogenannten Fünfguldenmänner, der Bau nothwendiger Bahnen, wie der Arlbergbahn u. s. w. — das sind Alles Dinge, für welches der ehemaligen Majorität und Regierung der Dank gebührt. Auch jetzt arbeitet die Regierung auf wirthschaftlichem Gebiete ziemlich gut: die Steuerreform Dr. Steinbachs — über die wir demnächst zu schreiben gedenken, berechtiget zu Hoffnungen.

Andererseits kann man aber auch nicht verkennen, daß man den katholisch-conservativen Abgeordneten mitunter sehr unpopuläre Dinge zugemuthet hat: Gebäudesteuer, mehrere indirekte Steuern, galizische Grundentlastung, Nordbahnfrage, Subvention des österreichisch-ungarischen Lloyd, der Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft, die Landsturmvorlage u. s. w.

Die katholisch-conservativen Abgeordneten haben in den meisten Fällen durch ihre Stimme der Regierung zum Siege verholfen und haben es auch verantworten können. Allein nach und nach kommt denn doch eine Ernüchterung.

Unsere Abgeordneten, so sagt das Volk, haben für Erhöhung und Neueinführung von Steuern gestimmt, sie haben Vorlagen ihre Zustimmung gegeben, welche für andere Kronländer recht vortheilhaft waren, man hat verkrachte Gesellschaften unterstützt, die Militärlasten schrecklich in die Höhe getrieben — und was haben wir? In principieller Beziehung auf dem Gesetzeswege etwas zu erreichen, ist unmöglicher denn je; der Ausbau der Gewerbereform läßt auf sich warten; die Vorlage, betreffend die Regelung der Baugewerbe ist in ein ganz falsches Fahrwasser gekommen; vom billigen Viehsalz ist gar keine Rede mehr; wir sind das Aschenbrödel geworden; die Frucht einer zwölfjährigen Regierungswillfährigkeit ist die Beiseitesetzung derjenigen, welche allzu willfährig waren, und die Wiedereinsetzung der Liberalen in die alte Herrschaft. Und leider kann man dieser bitteren Kritik nicht ganz unrecht geben.

Wer mitten im Volke lebt, lernt seine Leiden genau kennen und begreift, daß es über manchen Dingen den Kopf schüttelt, selbst dem gegenüber, dem es sein unbedingtes Vertrauen geschenkt hat. Die katholisch-conservativen Abgeordneten werden gut daran thun, dieses Vertrauen, das sie noch genießen, nicht allzusehr auf die Probe zu stellen.

Es ist ganz richtig, was uns einmal ein hervorragender Parlamentarier geschrieben: „Zwei Parteien müssen im Club der Conservativen verschwinden. Wer Opposition um jeden Preis treibt, geht zu Grunde; aber ebenso sicher derjenige, der Opposition um keinen Preis zu machen gewillt ist Vermeiden wir das Erstere und machen wir unsere Fersen los von denjenigen, die schwach genug sind, sich zum zweiten zu bekennen und darnach zu handeln.“ Wir fürchten sonst sehr, daß das katholische Volk nicht länger mehr begreift, daß seine Abgeordneten nur dazu da sind, dem Grafen Taaffe den Herrn von Plener als Minister vom Halse zu halten.

Man würde uns arg mißverstehen, wenn man in unseren Auseinandersetzungen eine Oppositionslust à la Jungczechen erblicken würde. Davon sind wir weit entfernt. Was wir aber für den Fortbestand der katholisch-conservativen Partei für nothwendig halten, ist eine vollständig freie Haltung der katholisch-conservativen Abgeordneten. Freilich kann Einer und können mehrere allein nichts ausrichten; es müßten sich alle entschließen, diesen Weg zu betreten; und es schiene uns leicht, daß Nord- und Deutsch-Südtyrol sich versöhnen könnten.

Es ist dieß um so dringender nothwendig, als die Partei, welche sich mit Recht als die staatserhaltende betrachtet, sich nicht begnügen kann, bloß dieselbe Stärke im Parlamente zu erhalten. Sie muß, will sie nicht nach und nach an innerem Marasmus verderben, trachten, Industrialbezirke zu erobern. Daß das aber mit der bisherigen Politik nicht geht, wird Niemand bezweifeln können.

Die Bauernschaft hält, Gott sei Dank, noch fest an Glauben und Kirche. Wer daher die Interessen dieser zunächst ins Programm aufnimmt, der darf noch auf Erfolg hoffen. Die städtische Bevölkerung aber trägt schon der Natur der Sache nach nicht den conservativen Charakter der Bauern an sich; ihre Anschauungen sind durch langjährige liberale Preßeinimpfungen corrumpirt; erst langsam, nach und nach thaut ihr Herz wieder auf und vermag sie in den Lehren der Kirche das Heil zu erblicken. Die Sprache des Magens versteht sie und in dieser muß man zu ihr sprechen.

Die katholisch-conservative Partei ist es der heiligen Sache, der sie dient, schuldig, daß sie auch auf die Industrialbezirke ihr Augenmerk lenkt. Erst dann, wenn es ihr gelingt, auch da Mandate zu gewinnen, erst dann hat sie eine Zukunft. Ohne das Bürgerthum der Städte bleibt die Partei, die sich nur oder doch hauptsächlich nur auf Landgemeinden stützt, ein Rumpf ohne Lebenskraft. Die katholisch-conservativen Abgeordneten müssen sich mit dem Gedanken be-

freunden, daß sie als Vertreter der katholischen Bauernschaft im deutschen Volke ohne die Vertreter der Städte niemals eine ausschlaggebende Partei sein können.

Darin liegt die Zukunft der katholisch-conservativen Partei, daß sie versteht, mit der städtischen Bevölkerung ihre Kerntruppe, die brave deutsche Bauernschaft in den Alpenländern, zu verstärken.[1])

Aber mit der bisherigen Taktik wird dieser Plan nie und nimmer gelingen. Ein nachahmenswürdiges Beispiel haben die Katholisch-Conservativen an den Christlich-Socialen in Wien und Niederösterreich: eine vielverkannte Partei, die aber in Bekämpfung des Liberalismus, in Ausbreitung des christlichen Bewußtseins in Wien geradezu Erstaunliches geleistet hat.

Der Aufsatz über den dritten allgemeinen österreichischen Katholikentag in Linz in diesen Blättern (Heft 7), der den Nagel auf den Kopf getroffen, enthebt mich der Aufgabe, die christlich-sociale Partei hier zu vertheidigen.

Wir glauben aber gut informirt zu sein, wenn wir behaupten, daß es der Wunsch der hervorragendsten Führer der christlich-socialen Partei, wie Prinz Alois Liechtenstein, Dr. Karl Lueger rc. ist: die christlich gesinnten Elemente in den deutschen Städten auf Kosten der liberalen Partei auszubreiten und diese christlichen Elemente der Städte mit dem alten Stock unseres treugläubigen Bauernvolkes in rege Fühlung zu bringen, vorläufig zu Zwecken der socialen Reform im christlichen Geiste.

Wir meinen, man müsse eine solche Kampfgenossenschaft

---

1) Baron Dipauli dürfte der einzige katholisch-conservative Abgeordnete sein, der einen städtischen Wahlbezirk vertritt.

von Seite der Katholisch=Conservativen nur begrüßen, um so mehr, als die alte Kampfgenossenschaft auf der Rechten in die Brüche gegangen ist.

Es kann uns nicht einfallen, mit diesen Worten die katholisch gesinnten slavischen und italienischen Abgeordneten zu isoliren. Nach wie vor sollen ihre berechtigten Forderungen von Seite der Katholisch=Conservativen unterstützt werden, wenn es auch wünschenswerth ist, daß sie ihrerseits auch die Wünsche der Katholisch=Conservativen mit mehr Nachdruck zur Geltung brächten.

Ein enger Verband aller katholischen Abgeordneten im österreichischen Parlamente ist leider dermalen und so lange unmöglich, als in slavischen und italienischen Ländern der Nationalismus über dem Katholicismus weit emporragt.

Die Feinde des Christenthums wissen diese Thatsache sehr wohl zu verwerthen. Mit leidenschaftlichem Hasse schüren die Wiener= und anderen Judenblätter den Nationalitätenhader und sorgen dafür, daß er nicht zur Ruhe komme. Denn es ist ihnen klar, kommt einmal der katholische Charakter der Völker Oesterreichs rein zum Ausdrucke, dann ist es mit dem Liberalismus in Oesterreich zu Ende.

Das sollte die slavische Geistlichkeit nicht ganz außer Acht lassen und ihren Einfluß in dieser Richtung einsetzen. Doch da wollen wir weiter nichts drein reden.

Die Zukunft der katholisch=conservativen Partei in den deutschen Alpenländern ist bedingt durch die volle, freie Haltung ihrer Abgeordneten, und durch deren energische Vertretung der materiellen Interessen des Volkes auch dann, wenn es in Regierungskreisen manchmal übel vermerkt werden sollte. Dadurch wird die Partei ihre Position in den Landgemeinden befestigen und ihre Ausdehnung in die städtischen Wahlbezirke fördern.

In diesem Kampfe findet sie Unterstützung von Seite der christlich-socialen Partei, welche man nicht abstoßen, sondern möglichst vollzählig und bald mit dem katholisch-conservativen Lager in Verbindung zu bringen trachten muß.

Der jetzige Weg führt ganz gewiß nicht nach Rom.

LXII.

Geschichte der Juli-Monarchie. [1]

Die fünf ersten Bände dieses bedeutenden Werkes, welchem die französische Akademie zweimal, 1885 und 1886, den großen Preis Gobert zuerkannt hat, habe ich in diesen Blättern ausführlich zur Anzeige gebracht. [2]) Es wurde die Pracht der Darstellung, die Meisterschaft der Charakteristik, der erstaunliche Fleiß in der Bewältigung des gedruckten und handschriftlichen geschichtlichen Materials, und der entschiedene katholische Standpunkt in der Auffassung der Ereignisse hervorgehoben. Anderseits ließ sich ebensowenig eine allzugroße Bewunderung der Juli-Monarchie bei dem geist-

---

1) Histoire de la Monarchie de Juillet par Paul Thureau-Dangin. Ouvrage couronné deux fois par l'académie française, grand prix Gobert, 1885 et 1876. Paris 1892. E. Plon, Nourrit et Co. 8°. Vol. VI, pag. 431. Vol. VII, pag. 537.

2) Bd. 95, S. 368—376. Bd. 104, S. 722—728.

vollen Verfasser in Abrede stellen, welche indeß in einer Menge Thatsachen, mit denen wir bekannt gemacht werden, genugsam ihre Widerlegung findet. Hatte doch schon Gregor XVI. im Jahre 1839 seiner Verwunderung darüber Ausdruck geliehen, daß der französische Thron im Strudel der Parteikämpfe, welche die Kammer der Abgeordneten durchtobten, sich noch aufrechterhalten. Was der Papst damals ahnte, das sehen wir seit 1846 langsam, aber unwiderstehlich sich vollziehen.

Mit den Vorboten der Februar-Revolution und dem Ausbruch sind die beiden letzten, im laufenden Jahre 1892 aus Licht getretenen Bände Thureau-Dangins befaßt. Sie reihen sich den fünf ersten nach Form und Inhalt würdig an und bringen damit eine hochbedeutende wissenschaftliche Arbeit zum Schluß, welche auch die Aufmerksamkeit und das Interesse nichtfranzösischer Leser zu fesseln vermag. Sehr angenehm berührt im 6. Bande die Verwerthung der hier einschlagenden deutschen Literatur, die in namhaften Denkwürdigkeiten vertreten ist, unter welchen wir nur jene des Fürsten Metternich und des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg hervorheben. Außerdem soll auch hier mit Vergnügen betont werden, daß der Standpunkt des Verfassers in den beiden letzten stets der katholische, nicht der ausschließlich national-französische ist, was sich in wohlthuender Weise bei der Besprechung deutscher Verhältnisse und der Kritik des Socialismus kundgibt.

Das sechste Buch, welches vom Ende 1845 bis in die ersten Monate 1847 reicht, schildert zunächst den Kampf zwischen Thiers und Guizot, sowie die Parteien in den Kammern und im Wahlkampf. Das Bild, welches wir von dem kleinen, fieberhaft aufgeregten Thiers empfangen, wirkt abstoßend. Um jeden Preis, koste es was es wolle, wünschte er Guizot zu stürzen; das berüchtigte Wort „Corruption“, womit er Guizots Regierung zu brandmarken suchte, bildete lediglich

einen Mantel zur Verdeckung der eigenen Gelüste, wobei indeß nicht in Abrede zu stellen, daß man gewisse Einflüsse mißbrauchte und daß die Regierung in der Austheilung ihrer Gunsterweise sich nicht von Einseitigkeit freisprechen ließ. „Um die Wahrheit zu bekennen," hebt unser Verfasser hervor, „so haftete das Uebel weniger an irgend einem Ministerium, als vielmehr an der Gesellschaft. Zur Heilung desselben hätte man nicht die Regierung, sondern die Sitten verändern, die Volksseele stärken und von jenem politischen, moralischen und religiösen Skepticismus reinigen sollen, welcher sich als das Ergebniß so vieler Umwälzungen darstellt. Einer solchen Arbeit war aber die Opposition (mit Thiers an der Spitze) ebensowenig gewachsen als das Cabinet (Guizot) vom 29. Oktober" (VI, 11).

Nicht zufrieden damit, Guizot den Ministersessel zu entziehen, richtete Thiers seine Angriffe direkt und unmittelbar wider den König. Darüber werden wir belehrt durch seinen Briefwechsel mit Sir Anthony Panizzi, einem Hauptakteur in der revolutionären Bewegung Italiens, welcher in England eine Zufluchtsstätte fand und es zum Oberbibliothekar im britischen Museum in London brachte, wo man heute auf Schritt und Tritt seinen Spuren begegnet. Neben der Beschäftigung eines Principal Librarian, welche er nachmals mit der Würde eines Senators des Königreichs Italien vertauschte, versah Panizzi auch das Amt eines geheimen politischen Agenten des Ministers Palmerston. „Ich weiß," schrieb Thiers an Panizzi am 26. März 1846, „daß Sie meine letzte Rede ad Philippum gebilligt haben. Der letztere war sehr unzufrieden darüber, worum ich mich aber gar nicht kümmere, denn ich will ihm weder schmeicheln, noch ihn verwunden. Auf mein Ziel lossteuernd, welches die Wahrheit ist, blicke ich weder nach rechts noch nach links" (VI, 75). Bei den Wahlen im Jahre 1846 bot Thiers alles auf, um Guizot zu Fall zu bringen. Vergebens. Guizot siegte, verhehlte

sich aber keineswegs die Gefahren, welche ihn umlagerten und zum Theil dem Gebiet der Politik, zum Theil dem der socialen Frage angehörten.

Mit lebendigem Interesse verfolgt man die Ausführungen des Verfassers im zweiten Kapitel über „die materiellen Interessen". Trefflich schildert der kundige Autor die geistige Verfassung der französischen Bourgeoisie, ihr Aufgehen in der Spekulation nach Vermehrung materiellen Besitzes, ihre Gleichgültigkeit gegen alle Ideale, ihre Lostrennung vom Christenthum. Ungeachtet ihrer Bildung, ihres Fleißes, ihrer Sparsamkeit krankte diese Gesellschaft an zwei Uebeln. In erster Linie hatte sie mit dem Adel der Geburt jedwede Verbindung abgebrochen. Dazu kam, daß sie dem Christenthum den gebührenden Einfluß nicht gestattete. Durch dieses Gebahren „hatte sie sich gewisser sympathischer, edelmüthiger, ritterlicher, heldenmüthiger Elemente beraubt, welche für ihre irdischen, selbstsüchtigen Bestrebungen ein heilsames Gegengewicht hätten bilden können" (VI, 49). Die Opposition hätte ihre innerste Natur verleugnet, wenn sie nicht die materielle Richtung der Nation der Regierung Guizot's auf das Kerbholz geschrieben und die Anklage erhoben hätte, als ob man von Oben herab die Anbetung des goldenen Kalbes mit berechneter Absicht fördere, um desto ungestörter Politik treiben zu können. Doch erstanden der Regierung auch ernste und würdige Kritiker, als deren angesehenster Vertreter Alexis de Tocqueville erscheint. Unser Verfasser entwirft ein anziehendes Bild von diesem geistig angeregten Manne, welcher seinen Ruhm weit mehr durch seine Schriften, denn als Redner auf der Kammertribüne befestigte, und aus dessen ganzer Thätigkeit ein gewisser Pessimismus schaute, der bald Fleisch und Blut annehmen sollte.

Von weittragender Bedeutung erachten wir die Ausführungen über die „industrielle Literatur", der getreue Spiegel jener materiellen Geistesrichtung, welche weite Kreise

der Bevölkerung erfaßt hatte. Zuerst trat sie auf als Feuilleton in Form des **Romans**. „Um seinen Ursprung klar zu legen, muß man sich jene Umwälzung vergegenwärtigen, welche Emile de Girardin in der Presse vollzog, als er ihr Format vergrößerte, den Preis herabsetzte und an die Stelle eines Werkes der Belehrung eine öffentliche Spekulation setzte“ (VI, 66). Es entstand ein wahrer Wettbewerb unter den Mitgliedern der Zunft der Literaten, sich in den großen Pariser Blättern als Feuilletonist den Rang abzulaufen. Aber leider war es kein Ringen nach Vertheidigung von Wahrheit und Recht, sondern eine ständige Berufung an die schlimmsten Leidenschaften in der Brust des Menschen. Die Ergebnisse geistiger Thätigkeit wurden wie Waaren behandelt. Es kam sogar vor, daß Literaten sich einer Reihe von Tagesblättern verschrieben, so daß sie nicht nur moralisch, sondern physisch außer Stande waren, den an sie gestellten Forderungen zu genügen. Die Gerichte nahmen indeß solche Fragen sehr strenge und verurtheilten in einem Falle Alexander Dumas, „zwei Zeitungen innerhalb sechs Wochen, und dann alle Monate einen Band zu liefern, unter Strafe von hundert Franken Schadenersatz für jeden Tag des Verzugs“ (VI, 70) Bald sollte Dumas überboten werden durch Eugen Sue. Es war weit gekommen, wenn das sonst anständige Journal des Débats, welches bis zur Stunde eine ehrenvolle Stellung in der französischen Presse behauptet, sich erkühnen durfte, die Mysterien von Paris als Feuilleton zu bringen. Der schamlose Verfasser wird nach Bildungsgang und Geistesrichtung von Thureau-Dangin gewürdigt und dabei die ganze Frivolität des Machwerks wie auch seine gleißnerischen Formen strenge beurtheilt. Zur Charakteristik der höheren Gesellschaft diene folgende Stelle: „Was sagten denn die Leser, insbesondere die Leserinen des Journal des Débats dazu? Zweifelsohne würde der Besuch einer so schlechten Gesellschaft sie sonst erschreckt haben. Jetzt aber wurden sie

durch ihr Journal darin eingeführt, dessen alte Respektabilität ihre Bedenken beschwichtigte. Ihr Palais gewöhnte sich an die scharfe, gesäuerte Nahrung. In gewissen Augenblicken regte sich der Ekel, den aber ungesunde Neugierde vertrieb. Denn wie oberflächlich, roh und wenig gefeilt das Machwerk auch sein mochte, es war dennoch geschickt zusammengesetzt, voll Bewegung und Leben und scharf wie ein Dolch" (VI, 75). Der Eindruck des Romans auf die niedern Klassen der Gesellschaft wird von unserm Verfasser eingehend geschildert. Vielfach erblickte man in Sue einen Reformer auf socialem Gebiete. Arbeiteradressen begrüßten ihn als Stifter einer neuen Religion. Als Sue eines Tages in seine Wohnung trat, fand er in seinem Vorzimmer einen Mann erhängt. In seiner Hand lag ein Zettel mit den Worten: „Ich tödte mich. Es schien mir, der Tod würde weniger hart sein, wenn ich unter dem Dache desjenigen stürbe, der uns liebt und vertheidigt" (VI, 77). Wenn die Opposition des Ministeriums aus solchen Vorgängen Kapital schlug, dann gab sie sich selbst bald ähnliche Blößen. Denn der nämliche Mann, welcher im aristokratischen Journal des Débats die Geheimnisse von Paris veröffentlichte, schrieb dann für den Preis von Einhunderttausend Francs im „Constitutionnel" dem Leibblatt der Bourgeoisie des Herrn Thiers, „den ewigen Juden".

Wenn man diese erschreckenden Mittheilungen liest, dann steigt von selbst die Frage auf: Was wurde seitens katholischer Schriftsteller dargeboten, um solchem verheerenden Gift ein Heilmittel zu bereiten?

Das lesenswerthe Kapitel über den Socialismus kann hier nur gestreift werden. Die Vertreter der einzelnen Systeme werden eingehend geschildert. Am günstigsten urtheilt der Verfasser über Buchez, eine Art von Ireniker, welcher Revolution und Katholicismus mit einander zu versöhnen gedachte. Während ein Theil seiner Anhänger der Revo-

lution anheimfiel, gelangten andere zur Erkenntniß der Wahrheit. Drei dieser letztern folgten dem Rufe Lacordaires und starben in der Blüthe der Jahre im Gewand des heil. Dominikus, während der vierte, Pierre Olivaint, in die Gesellschaft Jesu trat, um dann 1871 während der Commune sein Blut für den Glauben dahinzugeben. Am schärfsten spricht Thureau-Dangin über Proudhon. Den tiefsten Grund all' dieser traurigen Erscheinungen auf socialem Gebiete erblickt er in dem Mangel an echtem Christenthum, welche die damaligen leitenden Kreise charakterisirte, wobei er zugleich scharfe Schlaglichter auf die einseitigen Bemühungen der Regierung fallen läßt, welche diesem Uebel durch Vermehrung der Bildungsmittel beizukommen sich bemühte. „Die Bourgeoisie aber vergaß nur allzusehr ihre Pflichten gegen den Arbeiter. Ihr mangelte Schwung des Geistes und Wärme des Herzens.“ „Einem fieberhaften Streben nach Gewinn und Genuß erliegend, erbitterte sie das Proletariat durch Egoismus in der nämlichen Zeit, wo sie durch ihr Beispiel dessen Begehrlichkeit aufstachelte“ (VI, 149).

Die beiden Kapitel „M. Guizot und Lord Aberdeen“, sowie „Die spanischen Heirathen“ werden namentlich das Interesse der höhern Klassen erregen. Bei der Verehelichung der Königin Isabella und ihrer Schwestern kamen englischer und französischer Einfluß in Madrid in Conflikt. Guizot siegte, Palmerston schwur Rache und fand einen Bundesgenossen an Thiers, wobei auch Panizzi wieder eine Rolle spielte. Daß Thiers seinem Gegner Guizot nicht einmal diesen offenbaren Sieg der französischen Politik gönnen wollte, läßt seinen Charakter in einem äußerst bedenklichen Licht erscheinen.

Mit dem Ausgang der Julimonarchie ist der siebente Band befaßt. Auf die erschütternden Ereignisse, welche den Sturz des Königs herbeiführten, des Näheren einzugehen, kann um so weniger unsere Aufgabe sein, als sie zum Theil

von dem jetzigen Geschlecht miterlebt wurden. Für die in Rede stehende Zeit, welche die Periode vom März 1847 bis Februar 1848 umfaßt, konnte der Autor eine Menge ungedruckter Notizen namentlich aus dem Nachlasse Guizots benutzen. Auch von dem handschriftlich vorhandenen Journal du Baron Viel-Castel und vielen ungedruckten Depeschen wird Gebrauch gemacht. Weiter sei der zahlreichen wichtigen Unterredungen gedacht, welche Thiers in den letzten entscheidenden Stunden, als das Staatsschiff bereits am Sinken war, mit dem vierundsiebzigjährigen König hatte. Nach mündlichen Aussagen Thiers' sind diese theils durch Duvergier de Hauranne, theils durch Senior aufgezeichnet worden. Indem Thureau-Dangin dem erstern folgt, dessen Mittheilungen vollständiger sind und dem er auch den Vorzug größerer Genauigkeit zuerkennt, macht er mit Recht seinen Vorbehalt bezüglich des Nachtheils, welcher sich mit der Thatsache verknüpft, „daß die Darstellung des einen Interlocutors durch den andern nicht geprüft worden“ (VII, 462).

Die Opposition der Kammer sehen wir selbst unter dem Unglück der Mißernte des Jahres 1846 nicht ruhen. „In jedem widrigen Ereigniß, das sie registriren konnte, erblickte sie ein Glück. Groß war das Unglück, was sie auf diesem Wege nicht bloß dem Ministerium, sondern der Monarchie zufügte“ (VII, 34). Mit sichtlicher Vorliebe hat der beredte Verfasser seine Feder der Darstellung jener Erzeugnisse der Literatur gewidmet, welche die Ereignisse vom Februar 1848 herbeiführen. Neben den Werken von Blant und Michelet empfängt Lamartines Geschichte der Girondisten eingehende Würdigung und vernichtende Kritik. Höchst feinsinnig ist Lamartines Charakteristik und die Darlegung seines Lebensganges, ohne welche eine allseitige Kenntniß seines Hauptwerkes unmöglich erscheint. Diese Episode glänzt überhaupt durch eine Behandlung, aus der Jeder lernen kann. „De

Lamartine", bemerkt der Verfasser, „genügte es, oberflächlich einige Memoiren zu durchgehen, den Blick auf wenige ungedruckte Dokumente zu werfen, mit einigen Hauptfelden der Revolution oder deren Söhnen zu sprechen, um in anderthalb Jahren acht Bände zu liefern. Vergebens sucht man ernste und vollkommene Geschichte" (VII, 48).

Ergreifend sind ferner die Darstellungen von nicht wenigen Prozessen, welche die Corruption in den Kreisen der Beamten oder der höheren Gesellschaft zum Gegenstand haben und damals so sensationelle Wirkung auf die gesammte Bevölkerung übten.

Ausführlich findet man die Beziehungen Frankreichs zu Italien geschildert. Doch hätte man hier eine schärfere Kritik der Juste-milieu-Politik Guizots gewünscht. Mit der einen Hand die revolutionäre Bewegung schürend, mit der andern sie eindämmend, hat er den bestehenden Monarchieen unermeßlichen Schaden zugefügt. Immerhin sind äußerst beachtenswerth die aus „Documents inédits" geschöpften Bemerkungen Guizots über die weltliche Gewalt des Papstes. „Was das Wesen des päpstlichen Staates ausmacht", meldete er dem französischen Gesandten Rossi in Rom am 1. Dezember 1847, „worin seine Kraft und Größe liegt, das ist die Souveränität des Papstes in der geistlichen Ordnung. Seine weltliche Macht auf einem kleinen Gebiete hat zum Zweck den Schutz der Unabhängigkeit und der sichtbaren Würde seiner geistlichen Souveränität. Die letztere ist untheilbar. Ihre Vollständigkeit macht das Papstthum aus. Es dürfte schwierig, ja unmöglich sein, die weltliche Gewalt zu theilen, ohne daß die geistliche nicht dabei zu leiden hätte" (VII, 275).

Für die mit besonderer Sorgfalt gearbeiteten Kapitel, welche den Februar-Ereignissen gewidmet sind, verweisen wir den Leser auf das Buch selber. Der König hat seinen Fall selbst verschuldet, weil er sich von Guizot in einem

solchen Augenblicke trennte, wo die Krone schon auf dem Spiel stand. Entlassung Guizot's und Gewährung von Zugeständnissen an die Kammer-Opposition hätte man im Sommer 1847 in Erwägung ziehen können. „Aber hartnäckig und bis zum Aeußersten widerstehen, die Opposition in der Thronrede öffentlich tadeln, jede Reform verweigern, die Bankette untersagen, das Heer zur Unterdrückung der Unordnung in den Kampf senden und dann plötzlich, weil die Nationalgarde Verrath geübt, alles im Stich lassen und capituliren, ist beklagenswerthe Schwäche“ (VII, 448). Was eigentlich dem König die tiefste moralische Niederlage beibrachte, war der Abfall der Nationalgarde (484). Hier offenbart sich die göttliche Nemesis in der Geschichte. Die nämlichen Faktoren, aus deren Händen Louis Philipp 1830 die Krone der Bourbonen entgegennahm, führten 1848 seinen Sturz herbei.

Diese Notizen genügen, um den Leser zur Lektüre eines der hervorragendsten neuern französischen Geschichtswerke einzuladen. Reiche Belehrung und edlen Genuß wird er aus demselben schöpfen.

Aachen. A. Bellesheim.

LXIII.

Der Maler Wilhelm Ahlborn.

Ein Künstlerbild aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Der Hannoveraner Wilhelm Ahlborn gehört zu jenen charaktervollen und liebenswürdigen Gestalten der Künstlerwelt, welche die Epoche des Wiederauflebens der christlichen Kunst in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts so anziehend machen. Als Künstler hat er seinen Ruf auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei begründet, in der er anfänglich romantischen Einflüssen folgte, auf italienischem Boden aber jene ideale klassische Richtung einschlug, die ihn befähigte, in seinen Darstellungen den Zauber der südlichen Natur in ihrer leuchtenden Klarheit und zugleich in der charakteristischen Mannigfaltigkeit ihrer Formen wiederzugeben. Hierin liegt seine Stärke und Bedeutung. Wenngleich er in seiner rührigen Fruchtbarkeit sich auf dieses Feld nicht einzig beschränkte, sondern auch in der Bildnißmalerei nicht ohne Glück sich versuchte und in späteren Jahren eine Anzahl religiöser Werke schuf, so sind es doch vorzugsweise die Leistungen des Landschafters, welche ihm seinen Rang in der Kunstgeschichte anweisen.

Was aber für seine Persönlichkeit noch ein besonderes Interesse erweckt, das ist der Gang seiner geistigen Entwicklung. Ahlborn war ein Zeit- und Strebensgenosse Overbecks, mit dem ihn verwandte Kunstrichtung und tiefreligiöse Gesinnung verband Denn wie bei Overbeck das

geistige Schaffen aus der Tiefe eines urgläubigen Gemüthes sproßte, so ging auch in Ahlborns Seele neben dem Drang nach künstlerischer Wahrheit ein geheimnißvoller, aber unstillbarer Drang nach der göttlichen Wahrheit einher, der ihn auf allen Wanderungen begleitete und nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten in die mütterlichen Arme der Kirche führte. Ueber diese Wanderungen und eigenthümlichen Führungen geben uns ausführliche Tagebücher Ahlborns Aufschluß; Aufzeichnungen, welche er vom Tage seines Austritts aus dem Vaterhause anlegte und bis zum Jahre 1848 mit einer Beharrlichkeit fortführte, daß dieselben einer Selbstbiographie nahekommen.

Schon die Skizze in Rosenthals „Convertitenbildern" (II, 158—165), aus der Feder des Direktors Dr. J. G. Müller, Domkapitulars in Hildesheim, fußt wesentlich auf diesen Tagebuchnotizen. Nach einer Bemerkung Rosenthals beabsichtigte der Genannte dieselben noch eigens herauszugeben; er starb aber über dem Vorhaben weg. Was dem verewigten Domkapitular Müller auszuführen nicht vergönnt war, hat nun Herr W. Sander, katholischer Pastor in Lüneburg, ins Werk gesetzt,[1]) mit der Aenderung jedoch, daß er nicht diese Aufzeichnungen selbst, sondern eine Bearbeitung derselben veröffentlichte, wobei er allerdings, wie das Vorwort besagt, auch vielfach den Wortlaut des Tagebuchschreibers beibehielt. Wie er in den Besitz dieser Tagebücher gekommen, darüber findet sich keinerlei Andeutung; er bemerkt nur, daß er für die Bearbeitung derselben die Abendstunden dreier Wintermonate verwendet habe und daß der Reinertrag für das St. Bonifaciusstift — Communikanten-Anstalt und Waisenhaus — in Lüneburg bestimmt sei. Herr Sander

1) Leben des Malers Wilhelm Ahlborn, dargestellt nach hinterlassenen Tagebüchern und Briefen des Künstlers von W. Sander, Pastor. Käuflich bei L. Steffen, Buchhandlung, Hildesheim. Selbstverlag des Verfassers. (1892.)

begnügte sich damit, das Lebensbild des Künstlers nach den bezeichneten Notizen zusammenzustellen, ohne sonstige Hilfsmittel zu benützen. Durch Heranziehung anderer zeitgenössischer Biographien hätte das Lebensbild wohl reicher und tiefer sich ausgestalten lassen, eine kurze Zusammenfassung der künstlerischen Thätigkeit des Malers und erläuternde Notizen über die verschiedenen in die Lebensgeschichte eingreifenden Persönlichkeiten würden das Verständniß nicht unwesentlich gefördert haben. Auch läßt die Einrichtung des im Selbstverlag des Verfassers erschienenen Buches an Uebersichtlichkeit manches zu wünschen; es fehlt selbst an einem Inhaltsverzeichniß.

Aber die Persönlichkeit des Künstlers hat so viel Gewinnendes, die Schilderung seiner Erlebnisse so viel Anziehendes, daß man über diese kleinen äußern Mängel leicht hinwegkommt. Ahlborns Stil, in seinem Tagebuch wie in seinen Briefen — von denen ich im Nachfolgenden einige zur Ergänzung beisteuern kann — ist ungemein frisch und gewandt, und dabei von jener ungesuchten Natürlichkeit, welche Behagen und Vertrauen erweckt. Die da und dort eingeflochtenen Naturschilderungen bekunden durch ihre Wärme und plastische Anschaulichkeit so recht das Auge und die Gabe des Malers. So folgt man mit freundlichem Interesse der geistigen und religiösen Entwicklung des edlen Mannes — den Wandlungen und Stadien eines Künstlerlebens, aus dem wieder so tröstlich zu ersehen, wie ächte Kunst und ächtes Christenthum in einem auserwählten Genius harmonisch sich vereinigen, und in dieser Einigung „des Menschen Seele erheben und seinen Geist auf den Urgrund alles wahren Schönen hinlenken“.

Wilhelm Ahlborns Vaterstadt ist die alte Welfenresidenz Hannover. Dort wurde er als Sohn eines schlichten Bürgers und Schneidermeisters am 11. Oktober 1796 geboren und christlich erzogen. Der Vater war lutherisch, die Mutter reformirt, beide im Uebrigen biedere gottesfürchtige Leute.

„Die Eltern," berichtet der Sohn in seinen Aufzeichnungen, „mußten sich wohl bei zunehmenden Lebenssorgen (mit vier Kindern) etwas mühsam durchwinden, aber ihr Fleiß, ihre Genügsamkeit und besonders der fromme Sinn des Vaters machten sie reich und glücklich." Die Naturanlage des Knaben verkündigte sich schon mit den ersten selbständigen Lebensäußerungen in der Lust am Zeichnen; man konnte ihm keine größere Freude bereiten, als wenn man ihm Papier, Bleifedern und dergleichen Kostbarkeiten schenkte Sein Wunsch, ein Kunstmaler zu werden, wurde bereits in der Volksschule laut. Da aber dazu die Mittel nicht reichten, so wurde er nach der Confirmation bei einem Zimmermaler in die Lehre gegeben. Die Lehrzeit dauerte fünf lange, beschwerliche Jahre, einigermaßen erleichtert durch die Freundschaft mit einem (katholischen) Malergesellen Namens Joseph Tage (bei Rosenthal: Tepe) aus Osnabrück, der sich von der Rohheit der übrigen Gesellen wohlthuend unterschied. Darnach kam die Zeit der Wanderschaft; eine unbestimmte Sehnsucht zog den Jüngling aus Hannover fort.

Am 14. März 1816 gings hinaus in die weite Welt. „Der Vater", schreibt Ahlborn in seinem Tagebuch, „entließ mich mit dem Segen Gottes und sagte noch die wenigen Worte, die ich nie vergesse: ‚Behalte dir immer die zehn Gebote im Gedächtniß; versäume nicht in die Kirche zu gehen und hüte dich vor dem Müßiggang, denn der ist aller Laster Anfang!' Die liebe Mutter, die ich schon Wochen lang vorher weinen sah, gab mir beim Gehen noch ein Kreuzbrod mit Butter unter vielen Thränen; ich nahm es und mein Bruder begleitete mich hinaus. Ein Freund und Schulkamerad trug mein Felleisen." Eine Strecke vor der Stadt schieden sie, und Ahlborn wanderte allein Braunschweig zu. Diese andere Welfenresidenz hatte er sich als erstes Ziel gesetzt. In Braunschweig hielt er es jedoch nur kurze Zeit aus, da die Arbeit, die er bei einem Meister untergeordneten Ranges erhielt, seine Lernbegierde nicht be-

friedigte. Gleichwohl wurde ihm der Abschied aus der Stadt nicht leicht, da er bei einer seinem Vater befreundeten Familie, der des Schneidermeisters Herdegen, liebevolle Aufnahme gefunden hatte und wie ein Kind des Hauses gehalten war. Es war eine katholische Familie und die Zeichen katholischen Lebens im Hause blieben nicht ganz ohne Eindruck auf das warme Gemüth des Jünglings. Er fand es nachmals selbst merkwürdig, daß die ersten fremden Menschen, die ihm lieb geworden, aufrichtige Katholiken gewesen.

Von dem Gebete der Mutter Herdegen begleitet, die ihn recht in ihr Herz geschlossen hatte, wanderte Ahlborn über Magdeburg und Potsdam voller Hoffnung nach Berlin. Hier wollte es aber dem gänzlich Fremden anfangs gar nicht gelingen, eine Stelle zu finden. Als er eines Morgens, noch arbeitslos, in der großen Stadt umherirrte, gerieth er in die Hedwigskirche, wo er viele Leute eintreten sah. Es war, wie er nachher erfuhr, das Fest St. Peter und Paul. Der ihm noch fremde Cultus und die Andacht, deren Zeuge er war, ergriff ihn in seiner gepreßten Stimmung; unwillkürlich kniete auch er still in einer Ecke nieder, faltete die Hände und betete inbrünstig, dem Schutze des Allerhöchsten sich und seine Zukunft unterstellend. Beruhigt und getröstet verließ er das Gotteshaus und traf kurz darnach auf dem Wege einen bekannten Gesellen aus Hannover, der ihm zu Arbeit und Unterkommen bei einem tüchtigen Zimmermaler verhalf. St. Hedwig blieb ihm von da an werth wie eine höhere Zufluchtsstätte. Bald kam auch sein früherer Genosse Tepe nach Berlin, und die Freundschaft der beiden braven Jünglinge schlug neue Wurzeln.

Aber der geheime Wunsch, Künstler zu werden, ließ dem armen jungen Zimmermaler keine Ruhe, und so faßte er eines Tages sich das Herz und entdeckte sein Verlangen dem Akademie-Professor Dähling, einem gebornen Hannoveraner. Er fand geneigte Aufnahme und wohlwollende Aneiferung. Durch das Interesse, das Professor Dähling an dem strebsamen

Landsmanne nahm, gelang es diesem zuletzt, alle Schwierigkeiten zu überwinden und im November 1820 als akademischer Schüler in Berlin immatriculirt zu werden. Groß war die Freude und ein neues Leben voll begeisterten Eifers begann für den bereits 24jährigen Kunstschüler. Diejenigen Lehrer, welche am meisten auf seine Richtung und Fortbildung bestimmend einwirkten, waren der Landschaftsmaler P. L. Lütke, von dem Ahlborn nachmals eine große Landschaft copirte, und der Historienmaler K. W. Wach (1787—1845). Namentlich Meister Wach wandte ihm seine persönliche Theilnahme in besonderem Grade zu, nahm den glühenden Kunstjünger später sogar in sein Atelier und behandelte ihn mit geradezu väterlicher Güte. Er war es auch, der Ahlborns Wahl, in richtiger Erkenntniß seiner Fähigkeit, für das Landschaftsfach bestimmte und seine Blicke zuerst nach Italien lenkte. „Sie bleiben bei mir, bis Sie mal nach Italien reisen!“ sagte er eines Tages, als Ahlborn ihm seinen ersten Versuch vorlegte. Die Dankbarkeit, die er diesem Meister bewahrte, begleitete den Schüler durch sein ganzes Leben. Daneben wirkte auch der Umgang mit gleichstrebenden, begabten und unterrichteten Kunstgenossen, wie Eduard Steinbrück (Genremaler, nachmals Professor der Berliner Akademie), Wilhelm Schirmer (Landschaftsmaler), Joseph Caspar (Kupferstecher) u. A. bildend auf Ahlborns geistige Entwicklung und gesellige Ausbildung ein.

Sein erstes eigenes Originalbild, die „Ruine von Paulinzelle“ (ehemaliges Kloster im Thüringerwald), wurde alsbald vom Prinzen Wilhelm von Preußen angekauft, der es seiner Gemahlin schenkte, als sie ihm die jüngste Prinzessin, die nachmalige Königin Marie von Bayern, geboren (1825). Auch andere Arbeiten, Copien (nach Lütke, Wach und Schinkel) und eigene Compositionen, machten Glück, trugen neue Bestellungen ein und verschafften dem jungen Künstler allmählig die Mittel zu der lang geplanten Reise nach dem Lande seiner Sehnsucht: nach Italien. Inzwischen war er einer

Familie nahegetreten, deren Bekanntschaft nicht ohne Einfluß auf seine Zukunft blieb: es war die Familie des Oberbergraths Martins, dessen älteste Tochter Therese, ein blühendes heiteres Mädchen von 17 Jahren, auf Ahlborn einen tiefgehenden Eindruck machte. Die stille reine Liebe zu diesem jungfräulichen Wesen begleitete den Künstler als Schild und Schutzwehr in die Ferne, in den heißen Süden.

Ahlborn stand im 31. Lebensjahre, als es ihm, dem einstigen armen Malerburschen, vergönnt war, die Kunstfahrt im Juni 1827 anzutreten. Und die Fahrt gestaltete sich um so schöner, als er in Gesellschaft zweier Freunde und Kunstgenossen, die sich nachmals ebenfalls einen Namen gemacht, W. Schirmer und Aug. Hopfgarten reiste. Es ging rheinaufwärts über die Schweiz nach Mailand. Wie fröhlich wurden von den lebenslustigen Malern die neuen Herrlichkeiten alle genossen! Aus den Tagebuchnotizen Ahlborns erhellt, daß neben den landschaftlichen Schönheiten ihn zumeist die Dome (von Straßburg, Como, Pisa, Florenz) mächtig ergriffen, und bei deren Betrachtung schien es ihm „immer mehr klar zu werden, daß man in der katholischen Kirche stets das Beste, dessen der Mensch fähig ist, für das ewige Heil, wie für die Verherrlichung Gottes gethan habe."

Am Abend des 10. Oktober erreichten sie, die Seele voll Erwartungen, das ersehnte Hauptziel, Rom. „Und der erste Tag, an dem mir in Rom die Sonne aufging, war der 11. Oktober 1827, mein Geburtstag!" — notirt der von diesem schönen Zusammentreffen beglückte Ahlborn. Das glückverheißende Omen bewährte sich: es lief ihm alles gut hinaus in Italien.

Einige Wochen vergingen mit Betrachten und Besuchen. Dann verlangte es unsern Maler wieder nach seiner Staffelei; und es war ein Gegenstand von weltgeschichtlicher Bedeutung, den er sich zum ersten Bilde in Rom ausersah: das Colosseum mit der Via sacra. Er malte es im Klostergarten der Passionisten auf dem Cöliushügel. „Im Schatten

des immer grünen Laubengangs, der von der stillen Kloster-pforte bis zu dem äußersten Ende des Gartens führte, weilte ich gar oft; ich hatte diesen Platz sehr lieb und habe ihn immer lieber gewonnen. Dort dachte ich meinem Leben und meinem Berufe nach, machte Pläne, die mir die schöne Vergangenheit durch die Zukunft webte; ich begann überhaupt in jener Zeit den ernsthaften Abschnitt meines Lebens. Jener Klostergarten hat viele Vorsätze geboren und unterstützt."

Das große Gemälde wurde im Frühling 1828 zur Ausstellung nach Berlin gesandt, und fand nicht nur Beifall, sondern auch einen Käufer: es gründete seinen Ruf; man rühmte insbesondere die klare Wärme der Beleuchtung (späte Nachmittagsonne). Als der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen nach Rom kam, sprach er dem Künstler noch persönlich seine lebhafte Anerkennung aus.

Nun begann eine Zeit der Wanderung für den lernbegierigen und naturfreudigen Landschaftsmaler: erst nach den schönen Albanerbergen, etwas später nach Perugia, Urbino, Ancona: lohnende und bildende Studienreisen, von denen er stets mit reicher Beute in seinen Skizzenbüchern heimkehrte. Im Jahre 1829 folgte eine Reise nach Neapel, wo er in Gesellschaft des Dichters Kopisch und des Architekten Hassemer Tage sorglosester Fröhlichkeit verbrachte und auf Ausflügen nach Salerno, Pästum, Amalfi, Sorrent und der Insel Capri — „dieser auf dem Meere ruhenden Sphinx" — die neuen Eindrücke von Land und Volksleben mit vollen Zügen in sich aufnahm. Das Meer lockte weiter. Auch Sicilien wird aufgesucht und die ganze Insel durchwandert, der Aetna bestiegen. Ueberall wird mit Lust und Emsigkeit gezeichnet — wahre Erntetage für den glücklichen Landschafter, der überall hin auch offenen Sinn für das ächt Volksthümliche und Naive mitbrachte. Wie hübsch liest sich in seinem Tagebuch die kleine Scene, die der Künstler in Mazzara (bei Marsala) erlebt: „Ich saß unter einem Feigenbaume zeichnend; es kamen Kinder zu mir, später auch die Alten

aus einer Hütte in der Nähe. Der Vater fragte argwöhnisch, was ich da unter seinem Baum zu thun hätte; ich zeigte mein Zeichenbuch und schlug einige Blätter um, da sah der Alte das Kreuz, das ich im Kloster Santa Maria Gesú bei Palermo gezeichnet hatte; er berührte die heiligen fünf Wunden und küßte dann seine Finger. Die Kinder, große wie kleine, thaten dasselbe und man brachte Feigen und Mandeln; ich war beschämt, daß ich selbst beim Zeichnen des Gekreuzigten nicht empfunden, was diese armen Leute."

Mit beglückenden und fruchtbringenden Erinnerungen kehrte Ahlborn nach Neapel und Rom zurück und schrieb in seinem Tagebuch die Worte nieder: „Es ist eine Freude, Maler zu sein, seinem Berufe in einer Natur nachzugehen, wo Luft und Schönheit sich überall spiegeln, gute Freunde zur Seite und das wachsende Glück im Herzen zu haben."

In solch rastloser Thätigkeit und Schaffenslust, bald an der Staffelei, bald auf Studienreisen mit dem Skizzenbuch in der Hand, floßen dem Künstler vier Jahre dahin, die reichsten und schönsten fast seines Lebens. Kein Wunder, wenn ihm der Abschied von Rom und den Wundern des hesperischen Landes schwer wurde, als die Zeit der Heimkehr herankam. Eine heitere, warmblütige und offene Natur hatte er im fremden Lande leicht sich zurechtgefunden, überall Freunde erworben und die Achtung älterer bedeutender Kunstgenossen gewonnen. Er hatte das Glück, Männern wie Cornelius, Overbeck, Koch, Thorwaldsen näher zu treten (deren Bildnisse er auch vor seiner Abreise noch gezeichnet hat) und im Verkehr mit so vielen hochbegabten Genossen seinen geistigen Gesichtskreis zu erweitern, seine künstlerische Durchbildung zu vollenden. Luft und Himmel Italiens hatten ihn in der stilistischen Auffassung der Natur befestigt.

Aber noch in anderer Richtung kündigte sich in seinem innern Leben immer vernehmlicher eine Wandlung an, die er sich nicht verhehlen konnte: „Beim Rückblick auf den be-

deutenden Zeitraum meines Lebens", bemerkt er, „den ich in Italien zugebracht, war es mir im Ganzen, als sei eine große Veränderung mit mir vorgegangen. Im Gebiete der Kirche hatte ich manches kennen gelernt, was ich nicht mehr mit den Protestanten verwarf, was den Stempel der ewigen Wahrheit trug. Die große Spaltung Deutschlands sah ich deutlich, und die Katholiken unter den Deutschen, die ich in Rom kennen gelernt, waren mir persönlich lieb, fast lieber als die Protestanten." (Bei Rosenthal II, 162.) Zur Zeit beschäftigten ihn freilich andere, mehr weltliche Gedanken, die Sorge für seine künftige Stellung und Gründung eines eigenen Hausstandes. Aber das eingesenkte Korn wirkte still in dem bereiteten Erdreich fort, inzwischen ging er „mit Gebet und Hoffnung" seiner Zukunft entgegen.

II.

Es war am 30. November 1831, als die Porta del Popolo einen deutschen Maler nach den Alpen und der nordischen Heimath zu fortziehen sah. Nur in Venedig wurde noch ein kurzer Aufenthalt genommen, auf deutschem Boden in München und Nürnberg künstlerische Umschau gehalten, und schon um Neujahr 1832 befand sich Ahlborn in Berlin, wo er jetzt als anerkannter Meister begrüßt und bereits im folgenden Jahre auch zum Mitglied der Akademie ernannt wurde. Reges Interesse bezeigte namentlich der Kronprinz von Preußen (als König Friedrich Wilhelm IV.), der sich alle seine Skizzen und Zeichnungen vorlegen ließ und für Bestellungen sorgte.

Noch ein anderer schöner Traum ging jetzt in Verwirklichung über: am 26. Dezember 1832 feierte Ahlborn seine Vermählung mit Therese Martins, der Tochter des schon erwähnten Oberbergraths, mit der er sich bereits von Rom aus, nach dem glücklichen Erfolg seiner ersten großen Composition, verlobt hatte. Eine bessere Gefährtin hätte der Künstler nicht finden können, als diese lebendige, fein-

organisirte jugendliche Frau, die ihm nicht nur liebevollen Sinn und freudige Theilnahme für seine Kunstübung, sondern auch das innigste Verständniß für die Bewegungen seines religiös gestimmten Gemüthes entgegenbrachte. Und diese Fragen ließen ihn nun nicht mehr los, wie aus vielen Aufzeichnungen über jene Tage erhellt. Die Erinnerungen an Italien und der Briefwechsel mit den Freunden im Süden botén der Anregungen und Anknüpfungspunkte mancherlei; auch die Reisen des allzeit noch wanderlustigen Malers mit seiner Frau halfen zur Klärung beitragen. In Salzburg wohnten sie (Juli 1833) der Priesterweihe des jungen Fürsten Schwarzenberg (nachmaligen Cardinals) bei und kamen mit ihm in persönliche Berührung; in München sprachen sie im Görreshause vor und machten die Bekanntschaft des Dichters Clemens Brentano, der Interesse für sie gewann und das heimkehrende Ehepaar an die in Berlin lebende Dichterin Luise Hensel empfahl, mit der wiederholten Mahnung, sich der beiden Leute, die nichts Störendes hätten, anzunehmen: „ein Mensch müsse der andern Engel sein" (Brentano's Briefe II, 286, 333).

Wohl durch die Vermittlung von L. Hensel verkehrten sie in Berlin auch mit dem Propst Fischer zu St. Hedwig, der durch die Milde und Würde seines Wesens ihnen Verehrung einflößte. „Ich wunderte mich," bemerkte Ahlborn später, „daß er uns nie zugeredet, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, da wir doch bei ihm Belehrung suchten und auf dem Wege (zur Kirche) waren; wie lange schon, wußten wir selbst nicht." Ganz vertraulich wurde ihr Verhältniß zu Fräulein Hensel. Namentlich die junge Frau fühlte sich bald durch die innigste Freundschaft zu der Dichterin hingezogen, die sie während ihrer häufigen Kunstfahrten auch brieflich zu unterhalten pflegte. Ein liebliches Wesen offenbart sich in diesen Briefen der Therese Ahlborn; in ihr lebte und webte ein sanfter Enthusiasmus; die Poesie des Ideals und der Unschuld geht wie ein verklärender Sonnenstrahl durch

ihre Reden und Briefe. Mit einer Art Bewunderung hing die jugendlich lebendige Frau an der Dichterin, deren erfinderisches Talent im Freudenstiften auch sie, wie viele Andere, kennen und erfahren lernte „Wie Du die Schöpferin reicher Ereignisse für mich oft gewesen, so war es wieder auf dieser Reise durch Schlesien der Fall, und Ahlborn denkt ebenso mit mir", schreibt sie ihr dankbar einmal aus Glatz.

Auf solchen Kunstwanderfahrten bethätigte sich Therese zur Freude ihres Gatten so recht als Künstlersfrau. „Wir leben landschaftsmalerisch, der Natur und ihren Eindrücken", heißt es im selben Briefe Theresens an L. Hensel, „nehmen gern jede Freude auf und beschäftigen uns im genießen. Ich bin soviel irgend möglich immer mit, mache mir aus dem Zeichnen ein Studium, wobei meine Aufmerksamkeit hinlänglich beschäftigt ist, und Ahlborn ist frisch und heiter; ihm ist meine Theilnahme an seiner Thätigkeit angenehm." [1]) L. Hensel suchte dieser Beschäftigung Theresens nebenbei eine zweckmäßige Richtung zu geben, wie sie an Brentano, von den beiden „lieben Menschen" redend, berichtet: „Die Frau malt sehr zierliche kleine fromme Bilder (ich habe sie dazu überredet), die ihr sehr gelingen. Sie schreibt dann einen geistlichen Spruch in gothischer, sehr schöner Schrift dazu. Mir hat sie auch so eins zu meinem letzten Geburtstag geschenkt." [2])

Ueber die damalige religiöse Gesinnung des künstlerischen Ehepaars bemerkt L. Hensel im gleichen Briefe: „Sie sind wohl innerlich der Kirche sehr nahe, ob sie aber den äußern schweren und doch so heilbringenden Schritt thun — das weiß ich nicht." Dieser heilbringende Schritt erfolgte schneller, als das Ehepaar selber ahnte.

---

1) Aus einem Briefe an L. Hensel, d. d. Glatz, 8. September 1837. (Ungedruckt.)

2) Vergl. Luise Hensel. Ein Lebensbild von Franz Binder. (Freiburg 1885.) S. 278.

Zwei Dinge trugen zur Förderung und Ausführung des lang Vorbereiteten bei: einmal eine Anzahl Briefe Overbecks an die in ähnlicher religiöser Krisis begriffene Künstlerin Emilie Linder über „die Angelegenheit des Heils“, welche von dieser dem befreundeten Ahlborn aus München zum Lesen mitgetheilt wurden; Ahlborn selbst versicherte nachher, daß diese Briefe, indem sie in ihrer klaren und eindringlichen Sprache dem Suchenden „das Finden erleichterten“, wesentlich zur „letzten Entscheidung mitgewirkt haben.“ [1]) Sodann eine Reise des Ehepaars nach Wien im Spätsommer 1837. Eine Predigt des Redemptoristen P. Madlener, welche Ahlborn in der Marienkirche zur Stiegen in Wien hörte, erbaute ihn dermaßen, daß er das Verlangen hatte, den Pater persönlich zu sprechen. Er ließ sich durch Freund Führich bei ihm einführen und legte einerseits sein Verlangen nach der Kirche, anderseits seine Bedenken mit Rücksicht auf die Familie seiner Frau und seiner eigenen Stellung in Berlin dar. Er fand an ihm einen verständigen Berather, der ihn gelassen anhörte und, weit entfernt ihn zu drängen, mit den Worten entließ: „Beten wir um die Gnade Gottes; ich will treulich beten helfen, und hoffe, Gott wird Sie erhören.“ Die Gespräche, die dort angeknüpft waren, wurden im Familienkreise der „guten Führichs“, wo beide Ehegatten sich wie zu Hause fühlten, wieder aufgenommen und weiter geführt, und „gesegnete Stunden vergingen“ in solchen Unterredungen. „Einer der letzten Abende“, so erzählt Ahlborn weiter, „die wir in Wien lebten, war wohl der entscheidende Augenblick zu nennen. Als wir von unsern lieben Freunden nach Haus kamen, setzten wir das Gespräch fort. Therese fiel mir nach einer Pause um den Hals mit den Worten: ‚Liebes Herz, wir sind katholisch!‘ So sagte sie mit freudeglänzendem Gesicht. ‚Wenn es aber soweit

---

1) Vergl. Overbecks Leben, von Howitt-Binder. Freiburg 1886. II, 32, 35.

ist, wie bei uns, so müssen wir es auch äußerlich bekennen; ich fühle mich bereit und wollte, Du könntest Dich auch entschließen; laß uns in die Mutterkirche eingehen.' Statt aller Antwort fiel ich auf die Kniee und dankte laut Gott; ich hatte darauf gewartet, daß Therese das Verlangen entschieden aussprechen sollte. Dann sagte ich ihr, ich kenne nun kein Hinderniß mehr. Sobald wir in Berlin angekommen sind, ist der erste Gang ins Pfarrhaus zu St. Hedwig. Wir wollen unterrichtet sein und mit vollem Verstande thun, wozu uns das lebendige Gefühl längst berufen und bestimmte."

Die Familie Führich und P. Madlener waren die ersten, welche ins Vertrauen gezogen wurden. Dann reiste das glückliche Ehepaar über Salzburg nach München, auch dort die alten Freunde zu begrüßen und mit der frohen Kunde zu erfreuen, zumal Clemens Brentano und Fräulein Emilie Linder, die bescheidene Künstlerin und großmüthige Kunstfreundin, der ja ein indirekter Antheil gebührte; Brentano äußerte seine Freude darüber, „daß Gottes Gnade nicht durch ein Sieb gelaufen sei, wie bei so manchen andern Seelen." In Berlin begann sofort ein gründlicher Unterricht beim Oberkaplan zu St. Hedwig, und am Feste Maria Himmelfahrt 1838 geschah die Aufnahme in die Kirche.

Beider Glück war vollkommen. „Es gibt keine Sprache", schreibt Ahlborn, „welche den seligen Seelenzustand ausdrücken könnte, den ich in jenem geliebten Hause des Herrn empfand, als unser Beichtvater und Seelenführer das heil. Opfer darbrachte und uns zum ersten Male die hl. Communion reichte. An jenem Tage lobten wir Gott und die hl. Jungfrau mit jedem Pulsschlag. Meine liebe Frau Therese war wie verklärt; man konnte es sehen, daß etwas ganz Besonderes, etwas recht heilig Ergreifendes in ihr vorgegangen; ich gelobte in meiner Seele noch manches, was Gott gehört und in seiner Güte mächtig unterstützt hat. . . Ich gedachte an jenem Tage auch der Zeit, als ich 22 Jahre

früher nach Berlin und zuerst in die St. Hedwigskirche kam, am hohen Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus, von deren kirchlicher Feier ich nie vorher etwas gewußt; gedachte der Freundschaft des Tepe, und wenn ich so vom Beginn meines Lebens die Jahrzehnte bis zum Festtage unseres Bekenntnisses verfolgte, so sah ich überall die Hand Gottes aus der Kirche mir entgegenkommen; ich durfte sie nur ergreifen, nur auch selbst wollen — und warum geschah es so spät? Es war nur, glaube ich fest, um die liebe Therese mit mir in die sichere und ewige Arche Gottes einzuführen."

Keine von den Befürchtungen, die Ahlborn namentlich wegen der Familie seiner Frau gehegt, traf zu. Theresens Eltern, die jetzt in Halle lebten, nahmen die erste Kunde wohl mit stiller Wehmuth auf, aber das Wiedersehen und Zusammensein an Weihnachten war wie sonst ein herzliches, und der Anblick des Glückes, das aus den Augen der frohen, frommen Bekenner leuchtete, glich vollends versöhnend alles aus. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern verblieb fortan das alte liebevolle, und diese führten nun in ungestörter Liebes- und Glaubensgemeinschaft ein doppelt verschöntes, in erhöhter Schaffensfreude beglücktes Dasein.

In einem Briefe an die (1838—39) in München weilende Herzensfreundin L. Hensel äußert sich Therese Ahlborn ein halbes Jahr später über ihr inneres Glück: „Meine liebe Luise, schon längst ging ich mit dem Gedanken um, an Dich zu schreiben, weil ich oft und viel mit Dir mich beschäftige; insbesondere ist es auch ein ganz ander Ding, wie man an einander denkt in der Vereinigung des Glaubens. Ich brauche Dir davon nicht zu reden, was Du länger und tiefer erfaßt hast — nur soviel: ich bin oft noch verwundert, daß ich nicht immer da war, wohin mich die Gnade Gottes jetzt geführt hat, in den Schooß der heiligen Kirche. Ich bin so mit der Ueberzeugung und dem Bewußtsein bei Allem, daß ich nicht begreifen kann, wie Andere anders wollen. Ich bin Dir noch großen Dank auszusprechen schuldig, liebste

Luise, Deine heilige Sendung kommt in jetziger Fastenzeit so ganz recht. . . Hier (in Berlin) freilich würde man verhungern und verdürsten im täglichen Verkehr, wenn man nicht den engen Kreis verwandter Seelen fest umschlossen hielte. Du hast mich einmal zur Saaling[1]) geführt, ehe ich sie kannte; es hat erst lange gedauert, jetzt gehören wir einander an wie Freunde unterm heiligen Kreuz unseres Herrn... Ahlborn sendet seinen Gruß. Wir leben mit einander in der Gemeinschaft alles göttlichen Segens; es kommt immer so viel Freude und ist bei Allem so viel Freude, da muß sicher und gewiß der liebe Gott seine Hand über uns haben. Er sei mit Dir allewege und stärke Dich. Behalte lieb Deine Therese."

In einer Nachschrift meldet Ahlborn selbst noch: „Meine Grüße, Wünsche und Dank zum Zeichen, daß ich gern mehr schriebe. Ihr Bruder [Maler Wilhelm Hensel] ist der einzige liebe Freund unter meinen hiesigen Kunstgenossen, der mir seine Theilnahme in schöner Weise geäußert. Keiner aller Uebrigen hat in rügender sowenig als in lobender Weise mir gegenüber [wegen der Conversion] was merken lassen; — ich will mir auch den Zaum immer halten, wenn's indirekt ankommt, ohne mich zu ärgern, und wenn ich früher mehr sprechen durfte für die Sache, so darf ich jetzt blos die Kirche nicht verleugnen. . . Meinen Gruß auch an Clemens und die liebsten Phillips, und wenn sich Meister Görres meiner noch erinnert, so erzählen Sie ihm von mir und Therese. Mit Verehrung Ihr Freund Ahlborn."[2])

III.

Die nächste Zeit verlief in gewohnter arbeitsfroher Thätigkeit in Berlin. Im Sommer 1839 wurden jedoch

---

1) Marianne Saaling, eine durch Geist, wie in jüngeren Jahren durch Schönheit ausgezeichnete Dame jüdischer Abkunft, die seit ihrer Conversion an der Spitze aller katholischen Vereins- und Wohlthätigkeitsunternehmungen in Berlin stand.

2) Brief an L. Hensel. Berlin 9. März 1839. (Ungedruckt.)

die beliebten Studienreisen, in Schlesien und Sachsen, wieder aufgenommen. Ein Besuch in Hannover, woselbst Ahlborns Vater seine glücklichen Kinder noch einmal zu sehen und um sich zu haben wünschte, führte zu einer großen und folgenreichen Bestellung. Als die Königin von Hannover von Ahlborns Anwesenheit hörte, ließ sie den Künstler zu sich bescheiden und ertheilte ihm den Auftrag, für das Schloß in Hannover eine Reihe von Bildern zu malen, welche Ansichten von früheren Besitzungen der alten Welfen darstellen sollten. Diese ehrenvolle Bestellung machte ausgedehnte und länger andauernde Reisen nothwendig nach den weit zerstreuten historischen Welfensitzen, deren Namen der Archivrath Pertz für den Künstler zusammenstellen mußte. Deutsche und italienische Burgen und Städte mußten aufgesucht und in Augenschein genommen werden. Die Ausführung der Bilder sollte zunächst in Aquarell erfolgen.

Auch auf dieser weitaussehenden Reise war Ahlborn von seiner Frau begleitet. Die Fahrt, welche im Sommer 1840 hoffnungsfreudig angetreten wurde, ging über Nürnberg, Regensburg, München, auf den uralt welfischen Boden Südbayerns. In München fanden sie bei den Kunstgenossen (Cornelius, Kaulbach) die freundlichste Aufnahme, an Clemens Brentano einen ständigen und geistvollen Begleiter, bei Professor Höfler[1]) genauere Orientirung über die nächsten Ziele der Welfenarbeit.

Auf dem Wege nach Oberammergau, wo sie dem Passionsspiele beiwohnten und einen überwältigenden Eindruck davontrugen, feierten sie in der Pfarrkirche zu Murnau am Feste Maria Himmelfahrt (15. August) den Jahrestag ihrer Aufnahme in die Kirche. In Ettal, Rothenbuch und Steingaden (1147 von Herzog Welf VI. gegründet) wurden Zeichnungen gefertigt, ebenso in Füssen, das einst unter der Schirmvogtei

1) Höfler ist nicht, wie Sander meint, „Künstler", sondern Gelehrter der berühmte Historiker.

der Welfen stand. Durch das romantische Lechthal aufwärts ging es in's Tyrolerland, über den Finstermünzpaß nach Meran und Botzen, wo sie mit Joseph von Görres zusammentrafen, nach dessen Weisung auch einen Ausflug nach Kaltern unternahmen und Marie von Mörl an einem Freitag im ekstatischen Zustande sahen. In Botzen gab es für den Maler wieder Arbeit, die ihn vier Wochen lang festhielt. Die nächste Station mit längerem Aufenthalte war Verona. Lohnend erwies sich auch eine Fahrt von dort an den Gardasee, dessen landschaftliche Schönheiten den Stift des Malers emsig in Bewegung setzten. Das größte Bild, welches Ahlborn aus jenen Studien später gemalt hat, ist von der Höhe des vormaligen Klosters Drugulo aufgenommen und hängt im Schlosse zu Hannover. Das neue Jahr — 1841 — wurde in Brescia begonnen; auch das pittoreske Bergamo fesselte die Reisenden. Dann aber eilten sie nach Mailand, um hier für die nächsten kalten Monate eine behagliche Winterwohnung zu beziehen.

In Mailand saß der Künstler eifrig über der Ernte seiner Studien und Skizzen, und die Malerei ging so wohl von statten, daß er im Frühjahr bereits eine Anzahl Aquarelle an die königliche Auftraggeberin nach Hannover absenden konnte. Daneben wurden in den Ruhepausen die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen, und oft besuchten die Beiden die Krone derselben, den prächtigen Dom. In dieses heiterfriedliche Dahinleben fiel plötzlich ein schwarzer Schatten. Ahlborns Gattin erkrankte bedenklich und schwebte einige Zeit in Todesgefahr. Aufopfernder Pflege gelang es, sie zu retten, aber erst „nach Monaten banger Sorge folgte ein frohes Osterfest, ein Fest der Genesung und Auferstehung".

Auf ärztlichen Rath zog der Maler mit der langsam sich erholenden Gattin im Mai an den Comer See, und die Luft von Bellagio, so recht im Mittelpunkt der Schönheiten dieses reizenden Sees, that das Uebrige. Die erquick-

liche Ruhe, die Lieblichkeit der landschaftlichen Umgebung, die Blüthen- und Blumenzeit in der Natur übten den günstigsten Einfluß auf die Kräfte der Genesenden. Alles Leid war vergessen, der Genius des Künstlers fühlte sich von frischen Schwingen gehoben, als die geliebte Gefährtin sich des neugeschenkten Lebens wieder voll erfreute. Erst gegen Ende Juli nahmen die Glücklichen Abschied von dem herrlichen See, an dessen Gestaden sie „drei wunderliebliche Monate“ im paradiesischen Frieden verbracht hatten.

So wurde denn die ergiebige Kunstwanderfahrt am 27. Juli nach Mittelitalien fortgesetzt. Umbrien war das nächste Ziel. Ueber Genua und Pisa fuhren sie nach der Stadt der Medicäer, nach dem schönen Florenz, dessen Schätze beide mit Entzücken bewunderten: „Florenz zu sehen, ist eine Freude, die Jauchzen und Jubel erweckt“, heißt es im Tagebuch. Der frommsinnigen Frau des Malers gefielen vornehmlich die Schöpfungen des Fra Angelico, des engelgleichen Meisters aus Fiesole. Nach einigen Wochen trieb indeß die große Hitze die Reisenden aus der Blumenstadt am Arno fort und weiter nach dem höher gelegenen Perugia. Hier nahmen sie bei einem Landsmanne, Chr. Adolf Losser aus Hamburg, einem Maler und Convertiten, den eigenthümliche Schicksale nach der Hauptstadt Umbriens verschlagen hatten, Absteigquartier. Lossers Haus war eine von Deutschen gern aufgesuchte Künstlerherberge; auch Ahlborn kannte den wackeren Mann schon von seinem ersten Aufenthalt in Italien her und freute sich der Wiedervereinigung mit ihm nach einem Jahrzehnt so reicher Erlebnisse, die sie innerlich einander noch näher geführt. Sie hatten sich viel zu erzählen. Zusammen besichtigten die Freunde Rafaels Jugendarbeiten und seines Meisters Perugino glaubensinnige Werke, die eine Quelle stillen Genusses boten, ebenso wie das herrliche Landschaftsbild, das der Wanderer von den Höhen Perugias aus überblickt.

Von den vielen malerisch schönen Punkten der weit-

ausgedehnten, in den wunderbarsten Farbentönen prangenden Gegend fesselte ganz besonders der Blick auf das in weiter Ferne winkende Assisi und die in seiner Nachbarschaft sich erhebende mächtige Kirche von Santa Maria degli Angeli: zwei hellklingende Namen für ein christliches Ohr. Namen und Landschaft übten eine solche Anziehungskraft auf Ahlborn und seine Frau, daß sie nach kurzem Besinnen sich aufmachten, um dahin überzusiedeln.

In Assisi, der Heimath des seraphischen Heiligen, des Troubadours seliger Gottesminne, dessen Leben selbst lauter Poesie gewesen, fühlte sich die junge Frau wie angeheimelt. Ihr feiner poetischer Sinn erfaßte alle die historischen Beziehungen und Erinnerungen, wovon die ganze Gegend erfüllt ist, mit liebevoller Empfänglichkeit. In einem längeren Briefe an ihre Eltern schildert sie in ihrer warmen Weise ihre Eindrücke von der kuppelüberwölbten Kirche Santa Maria degli Angeli, wo sie gerade während eines feierlichen Gottesdienstes ankamen; von dem weihevollen Heiligthum der kleinen Kapelle, über deren Eingang das schöne Frescobild von Overbeck gemalt ist (das Rosenwunder des heiligen Franciskus), wovon zu Haus in ihrem Zimmer „der schöne Abdruck" hänge; von der ergreifenden Andacht der auf den Knien liegenden Landleute. „Orgel und Gesang erfüllten die heilige Kirche und stimmten zusammen mit dem Bilde. So lange hatte ich von dieser Kirche gehört, und es fügte sich so glücklich, daß wir zur festlichsten Stunde dort ankamen".

Einen zweiten Anziehungspunkt bildete das ihnen durch Fräulein Emilie Linder von München her empfohlene Kloster der deutschen Kapuzinerinen in Assisi. Das Klösterlein, eine bayrische Stiftung aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, bildete sozusagen eine deutsche Insel mitten in italischen Landen. Als Professor Schlotthauer, der Münchener Maler, mit seiner Frau und Fräulein Linder im Jahre 1825 nach Assisi kamen, fanden sie das Kloster in

merklicher Noth. Die fromme Genossenschaft war sehr zusammengeschmolzen, und es bestand Gefahr, daß die wenigen Mitglieder der Communität in andere Klöster vertheilt werden möchten Die Oberin, die ihnen diese Lage schilderte, ersuchte die reisenden Landsleute mit dringendem Anliegen, für Nachwuchs aus Bayern Sorge zu tragen. Diese ließen sich denn auch die Bitte angelegen sein, und wirklich fanden sich bald einige Bürgermädchen aus Landshut und München bereit, der Genossenschaft an der Wiege des heiligen Ordensstifters sich beizugesellen. So war der Bestand der bayrischen Stiftung wieder gesichert, die nun mit der geweckten und mehr und mehr steigenden Theilnahme aus Deutschland einen neuen segensvollen Aufschwung nahm. Von Jahr zu Jahr zogen brave arme Mädchen, von München aus befördert, nach dem stillen Asyle der Frömmigkeit in Umbrien. Fräulein Linder selber hatte, als sie im Jahre 1829 in Gesellschaft der Frau Cornelius und deren Tochter nach Rom reiste, die Freude, dem Kloster der deutschen Schwestern in Assisi eine neue Candidatin aus einem geachteten Münchener Bürgerhause zuzuführen. Katharina Schuster, so hieß das Mädchen, wurde später Oberin des Klosters. [1])

Zur Zeit, da Frau Ahlborn das Kloster aufsuchte und bei den Nonnen vorsprach, bestand die Communität aus etwa 30 Schwestern, bayrischer und tyrolischer Abkunft. Frau Therese hatte Grüße an die Oberin aus München zu bringen und wurde mit herzlicher Freude aufgenommen. Der erste Besuch währte nur ein halbes Stündchen im Sprechzimmer, aber mit bischöflicher Erlaubniß durfte an einem folgenden Tag auch Ahlborn in die Klausur eintreten, und sie verbrachten zusammen zwei gemüthvoll beglückende Stunden „bei diesen lieben Frauen". „Sie zeigten uns ihre Zellen, ihr Refektorium, Küche, Garten und kleine wirthschaftliche

1) Vgl. Erinnerung an Emilie Linder, von F. Binder; Histor.-polit. Bl. 1867. Bd. 59, S. 718—721.



Einrichtung; alles ist einfach, aber klar und rein in jedem Eckchen. Es kamen immer mehrere zum Vorschein und bald waren wir so umringt, daß man in den kleinen Räumen kaum Platz hatte; sie freuten sich alle; bald nahm mich diese, bald jene an der Hand, mir etwas zu zeigen. Auch Ahlborn war umringt; er mußte sehen, wie eine geschickt war im Aufkleben von Heiligenbildchen und Anmalen der kleinen Rähmchen; andere spinnen die braune Naturwolle zu ihren Ordenskleidern; sie machen alles selbst und ihre Bedürfnisse sind sehr einfach . . . Zuletzt setzten sie uns Limonade und kleine Aniskuchen vor. Dann aber mußten wir fort, denn das Glöckchen rief zum Chorgebet." „Da war mal wieder deutsch geplaudert!" schließt sie ihren heitern Bericht.

Therese Ahlborn verkehrte täglich mit diesen guten deutschen Schwestern, die sie außerordentlich lieb gewannen, und der Aufenthalt in Assisi hatte durch die Güte und Aufmerksamkeit der braven Nonnen einen ganz eigenen Reiz bekommen. „Ich rechne es mir für ein großes Glück, hier zu sein, und es scheint mir, als gingen die liebsten Erwartungen mehr und mehr in Erfüllung" — so schrieb die glückliche Künstlerfrau am 16. September 1841.

Menschliche Träume!

Andern Tages mußte sie das Bett hüten. Die Klosterfrauen sandten sofort ihren Arzt, aber der Zustand verschlimmerte sich mit Schnelligkeit, und alle Anzeichen derselben Krankheit stellten sich ein, an welcher sie in Mailand darniedergelegen. Es war ein Rückfall gefährlichster Art, und die Natur der Kranken besaß nicht mehr die frühere Widerstandskraft. Alle angewandten Mittel versagten: schon nach wenigen Tagen erkannte sie, daß es zum Sterben ging, und empfing am Sonntag den 26. September die hl. Sakramente.

„Von da an duldete sie, wie eine Heilige," sagt der in Schmerz aufgelöste Gatte, der in rührenden Worten von ihren letzten Stunden berichtet. „Sie war so ruhig, so gott=

ergeben und sagte unter Thränen lächelnd, so ganz zufrieden mache es sie, und das nehme dieser ernsten Stunde alles Bittere, daß sie als Gatten so friedlich einig, so herzlich glücklich gewesen, daß sie miteinander zum gleichen schönen Ziele gegangen und darum auch neben einander fortleben würden. Zuletzt bat sie den leise schluchzenden Gefährten ihres Lebens, mit Gottes heiligem Willen zufrieden zu sein, gab ihm den letzten schmerzlichen Abschiedskuß und legte ihm segnend die treue Hand aufs Haupt." Bei Tagesanbruch kam der Geistliche noch einmal und betete mit ihr, bis ihr die Kraft versagte. Ihr letztes Wort war der Name Jesus, und in der Morgenfrühe des 27. September hauchte die fromme Dulderin den letzten Athem aus.

Es war ihr Wunsch, bei den deutschen Nonnen begraben zu werden, die den innigsten Antheil nahmen und auch alle noch in der Abendstunde mit brennenden Kerzen in die Kirche zogen, um am Sarge der Entschlafenen zu beten. Aber die Erlaubniß dazu mußte vom heiligen Vater eingeholt werden, der auf einer Reise durch die Provinzen begriffen war, und da dieselbe nicht zeitig genug eintraf, wurde der Leichnam in der bischöflichen Kathedrale beigesetzt. So fand die deutsche Malersfrau ihre Ruhestätte in der Frauengruft des Domes von Assisi.

Aus dem Tagebuch des vereinsamten Gatten klingt noch lange die Todtenklage um die geliebte treue Gefährtin, aber auch der Trost und die wiederkehrende Fassung, wenn er der rührend gottergebenen Zusprache der Sterbenden gedachte, in deren Seele sich Sanftmuth mit Starkmuth so wundersam verschwistert hatte. Assisi, wo er sein Liebstes auf Erden geborgen, blieb bis an sein Lebensende die Stätte, nach der nicht blos seine Gedanken, sondern auch seine Schritte immer wieder zurückkehrten.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

LXIV.

Ludwig XIV. in Frankreich und die Moral in der Geschichte.

IV. (Schluß.)

Am Hofe des Königs war Alles sorgsam erwogen und geregelt. Die Hofetiquette Ludwigs XIV. war unverbrüchliches Gesetz. Ebenso gut hätte man Aufruhr predigen, als diese Etiquette einer abfälligen Kritik unterziehen können. Der Brustton der Wahrheit, der freie Pulsschlag des menschlichen Herzens, die Begeisterung für hohe Ideen verstießen gegen den Comment. Nur kein Sturm, keine Leidenschaft, keine Scene. Man vergab eher die ärgste Schurkerei als einen faux pas, eher ein Vergehen, als eine Geschmacklosigkeit, eher Mangel an Geist als Mangel an Takt. Kein Wunder, daß die Zeit der größten Urbanität, des abgeschliffensten Wesens und der tiefsten Unterwürfigkeit Heuchelei, Ruchlosigkeit und haarsträubende Missethaten erzeugte, an welch' letzteren auch Mitglieder der besten Gesellschaft betheiligt waren.

Zwei berüchtigte Giftmischerinen gehören der großen Periode der Regierung Ludwig XIV. an. Giftmischerinen hat es zwar zu allen Zeiten und in aller Herren Ländern gegeben; vornehmere Personen, und in gleicher Anzahl, waren aber niemals in derlei Processe verwickelt, als in die Processe der Damen Brinvilliers und La Voisin. Die Raufhändel, Todtschläge und Brandstiftungen hatten, wie bemerkt, nahebei aufgehört oder bildeten wenigstens nicht mehr den Hauptstoff

der Criminaljustiz. An ihre Stelle trat das schleichende Gift, und es waren nicht mehr die Männer, wider welche sich die Mehrzahl der Untersuchungen richtete, sondern die Frauen, und zwar Frauen ersten Ranges.

Zuerst war es die Marquise von Brinvilliers, deren Verbrechen die Großstadt in wahre Bestürzung versetzten. Sie hatte von einem Offizier gascognischer Herkunft Unterricht in der Bereitung der verschiedenen Gifttränke empfangen. Sie wurde des Giftmordes an dem leiblichen Vater, ihrer Schwester und ihrer Brüder überführt. Sie zählte zu jenen „frommen" Seelen, besuchte die Spitäler als Heimstätten des Elendes und soll ihre verbrecherischen Versuche auch auf die Kranken des Lazareths ausgedehnt haben. Am 16. Juli 1676 wurde ihr das Urtheil gesprochen. Es bestand in Hinrichtung mit dem Schwert und Verbrennung ihres Leichnams. So groß auch das Entsetzen im Publikum war, so beschränkte sich der Kreis der verbrecherischen Laufbahn der Marquise doch nur auf verhältnißmäßig wenige Opfer. Man glaubte, daß das schaudervolle Ende der hochadeligen Dame als Abschreckungsmittel wirken würde. Die Vergiftungen nahmen aber auch nach dem Tode derselben ihren Fortgang. Der Haß, die Geldgier, der Wunsch noch vor dem natürlichen Tode eines Erblassers zu erben, lästige Zeugen von Fehltritten verschwinden zu sehen, sich auf künstliche Weise Liebe zu erschwingen, die Eitelkeit, die von Zauberkünsten Geschenke erwartete, welche die Natur zu geben zögerte oder überhaupt verweigert hatte, forderten manche Opfer und versetzten manche Familie in Trauer.

König Ludwig sah sich durch derlei Vorkommnisse veranlaßt, einen eigenen Gerichtshof einzusetzen, der über die Verbrechen des Giftmordes und der Zauberei zu erkennen hatte (1680). Da die Sitzungen bei Fackelschein abgehalten wurden, erhielt die Gerichtsstelle den Namen der „Chambre ardente". Der furchtbarste Proceß, der vor dieses Gericht gelangte, war derjenige der La Voisin und ihrer Complicen

und Clientel. Sie war die Wittwe des Herrn von Montvoisin, wurde aber gewöhnlich schlechtweg „die Voisin“ genannt. Sie umgab sich mit mehreren Mitschuldigen, einem abgefallnen Priester Namens Le Sage, einer Frau, die Vigouroux hieß, und andern weniger bedeutenden Personen. Das offenkundige Geschäft der Voisin, die als Frau von Stande lebte, bestand in der Verabreichung von Liebestränken, Schönheitstinkturen und Giften, sie beschwor auch den Teufel und sagte die Zukunft voraus. Sie stand notorisch mit Herren und Damen des Hofes in Verbindung. Es wurden Haftbefehle gegen den Marschall von Luxembourg, die Gräfin von Soissons, die Prinzessin von Polignac und den Marquis d'Alluge erlassen. Außer diesen höchst vornehmen Personen waren noch viele Leute niedrigern Standes in Untersuchung gezogen worden.

Der Marschall von Luxembourg fuhr augenblicklich nach Paris, um bei Ludwig Audienz zu nehmen Diese wurde ihm zwar verweigert, seine Bitte dagegen, in die Bastille gesetzt zu werden, gewährt. Er erhielt ein bequemes und hübsch gelegenes Zimmer angewiesen. Kaum hatte er es aber — nach Madame de Sévigné — betreten, so langte eine königliche Ordre an, welche befahl, ihn in eines jener schrecklichen Gemächer zu versetzen, welche die Schloßthürme einnahmen. Es dauerte volle zwei Jahre, bis der Marschall wieder zu Gnaden aufgenommen wurde. Sein Intendant wurde zur Galeere verurtheilt. Wenn wir nach diesen Vorkehrungen annehmen müssen, daß die Schuld des Marschalls erwiesen war, dann ist die Wiederaufnahme zu Gnaden eben so unbegreiflich, als uns im entgegengesetzten Falle die Abbüßung der Strafe von Seite seines Hausoffiziers unerklärlich bliebe.

An die Gräfin von Soissons ordnete der König den Herzog von Bouillon ab, und ließ ihr die Wahl stellen, wenn sie sich schuldig wisse, sich wegzubegeben, wohin sie wolle, wenn aber schuldlos, sich nach der Bastille zu ver-

fügen, wo er ihr seine Freundschaft beweisen zu können hoffe. Die Gräfin that, was wohl auch andere sich ihrer Schuld bewußte Personen gethan haben würden, schrieb an den König, daß sie vollkommen unschuldig sei, jedoch kein Gefängniß ertragen könne. Sie reiste daher mit der ebenfalls angeschuldigten Marquise d'Alluge ab und bediente sich zu diesem Zwecke eines mit sechs Pferden bespannten Wagens. Die Gräfin von Soissons, ehemals Olympia Mancini, Nichte des Cardinals Mazarin, kann als Typus der galanten Frauen aus dem Zeitalter des großen Königs dienen. Sie hatte einen Augenblick die Hoffnung, mit Ludwig den Thron zu theilen, und war vielleicht die einzige Persönlichkeit, die es wagte, dem König in seinem Privatleben, als er sie nothgedrungen aufgab, Feigheit vorzuwerfen. Diese Frau wurde, mehrerer Frevelthaten beschuldigt, der Würde einer Kammervorsteherin des Hauses der Königin entkleidet. Sie floh nach Brüssel und von da nach Madrid. Saint Simon erzählt, daß sie dort des Mordes an der Königin verdächtigt und darum von Karl II. verfolgt wurde. Es ist bekannt, daß derlei Verdächtigungen in jener Zeit nicht selten waren und rasch ausgesprochen wurden. Ebenso wurde der Gräfin vorgeworfen, 1673 ihren Gatten vergiftet zu haben. Vermögen wir die Gräfin auch von diesem auf ihr lastenden Verdachte frei zu erachten, so doch nicht von einem leichtsinnigen Lebenswandel, der selbst in den Tagen, da man es mit der weiblichen Sitte nicht allzu streng nahm, Auffallen erregte. Daß die Gräfin von Soissons mit der Voisin in Verbindung stand, ist sehr glaublich, doch mag es sich dabei um kein Verbrechen und vielleicht nur um kosmetische Geheimmittel gehandelt haben.

Schlimm gestalteten sich die Anklagen anderer hochstehender Personen. Der Marschall von Luxembourg war beschuldigt, einen mißliebigen Armeeintendanten mittelst Gift aus der Welt geschafft zu haben, die Marquise d'Alluge ihren Schwiegervater, die Marquise von Tingri ihre neugebornen

Kinder vergiftet zu haben. Frau von Polignac sagte man nach, daß sie einen Kammerdiener, der ihr bei ihren zarten Verbindungen als Mittelsperson gedient hatte, mit Gift aus dem Wege räumte, weil ihr seine Zeugenschaft gefährlich werden konnte. Außer den Genannten wurden noch die Damen de la Ferté, du Bure und die Herzogin von Foix in Untersuchung gezogen. Der Helfershelfer der Voisin wurde gleichfalls festgenommen. Dieser Monsieur Le Sage gab einem jungen Mädchen Rathschläge, wie sie sich das Herz eines jungen Mannes unfehlbar gewinnen könne. Der Rathschlag bestand in einer unerzählbaren Blasphemie des für katholische Christen Heiligsten. Das Frauenzimmer wurde mit ihrem Rathgeber in die Gefängnisse von Vincennes gebracht. Aus den Geständnissen der Herzogin von Bouillon erfahren wir, daß sie von der Voisin begehrte, sie möchte ihr die Sibyllen erscheinen lassen, da sie von frühester Jugend an den Wunsch gehegt hätte, sich mit ihnen zu unterhalten. Ferner wurde auch der Madame de Bonville der Proceß gemacht, und ein Herr von Berlye aus dem gleichen Grunde in die Bastille gesetzt.

Neben dem Giftmord sind es Verbrechen gegen die Sittlichkeit, die selbst zu jener lasterhaften Zeit Aufsehen erregten. Junge Leute der vornehmen Gesellschaft stiften einen Lüderlichkeitsbund, der sich in den schwersten geschlechtlichen Verirrungen gefällt. Unter ihnen befindet sich auch ein Sohn Colberts Saint Simon beklagt es, daß manche seiner Zeitgenossen auch dem griechischen Laster huldigten. Wie die Trachten der Vornehmen, wenn schon halb aus der Mode, von den unteren Volksschichten angenommen werden, so dringt die Unsittlichkeit auch in die bürgerlichen Kreise. „Die wohlhabenden Familien setzen sich über die Heiligkeit des Ehebandes hinaus. Die Frauen kokettiren mit den Hofdamen um die Wette, die Bürger spielen, wie der Marquis, der ganze Güter auf Eine Karte zu setzen im Stande ist. Man betrinkt sich, ahmt aber auch in diesem

Punkte die Heuchelei der vornehmen Welt nach, und läßt sich in diesem Zustande nicht gerne im nächstbesten Straßengraben ertappen. Unglückselig ist die Nation, die der Mehrheit nach weder aus Privilegirten noch Reichen besteht, am Hungertuche nagt, in den harten Wintern friert und kaum besitzt, worauf den Kopf zu legen und womit die jüngere Generation aufzuätzen."

Die Verzweiflung macht sich nicht nur in partiellen Aufständen Luft. Es erscheinen auch Werke, die sich gegen Ludwig persönlich, dann aber auch wider das monarchische System wenden. Man muthet dem Thronnachfolger zu, was Erasmus Tschernembl um ein halbes Jahrhundert früher den österreichischen Ständen in Bezug auf Ferdinand II. gerathen hatte, den König scheeren und ins Kloster sperren zu lassen.

Wie es mit der Frauenehre der vornehmen Welt bestellt war, geht am besten und zuverlässigsten aus den Spottliedern jener Zeit, aus den Vaudevilles und Satyren hervor. Wollte man aber einwenden, daß Dichtung noch nicht Wahrheit sei, so sprechen doch bekannte Thatsachen gegen den Ehrenbegriff jener Damen am Hofe Ludwigs. Sie stellen sich um Geld und Kostbarkeiten zur Verfügung des Oberintendanten Fouquet, sie rennen zur Kartenschlägerin und lassen sich von ihr sagen, ob ihr letztes Liebesabenteuer günstig verlaufen und der Mann ihres Herzens ihnen die Treue bewahren werde, sie liegen der Prophetin im Ohr, um zu erfahren, ob ihre Männer Verdacht schöpfen und was sie zu thun haben, üble Folgen ihrer Verhältnisse zu beseitigen, und sie schrecken selbst vor schwarzen Thaten, vor Gift und Dolch nicht zurück, wenn sie von der Anwendung so gräulicher Mittel Erfolg erwarten. Wie meint Boileau? „Nach meiner Ansicht gibt es in Paris zwei, drei tugendhafte Frauen ganz gewiß."

Wollten wir die Chronisten weiter plündern, wir hätten noch Vieles über den Niedergang der Sitten unter der glor-

reichen Regierung Ludwigs XIV. zu sagen. Wir meinen, aber das Angeführte genüge, zu beweisen, daß dort, wo einzig und allein ein absoluter Fortschritt möglich war, über dessen Werth kein Zweifel gestattet wäre, nur Rückschritte zu verzeichnen waren. Daß Straßen angelegt und Kanäle gegraben wurden, lag im Interesse des Fiskus und konnte den Finanzen aufhelfen, sicher nicht der Volksseele.

Zur gleichen Zeit war auch in andern Ländern, ohne daß sie von Ludwig XIV. beherrscht wurden, auf dem Felde des Handels und Wandels ein Fortschritt zu verzeichnen. Selbst die Pforte und Rußland vermochten sich nicht völlig abzuschließen. Der materielle Fortschritt beruhte nicht sowohl auf der geistigen Größe Ludwigs als auf spontanen Impulsen, welchen die Materie in Folge des Gesetzes der Trägheit gehorchen mußte. Die Staatskunst Ludwigs erwies sich als überaus kurzsichtig, denn sie sah die nächsten Wirkungen ihrer Kraftäußerung nicht voraus. Die Geschichtsschreiber der verschiedenen Parteien sind aber darin einig, die Regierungspolitik des großen Königs für den Ausgangspunkt der Revolution von 1789 anzusehen. Wir sind weit davon entfernt, Ludwig XIV. zu den Bösewichtern auf dem Thron zu rechnen. Es mag ja sein, daß er trotz seiner Selbstsucht von guten Absichten beseelt war. Wir müssen ihm selbst mannigfaltige Talente zuerkennen. Für einen guten Fürsten und edlen Menschen halten wir ihn aber nicht. Ja wir scheuen uns nicht, die Regierung Ludwigs für eine Nationalcalamität Frankreichs, und in Folge ihres Einflusses auf die andern Staaten für ein europäisches Unglück zu erklären.

Die fremden Fürsten wurden Pensionäre des Großsultans in Paris; unter ihnen ragten die Könige Karl II. und Jakob II. von England, unter den deutschen Souveränen der sogenannte große Kurfürst von Brandenburg und der bayerische Kurfürst hervor.

Ludwig war der große Sittenverderber der europäischen Höfe; seine Bestechungen corrumpirten Fürsten und fürstliche

Frauen, z. B. die Frau Johann Sobiesky's, des Königs von Polen, und die Minister und Rathgeber der Fürsten. Ludwig scheute sich nicht, Frauen auszusenden, und wo das Geld nicht Alles vermochte, das Fehlende durch verführerische Reize zu bewirken. Die Maitressen der Stuart waren fast insgesammt politische Emissäre Ludwigs. Das französische Sittenverderbniß fand namentlich an den deutschen Höfen fruchtbaren Boden.

Die Fürsten suchten Ludwig an Luxusbauten, Maitressenwesen, militärischer Spielerei, an Geldverschwendung, üppigen Hofhaltungen und Pomp nachzuahmen. Jeder Duodezfürst wollte sein Versailles und Großtrianon haben, in goldstrotzender Kutsche ausfahren, sich an hohem Spiele erlaben und als ein anderer Ludwig in seinem Staate von vier Quadratmeilen im Umfange erscheinen. Während die Fürsten Ludwig bewunderten, verrieth das deutsche Volk in seiner Feindschaft gegen alles Französische gesunden Sinn. Das Wahrwort: „Si non vis falli, fugias consortia Galli“ schreibt sich aus jener Zeit her. Wahrhaft deutsch fühlte man nur unter Leopold und Joseph I. in Oesterreich, in dessen Diensten auch der Freiherr von Lisola stand, der einzige Diplomat, der außer Wilhelm von Oranien den König völlig durchschaute und tödtlich haßte. Ein deutscher Patriot war es auch, der den Franzosen in seinem gerechten Zorne zurief: „Subditos fideliter dominum defendentes tractavistis non hostium instar, sed instar latronum et rebellium.“ Hatte der Türke bis nun als der Erbfeind gegolten, so reihte man an diesen jetzt den Franzosen an. Die in der Pfalz verübten Verwüstungen reichten ja in der That an die Bestialität türkischen Zerstörungstriebes hinan.

Wie überzeugt Ludwig davon war, ein Mittelwesen zwischen Gott und seinen anderen Geschöpfen zu sein, davon gibt die Behandlung aller Dinge, die von ihm selbst kamen, Zeugniß. Die von ihm mit Maitressen erzeugten Kinder sollten nicht mit den andern Kindern sterblicher Menschen

zusammengeworfen werden, sondern eine Mittelgattung zwischen den legitimen Mitgliedern des königlichen Hauses und dem französischen Hofadel bilden und selbst nach Aussterben der legitimen Descendenz Thronfolgerechte besitzen. Ein eigenthümliches Verhängniß war es, das diese Successionsrechte praktisch zu machen drohte. Die legitimen Prinzen gingen mit alleiniger Ausnahme des Urenkels, des nachmaligen Ludwig XV. dem regierenden König im Tode voraus. Von Philipp V. von Spanien sehen wir dabei ab, weil er. dem Utrechter Frieden gemäß, von der Nachfolge auf dem französischen Thron ausgeschlossen war.

Was Colbert geleistet, wurde auf die Verdienstliste Ludwigs gesetzt. Während man sich begnügte, Colbert die Anerkennung eines guten Kopfes zu zollen, rief Corneille Frankreich die Worte zu:

„France, ton grand roi parle et ses rochers se fendent,
La terre ouvre son sein, les plus hauts monts descendent.
Tout cède et l'eau, qui suit les passages ouverts,
Le fait voir tout-puissant sur la terre et les mers.“

Ungefähr dieselbe Sprache führten die Hofdichter des Augustus, nicht aber dem Cäsar, sondern dem Jupiter maximus gegenüber. Rousset weiß recht wohl, daß sich Ludwig als Halbgott fühlt und nichts weniger leiden kann, als Selbstgefühl und Selbständigkeit des Charakters. Die Leute, die ihm dienten, sollten geschickt sein und die Absichten des Monarchen wohl durchführen. Was darüber hinauslag, war Kunstprodukt, das heißt, sie mußten dem König glauben machen, daß ihre staatsmännisch wohl überlegten Pläne nicht von ihnen herrührten, sondern im Gehirn des Monarchen entstanden seien und nur von ihnen mit Fleisch bekleidet worden. Ludwig verfuhr mit seinen Ministern wie mit Spielzeug, das man jeder Zeit zerbrechen kann. So wurde der Lebensabend des verdienstvollen Colbert durch das königliche Mißvergnügen mit dem bewährten Diener getrübt, so mußte der brutale Louvois an sich die Erfahrung

machen, daß der grausame Verfolger auch einmal zum Verfolgten werden könne. Er wurde von der königlichen Ungnade förmlich in den Tod getrieben, der ihn durch einen Schlagfluß, vielleicht auch durch Gift ereilte Louvois hatte im Feldzug von 1692 nicht so viel ausgerichtet, als der König erwartet hatte; er herrschte ihn mit barschen Worten an. Der Minister befürchtete verhaftet und in die Bastille gesetzt zu werden. Um dieser Schmach zuvorzukommen, wäre es möglich, daß er Gift genommen hätte. Thatsache ist, daß er unvermuthet schnell den Geist aufgab. Louvois war ein Menschenverächter, ein grausamer Mann, den nichts rührte und der nichts fürchtete als die Ungnade des Monarchen.

Die letzten Tage Ludwigs glichen in nichts dem Sonnenschein, der die mittlere Periode seiner Regierung vergoldete. Das Glück des Reiches war so im Sinken, wie die Kraft seines Königs. Er wußte, daß ihn das Volk jetzt ebenso blutig als den Urheber alles Mißgeschicks haßte, als es ihm nach dem ersten Siege zugejauchzt hatte. Es war einsam geworden und dunkel um des großen Königs Majestät, die leichtbeschwingten Genien des Ruhmes hatten den Boden Frankreichs verlassen und die Helden nach Gimle zu den Einheriern, den verstorbenen Recken des Frankenlandes, geleitet. Der Tod hatte überall aufgeräumt. Frankreich erseufzte unter der Last des Elendes, das sein König über das Land gebracht. Ludwig mochte es am Ende seiner irdischen Laufbahn fühlen, daß er umsonst gelebt oder mehr Schlimmes als Gutes gestiftet Er war kein fröhlicher, mit sich selbst zufriedener Greis, sondern ein versteinter König, den aber der Schmerz so mächtig berührte, daß dem Stein Thränen entquollen. Dem königlichen Kinde, das zur Nachfolge bestimmt war, rief er mit vom Tode bereits verschleierter Stimme das traurige Wort zu: „Ahme mich nicht nach“. Er gesteht mit bebenden Lippen, daß er den Krieg zu sehr geliebt, daß er zu große Summen verschwendet habe, und fordert das Kind auf, dem armen Volke wieder zu geben,

was er ihm genommen und nicht mehr zurückerstatten könne.

So endete das Götzenbild, vor dem sich Millionen Kniee beugten, für das Tausende ihr Gewissen belasteten und ihre Ueberzeugung verleugneten; so endete der Abgott aller knechtischen Seelen Frankreichs. Ein Glück für ihn und erbaulich für uns, daß er reuig, Gottes und der Menschen Verzeihung erflehend, starb.

Dr. G. E. Haas.

LXV.

Die innere Umwälzung in Frankreich, Carmaux insbesondere.

Allmählig dringt sich Jedem die Wahrnehmung auf, daß, hauptsächlich infolge der Weisungen des heiligen Stuhls, die inneren Verhältnisse Frankreichs einer völligen Umwandlung entgegengehen. Die monarchistische Partei dürfte zwar sobald noch nicht verschwinden, aber sie ist tief erschüttert, bröckelt sich ab. Am 10. August zeigte der Marquis de Breteuil seinen Wählern an, daß er auf seinen Wahlsitz Argélès verzichte: „Unzweifelhaft um viel Schlimmeres zu verhüten, bedeutet heute das Oberhaupt der Kirche, es sei Pflicht der Katholiken, die erlittene Unbill zu vergessen und aufrichtig die republikanische Staatsform anzunehmen. Er entzieht offen sein Vertrauen den Royalisten, welche nicht zu siegen verstanden, und beschwört sie, zum Besten Frankreichs auf ihre politischen Ueberzeugungen zu verzichten. Mit Euch beuge ich mich vor den Rathschlägen des Papstkönigs und ich hoffe gern, daß dieselben von den Führern der republikanischen Politik gehört werden. Aber ich

glaube auch, zu dieser neuen Lage sind neue Männer nothwendig. Ich halte es für sehr schwer, wonicht für unmöglich, daß diejenigen, welche gestern noch all ihre Kraft einsetzten, um die Staatsform zu beseitigen, plötzlich und aufrichtig auf tiefgewurzelte, wohlerwogene Ueberzeugungen verzichten können. Ich begreife das wohlbegründete Mißtrauen, welches solch' plötzliche Bekehrungen der Wählerschaft, wie der republikanischen Partei einflößen." Der Marquis verzichtet deshalb auf fernere politische Wirksamkeit, bleibt aber mit Herz und Ueberzeugung der Monarchie und deren Vertretern ergeben.

Am 25. September fand ein großes royalistisches Festmahl in Montauban statt, auf dem der Graf d'Haussonville in einer glänzenden Rede schilderte, wie die Royalisten nicht auf ihre theuersten, durch Geschichte und Erfahrung begründeten Ueberzeugungen verzichten könnten, ohne sich selbst zu verachten. Er stellte die hartnäckige Verfolgung, welche die Katholiken von der stets radikaler werdenden Republik zu erdulden haben, der päpstlichen Hoffnung gegenüber. Die Republik beweise jeden Tag mehr ihre Unverträglichkeit, ihren unauslöschlichen Haß gegen die Kirche. Auf die monarchischen Hoffnungen verzichten, wäre ebenso viel, als den Elsaß-Lothringern anzurathen, auf Frankreich zu verzichten, um eifrige Unterthanen Deutschlands zu werden. „Der Papst kann doch keine neue Sünde, die Sünde monarchischer Ueberzeugungen, aufstellen wollen." Der Redner spottet dann sehr geistreich über die Republikaner, welche sich gegenseitig Zuversicht einzuflößen suchen, indem sie unaufhörlich die Republik verewigen. „Die Geschichte unseres Jahrhunderts zeigt doch genugsam, wie es mit der Endgiltigkeit der Regierungen bestellt ist. Drei Jahre nach der triumphirend gefeierten Geburt des Königs von Rom fiel das erste Kaiserreich. Nach der Rückkehr von einer Triumphreise durch die Normandie versank Karl X. in einem plötzlich sich unter ihm öffnenden Abgrund. Der Sturm fegte Ludwig Philipp weg, als seine Regierung sich mit ihrer starken Kammermehrheit für gesicherter hielt, als jemals. Das zweite Kaiserreich fiel, unmittelbar nachdem eine neue Volksabstimmung es für die Ewigkeit gefestigt zu haben schien. Warum sollte da die Republik eine Ausnahme machen? Warum sollte Frankreich nicht wieder

einmal einen sicherern Führer wollen, als ihm die Republik gewähren kann?"

Alles das verhindert nicht, daß die durch die päpstlichen Weisungen eingeleitete Bewegung immer weitere Kreise zieht. Am meisten Aufsehen erregte der Uebertritt des Barons Mackau, eines der Führer der Rechten in der Kammer. In einer Wählerversammlung zu Carrouges (Orne) am 10. Oktober bestätigte er, das Volk habe nicht aufgehört, durch Wort und That gegen alle kirchenfeindlichen Maßnahmen, insbesondere die Entchristlichung der Schule einzutreten; zugleich aber fahre es fort, immer mehr für Anhänger der Republik zu stimmen. Es bekunde dadurch in nicht mißzuverstehender Weise, daß es ebensowenig eine Aenderung der Staatsform als die Fortsetzung der bisherigen kirchenfeindlichen Politik wolle; er werde daher nur mehr letztere bekämpfen, und zwar mit um so mehr Erfolg, als die Forderungen der Katholiken nicht mehr mit der Frage der Staatsform verquickt sein werden. Man könnte freilich dem Baron Mackau die ganz ungeheuerliche, noch nie und in keinem Lande dagewesene Wahlcorruption der jetzigen Republik entgegenhalten, bei der es nach menschlichem Ermessen ganz unmöglich sei, eine andere als der Regierung genehme Mehrheit aus den Urnen hervorgehen zu lassen.

Uebrigens hat Mackau, gleich Breteuil, seinen besondern Grund, umzusatteln. Beide gehörten zu dem Sechser-Ausschuß, welcher den Boulangismus als Sturmbock gegen die Republik gebrauchen wollte, und ungezählte Millionen der Royalisten für denselben opferte. Wer auf den Boulangismus seine Hoffnungen setzen konnte, hat schwerlich tiefwurzelnde, rein monarchische Ueberzeugungen gehabt. Nichts hat der monarchischen Sache mehr geschadet, sie mehr um Vertrauen und Ansehen bei dem Volke gebracht, als das boulangistische Abenteuer. Gerade Mackau gegenüber wiederholten die Republikaner ihren gewohnten Vorwurf: weil es ihm, trotz Anwendung aller Mittel, nicht gelungen sei, die Republik zu vernichten, wolle er sich in dieselbe einschleichen, um sie hinterrücks in die Luft zu sprengen. Die Republikaner wollen von allen Beitretenden nichts wissen; sie werden durch die Beitritte nur um so hartnäckiger in ihrer Kirchenfeindschaft. Wenn sie einmal

ein anderes Gesicht aufsetzen, so hat es seinen besonderen Grund.

„Die Hauptsache," schreibt die République française, „bleibt immer der Beitritt zur Republik; der Rest kommt von selbst, langsam aber sicher. Der Rekrut, welcher an Stelle seines Rockes die Uniform anzieht, glaubt nur das Kleid zu wechseln; binnen sechs Monaten hat er seine Seele gewechselt. Er war Arbeiter, Ackerer, Stadtherr: jetzt ist er Soldat, verachtet die Spießer. Wie viele der vorgestern Beigetretenen sind heute gute Radikalen!" Leider hat das Blatt Recht, wie gar zu viele Beispiele beweisen. Die Republik ist hier nicht etwa ein bloßer Begriff, sondern ein fertiges Gebäude mit allem Zubehör und Einrichtungen, eine Form mit einheitlichem Inhalt, welcher keinen Platz für Anderes übrig läßt, eine Thatsache, an der nichts mehr zu verbessern ist. Diejenigen, welche die Republik im Allgemeinen, als ein von den hiesigen Verhältnissen abgesondertes, selbständiges Wesen zu begreifen vermögen, bilden eine Ausnahme. Die große Masse der Gebildeten wie der Ungebildeten wird nur von den Thatsachen beherrscht, deshalb sind schon viele aufrichtige Katholiken durch den Beitritt zur Republik allmählig in das Gegentheil umgewandelt worden. So lange sie sich nicht zur Republik bekannten, blieben sie unter katholischen Einflüssen, innerhalb katholischer Umgebung. Durch den Beitritt zur Republik wurden sie hievon getrennt, kamen inmitten kirchenfeindlicher Umgebung. Diese hat sie allmählig umgewandelt, wie der bunte Rock aus dem Bürger einen Soldaten macht.

Die französische Republik ist in den Augen und Begriffen Aller die Verkörperung der französischen Revolution. Der Unterrichtsminister Bourgeois sagte denn auch auf dem Festmahl zur Einweihung des neuen Lyceums zu Nantes, man müsse die Republikaner auf die Probe stellen: „Heute, wo Jeder Republikaner sein will, genügt der Ruf ‚Hoch die Republik' nicht mehr. Wir müssen horchen, ob man auch einstimmt, wenn wir ‚Hoch die französische Revolution' rufen." Angesichts dieser Bedingung bleibt es bei der Scheidung, die Katholiken sind unbedingt von der Republik ausgeschlossen, sie müssen sich entweder verläugnen oder als Nichtrepublikaner gelten.

Republikanische Blätter berichteten, dieses Jahr habe sich der Generalconvent der französischen Logen ganz besonders mit Politik beschäftigt. Es wurde unter Anderm beschlossen, alle Freimaurer, welche Abgeordnete, Senatoren u. s. w. sind, zu verpflichten, für Abschaffung des Concordats, der Cultusausgaben, und der Botschaft bei dem heiligen Stuhl einzutreten. Bei dem Schlußmahl sagte ein Meister vom Stuhl in seiner Rede: „Jedesmal, wenn die Anhänger der früheren Regierungen einen Schritt zur Republik machen, ist es selbstverständlich, daß die Republikaner der republikanischen Republik sich ebenfalls um einen Schritt nähern. Wenn Jedermann sich Republikaner nennt, ist es natürlich, daß sich eine Partei der wahren Republik bildet, deren Losung dieselbe ist, wie für unsern dießjährigen Convent: der ausgesprochene Antiklerikalismus und weltliche, freiheitliche Socialismus." Dies ist ganz genau die Sprache, welche auch die Socialisten und Radikalen, überhaupt alle Rothen in- und außerhalb der Kammer führen

Die Feindseligkeiten der Republikaner haben bis jetzt alles Andere als ein Aufraffen und Sammeln der Katholiken zuwege gebracht. Ganz im Gegentheil, man sieht nur, wie Einer nach dem Andern die Flinte in's Korn wirft: eine allgemeine Fahnenflucht. Bei der Drittels-Erneuerung der General-(Departemental-)Räthe verloren die Conservativen mehr als die Hälfte der 415 innegehabten Sitze. In vielen Gegenden traten sie gar nicht in den Wahlkampf ein. Bei den Ersatzwahlen für die Kammer oder sonstwie stellen die Conservativen selten noch einen Bewerber auf, so daß alle ihre Sitze verloren gehen. Es ist ein Zusammenbruch, es sind nur noch Trümmer einer Partei. Man hört da nur Nothrufe von allen Seiten. So schreibt „La Croix des Landes": „Zum ersten Male ist die conservative Partei dieses Departements nicht zusammengebrochen, aber verschwunden. Vor drei Jahren gewann sie vier Sitze im Generalrath, diesmal verzichtete sie auf den Kampf. Es handelte sich um 28 Wahlsitze; sie kämpfte nur in Einem Bezirk, wo denn auch der Monarchist gewählt wurde". Der „Emancipateur de Cambrai" klagt: „Unter dem Vorwand der Beruhigung, der Aussöhnung, des Friedens, der Abschwenkung zieht sich Jedermann von dem Kampfe zurück, legt die Hände

in den Schooß, läßt Alles geschehen. Wir wiederholen nochmals: nie und nimmer ist dieß die Absicht des Papstes gewesen. Eine solche Fahnenflucht ist unentschuldbar. Wenn eine neue Partei in der Bildung ist, soll sie sich zeigen, thaten. Der Religionsstand geht zusehends zurück; ich meine den Religionsstand in politischer Hinsicht. Die jetzige Regierung schafft uns ein gottesläugnerisches Frankreich; es gelingt ihr auch. Wir selbst gewöhnen uns daran. Wir bäumen uns nicht auf, wie vor zwanzig Jahren. Man darf sich keiner Täuschung hingeben. Leo XIII. verlangt, man solle kämpfen, nicht die Hände in den Schooß legen. Er sagte: laßt die Republik unbehelligt, nicht aber, laßt die Republikaner gewähren." Die „Gazette de France" weist auf das Beispiel der deutschen Katholiken hin, welche, trotz ihrer Minderheit, durch ihre Beharrlichkeit ihr Ziel erreicht haben.

Herr Delafosse, Generalvikar von Rennes, schreibt demselben Blatt, um eingehend nachzuweisen, wie sehr Leo XIII. den Kampf empfohlen hat. „Es ist nicht gegen den Gedanken des Papstes, wenn wir mit geringen Aenderungen die einst auf dem Katholikentag in Münster von dem sehr betrauerten Herrn Windthorst gesprochenen Worte uns aneignen: ‚Es ist unsere Schuld, wenn, Dank unserer Trägheit und Zugeständnisse, der Kampf sich verschärft und sich gegen uns kehrt. Wir sind keine Bettler; wir haben das Recht, unsere heiligsten Güter zurückzuverlangen; wir sind die ältesten Söhne des Vaterlandes'. In Frankreich können wir nur auf unsere eigene Kraft zählen. Es ist eine Bethätigung des Gehorsams gegen den Papst, wenn wir, gleich Herrn von Schorlemer-Alst diesmal auf dem Katholikentag in Mainz, fordern: Freiheit der Kirche, christliche Schule, Gesetzgebung und öffentliche Ordnung auf Grundlage des Christenthums. Wenn wir mit ihm sagen: ‚Wir müssen unsere Anstrengungen verdreifachen; ein Jeder muß mit Muth und Ausdauer eintreten.' Ist dieß nicht ein Widerhall der Worte, welche Leo XIII. an den Herrn Bischof von Grenoble gerichtet hat? Sind die französischen Katholiken der kraftvollen Haltung ihrer deutschen Brüder unfähig? Nein, sie werden den wiederholten Ruf des gemeinsamen Vaters hören und ohne Unterbrechung kämpfen, bis sie siegen."

Vorläufig ist in der That wenig zu thun, als, wie der Generalvikar schließlich thut, auf Gott seine Hoffnung zu setzen. Es widerstrebt den Katholiken, welche bis jetzt für die Monarchie gekämpft, nunmehr umzusatteln, sich als Republikaner zu bekennen, was ihnen bisher als ein Makel gegolten hat. Die Republikaner weisen ihrerseits die Beitretenden als Verräther und Ueberläufer ab, die sich einschleichen wollen, um die Republik hinterrücks abzuthun. Das jetzige Geschlecht ist abgenutzt; der Marquis de Breteuil hat durchaus Recht, wenn er sagt: in neuer Lage sind neue Männer nothwendig. Bis dieselben sich gefunden, gesammelt und eingeordnet haben, wird geraume Zeit hingehen. Es schadet nichts, wenn unterdessen einige Reste der monarchischen Partei erhalten bleiben, schon weil dieselben ohnedieß die kirchliche Sache voranstellen müssen.

Das Volk weiß sich auch in die neue Lage nicht zu finden. Es begreift den katholischen Republikaner gar nicht, es mißtraut ihm als einem Verräther, gibt daher seine Stimme lieber den wahren alten Republikanern. Diese mögen von den neuen Republikanern, den beigetretenen Monarchisten schon deshalb nichts wissen, da sie der Klerikalen, des „Pfaffenknochens“ bedürfen, um ihn den stets getäuschten Wählern vorwerfen zu können. Gestand doch der Abgeordnete Baudin in Carmaux: „Ein Jahrhundert nach der Revolution befindet sich das Proletariat gegenüber der Geldkaste in derselben Lage, wie diese vor hundert Jahren gegenüber dem Adel und Königthum. Das Proletariat hat heute dieselbe Aufgabe: der Geldkaste die Vortheile abzujagen, welche diese dem Adel abgetrotzt hat.“ Natürlich; jedesmal wenn die Besitzlosen laut schreien, wirft man ihnen den klerikalen Köder hin, um sie von der „Geldkaste“ abzulenken; deshalb muß dieser Köder in seiner bisherigen Schmackhaftigkeit erhalten bleiben.

Inzwischen gewährt es wenigstens eine große Befriedigung, zu sehen, wie stark der päpstliche Einfluß sich erweist. Der Papst hat den Anschluß an die Republik dringend empfohlen, aber doch nicht zu einer solchen Pflicht gemacht, daß die Nichtbefolgung als strafbare Sünde betrachtet würde. Trotzdem wird der päpstlichen Weisung Folge geleistet, wenn auch langsam, allmählig. Es ist überhaupt schon außerordentlich viel, daß

sich die Katholiken von dem Verhältnisse zur Monarchie loszulösen vermögen, welches auf's Engste mit der Einführung und der Entwicklung des Christenthums in diesem Lande verbunden ist. Der Gehorsam gegen das kirchliche Oberhaupt ist auch die beste Bürgschaft für die politische Ordnung und die Zukunft des Landes, wie sich dieselbe auch gestalten möge. Seit Jahrhunderten hat ein so einschneidendes politisches Eingreifen der päpstlichen Obergewalt nicht stattgefunden, würde auch — man denke an Ludwig XIV. — keinen Erfolg gehabt haben, so wie heute. Wir sind mit einem Male wieder an den Ursprung und die Wiege des französischen Staates gerückt, bei der der Papst Pathe gestanden, ja Vaterschaft bethätigt hat. Es ist wohl das bedeutsamste Zeichen dieser Zeitwende, daß in den beiden Hauptländern Europas die päpstliche Autorität sich in so glänzender Weise bethätigt: in Frankreich durch den opfermuthigen Gehorsam, mit welchem die Gläubigen das schwere, unendlich schwere Opfer ihres politischen Verzichtes bringen, wodurch eine gänzliche Umgestaltung aller Parteiverhältnisse eingeleitet wird. Haben wir keine Angst. Inmitten der Wogen und Brandungen des politischen Getriebes, der angesichts der Blindheit so vieler Regierer und der grundstürzenden Bestrebungen verschiedener Parteien haben wir einen festen Halt: den Felsen Petri. Sein Leuchtthurm durchdringt alle Finsterniß, hält uns Ziel und Hoffnung unverrückbar vor Augen.

Die Regierung fährt indeß fort, den Gegensatz der Republik zur Kirche in verschärfter Weise auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Sie veranstaltete am 22. September die Hundertjahrfeier der Ausrufung der Republik. Prachtvolle Festzüge durch Paris verherrlichten die Revolution und die Republik, brachten jedoch bei der auf mehr als anderthalb Millionen geschätzten Menge keine Begeisterung hervor. Vormittags hatte im Pantheon, der entweihten St. Genovefakirche, eine Art Gottes- oder vielmehr Götzendienst stattgefunden. Der Präsident der Republik und alle Behörden waren zugegen, es wurden Hymnen auf die Republik gesungen. Die Präsidenten des Ministeriums, des Senates und der Kammer hielten Reden zur Verherrlichung der Revolution und der aus ihr

geborenen Republik. Alle drei bekannten jedoch jämmerlich, es sei die höchste Zeit, sich mit der socialen Frage zu beschäftigen, um dadurch dem Werk der Revolution die Krone aufzusetzen. Man will die sociale Frage lösen, indem man damit beginnt, die socialen Werke und Anstalten der Kirche zu benachtheiligen, zu zerstören!

Aber gerade die socialpolitische Lage beginnt der Republik schwere Stunden zu bereiten, vor Allem der Ausstand der Bergleute in Carmaux, welcher ganz einzig in seiner Art dasteht. Carmaux ist eine Stadt von 8000 Seelen im Departement Tarn, Erzbisthum Albi. Der größte Theil der 2700 Arbeiter des anstoßenden Kohlenbergwerkes wohnt in der Stadt. Die Kohlengruben sind vor 170 Jahren vom Marquis de Solages angelegt worden, dessen Nachkomme, nebst seinem Schwiegervater, Baron Reille, an der Spitze der dieselben jetzt betreibenden Aktiengesellschaft steht. Die Besitzer machten früher nicht immer gute Geschäfte, weshalb auch die Löhne niedrig standen. Seit einigen Jahrzehnten ist es, Dank der Verbesserungen im Betrieb und der Bahnverbindung, anders geworden, die Arbeiter haben daher auch gute Löhne, 4 bis 5 Fr. gewöhnlich für die Männer. Die Leute stehen sich um so besser, als sie fast ausnahmslos Ansässige sind, welche ihr vom Vater ererbtes Haus und etwas Land besitzen. Diese erbgesessene Arbeiterschaft stand daher mit dem ebenfalls erbgesessenen Besitzer des Bergwerkes in einem überkommenen freundlichen Verhältnisse. In der ganzen Gegend sind alte Sitten und kirchlicher Sinn bewahrt geblieben. Seit Jahren ist auch der Achtstundentag eingeführt, so daß die Bergleute Nachmittags von 2 bis 3 Uhr ab Haus, Garten und Feld warten können. Besitzer und Betriebsleiter sind conservative, christlich gesinnte Männer, welche es an Fürsorge für ihre Belegschaften nicht fehlen lassen. Die Verhältnisse wären daher als vorzügliche zu bezeichnen, von socialer Frage und Fehde keine Rede gewesen, wenn nicht die leidige Politik dazwischen getreten wäre.

Schon unter dem Kaiserreich war in den sechziger Jahren ein Ausstand zu verzeichnen, welcher von Anhängern der Regierung eingefädelt und von dieser begünstigt wurde. Zweck desselben war, den mächtigen Einfluß zu brechen, den die damals

noch allein besitzende Familie de Solages in der ganzen Gegend in royalistischem Sinne übte. Dem zweiten Kaiserreich waren unter Umständen erklärte Revolutionäre und Republikaner lieber, als Royalisten und Conservative. Die jetzige Bewegung in Carmaux ist auf Vorträge zurückzuführen, welche die schon unter dem Kaiserreich thätige Socialistin Paule Minck Ende der siebziger Jahre dort hielt. Natürlich begünstigt, fördert die jetzige Regierung Alles, was die conservative und christliche Sache schädigen kann; sie hat auch in Carmaux die Ordensleute aus den Schulen vertrieben.

Es handelt sich eben um Politik, um eine Machtfrage. Von den sechs Wahlsitzen des Departements Tarn gehören trotz aller Anstrengungen immer noch vier den Conservativen, darunter Baron Reille und Marquis de Solages, welch letzterer den Bezirk vertritt, zu dem Carmaux gehört. Bei den Gemeindewahlen im Mai traten daher alle Republikaner und Socialisten unter kräftigster Hülfe der Regierung gegen die Conservativen ein. Durch ihre vereinigten Anstrengungen wurde der conservative Gemeinderath in Carmaux durch einen socialistischen ersetzt, der meist aus Arbeitern des Bergwerks besteht. Der Gemeinderath wählte den ebenfalls im Bergwerk angestellten Mechaniker Calvignac zum Maire. Dieser arbeitete nunmehr sehr unregelmäßig, kam und blieb aus ohne Entschuldigung. Der Betriebsleiter Humblot bedeutete ihm, man werde ihm alle zur Erledigung der Bürgermeistergeschäfte erforderliche Zeit gewähren, aber er müsse, der allgemeinen Ordnung entsprechend, jedesmal Urlaub nachsuchen. Calvignac erklärte jedoch, er werde sich die Zeit nehmen, die man ihm nicht gewähre, arbeiten, ausbleiben, kommen und gehen, wie es ihm gefalle. Als alle Warnungen fruchtlos blieben, wurde ihm mit achttägiger Frist gekündigt, wie dies der Arbeitsordnung entspricht, welche im März zwischen Betriebsleitung und Belegschait vereinbart worden.

Die Betriebsleitung hatte also streng rechtlich gehandelt; sie konnte Calvignac keine Ausnahmestellung gewähren, ohne ihre Rechte und ihre Obergewalt zu gefährden. Alles Unrecht war auf Seiten Calvignacs, welcher nun noch weiter vorging. Er ist Leiter des Fachvereins, welcher die Bergleute umfaßt

und beherrscht, zugleich auch die führende republikanische Macht der Stadt und Umgebung ist. Es waren hauptsächlich Mitglieder dieses Vereins, welche am 15. August einen Aufstand veranstalteten, in Masse auf das Haus des Betriebsleiters Humblot anstürmten, Einfriedigung des Gartens, Thüren und Fenster einschlugen, und ohne Schonung seiner todkranken Frau Humblot verfolgten, mit Eisenstangen auf ihn eindrangen, um ihn zu zwingen, die Kündigung Calvignac's zurückzunehmen oder seine Stelle aufzugeben. Obwohl mit dem Tode bedroht, wählte Humblot das letztere. Ohne die Hingabe zweier Steiger und einiger Gendarmen, welche mit Muth und Festigkeit Widerstand leisteten, wäre es um ihn geschehen gewesen. Als Haupt der Polizei hätte Calvignac auf dem Platze sein und zum Schutze Humblots eintreten müssen. Aber er erschien erst während der Bedrängung Humblots, dem er ebenfalls zusetzte, statt ihn zu beschützen. Jeder conservative Maire, der sich eine so grobe Pflichtverletzung zu Schulden kommen ließe, wäre sofort gemaßregelt worden. Calvignac geschah nichts, denn er ist das Haupt der vereinigten Socialisten und Republikaner der Gegend.

Von 16. August ab begann der Ausstand der Bergleute, dem sich keiner entziehen konnte. Denn der Fachverein übte eine nie dagewesene Einschüchterung. Er stellte Wachen auf, sandte auch Nachts Streifen aus, um die Arbeiter zu verhindern, sich in's Bergwerk zu begeben. Mehrere, welche dieß thun wollten, wurden mißhandelt. Sofort erschienen mehrere socialistische und radikale Abgeordneten, Millerand, Manjan, Souhet, Ferroul, Dupuy=Dutemps u. A. in Carmaux, um die Bewegung zu schüren, in den täglichen Versammlungen aufrührerische Reden zu halten, und die Arbeiter auf's Aeußerste zu verhetzen. Besonders der Abg. Baudin zeichnete sich hiebei aus; er stellte sich an die Spitze der Streifwachen und drohte den Gendarmen, welche dies nicht dulden wollten, mit dem Revolver. Dabei waren 30 bis 40 Gendarmen und 800 bis 1000 Soldaten nach Carmaux geschickt worden. Als zwei Schwadronen Dragoner unterwegs waren, telegraphirte Baudin drohend dem Minister Loubet, — und dieselben kehrten um. Die also schutzlos den Rädelsführern preisgegebenen Arbeiter ergaben sich schließlich in ihr Schicksal, getrauten sich gar nicht mehr, den Versuch zu

machen, wiederum anzufahren. Redete man ihnen doch täglich vor, es handle sich um die Wahrung der Republik, besonders aber des allgemeinen Stimmrechtes, welches durch die Entlassung Calvignac's vergewaltigt sei. Kampf des Volks- und des allgemeinen Stimmrechts gegen die mißbräuchliche Geldmacht ward die Losung: den Leuten wurde Hoffnung gemacht, der Staat werde das Bergwerk einziehen — gleich dem Kirchengut — und ihnen überlassen, wodurch sie dann für alle Noth und Entbehrungen des Ausstandes reichlich entschädigt, für alle Zukunft gesichert, besonders aber von der Herrschaft der Geldprotzen und Ausbeuter befreit sein würden. Die Leute glaubten dieß um so eher, als sie ja sahen, daß die Regierung es mit den Rädelsführern hielt, die Baudin und Genossen gewähren ließ.

Die Arbeiter verloren täglich 10,000 Fr. Lohn, während innerhalb der ersten fünfzig Tage des Ausstandes kaum 70,000 Fr. Gelder zu ihrer Unterstützung aufgebracht wurden. Man vertröstete sie daher nun nachdrücklicher auf die Kammern, welche am 18. Oktober zusammentraten. Sofort nach der Eröffnung interpellirte Dupuy-Dutemps über die Vergewaltigung des allgemeinen Stimmrechts durch die Grubengesellschaft zu Carmaux. Er begründete die Anklage: Calvignac sei entlassen worden, weil er zum Maire gewählt sei. Folglich möge die Regierung kraft des 1810er Berggesetzes einschreiten, und wenn dieses nicht hinreiche, weitere Gesetze vorschlagen. Der Republikaner Desprès stellte die Dinge jedoch ganz anders dar: die Arbeiter stehen aus, weil ein Führer ihres Fachvereins entlassen worden; darauf haben die socialistischen Abgeordneten, welche ganz Frankreich durchstreifen, Versammlungen mit Hochrufen auf die sociale Revolution und Absingen der Carmagnole gehalten; die radikalen Abgeordneten nahmen die Sache in die Hand, um sie zu einer Vergewaltigung des allgemeinen Stimmrechts zu stempeln. Der Ausstand ist zu einem Aufstand geworden, mit Hausfriedensbruch; um ein Haar wäre es dem Betriebsleiter Humblot ergangen wie einst Watrin. (Dieser, Obersteiger in Decazeville, wurde 1884 von den Arbeitern in scheußlichster Weise mißhandelt, aus dem Fenster auf das Pflaster geworfen und todtgeschlagen, woher die Bezeichnung „watriner".) „Im Namen aller ordentlicher Bürger, frage ich," schloß der Redner, „gibt

es noch eine Regierung? Die Regierung soll regieren, dann hat sie das ganze Volk hinter sich, nur die Radikalen gegen sich."

Der Ministerpräsident erwiderte kläglich: besser schlecht, als gar nicht regieren! Millerand versicherte, die Grubengesellschaft sei einzig und allein an Allem schuld; er verlangte deren Enteignung: „Ihr habt vor Euch eine Gruben- oder vielmehr politische Gesellschaft, welche Frankreich zu vergewaltigen sucht; gegen dieselbe stehen Arbeiter, welche Alles geopfert haben, um die friedliche Waffe des Stimmzettels zu wahren; wo sollen sie Recht erlangen, wenn Ihr gestattet, daß die Grubengesellschaft ihnen die Waffe entwindet?" Baudin versicherte ebenfalls, die Bergleute kämpften für die Republik, und sprach von einem Schiedsgericht. Für ein solches erklärte sich auch Baron Reille, und Clemenceau versicherte, die Ausständigen verlangten nichts Besseres, als ein Schiedsgericht: er schlug Loubet zum Schiedsrichter vor.

Die Ausständigen bezeichneten die Abgeordneten Clemenceau, Millerand und Pelletan als ihre Bevollmächtigten bei Loubet, von dem sie forderten: Wiedereinstellung Calvignacs und aller Arbeiter ohne Ausnahme, sowie Beseitigung Humblot's. Die Grubengesellschaft erwiderte, Calvignac sei nur kraft der Arbeitsordnung entlassen; die (wegen Mißhandlung Humblots) verurtheilten zehn Arbeiter könne sie anzunehmen sich nicht verpflichten, ebensowenig Humblot verabschieden. Loubet bemühte sich vier Tage lang vergebens, die Grubengesellschaft zur Annahme der von den Ausständigen gestellten Bedingungen zu bewegen. Er ließ eigens Calvignac von Carmaux kommen. In seinem Schiedsspruch entschied er für die Wiedereinstellung Calvignacs, weil seine Entlassung als eine Vergewaltigung des allgemeinen Stimmrechts aufgefaßt werden konnte, sowie aller Arbeiter mit Ausnahme der Verurtheilten. Die Grubengesellschaft unterwarf sich sofort.

Auf der andern Seite ging nun der Lärm erst recht los. Die drei Bevollmächtigten gaben selbst das Beispiel des Widerstands, indem sie sofort eine Verwahrung, sowie einen Aufruf an die Ausständigen veröffentlichten. Sie setzten sehr geschickt an der wunden Stelle des Gutachtens ein, indem sie betonten, Loubet selbst habe die durch die Entlassung Calvignacs ge-

schehene Vergewaltigung des allgemeinen Stimmrechts zugegeben. Nach Carmaux wurde die unwahre Versicherung telegraphirt, alle Republikaner seien gegen den Schiedspruch. Die durch Baudin und Du-Quercy verhetzte Bergleute-Versammlung beschloß Beharrung im Ausstande, bis der volle Sieg, Wiedereinstellung Calvignacs und aller Bestraften ohne Bedingung, sowie Entfernung Humblots erreicht sei; es gelte die Wahrung des allgemeinen Stimmrechts und der Republik.

Die genannnten drei Abgeordneten riefen (27. Oktober) alle republikanischen Collegen zu einer Versammlung ein, worin Pelletan betonte: „Die Bergleute haben drei Monate Elend zur Wahrung des Stimmrechtes ertragen, die Arbeiter wollten kein Schiedsgericht, wir hatten alle Mühe, sie dazu zu bereden. Alles hängt von den Verurtheilten ab, welche unmöglich geopfert werden können. Die Lage ist verhängnißvoll, führt vielleicht zu Blutvergießen für die Republik, um deren Zukunft es sich handelt. Den Arbeitern verdanken wir die Republik." In der darauffolgenden Sitzung der Kammer stellte Ferrier den Antrag auf Amnestie für die wegen Ausschreitungen bei Ausständen verurtheilten Arbeiter, um „verhängnißvollen Ereignissen vorzubeugen". Ernest Roche nannte den Schiedspruch eine Verrätherei, während der Arbeiterminister Viette erklärte: die Amnestie würde den Arbeitern sagen, sie hätten Recht gehabt bei ihrem Aufruhr und Mordversuch. Die Amnestie wurde mit 323 (darunter 184 republikanische) gegen 197 (worunter 193 republikanische) Stimmen abgelehnt; und der Antrag Dumay, die Truppen aus Carmaux zurückzuziehen, wurde durch 399 gegen 90 Stimmen abgelehnt, nachdem Loubet erklärt hatte: „Im Kampf zwischen Geldkaste und Arbeit ist es unsere Pflicht, völlig unparteiisch zu bleiben; ebenso sehr die öffentliche Ordnung, als die Freiheit der Arbeit zu schützen".

Und dabei fuhren die von den Abgeordneten Baudin und Genossen geführten Ausständigen fort, vor der Nase der Polizei und Soldaten die Arbeiter zu vergewaltigen, welche die Freiheit zu haben glauben, anzufahren! So kläglich hat sich selbst in Frankreich kaum noch eine Regierung benommen. Es ist so widerwärtig feig, daß man nichteinmal Mitleid mit ihr haben kann. Noch niemals ist die Thatsache so deutlich vor Augen

geführt worden, daß die zahmen Republikaner sich von den ächten Republikanern — Radikalen und Socialisten — in's Bockshorn jagen lassen. Natürlich wird es ihnen doch unheimlich dabei, wie das gut republikanische „Evénement" eingesteht: „Von Schwäche zu Schwäche, von Sturz zu Sturz getrieben, steht die französische Gesellschaft im Begriff, ihren Stürzern, den Staatssocialisten, in die Hände zu fallen. Die Bergwerke sind nur ein Anfang. Dann kommen Eisenbahnen, Aktiengesellschaften an die Reihe, alles Uebrige wird nachfolgen, es gibt keinen Halt mehr. Die Führer wissen, was sie wollen. Meinestheils kann ich mich kaum enthalten, zu bewundern, mit welcher Ruhe und Folgerichtigkeit der Anarchismus vorgeht. Er verfolgt sein Ziel mit einer durch nichts zu entmuthigenden Zähigkeit. Welches Gegenstück zu der liberal-republikanischen Partei, welche dieses folgenschwere Ereigniß sich vollziehen sieht, ohne auch nur zu versuchen, Widerstand zu leisten. Sie hat augenscheinlich den Muth nicht mehr, zu kämpfen; sie ergibt sich in das Schicksal, welches sie verschlingen wird. Sie ist verurtheilt, aufgefressen zu werden; man wird sie nichteinmal fragen, mit welcher Sauce dieß geschehen soll. Gewiß ist jedenfalls, daß sie aufgefressen wird. Fourmies mißlang, Carmaux gelingt. Der erste Schritt zur Wegnahme des Kapitals zu Gunsten des Proletariats ist geschehen."

Bisher war in Frankreich, gleichviel wie die Staatsform benamst wurde, stets die Besitzerkaste maßgebend und alleinherrschend, so sehr, daß man ihre Herrschaft für immer gesichert hielt. Sie ließ sonstwie alle Zügel schießen, aber sobald der Geldsack irgendwo bedroht wurde, war sie unerbittlich. Und nun läßt diese Bourgeois-Regierung ungestraft das Eigenthum angreifen und leistet noch Vorschub! Sollte der Besitzstand dies so geduldig hinnehmen?

Der Ausgang ist bekannt. Aber noch einen andern Erfolg hat Carmaux errungen. Alle Parteien befürworten den Antrag Desprès, den Gemeinderäthen zu gestatten, den Maires, je nach der Größe der Städte, 2500, 5000 oder 10,000 Fr. Gehalt auszusetzen. In Carmaux handelte es sich ja darum, daß Calvignac durch die Bürgermeisterei-Geschäfte in seinem Broderwerb beeinträchtigt war, seine Stelle im Bergwerk nicht

mehr versehen konnte. Die Regierung wird dem Antrag umso weniger widerstehen, als sie thatsächlich den socialistischen Gemeinderäthen zu Troyes (bei den Wahlen im Mai weggefegt), Roubaix, Marseille, Montluçon, Saint Denis u. s. w. gestattete, ihre Maires zu besolden. Die Besoldung der Gemeinderathsmitglieder ist dann ebenfalls gesichert, da die Regierung auch dies in Paris und Marseille zuläßt. In Paris haben sich die Mitglieder ihren Gehalt auf 6000 Fr. jährlich, nebst 3 bis 4000 Fr. Entschädigungen aller Art, gesteigert. Damit ist die socialistische Forderung erfüllt, daß jedes Wahlamt auch besoldet sei, um Jedem zugänglich zu sein. Sobald Maires und Gemeinderäthe besoldet sind, wird der socialistische Plan, sich der Magistrate aller größern Orte zu bemächtigen, bald durchgeführt sein. Besoldung übt einen unwiderstehlichen Reiz, und wird den Eifer der Genossen ungemein anfeuern.

Duc-Quercy hat Recht, wenn er sagt: Carmaux bringt uns weiter, als zehn Jahre eifriger Wühlarbeit.

LXVI.

Nochmals Luthers dreimalige Flucht aus Wittenberg in seinem letzten Lebensjahre.

Der Artikel, den wir unter obiger Ueberschrift unterm 1. August d. Js. in dieser Zeitschrift publicirten, hat in der protestantischen Tagespresse lebhafte Erörterungen, zum Theil Widerspruch hervorgerufen.

Die Tragweite, welche das Thema gerade wieder in unsern Tagen beansprucht, läßt es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir darauf noch einmal kurz zurückkommen.

Es muß zunächst constatirt werden, daß diejenigen protestantischen Organe, welche sich mit der Angelegenheit befaßten,

nach Vorangang der „Magdeburgischen Zeitung", welche zuerst in der Sache Lärm schlug, die Ueberschrift unsers Artikels unrichtig wiedergegeben hatten. Man polemisirte gegen ein Thema, welches gelautet haben sollte: „Luthers dreimalige Flucht aus Wittenberg in seinen letzten Lebensjahren." Deutlich war aber bei uns am Ende der Ueberschrift der Singular, nicht der Plural, zu lesen.

Mag auch in diesem Falle nur ein Flüchtigkeitsfehler unsers Gegners vorliegen, so können wir das Versehen doch nicht ungerügt lassen, denn es leuchtet ein, daß ein großer Unterschied darin besteht, ob der „Reformator" im Laufe von zehn resp. fünfzehn Jahren oder innerhalb eines Jahres und zumal in seinem letzten Lebensjahre den Schauplatz seiner öffentlichen Wirksamkeit dreimal geflohen hat.

Läßt sich die Thatsache der dreimaligen Flucht in der Zeit vom Juni bis Dezember 1545, d. h. binnen eines halben Jahres, historisch begründen, so würde dieses Faktum über Luthers Gemüthszustand einen treffenderen Commentar liefern, als eine bändereiche Biographie dies zu thun im Stande sein könnte.

Den fraglichen Vorgang aber einmal der historischen Kritik zu unterziehen, war umsomehr am Platze, als darüber die Mehrzahl der katholischen wie protestantischen Lutherbiographen schweigend hinweggeht.

Katholischerseits ist es in neuerer Zeit der einzige Evers, welcher von der dreimaligen Flucht spricht; Döllinger redet nur von einem einmaligen Entweichen; nach Janssen hätte Luther nur eine zweite Flucht vorgehabt und diese auch nur „angedroht"; Audin (übersetzt von Egger) erwähnt auch nicht eine einmalige Flucht; Riffel endlich und Hergenröther (9. Bd. der Conciliengeschichte) sind in ihren Publikationen nicht bis zum letzten Lebensjahre des „Reformators" gekommen

Die protestantischen Biographen hatten geradezu ein Interesse daran, das Faktum zu verschweigen und zu vertuschen, und so erscheint denn unter den neueren Biographen nur der einzige Pasig, welcher auf Grund eigenen Quellenstudiums die Thatsache des dreimaligen Entweichens zugibt (ohne sich in eine subjektive Deutung des Vorgangs einzulassen).

Unsere diesmaligen Specialgegner im protestantischen Lager theilen sich nun in solche ab, welche das Faktum der dreimaligen Entfernung Luthers aus Wittenberg wenigstens in den letzten Lebensjahren des „Gottesmannes“ als historisch zugeben, es aber in harmloser und nichtssagender Weise zu interpretiren suchen, während Andere das durch authentische Urkunden beglaubigte Faktum kurzweg, d. h. ohne jede Angabe von Gründen ableugnen.

Zu der ersten Kategorie gehört die „Magdeburger Zeitung“, zu der zweiten der Berliner „Reichsbote“, das Hauptorgan der „gläubigen“ protestantischen Pastoren.

Das Magdeburger Blatt suchte (in der Nummer vom 7. August d. Js.) den von ihm in der Hauptsache nicht bestrittenen Vorgang dadurch zu erklären, daß es eine „bekannte Wahrnehmung“ sei, „daß sich die scheidende Lebenskraft in einer allgemeinen Veränderungslust äußert.“ Dieses Motiv habe auch der Reiselust Luthers gegen Ende seines Lebens zu Grunde gelegen. Nach dieser Theorie müßten also alle Leute, welche in einem Lebensalter von über 60 oder nur 50 Jahren stehen, von einer „allgemeinen Veränderungslust“ geplagt werden. Im praktischen Leben hört man aber gerade solche, welche sich dem Greisenalter nähern, das Gegentheil versichern; je älter sie werden, desto mehr sehnen sie sich nach Ruhe und die Meisten sind um keinen Preis zu bewegen, ihren Ruhesitz zu verlassen. Luther insbesondere hatte oft geklagt, daß er des bewegten Lebens überdrüssig sei.

Freilich ist man bei den protestantischen Lutherbiographen schon an Vieles gewöhnt: die gröbsten Schmähungen des „heiligen Mannes“ wissen sie als geistreiche Poesie einer friedvollen Seele, die schamlosesten Lascivitäten des „zweiten Elias“ als harmlose Regungen eines freudevollen Herzens umzudeuten — aber einen an Verzweiflung grenzenden Lebensüberdruß durch Aufstellung einer allgemeinen Lebensregel, welche der allgemeinen Erfahrung schnurstracks widerspricht, als begreiflich, ja selbstverständlich herauszuinterpretiren, blieb nur dem nationalliberalen Künstler der „Magdeburger Zeitung“ aufgespart.

Indeß noch viel drastischer geht der „Reichsbote“ zu Werke. Quod non est in capite meo — non est, non erat

in mundo! sagt kategorisch der Leiter dieses Blattes. Man höre, aber staune nicht! Der „Reichsbote" sagt (Nummer vom 9. Oktober d. Js.):

„Luther ist weder einmal noch dreimal geflohen, sondern hat einer Einladung des Grafen von Mansfeld als Friedensstifter in Erbschaftsangelegenheiten Folge geleistet."

Eine kühnere Geschichtsfälschung ist wohl selten zu Tage gefördert worden. Ohne das einschlägige Quellenmaterial irgendwie zu beachten, decretirt der „Reichsbote" einfach, Luther sei niemals entflohen, und zwar sei dies „bekanntlich" niemals geschehen!

Mit diesem Erfolge können die protestantischen „Lutherforscher" zufrieden sein. Aus unanfechtbaren Dokumenten sowie aus denen Melanchthons geht hervor,[1]) daß Luther in seinem letzten Lebensjahre Wittenberg zu vier verschiedenen Malen verlassen hatte und zwar nur einmal in Folge von Aufforderung von anderer Seite, i. e. der Mansfeldischen Grafen, in den drei anderen Fällen kehrte er Wittenberg den Rücken, weil ihm dort der Boden unter den Füßen brannte; einmal hatte er dabei den Schauplatz seiner Wirksamkeit heimlich verlassen.

Und was hatte er Alles dabei verlassen! Er ließ zurück seine Frau und seine Kinder, er verließ seine Zuhörer mitten in den akademischen Vorlesungen und seine theologischen Collegen, deren Decan er war. Als neuer Kirchenbegründer verließ der oberste Hirt seine Heerde, diese führerlos den „Sakramentirern" überlassend — kein Wunder, daß Melanchthon ebenfalls aus Wittenberg entweichen wollte, daß die Universität eine besondere Botschaft, der Kurfürst einen besonderen Gesandten an den Flüchtling absandten, um diesen zur Rückkehr zu bewegen.

An fünfzig protestantische Historiker haben den Wortlaut

---

1) Vgl. den detaillirten Nachweis hierüber in den „Histor.-polit. Blättern", Bd. 110, Heft 3. Weiteres Beweismaterial findet sich noch in der Biographie Melanchthons von Camerarius. Halle 1777. S. 228.

des Schreibens abgedruckt, welches der Kurfürst an den „Reformator“ gerichtet hatte; das Faktum der Intervention von Seiten der Universität wird uns von drei contemporären Schriftstellern mitgetheilt und ist dann wohl hundertmal protestantischerseits wiedererzählt worden — das Alles soll sich nicht zugetragen haben, nur weil der „Reichsbote“ noch nichts davon erfahren hat!

Und vor dem Sarge Luthers sagte der Prediger Bugenhagen: „Doctor Martinus ist öfter in diesem Jahr vor seinem Tode ausgezogen, denn zuvor in vielen Jahren, nämlich in sein Vaterland gen Mansfeld, zum Bischofe gen Zeiz, gen Merseburg, gen Halle.“ Thut Alles nichts; der „Reichsbote“ hat die Rede Bugenhagens nicht gelesen, ergo ist sie nicht gehalten worden!

Dem gegenüber ist der Gelehrte der „Magdeburger Zeitung“ allerdings noch ein Stümper, wenn er phantastisch eine unmögliche allgemeine Lebensregel erfindet, um dadurch das Ideal an seinem Idol zu retten.

Bei diesem ganzen Verfahren muß man sich nur darüber wundern, daß man protestantischerseits nicht das Schweigen vorgezogen hat in einem Falle, wo man zu reden nicht verpflichtet war Jeder Unparteiische wird sagen, daß, wer keine besseren Argumente vorzubringen weiß, als „Reichsbote“ und „Magdeburger Zeitung“, der Sache, welche er vertheidigen will, den allerschlimmsten Dienst leistet.

Die momentane Lage im Protestantismus ist freilich eine solche, daß denjenigen, welche in Luthers Testament bedacht worden sind, wegen der angetretenen Erbschaft nicht wohl zu Muthe sein mag Nicht einmal die Renovation der Schloßkirche zu Wittenberg (wozu übrigens auch die preußischen Katholiken auf dem Wege der Staatssteuern ihren Beitrag geliefert haben) dürfte im Stande gewesen sein, ihre Zuversicht zu heben. Aber durch Repliken, wie die obenerwähnten, tragen sie nur immer mehr dazu bei, daß Einsichtige in ihrem eigenen Lager sich den Grund- und Eckstein ihrer „Kirche“, Martin Luther, näher besehen und ihn — verwerfen.

P. M.

LXVII.

Zeitläufe.

Europa in Afrika I: Uganda und die Araber im Seengebiet.

Den 12. November 1892.

Wer etwa aus dem Misere unseres bewaffneten Friedens und aus der Trostlosigkeit unserer gesellschaftlichen Zustände sich nach dem „dunkeln Welttheil" flüchten wollte, um sich an der Befreiung jener Völker, die dort im Schatten des Todes hausen, zu erquicken, der würde übel ankommen. Unsere katholischen Missionäre, ja! In ihnen lebt das christliche Heldenthum wieder auf. Aber nirgends kommt das Auftreten der weltlichen Macht in den Colonialgebieten ihrem Wirken zu Gute. Ueberall ist sie nur geleitet von der zügellosen Erwerbsucht der herrschenden Klasse, der jedes Mittel gerecht ist; überall bringt sie die christliche Lehre in Verruf, und die traurigen Berichte über Sittenlosigkeit und Unmenschlichkeit unter ihren Sendlingen häufen sich. Als in den ersten Monaten laufenden Jahres die von der englischen „Ostafrikanischen Gesellschaft" verschuldeten Gräuelthaten bekannt wurden, und in der französischen Kammer zur Sprache kamen, da sah sich selbst ein Blatt, das christlichen Gefühles in keiner Weise verdächtigt ist, zu allgemeiner Verurtheilung des europäischen Colonisirens in Afrika gegedrängt:

„Europa ist entschieden nicht glücklich in Afrika. Es könnte scheinen, der schwarze Erdtheil übe auf den moralischen Sinn der Europäer einen verderblichen Einfluß aus. Von Zeit zu Zeit vernehmen wir Thaten schrecklicher Wildheit, welche uns demüthigen und uns Zweifel an unsrer civilisatorischen Mission erregen. Die photographischen Leistungen im Lager von Yambua, die Fusilladen von Massaua, die Metzeleien in Uganda sind die traurig berühmtesten. Man begreift, daß die Eingeborenen Afrikas sich weigern, eine Civilisation anzunehmen, welche ihnen unter solchen Aspekten dargeboten wird. Kurz, wir haben bis jetzt zur Verbesserung der schwarzen Race nichts gethan, und nur zu den Leiden, die sie bedrücken, die Geißel unsrer religiösen Gehässigkeiten und unsrer internationalen Nebenbuhlerschaften gefügt. Etwas weniger Antisklaverei-Conferenzen und etwas mehr wirkliche Philanthropie würde besser wirken.“ [1])

Die „Schande für die Civilisation“, wie der französische Minister in der Kammer gesagt hat, beschränkt sich nicht auf Uganda und auf die italienische Provinz Erythräa in Abessinien. Dort ist sie nur am grellsten hervorgetreten. Und nicht nur die Handelsgesellschaften scheeren sich nicht um die Bestimmungen der Conferenzakten von Berlin und Brüssel seit 1885, auch die Colonialmächte selbst kämpfen offen und versteckt gegen einander über die sogenannten „Interessensphären“. Wegen der Grenzen in der Richtung nach dem Tsadsee und im südwestlichen Sudan streiten sich England und Frankreich, der belgische Congostaat und sogar Deutschland. Die Verwirrung ist eine grenzenlose, und trotz aller Kartenwerke ist sich aus den Nebeln nicht herauszufinden. Es bleibt hier nichts übrig, als das Ganze zu zer-

1) Aus der „République Française“ in der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 2. Juni ds. Js. — Mit den „Leistungen im Lager von Yambua“ ist das Schauspiel der Abschlachtung und Auffressung eines Negermädchens gemeint, welches sich der Commandant der Stanley'schen Reserve am Aruwimi vorführen ließ.



theilen, einzelne Territorien, wie Uganda und Abessinien, herauszuheben, und namentlich die deutschen Colonien, mit Ostafrika an der Spitze, als auf einem andern Blatte stehend, das ohnehin demnächst die Kritik des Reichstags zu passiren haben wird, vorerst zurückzustellen.

Ueberall aber tritt zunächst eine Thatsache an's Licht, die man für unglaublich hätte halten sollen. Die Wilden kämpfen nicht mehr mit Schild und Speer, oder besten Falls mit alten Musketen und Steinschloßflinten, der europäische Handel hat sie massenhaft sogar mit Schnellfeuerwaffen versehen. Sowohl die Conferenzakten, wie einzelne Mächte haben nebst dem Branntweinhandel insbesondere die Einfuhr von Feuerwaffen und Munition zonenweise streng verboten. Aber der europäische „Friede" braucht immer wieder Waffen neuesten Systems, und zur Lösung der Frage, wie die alten und abgenützten zu verwerthen seien, ist Afrika da. Selbst für Deutsch-Kamerun ist für das einzige Jahr 1891 eine Einfuhr von 24,890 Gewehren mit entsprechender Munition und im Werthe von fast einer halben Million berechnet worden. Die Franzosen klagen die englische Niger-Gesellschaft an, daß sie trotz des ausdrücklichen Verbots der Brüssler Akte ihren Feinden in den Flußgebieten des Niger und Congo Schnellfeuerwaffen zugeführt habe. Nach dem zweiten der unglücklichen Gefechte der Deutschen in Ostafrika kam die Nachricht, daß von englischen Missionsstationen an der Grenze die Eingeborenen aufgewiegelt, mit Waffen versehen und im Gebrauch derselben unterrichtet worden seien.[1]) Im Hinblick auf die westliche Seite des Welttheils äußerte sich schon Monate vorher das große conservative Blatt in Berlin:

„Uebrigens geht es den Franzosen auch im Osten ihrer Senegal-Colonie nicht zum besten, wo eine Forschungsexpedition

---

1) S. Münchener „Allg. Zeitung" vom 22. April und 2. Juni d. Js. — Berliner „Germania" vom 15. Oktober d. Js.

von den Leuten desselben Negerkönigs Samory niedergemetzelt worden ist, der vor nicht langer Zeit eine vernichtende Niederlage erlitten haben sollte. Ueberhaupt stellt sich Afrika mehr und mehr als eine Nuß dar, die durchaus nicht so leicht zu knacken ist, als es bis vor Kurzem noch den Anschein hatte. Der Grund ist einfach genug; er liegt darin, daß die Bewaffnung der verschiedenen, zum Theil sehr kriegerischen Stämme des Innern mit Feuergewehren modernster Art, Dank der rücksichtslosen Profitwuth des europäischen, vornehmlich des englischen, Handels, nach und nach weit genug vorgeschritten ist, um einen Widerstand zu gestatten, von dem sonst keine Rede sein könnte." [1])

Wenige Monate nach den blutigen Wirren in Uganda mußten die Franzosen sich entschließen, gegen den frechen Beherrscher der Mordgrube von Dahomey endlich ernsthaft aufzutreten. Man sollte meinen, jeder Christenmensch hätte ihnen den Sieg wünschen und sich freuen müssen, wenn Europa nicht mehr alljährlich von dem haarsträubenden Cult der dortigen Menschenopfer hören werde. Aber nach den ersten Niederlagen des Blutkönigs waren die Schlachtfelder mit Schnellfeuerwaffen und sogar Kanonen neuester Construktion besäet. „Man hat jetzt", schrieb das Blatt des ehemaligen Ministers Ferry — indem es übrigens selbst die Schuld nicht den Regierungen zuschieben will — „handgreifliche Beweise, daß Deutsche und Engländer im Senegal und in Dahomey den schwarzen Zaunkönigen, welche das französische Protektorat abschütteln wollen, Waffen und Munitionen liefern. In Dahomey leitet ein deutscher Officier, der Bevollmächtigte des Hauses Wollert und Böhm in Wyddah, den Widerstand, unterweist die Neger und ist der große Kriegsoberste Behanzin's." [2]) In Centralafrika bedarf es solcher Unterweisungen nicht; die arabischen Sklavenhändler

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 10. April d. Js.
2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 30. Juli d. Js.

sind selber Manns genug dazu. Sie bedurften nur der neuen Waffen und die haben sie allen Nachrichten zufolge in großer Zahl. Sie treiben nicht nur die Sklavenjagden so rücksichtslos wie je, sie vereinigen und organisiren sich zum Aufstand in Masse gegen die europäischen Eindringlinge. Die Berichte sprechen schon seit Wochen von dem beabsichtigten „heiligen Krieg“, dessen erste Opfer die belgischen und französichen Missionäre seyn würden.

Die Muhamedaner sind auch, um es nur gleich zu sagen, die eigentlichen Sieger bei dem Religionskrieg in Uganda geblieben. An ihrer Spitze werden stets die „Araber“, oder auch sie selber so, genannt. Das seiner Lage nach hochwichtige und zukunftsreiche Land. vielmehr ein großes Reich, durch die Afrikaforscher seit dreißig Jahren bekannt geworden, litt schon unter dem König Mteia an religiösen Wirren, über welche nur dunkle Berichte nach Europa gelangt sind. Soviel ist sicher, daß sowohl Mtesa in seiner letzten Regierungsperiode, als sein Nachfolger Mwanga in seiner ersten (seit 1884) ganz unter arabischem Einfluß standen und heftige Christenverfolger waren. Als der König, wie es scheint unter dem Einfluß seiner Schwester Rubuga, einer eifrigen Katholikin, sich dem arabischen Einfluß entzog, erhoben sich die Muhamedaner und verjagten ihn aus dem Lande. Im Oktober 1889 brachten die vereinigten Christen den Arabern eine Niederlage bei und führten den Negerkönig zurück. Am 1. November schrieb er darauf, um Zusendung von Missionären bittend, an den Cardinal Lavigerie: „Sie haben erfahren, daß ich mich nach Vertreibung durch die Araber nach Bukumbi flüchtete. Msgr. Livinhak und seine Missionäre behandelten mich mit Güte. Nach vier Monaten kamen die Christen mich holen. Gott hat uns gesegnet, und wir haben die Araber besiegt“.[1])

---

1) „Echo aus Afrika“ vom 1. Juli 1890. — Diese Wiener

Bald darauf erhoben sich die Araber abermals, der König und die Missionäre mußten nach einer Insel des Nyanza-Sees flüchten. Nocheinmal vereinigten sich die Christen und schlugen (im März 1890) die Muhamedaner auf's Haupt; Capitän Lugard mit der englischen Expedition hatte sich dem Zuge angeschlossen. Aber bald wendete sich das Blatt. Die Protestanten waren in der Minderheit, ihre Prediger hatten eben noch bei den katholischen Missionären Zuflucht gesucht und gefunden; jetzt beanspruchten sie die Alleinherrschaft, nicht zufrieden damit, daß sie dem König als ersten Minister (Katikiro) einen giftigen Protestanten aufgedrängt hatten. Der erste Versuch, zur Gewalt zu greifen, mißlang, als aber der leider bald verstorbene Missionsbischof Hirth von einer Reise in die Hauptstadt zurückgekehrt war (Anfang 1891), berichtete er: „Das ganze Land war unter Waffen, der schreckliche Bürgerkrieg stand im Begriffe noch einmal auszubrechen. Die protestantische Partei wollte die eben erfolgte Ankunft zweier englischen Karawanen dazu ausnützen, endgültig die Herrschaft über Uganda an sich zu reißen und ein Ende zu machen mit der katholischen Partei, welche auch die Partei des Königs ist." Aber der Bischof versäumt nicht, den „Vertretern der englischen Schutzmacht" seine Anerkennung auszusprechen, indem er beifügt: „Die vor einigen Tagen angekommenen englischen Officiere waren so vernünftig, sich auf die Seite der Ordnungspartei zu stellen; sie nahmen den König in Schutz gegen seinen rebellischen Katikiro und die Protestanten; so wurde denn der Friede wieder hergestellt". [1])

Monatsschrift ist das solide Organ der österreichischen Missionsfreunde, die sich dereinst schon durch die Gründung der glänzenden Anstalten in Chartum so große Verdienste erworben hatten.

1) Correspondenzen in der Berliner „Germania" vom 5. November 1891.



Aus dieser Vorgeschichte ist allerdings ersichtlich, daß es nur eines Funkens bedurfte, um einen Brand zu entflammen und das Verderben über das ganze Land zu verbreiten. Aber warum wendete sich das Blatt so rasch, und warum sind die militärischen Vertreter der englischen Schutzmacht wankelmüthig geworden, um den Funken nicht abermals auszutreten? Bischof Hirth hatte damals schon von dem Fehler gesprochen, den die englischen Vertreter mit dem Bestreben begehen würden, „beide Parteien, welche gleichzeitig politische Parteien geworden seien, auf möglichst gleicher Stärke zu halten"; dadurch würde nur das Mißtrauen der ungleich zahlreicheren Katholiken gegen die Oberhoheit Englands genährt werden. Dennoch verfolgte Capitän Lugard den Plan und trat so in den Dienst der protestantischen Missionäre; und trotzdem ging der gewaltsame Bruch, der Tausenden das Leben und allen Katholiken, bis hinauf zur Schwester des Königs, Besitz und Freiheit kostete, den König selbst abermals zur Flucht zwang — nicht von den Katholiken aus.

Lugard hat das behauptet: der König soll sich geweigert haben, den Mörder eines angesehenen Protestanten auszuliefern. Von unparteiischer Seite ist aber bezeugt, daß der „Mörder" der Angegriffene war.[1]) Ueberhaupt leuchtet aus den Berichten des Capitäns die Verlegenheit heraus, den Ausbruch und Verlauf des entsetzlichen Krieges zu rechtfertigen. Die Katholiken bezeichnet er stets als „französische Partei", während in Wahrheit die Protestanten nichts

---

1) In der „Pall-Mall-Gazette" zu London ist eine Reihe von Zeugen hiefür und dafür aufgeführt, daß die Katholiken nicht die Angreifer waren: „In Mittelafrika herrsche nur Eine Stimme, daß Capitän Lugard und die protestantische Partei für den Krieg in Uganda verantwortlich und die englische Presse völlig irregeleitet worden sei." Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 30. September d. Js.

Anderes beabsichtigten. als den König unter das englische Missionsjoch zu zwingen. Als Katholik kam Mwanga nicht so sehr in Frage; obgleich er sich nach seiner Rückkehr als Protestant bekennen mußte, war er nicht einmal getauft. Sogar die „Heiden" hingen ihm an, wie Lugard in seinem überhaupt sehr merkwürdigen Bericht an seine Auftraggeber vom 11. Februar d. Js über den Beginn des Kampfes verräth:

„Während ich noch mit dem König unterhandelte und mich auf jede Weise bemühte, einen Krieg zu vermeiden, wurde der Kampf durch einen Angriff der französischen Partei provocirt. Sie war an Zahl unserer Truppe weit überlegen; in Masse griffen sie Kampala an, ich trieb sie aber mit der Maximkanone zurück und schlug sie schließlich. Sie flohen auf die Inseln und es gelang ihnen leider, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Die Bedeutung dieses Umstandes ist nicht zu unterschätzen. Die Einwohener Ugandas hängen an ihrem König und erkennen keinen an, der an seine Stelle tritt. Die Waganda aller Parteien betrachten die Flucht des Königs als eine Vertreibung desselben von unserer Seite. Deshalb sind die gemeinen Leute überall in diesen Gegenden gegen uns sammt der Partei der Fubabanji, welche sich erst kürzlich gebildet hat. Diese letzteren sind Heiden, und haben sich gegen die beständige Tyrannei der beiden christlichen Sekten und die beständige Vertreibung aus ihrem Lande erhoben. . . Die Lage ist also kritisch, um so mehr, als ich wenig Aussicht sehe, den König zur Rückkehr zu bewegen. Thut er es nicht, so wird die kleine mit uns verbundene protestantische Partei täglich schwinden und zum König übertreten." [1])

Mit den Muhamedanern aber standen die Protestanten, wie Lugard selber sagt, bereits in Unterhandlung, und diese „dritte Partei" war bald die eigentliche Herrin der Lage „Es wird", so schrieb ein deutscher Afrikaforscher über die Berichte aus Uganda, „ausdrücklich bestätigt, daß die Protestanten in Uganda, die meist bezahlten Träger der eng-

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. Juli d. Js.

lischen Occupationspolitik, Hand in Hand gingen mit der arabischen Sklavenhändler-Partei, welche von vorneherein die größte Gefahr für den Thron des Königs Mwanga in Uganda war." [1]) Die früher verjagten Muhamedaner wurden massenhaft in's Land zurückgerufen, drei schöne Provinzen wurden ihrer Verwaltung unterstellt, in der Umgebung der Residenz bildeten sie bereits eine ganze Stadt mit ihren Schulen und Moscheen, während die Katholiken keine einzige Kapelle mehr haben durften. „Die muselmännische Regierung scheint unter der gegenwärtigen Regierung Staatsreligion zu werden": bemerkt Bischof Hirth dazu. Er deutet auch auf die nächste Folge eines solchen Umschwungs: „Eine große Menge ausgezeichneter Waffen hat man den fanatischen Schwarzen in die Hände gegeben, welche im Taumel ihres Triumphes bald eine wirkliche Gefahr für alle Nachbarstaaten bilden werden, in die der Protestantismus demnächst mit Waffengewalt einzudringen hofft." [2]) Kaum anderthalb Jahre vorher hatte der englische Schatzkanzler bezüglich des Colonialstreites mit Portugal vor dem Parlament betont: „Unsere Missionäre befinden sich am Nyassa-See, wo sie vor den bis an die Zähne bewaffneten arabischen Sklavenhändlern stehen, ihre Stationen sind bedroht, sie haben Waffen nöthig und die Waffen müssen den Weg über den Zambesi nehmen." [3]) Und nun haben Engländer ein ganzes Arsenal — eben diesen Arabern verschafft!

Selbst in den Kreisen des „Evangelischen Bundes" ist es bei uns nun stille geworden über die protestantischen Erfolge in Uganda; man kann sich nicht verhehlen, daß

---

1) Dr. Schröder-Poggelow im Berliner „Deutschen Wochenblatt" vom 2. Juni d. Js. S. 259

2) Bericht vom 25. April d. Js. in der Berliner „Germania" u. Bericht an das Lyoner Missionsblatt im Wiener „Vaterland" vom 13. u. 14. Oktober d. Js.

3) Münchener „Allg. Zeitung" vom 25. Januar 1890.

„lediglich der gemeinsame Feind, der Muhamedanismus, Nutzen daraus gezogen habe“. Die Katholiken aber haben wenigstens den Trost, daß ihren Missionären die englischen Protestanten dort feindseliger sind, als die Muselmänner [1]) Uebrigens wäre es unbillig, die englische Regierung oder auch nur in erster Linie die britisch Ostafrikanische Gesellschaft für die Gräuel in Uganda verantwortlich zu machen. Die englischen Missionäre waren allerdings deren Agenten, wie sie ja überall mehr Handelsagenten, als Glaubensboten sind. Gehandelt aber haben sie im Sinne und Auftrag der großen „Anglikanischen Missionsgesellschaft“. Sie hat der andern Gesellschaft die Soldaten gestellt und bezahlt. Allerdings hat ihr Bischof Tucker, wie gleich nach den ersten Nachrichten von dem Blutvergießen in Uganda bekannt wurde, nach der Rückkehr von seiner Reise dorthin den Lord Salisbury für seine Pläne zu gewinnen gesucht; er hat dann auch öffentliche Geldsammlungen veranstaltet, um aus englischen Abenteurern und sudanesischen Söldnern eine Freischaar für Uganda anzuwerben. Dieser Sudanesen thut auch Lugard in seinem ersten Bericht Erwähnung, indem er bemerkt, daß er einschließlich der Weiber und „unbewaffneten Sklaven“ täglich über tausend Personen zu verköstigen habe. Aber die Hauptausgaben bestritt die Missionsgesellschaft. Noch im Anfang des Jahres, als die Handelsgesellschaft die Lugard'sche Expedition abberufen wollte, erhielt Lugard aus Missionsgeldern behufs Verlängerung der Expedition 320,000 Mark. [2]) Und dann ging's los in Uganda.

Vor zwei Monaten hat die britisch Ostafrikanische Gesellschaft den Boden in Uganda zu heiß gefunden und ihren Entschluß erklärt, der Regierung ihre Vollmacht zur faktischen Besitznahme des Landes zurückzugeben und abzutreten. Alsbald erschien vor dem Minister des Auswärtigen in dem

1) P. Lonail s. Berliner „Germania“ vom 21. April d. Js.

2) Berliner „Germania“ vom 14. Juli u. 4. Oktober d. Js.

neuen Kabinet eine Abordnung der anglikanischen Missionsgesellschaft mit der Vorstellung: sie habe in Uganda die Summe von dritthalb Millionen Pfund, mehr als 50 Millionen Mark, ausgegeben, abgesehen von den Opfern an Menschenleben, die der jüngste Krieg sie gekostet habe; nach solchen Aufwendungen sei sie entschlossen, ihre Stellung in Uganda nicht aufzugeben. Da aber ihre Missionäre befürchten müßten, nach dem Abzuge der Ostafrikanischen Gesellschaft nun ihrerseits von den noch vorhandenen 8000 katholischen Eingeborenen aus dem Lande vertrieben zu werden, so möge die Regierung an die Stelle der Handelscompagnie treten oder derselben behufs ihres fernern Verbleibens hinreichende Unterstützung gewähren. Die Abordnung betonte noch besonders, daß die jüngsten Ereignisse die protestantischen Missionäre ihres rein religiösen Charakters entkleidet hätten, und dieselben durch die politische Rolle, der sie sich unterzogen, ein Anrecht auf Unterstützung der Regierung erworben zu haben glaubten, umsomehr als der König Mwanga nur „Gelegenheits-Protestant“ sei und sie nicht vertheidigen würde.[1]) Schon dem vorigen Parlament war eine Unterstützung von 20,000 Pfund für die dem Bankerott entgegengehende Handelsgesellschaft vorgeschlagen, und jetzt soll ihr wenigstens die vorläufige Verschiebung des Abzugs ermöglicht werden Aber was wird England dann thun?

Das ist die Frage. Lord Salisbury hat damals dem Parlament erklärt: die Regiernng sei sich der Verantwortlichkeit für die Zukunft Ugandas vollkommen bewußt und werde dieselbe zu tragen wissen, selbst wenn die Gesellschaft nochmals der Hülfe bedürfen sollte. Jetzt gibt es Leute bei uns, die zu glauben vermögen, daß Hr. Gladstone sich aller Verantwortlichkeit entschlagen und Uganda einfach fahren

---

1) Londoner Correspondenz der „Augsburger Postzeitung“ vom 28. September d. Js.

lassen werde. Eben diese Leute waren ja auch außer sich, als Peters umsonst seinen Vertrag mit König Mwanga abgeschlossen und in Uganda Flaggen gehißt hatte, während ohne sein Wissen der Vertrag von 1890 mit England bereits abgeschlossen war, gemäß der Erklärung Bismarck's vom 19. August 1889, daß „Uganda, Wadelai und andere nördlich des ersten Grades südlicher Breite gelegenen Gebiete sich außerhalb des Bereichs deutscher Colonialbestrebungen befänden". [1]) In England weiß man auch sehr wohl, was man an diesem Ländercomplex gewonnen hat, und die Berichte des Bischofs Hirth stimmen völlig mit den Vorstellungen überein, die Capitän Lugard jetzt erhebt. Uganda, sagt er, sei ein reich gesegnetes Land, mit dem für Auswanderer günstigsten Klima im Innern Afrikas. Es sei aber vor Allem der Schlüssel zur politischen Lage im ganzen Sudan; es entscheide auch über den Einfluß auf Aegypten; die Fragen betreffs Ugandas und Aegyptens seien innig verbunden; die höchsten Autoritäten seien darin einig, daß der Besitzer des Nils und seiner Quellen Aegypten beherrsche, und schließlich Chartum in seinen Händen haben werde. „Eine Räumung Ugandas dürfte der britischen Ehre einen tödtlichen Schlag versetzen." [2])

Aber wie wird England es machen nach den heillosen Zuständen, welche durch die englischen Prediger angerichtet sind? Hr. Lugard meinte, wenn eine Charter-Gesellschaft nicht mehr möglich sei, so würde die Regierung am einfachsten einen „Commissär" ernennen. Das liefe also auf die „Kroncolonie" hinaus. Allerdings wagt England nicht gerne die Mittel der Steuerzahler daran, um eine große Kroncolonie zu schaffen; seit Deutschland eine Colonialmacht geworden ist, hat England keine einzige Kroncolonie in's Leben ge-

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 11. Mai 1890. — „Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" v. 2. Oktober 1892.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. u. 21. Oktober d. Js.

rufen.[1]) Wird es jetzt geschehen? Die Frage hat freilich noch eine ganz besonders bedenkliche Seite. Dank der Wühlerei seiner Missionäre müßte England mit aller Entschiedenheit den Vernichtungskampf gegen die Araber gewärtigen. Es stünde mit auf dem Fleck Erde, wo das Räthsel gelöst werden muß, ob es der christlichen Civilisation jemals gelingen werde, den dunkeln Welttheil dem Islam und der Sklaverei wieder zu entreißen. Und will England den ersten Schritt nicht thun, so werden ihn die Araber wagen.

Der Allarm kommt gleichzeitig und am lautesten aus dem Congostaat. Zwar ist auch Frankreich durch die Ermordung eines Forschungsreisenden betroffen, aber am zweifellosesten haben sich die Araber bei der Vernichtung der belgischen Expedition Hodister bloßgestellt. „Es ist bereits erwiesen, daß wir es nicht mit einem lokalen Aufstande, sondern mit der allgemeinen Erhebung der Araberstämme und der mit ihnen verbündeten Negerstämme gegen jedes weitere Vordringen der Europäer in Afrika zu thun haben. Wie die Dinge heute stehen, sind die weiten Gebiete im Innern des Congostaats vorläufig der europäischen Colonisation verschlossen, und man mag froh seyn, wenn die Horden der arabischen Händler und Sklavenjäger nicht selbst gegen Westen vordringen. Nur eine große Expedition könnte den Aufstand der afrikanischen Araber niederwerfen."[2]) Inzwischen hatten neue Kämpfe im Seengebiet stattgefunden, und auch das Glück des Capitäns Jacque scheint sich gewendet zu haben. „Die Sklavenhändler vereinigen ihre Kräfte", schrieb P. Moinet von Tanganika; mit sechs- bis siebentausend Hinterladern ständen die Araber im Felde. Und abermals wird die Thatsache constatirt, daß es der Handel aus den Christenländern ist, der ihnen die tödtlichsten Waffen liefert:

---

1) S. die interessante Abhandlung „Probleme einer Weltmacht" in der Beilage zur Münchener „Allg. Zeitung" v. 1. Aug. 1890.

2) Brüsseler Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. September d. Js.

„Die Erfolge, welche die Sklavenhändler in Manjema über die Europäer erlangt haben, sind hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß ihnen durch die englische Seen-Gesellschaft auf dem Wege Schire-Nyassa große Menge Pulver und Gewehre zugeführt sind. Diese Zufuhr von Munition im Gebiete', welche innerhalb der von der Brüsseler General-Akte festgesetzten Zone liegen, steht in offenem Gegensatz zu Artikel VIII der Antisklaverei-Akte, und es ist schwer ersichtlich, in welcher Weise die Engländer diesen schwunghaften Pulverhandel, der dazu dient, den Widerstand der Sklavenhändler gegen die Europäer zu stützen, mit dem von ihnen stets betonten philanthropischen Prinzip in Einklang zu bringen vermögen. Jedenfalls werden die in Zentral-Afrika interessirten Nationen gut thun, auf die menschenfreundlichen Absichten dieser Gesellschaft, welche noch dazu in engster Verbindung mit der englischen Mission steht, ein wachsames Auge zu haben." [1])

Bald darauf kam aber eine neue Schreckensbotschaft nach Brüssel, wo man finanziell ohnehin bereits an der Grenze der Möglichkeit angelangt ist. „Die Nachrichten vom Congo lauten immer betrübender. Nach den Berichten der Congobeamten ist die Lage sehr schlimm, da der Aufstand der Araber und Sklavenjäger als ein ganz allgemeiner bezeichnet wird; angeblich hätte das harte Auftreten der Expedition des Majors von Kerckhoven den Ausbruch des Aufstandes verschuldet." [2]) Ueber diesen Zug herrscht allerdings noch tiefes Dunkel. In Brüssel will man ihn nicht veranlaßt haben; er soll privaten Absichten, zu dem angeblich seinerzeit von Emin Pascha im Werthe von mehreren Millionen aufgestappelten Elfenbein zu gelangen, gegolten haben. Der Zug hat Wadelai wirklich erreicht und darüber hinaus, ist also tief in die englische „Interessensphäre" eingebrochen.

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. August u. 30. Sept. d. Js.

2) Brüsseler Correspondenz der Münchener „Allgemeinen Zeitung vom 25. Oktober d. Js.

Auch darüber herrscht Dunkel, was England davon gewußt hat, weniger, was es dazu sagen wird. „Das Erscheinen einer belgischen Expedition in der ehemals ägyptischen Aequatorialprovinz wird auch die Entscheidung in der Frage über die Räumung Ugandas beschleunigen. England kann in keinem Falle, auch wenn es alle anderen zwingenden Gründe zur Festhaltung jener Landstriche unbeachtet ließe, jetzt zurückgehen. Es würde damit jede Berechtigung verlieren, den Belgiern die Aequatorialprovinz streitig zu machen; der Hauptvortheil des deutsch-englischen Vertrags von 1890, welcher den Briten auch von Süden aus den Zugang nach Aegypten öffnete, wäre damit wieder verloren.“ [1])

Es ist sehr bezeichnend, daß jetzt der Name Tippo-Tip wieder aufgetaucht ist. Einst der blutigste unter den arabischen Sklavenjägern, dann „Freund“ des Congostaats, hat er sich vor geraumer Zeit nach Sansibar zurückgezogen, von wo er angeblich sogar zu einem Besuch des deutschen Kaisers nach Berlin reisen wollte. Nun sind die Meinungen in Brüssel getheilt: die Eine geht dahin, man solle die vornehmsten Araber, und vor Allem ihn, gefangen nehmen und als Geiseln behalten, um ihren Verwandten und Freunden in Afrika die Lust am Ermorden der Europäer zu benehmen; die andere möchte ihn als Vermittler und Friedensstifter gewonnen sehen. Aber auch einer weiteren Erwägung kann man sich dort nicht mehr verschließen, und dieselbe drängt sich leider nicht bloß in der großen belgischen Colonie auf. „Gleichzeitig veröffentlicht der dem Congo-Unternehmen sonst sehr gewogene ‚Courier de Bruxelles‘ einen Brief aus Boma, welcher wieder einmal schwere Anklagen gegen die Congo-Beamten erhebt und dieselben der Verletzung von Recht und Gesetz und der barbarischen Behandlung der Eingebornen beschuldigt. Diese Anklagen kehren so häufig und von so verschiedenen Seiten wieder, daß doch wohl etwas Wahres

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 22. Sept. u. 1. Okt. d. Js.

daran seyn muß. Jedenfalls hat es den Anschein, als ob wir eigentlich erst am Anfange der Congo-Krisis stünden." [1])

Angesichts aller dieser „Civilisatoren" kann man nur Gott bitten: er möge unseren armen katholischen Missionen gnädig seyn. Das Uebrige wird eine wohl nicht gar ferne Zukunft lehren.

LXVIII.

Historische Novitäten.

II. (W. Friedensburg. F. Dittrich. J. Hansen. W. E. Schwarz.)

War es bis vor wenigen Jahren nur einzelnen vom Glück bevorzugten Gelehrten gegönnt, in die Hallen des vatikanischen Archivs — nicht etwa einzutreten, denn das ist heute noch für alle Nichtbeamteten unter Strafe der Excommunikation verboten — aber doch von der Schwelle aus einen Blick in dasselbe zu werfen und ein Theilchen aus der Masse der darin geborgenen Schätze näher zu betrachten und für die Forschung zu verwerthen, eine Gunst, deren sich besonders Hugo Lämmer in Folge seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Theiner, dann später Johannes Janssen zu erfreuen hatten: so ist es das große Verdienst des gegenwärtigen Papstes, das geheime Archiv des hl. Stuhles, das erste und bedeutendste der Welt, der Oeffentlichkeit erschlossen und den Forschern jeder Nation und Confession zugänglich gemacht zu haben. Der zuerst eingerichtete Saal, in welchem die Beamten, an deren Spitze gegenwärtig unser Landsmann P. Heinrich Denifle aus dem Predigerorden steht, mit größter Bereitwilligkeit die Dokumente und Codices zur Einsicht und

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 25. Oktober d. Js.

Abschrift aushändigen, erwies sich bald zu klein, und Leo XIII. schuf sodann in dem jetzigen Arbeitssaale der historischen Wissenschaft eine Heim- und Freistätte, wie sie eine solche wohl nirgends in deutschen Landen besitzt. Wird dazu noch in einem zweiten nahegelegenen großen Saale die Handbibliothek aufgestellt sein, welche den Benützern die Arbeit erleichtert, indem sie die bedeutendern Quellensammlungen aller Länder, die Monumenta und Fontes der Deutschen, die State papers der Engländer, die Registres der Franzosen, die Atti der Italiener, die Documentos der Spanier zur sofortigen Vergleichung darbietet, eine Verbesserung, welcher ein anderer Deutscher, P. Franz Ehrle S. J., seit Jahresfrist seine beste Zeit widmet, so wird die Einrichtung des Vatikanischen Archivs als mustergiltig, namentlich gegenüber dem schwerfälligen veralteten Apparat einzelner deutscher Staaten, bezeichnet werden können. Die schönen Früchte der edlen Liberalität des hl. Vaters sind aber bereits auch für die Geschichte unseres Vaterlandes gereift.

Wer erwartet hatte, daß die deutsche Forschung im vatikanischen Archiv etwa der mittelalterlichen Geschichte sich zuwenden würde, jener großen Zeit, wo Kaiserthum und Papstthum Hand in Hand gingen oder auch miteinander um die Weltherrschaft stritten, der konnte sich enttäuscht sehen: die Deutschen warfen sich mit allem Eifer auf die Erforschung derjenigen Epoche, die verhängnißvoll wie keine für unser Vaterland geworden und in ihren Erfolgen immer noch nachzittert: auf das Zeitalter der Kirchentrennung, und italienische Gelehrte wie Balan suchten ihnen darin zuvorzukommen; leicht erklärlich, bei dem großen Interesse, das diesen Fragen seit Janssens Anregung sich zuwendet, und bei der dankbaren Beschaffenheit des Materials, das gerade im 16. Jahrhundert weder allzu spärlich, noch in erdrückender Massenhaftigkeit fließt.

Den Hauptbestandtheil desselben bilden die Nuntiaturberichte: jene offiziellen Staatsschreiben, in welchen die Abgesandten Roms, in der Regel durch geistige Befähigung und wissenschaftliche Bildung hervorragende Männer, ein treues Stimmungsbild der Zustände, einflußreichen Persönlichkeiten, Tagesfragen, diplomatischen Verhandlungen bieten. An den Staatssekretär adressirt und für die Augen des hl. Vaters be-

stimmt, in wichtigen Fällen in Geheimschrift abgefaßt, verzeichnen sie die bemerkenswerthen Ereignisse treuer als irgend eine heimische Chronik und enthüllen uns dazu die Anschauungen und Urtheile, die man kirchlicherseits darüber hatte, die Pläne, Hoffnungen, Befürchtungen, die man in Rom daran knüpfte.

Nicht weniger als vier werthvolle, sorgfältig gearbeitete Bände solcher Nuntiaturberichte liegen heute auf meinem Büchertische, die sämmtlich das Jahr 1892 auf dem Titelblatt gedruckt tragen.

Wie bald nach der Eröffnung des Vatikanischen Archivs das kgl. preußische historische Institut als erstes auf dem Plane erschien (Ostern 1888), so konnte es auch die frühesten Garben aus dem weiten Aehrenfelde heimführen. Professor Walter Friedensburg, der in geräuschloser Emsigkeit schaffende Gelehrte, bietet in zwei starken Großoktavbänden die Berichte, welche Peter Paul Bergerio in den Jahren 1533 bis 1536 und dann der jugendliche Erzbischof von Modena, Johann Morone während seiner ersten Sendung nach Deutschland an die Curie abfertigten.[1]) Beide Männer, grundverschieden in ihrer Entwickelung und in ihren Charakteren, haben ihren Briefen ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt, das der Herausgeber mit feinem Verständniß zu würdigen versteht. An den Lebensbildern, die er in der Einleitung auf Grund reichlichen archivalischen Materials entwirft, dürften Spätere wenig zu bessern finden, höchstens daß sie vielleicht bei Vergerio einige Schatten vertiefen, einige aufgesetzte Lichter tilgen, in der Hauptsache wird die Charakteristik bleiben: hier der ehrgeizige, sich selbst in den Vordergrund rückende, leidenschaftlich vorwärts strebende Venetianer, dort der vornehme, sittenstrenge junge Prälat aus Mailand;

1) Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. Erste Abtheilung: 1533 bis 1559, herausgegeben durch das kgl. preußische histor. Institut in Rom und die kgl. preußische Archivverwaltung. Erster Band: Nuntiaturen des Vergerio 1533—1536. Zweiter Band: Nuntiatur des Morone 1536—1538. Im Auftrage des kgl. preußischen historischen Instituts in Rom bearbeitet von Walter Friedensburg. Gotha, A. Perthes. 1892. VI, LVII, 615 und VII, 470 S. (Preis: 20 u. 14 M.)



der eine als Hauptstütze des Lutherthums in der Fremde sein ruheloses Dasein endend, der andere als Cardinal später eine Zierde des päpstlichen Hofes und sogar Candidat der Tiara. Auch die Personen, mit denen die Nuntien verkehren, werden lebendig und treten aus ihren Briefen ungleich faßbarer uns entgegen wie mittels langer Beschreibungen. Der Kaiser, den sie nie zu Gesicht bekommen, da er meist fern dem Vaterlande weilt; der römische König in seiner Arbeitskraft und unablässigen Sorge um die Erbländer und das Reich; die deutschen Fürsten in ihren selten eigennutzlosen Bestrebungen, die protestantischen in ihrem Hasse gegen Rom, die Wittelsbacher in ihrem Neide gegen Habsburg, die Staatsmänner, der hohe Klerus, die Männer der Wissenschaft und der Feder, ein Eck, Cochläus, Fabri, Nausea: sie ziehen in ihren Wechselbeziehungen zu den Ereignissen an uns vorüber, und unter diesen schlägt eines vor, das überallhin seine Schatten wirft, alle Geister beschäftigt: der Reformationssturm, den der Augustinereremite von Wittenberg entfesselt. Im Hintergrunde aber heben sich in minder klaren Umrissen die Gestalten der beiden Päpste ab, von denen die Nuntien ihre Beglaubigung erhielten: der Mediceer Clemens VII. und Paul III. aus dem Hause Farnese, beide weltkundige, reichbegabte und vielerfahrene Männer, geborne Fürsten der Kirche, aber — keine Heiligen.

War es nicht zu gewagt, als die Görresgesellschaft im Jahre 1888 auf der Generalversammlung zu Eichstätt den Schritt unternahm, auch ihrerseits in der Hauptstadt der Christenheit ein Institut ins Leben zu rufen, dazu bestimmt, die kostbaren Urkundenschätze des Vatikans und der andern römischen Archive und Bibliotheken zu heben und der wissenschaftlichen Verwerthung bereitzulegen oder selber zu verarbeiten? Wie wird man die Mittel hiezu aufbringen? woher wird man die nöthige Anzahl gehörig geschulter Forscher nehmen? und werden diese den edlen Wettbewerb mit den zahlreichen Kräften der großen Staatsinstitute bestehen können? Gewichtige Bedenken! Aber sind andrerseits nicht die katholischen Gelehrten in erster Linie berufen, der Stimme des Papstes zu folgen und durch die Thore einzutreten, die er mit so großer Bereitwilligkeit, so seltenem Scharfblicke aufgethan? sollen sie müssig dastehen,

während Andere frischen Muths in's weit wogende Aehrenfeld die Sichel legen? sollen wir deutsche Katholiken fortfahren, von Protestanten die Geschichte der römischen Päpste uns erzählen und von Juden ihre Regesten uns bearbeiten zu lassen, und dazu noch eingestehen, daß die Ranke, Gregorovius, Jaffé, Löwenfeld die Arbeit viel besser gemacht, als wir es hätten thun können? Darin liegt die eminente Berechtigung des Gedankens, den damals die Professoren Grauert, Finke, Schnürer aussprachen und die Versammlung begeistert aufnahm: daß die Geschichte der ewigen Roma und des Papstthums das ureigene Gebiet der katholischen Forschung sein muß und deshalb kein Opfer gescheut werden darf, ihr darauf neben so vielen Andern vorerst nur ein bescheidenes Plätzchen zu sichern.

Die Arbeiter gingen ans Werk und heute können sie die erste Probe ihres Fleißes vorlegen: die Nuntiaturberichte Morone's aus den Jahren 1539 und 1540, die sich zeitlich unmittelbar an den zweiten Band von Walter Friedensburg anschließen.[1] Professor Dittrich in Braunsberg, der sich mit seiner gründlichen Biographie des Cardinals Contarini längst das Bürgerrecht in der deutschen Gelehrtenwelt erworben und vor Jahren schon die Briefe Morone's aus dem Jahre 1541 veröffentlicht hatte (im Historischen Jahrbuch 1883), hat die Edition besorgt, und das römische Institut der Görresgesellschaft treulich daran mitgewirkt; dazu sollte ein Tagebuch des Nuntius beigegeben werden, welches das Florentiner Staatsarchiv aufbewahrt; aber die Beschaffenheit der Handschrift ist eine derartige, daß ein Warten auf die Abschrift die Ausgabe der schon gedruckten Depeschen unnöthig verzögert hätte. An diesen

1) Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausgegeben von der Görresgesellschaft. Ersten Bandes erster Theil: Nuntiaturberichte Giovanni Morones vom deutschen Königshofe 1539 und 1540. Bearbeitet von Professor Dr. Frz. Dittrich. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1892. IX, 243 S. (Preis ℳ 7.40.)

ersten Halbband wird sich demnächst ein zweiter Band anschließen, in welchem Stephan Ehses seine neuen Forschungen über den Pontifikat Clemens VII. und das englische Schisma veröffentlichen wird. Das Tempo, in welchem die weiters noch vorbereiteten und zum Theil schon druckfertigen Publikationen folgen werden, hängt natürlich auch von dem Interesse ab, das denselben entgegengebracht wird. Möchte doch die Erkenntniß sich Bahn brechen, daß gerade die historischen Unternehmungen der Görresgesellschaft von weittragender Wichtigkeit sind, und die allerdings große Opfer heischende Erhaltung ihres historischen Instituts zu Rom als Ehrensache des katholischen Deutschlands betrachtet werden!

Vor zwei Jahren erschien Hofrath Ritter von Sickel in Rom im Auftrag der österreichischen Regierung, dort die einleitenden Schritte zur Gründung eines Istituto austriaco pei studi storici anzubahnen. Unter seiner kundigen Leitung schufen sich die Oesterreicher in der Via della Croce ein eigenes Heim, das mit allem Comfort ausgestattete Wohnungen für den Direktor und die Hilfsarbeiter, freundliche Arbeitsräume und eine exquisite Handbibliothek enthält; so mancher deutsche Gelehrte denkt dankbar der herzlichen Bereitwilligkeit, womit ihm dieselbe zur Verfügung gestellt wurde. Als Arbeitspensum hatten sich die Herren die Regierungszeit Kaisers Maximilian II. gewählt, stießen aber auf energischen Widerspruch seitens des preußischen Instituts, das die ganze Epoche bis zum Jahre 1585 kurz vorher für sich in Beschlag genommen hatte. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Dinge einzugehen, zumal Professor Quidde, der in den letzten zwei Jahren das preußische Institut leitete, jetzt aber durch Friedensburg ersetzt wird, jüngst in der Allgemeinen Zeitung eingehend darüber berichtet hat.[1]) Nach langen Verhandlungen wurde im Sommer 1891 eine Verständigung erzielt, derzufolge den Oesterreichern die Regierungszeit Maximilians II. überlassen wurde, soweit sie in

1) Zwei Jahre am kgl. preußischen historischen Institut in Rom. (Beilage zur Allg. Zeitung vom 5. Oktober Nr. 283.)

den Pontifikat Pius V., des Heiligen, fällt; daraus wird sich eine zweite Serie von Nuntiaturberichten ergeben, die in der äußeren Anlage den Friedensburgischen conform gehalten werden soll; durch den leidigen Zwist unnütz hingehalten, sind die Herren des österreichischen Instituts jetzt im vollen Zug, dafür das reiche Material zu sammeln und zu sichten.

Bei der Thronbesteigung Gregors XIII., dessen Pontifikat für Deutschlands kirchliche Erneuerung ungleich wichtiger ist, setzen wiederum die Kräfte des preußischen Instituts ein mit der Grenze 1585, von wo an die Görresgesellschaft das dornige Terrain besetzt hat. Jene gestalten daraus eine dritte Serie von Nuntiaturberichten, aus der ebenfalls schon ein dickleibiger Probeband vorliegt, bearbeitet vom jetzigen Archivar der Stadt Köln Dr. Joseph Hansen.[1]) Es sind ausschließlich kölnische Materialien: die Verhandlungen, welche der Wahl des Erzbischofs Gebhard Truchseß von Waldburg vorausgingen, die Geschichte seines Abfalles von der katholischen Kirche illustriren, und endlich die Anstrengungen darlegen, welche der hl. Stuhl machte, um das in seinem Glauben bedrohte ehrwürdige Erzstift für die Kirche zu retten. Es ist ein ganz anderes Bild, das uns die siebziger Jahre bieten, im Vergleich zu den Zeiten Vergerios: ein Mann der Thatkraft und des Seeleneifers auf dem Stuhle Petri, gelehrte, fromme, charakterfeste Männer zur Ausführung seiner Pläne bereit, die Gesellschaft Jesu gerade in schöner Blüthe, das große Concil vollendet, das katholische Reformationswerk im vollen Zuge — wahrhaftig ein herrlicher dankbarer Stoff, der uns von kundiger Hand in überreicher Fülle hier geboten wird!

Es sind keine Nuntiaturberichte, aber verwandte Aktenstücke aus dem gleichen Pontifikate, mit denen uns W. E.

---

1) Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst verw. Aktenstücken. Dritte Abtheilung 1572—1585. Erster Band: Der Kampf um Köln 1576—1584. Im Auftrage des kgl. preußischen historischen Instituts bearbeitet von Joseph Hansen. Berlin 1892. A. Bath. LXVI, 802 S. (26 ℳ)



Schwarz bekannt gemacht hat.[1]) In den Culturkampfjahren hatte dem Verfasser, der selbst jetzt noch neben seiner seelsorglichen Stellung in Berlin zu historischen Arbeiten Zeit erübrigt, das deutsche Nationalhospiz am Campo santo ein Asyl geboten und Gelegenheit verschafft, seine Studien ebenfalls der Regierungszeit Maximilians II. zuzuwenden. Nachdem er früher den Briefwechsel dieses Kaisers mit Pius V. in nahezu erschöpfender Vollständigkeit veröffentlichte, bietet er uns diesmal wichtige Denkschriften, welche Männer, die ihr Vaterland nicht minder flammend liebten als ihre Kirche, ein Canisius, ein Cardinal Otto Truchseß u. a., dem hl. Stuhle behufs Wiedergewinnung der Verirrten unterbreiteten, und im Anschluß daran die Protokolle jener Cardinalscongregation, die unter Pius V. im Hause des Cardinals von Augsburg am 26. Juli 1568 zum erstenmal über die deutschen Kirchenverhältnisse berieth, dann unter Gregor XIII. neu auflebte und emsig thätig war — kurze aphoristische, aber werthvolle Aufzeichnungen, die durch die einleitenden Erläuterungen des Herausgebers erhöhte Bedeutung erhalten.

1) Zehn Gutachten über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland (1573/76) nebst dem Protokolle der deutschen Congregation (1573/78). Herausgegeben von W. E. Schwarz. Paderborn 1891. Bonifacius-Druckerei. LII, 135 S.

LXIX.

Cardinal Otto Truchseß von Waldburg, Bischof von Augsburg.

Mit Eifer und Erfolg wenden sich viele Gelehrte der Erforschung des 16. Jahrhunderts zu, und manchem „Wackeren" wurde bereits ein Denkmal gesetzt, wenn auch nicht in Stein und Erz, so doch schwarz auf weiß. Freilich dürfte man über den Versuch getheilter Meinung sein, Männer, die in einem Zeitalter, da man alles Mögliche und Unmögliche druckte, niemals eine Zeile der Presse übergeben haben, als „Schriftsteller aus der Reformationszeit" einzuführen, weil von ihnen „Predigten aus den ersten Jahrzehnten der Reformation[1]) handschriftlich" erhalten sind. Aber auf hervorragende und bedeutende Männer kann nicht oft genug hingewiesen werden, zumal wenn die Nachwelt viele Schuld abzutragen hat.

Zu diesen ausgezeichneten Geistern, welche sich sowohl um ihr Vaterland, als besonders um die allgemeine Kirche,

---

1) Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken: Möchten die Katholiken die Ermahnung des großen Papstes Pius IX. befolgen und „den Worten ihre Bedeutung geben"! Wer das Kind des 16. Jahrhunderts mit dem rechten Namen zu bezeichnen sich scheut, für den stehen auch harmlose Ausdrücke im deutschen Sprachschatze. Ganz unerträglich ist das Wort „Gegenreformation", und die wirkliche „Reformationszeit" beginnt mit dem Erscheinen Christi.

vor allem aber um die eigene Diöcese die größten und bleibendsten Verdienste erworben haben, gehört vorzugsweise der Cardinal **Otto Truchseß von Waldburg**, Bischof von **Augsburg**: er glänzt an dem dunklen Himmel des 16. Jahrhunderts als Stern erster Größe.

Noch verkündet aber kein würdiges Monument der Welt den Namen des vortrefflichen Kirchenfürsten, ja es ist ihm nicht einmal eine Monographie gewidmet worden, die uns ausführlich sein Leben und sein Wirken schildert; nur Lebensskizzen gaben gelegentlich Augustin Oldoini, Karl Stengel u. a.[1]) Es dürfte daher den Lesern dieser „Blätter" nicht unwillkommen sein, einen kurzen Abriß seines Lebens hier zu finden.

Dem Truchseß Wilhelm von Waldburg wurde am 26. Februar 1514[2]) auf dem schwäbischen Schlosse Scheer bei Sigmaringen ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Otto erhielt. Der mit trefflichen Anlagen ausgestattete Knabe wurde im Alter von 10 Jahren auf die Akademie in Tübingen geschickt. Dann studirte er an der Hochschule Dole in Burgund. Später besuchte er die italienischen Universitäten Padua, Bologna und Pavia. In letzterer Stadt wurde er im Jahre 1535 zum Rektor erwählt. Bereits war der junge Truchseß, der übrigens Liebe zum geistlichen Stande frühzeitig geoffenbart hatte, nach der wenig lobenswerthen Sitte jener Zeit mehrfach bepfründet.

Da Otto eine Gesandtschaft Kaiser Karls V. an seinen Bruder König Ferdinand mit Erfolg erledigt hatte, ward er im August 1541 kaiserlicher Rath und Vertrauter. Als solcher

1) S. Bernard **Duhr**, Die Quellen zu einer Biographie des Cardinals Otto Truchseß von Waldburg. Histor. Jahrbuch VII, 177 ff.

2) Der protestantische Theologe Ernst Salomon **Cyprian**, der im Jahre 1743 nach Gothaer Handschriften unter andern Aktenstücken auch Briefe Ottos in seinem Tabularium ecclesiae Romanae veröffentlichte, vermochte nicht die genaue Geburtszeit unseres Truchseß zu überliefern.

reiste er das erstemal nach Rom, wo er sich durch seine Talente und sein Auftreten bei Papst Paul III. aufs beste empfahl. Der Papst ernannte ihn zu seinem geheimen Kämmerer und schickte ihn mit wichtigen Aufträgen als Internuntius an König Sigismund von Polen. Während Otto auf der Rückreise von dort begriffen war, wurde er als päpstlicher Bevollmächtigter zu dem Reichstage gesandt, den König Ferdinand nach Nürnberg auf das Jahr 1543 ausgeschrieben hatte. Er war kaum hier angekommen, als der Augsburger Fürstbischof Christoph von Stadion am 15. April 1543 starb. Auf Empfehlung Karls und Ferdinands hin ward der apostolische Nuntius Truchseß vom Domkapitel zum Bischof von Augsburg am 10. Mai 1543 gewählt. Schon am 1. Juni 1543 bestätigte Papst Paul III. diese Wahl und ertheilte dem Gewählten die Altersdispense, indem Otto noch nicht volle 30 Jahre zählte. Ueberdies erlaubte er ihm, die bisher in Speyer, Trient und in der Diöcese Constanz erlangten Pfründen neben dem Bisthum zu behalten. Otto aber, der nur Diakon war, ließ sich sofort zum Priester weihen. Da die Unduldsamkeit der Protestanten in Augsburg den katholischen Geistlichen den Aufenthalt in der Reichsstadt unmöglich machte, so mußte der Fürstbischof zunächst seine Residenz in Dillingen aufschlagen. Nachdem er eine zwischen dem Kaiserhofe und dem päpstlichen Stuhle bestehende Mißhelligkeit ausgeglichen hatte, ward er von Paul III. im Jahre 1544 [1]) zum Cardinalpriester erhoben, worauf er sich auf kurze Zeit abermals nach Rom begab.

Der neue Bischof und Cardinal weihte sein Leben der Reinerhaltung des katholischen Glaubens; er war ein eifriger Reformator [2]) und mußte es sein, weil sich auch in der Kirche,

1) Schwarz irrt sich in der Jahreszahl 1545 (Histor. Jahrbuch VII, 413 A.).

2) B. Duhr, Reformbestrebungen des Cardinals Otto Truchseß von Waldburg (Histor. Jahrbuch VII, 369 ff.).

wie am Eisen der Rost, Mißbräuche ansetzen, welche beseitigt werden müssen, damit die Braut Christi wieder in ihrer ganzen Reinheit und Schönheit erstrahle. Otto suchte zunächst durch Visitationen die vorhandenen Mißstände kennen zu lernen; dann war es seine Aufgabe, die in der Kirche längst vorhandenen Gesetze für das Leben des Klerus und des Volkes durchzuführen. Zu dem Zwecke hielt er Diöcesansynoden ab. Nur tüchtige Priester sollten angestellt und das kirchliche Einkommen entsprechend verwendet werden, der Klerus mußte die Wissenschaft pflegen, weshalb man auch die Bibliotheken nicht vernachlässigen durfte. Für würdige Spendung der hl. Sakramente wurden Anordnungen erlassen, und die Reformen in den Klöstern durchgeführt. Gegen unbotmäßige Geistliche und Eindringlinge ward mit aller Strenge vorgegangen. Der Cardinal selbst ging mit dem besten Beispiel voran: er zeichnete sich durch Demuth aus, machte mit heiligem Eifer die Exercitien, predigte, verkehrte mit dem Volke mit großer Herablassung und nahm sich in liebevollster Weise der Armen und Kranken an.

Soll aber das ganze Volk und die künftige Generation für Glauben und religiöses Leben gewonnen werden, dann muß eine der Hauptthätigkeiten die Hebung des Unterrichts- und Erziehungswesens sein. Deshalb richtete Otto seine Aufmerksamkeit auf die Gründung von Schulen, wobei er sogar auf Ausbildung des weiblichen Geschlechtes bedacht war. Zugleich suchte er tüchtige Lehrer und Prediger zu berufen, namentlich vertraute er Lehrstühle und Kanzeln dem aufblühenden Jesuitenorden an, wie denn der selige Petrus Canisius Domprediger von Augsburg wurde. Wie in seiner Diöcese Augsburg, so betrieb Otto auch mit Erfolg die Reformation in seinem Stifte Ellwangen.

Dabei vergaß er nicht die Pflichten des Landesvaters und Reichsfürsten; mit Eifer unterstützte er im Jahre 1546 seinen Kaiser im Kampfe gegen die Empörer, ja er begab sich selbst in das Feldlager. „Le cardinal d'Augsbourg,

armé de toutes pièces, se tenait près de son escadron" sagt Henne[1]) bei Schilderung des Gefechtes von Ingolstadt am 31. August 1546. An der Seite des siegreichen Kaisers zog er im Juli 1547 in Augsburg ein. Der Bischof konnte nun wieder daselbst wohnen und den katholischen Gottesdienst in den meisten Kirchen der Stadt erneuern. Im Jahre 1548 drängte die Vermittlungspolitik („Interim") des Kaisers Karl seinen hingebendsten Anhänger in die Opposition. Nicht lange darauf wurde es dem Fürstbischofe möglich, seine wichtigste und erfolgreichste Unternehmung zu beginnen: er gründete das Priesterseminar und die Universität Dillingen. Fünf Jahre, 1549 bis 1555, gingen darüber hin, bis diese Anstalten vollendet und dauernd gesichert waren. Die schwersten Opfer wurden gefordert, aber reicher Segen strömte von den Schulen, deren Leitung er nach kurzer Zeit den Jesuiten übergab, auf die Diöcese und die angrenzenden Länder, und das Seminar und die Hochschule (Lyceum) zu Dillingen erinnern noch jetzt an die große That des Cardinals. Im Jahre 1549 eilte Truchseß zur Papstwahl nach dem Süden, aber erst am 7. Februar 1550 ging Julius III. aus der Wahlurne hervor, und Otto konnte zurückkehren. Schon 1552, da die Truppen des Verräthers Moriz von Sachsen das Fürstbisthum besetzten und arg schädigten, ging er wiederum nach Rom, „wo er seinen Unterhalt als Cardinal zu haben hoffte".[2]) 1555 sehen wir den Fürstbischof, der kein Freund von Halbheiten in Religionssachen war, auf dem Augsburger Reichstage gegen den „Religionsfrieden" protestiren. Noch vor Schluß der Versammlung reiste er abermals zur Papstwahl nach Rom. Von dort zurückgekehrt, bemühte er sich auf dem Reichstage zu Regensburg für die katholischen Interessen. Im Jahre 1557 erhielt der Augsburger Cardinal

---

1) Histoire du règne de Charles-Quint en Belgique, Bruxelles 1859.

2) Druffel, Briefe und Akten, II, 513.

von Kaiser Ferdinand I. das Protektorat der deutschen Nation zu Rom übertragen.

Das Jahr 1559 rief ihn auf's neue nach Rom, wo er nun einige Jahre verweilte. Papst Pius IV. machte ihn kurz nach dem Antritte seines Pontifikates zum Präsidenten der Inquisition, dann am 5. Juli 1560 zum Legatus a latere für die Diöcese Augsburg und 1562 zum Cardinalbischof von Alba. Im darauffolgenden Jahre begleitete Otto die beiden Söhne des römischen Königs Maximilian nach Spanien, wo dieselben erzogen werden sollten. 1565 begegnen wir ihm in Rom wegen der Papstwahl. 1566 entfaltete er eine große Thätigkeit auf dem Augsburger Reichstage. 1567 hielt er in Dillingen eine Diöcesansynode, eine der wichtigsten, welche je im Bisthum gehalten wurden. 1568 trat er seine siebente Reise nach Rom an, daselbst blieb er die letzten Jahre seines Lebens, wohl aus Rücksichten der Sparsamkeit und in der Hoffnung, eine Legation im Kirchenstaate zu erhalten, um seinen schwierigen finanziellen Verhältnissen begegnen zu können. Aber am 2. April 1573 wurde der rastlose Kirchenfürst in eine bessere Welt abgerufen. Papst Gregor XIII. betrauerte tief den Tod des Cardinals, „ut fratris optimi et carissimi, propter eius praestantem in Deum, in pauperes inque omnes homines pietatem, caritatem, humanitatem“ (Breve vom 8. April 1573 bei Theiner, annal. eccles. ad ann. 1573).

In dieses Lebensbild ist noch eine äußerst reiche und fruchtbare Thätigkeit des Cardinals einzutragen: Truchseß hat nämlich Tausende von deutschen und lateinischen Briefen entweder selbst geschrieben oder schreiben lassen. Belehrend und ermunternd, warnend und tadelnd, bittend und unterstützend wendet er sich an geistlich und weltlich, an hoch und niedrig, an gelehrt und ungelehrt. Von den Briefen gelten auch im Allgemeinen die Worte A. Steicheles:[1])

---

1) Archiv für die Geschichte des Bisthums Augsburg, II, 124.

„Die Briefe Ottos sind von höchstem Interesse und für die Zeitgeschichte von größter Wichtigkeit. Sie entrollen ein lebhaftes Bild aller Vorkommnisse, zeugen von der staunenswerthen Thätigkeit des Cardinals für die katholische Kirche und das deutsche Vaterland und beurkunden seinen Einfluß auf Papst, Kaiser und Fürsten. Die Ansichten und Urtheile Ottos über religiöse und politische Zeitfragen offenbaren ebenso warme Vaterlandsliebe, als sie einen Schatz politischer Weisheit enthalten, wie sie auch durch die Erfahrung meistens als die richtigen sich bewährten."

Dabei schrieb Otto, wie es ihm ums Herz war, und fast in jeder Zeile spiegelt sich sein heißes, leicht erregbares Temperament, wie seine Charaktergröße. Man könnte meinen, der gefeiertste englische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, John Henry Newman, habe Briefe Ottos vor Augen gehabt, als er behauptete: „The true life of a man is in his letters."

Obwohl nun diese Briefe für die Kirchen- und politische Geschichte, für Sitten- und Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts, namentlich aber für die Charakteristik des Reichsfürsten und Cardinals so wichtig sind, so ist leider noch keine eigene Gesammtausgabe derselben erschienen, sondern sie sind zerstreut in den verschiedensten, oft schwer zugänglichen Werken, und viele ruhen bis zur Stunde im Staube der Archive. Nur Eine Separatausgabe von deutschen Briefen ist vorhanden: nämlich der Briefwechsel Ottos mit Herzog Albrecht V. von Bayern in der Zeit vom 14. August 1568 bis 14. September 1569 und vom 29. November 1572 bis 13. März 1573, welche Correspondenz Friedrich Wimmer in Steichele's „Beiträgen" zu Merkle's „Archiv für Pastoralconferenzen im Bisthume Augsburg" veröffentlicht hat. Ich hielt es daher für gerechtfertigt, auch eine Sonderausgabe von lateinischen Briefen des großen Cardinals zu veranstalten, zumal jener deutsche Abdruck im Buchhandel vergriffen ist. Genügen ja auch schon wenige Briefe, um Sinnen und Trachten des

Verfassers kennen zu lernen, besonders wenn dieselben in bewegter und ereignißreicher Zeit an einen der vertrautesten Freunde gerichtet sind.

Nun befindet sich im Diöcesanarchiv von Augsburg eine kostbare Handschrift von Briefen des Truchseß aus den Jahren 1560 und 1561, welche literarisch noch nicht verwerthet war. Da diese andere Codices an Richtigkeit und Genauigkeit zu übertreffen scheint, so wählte ich sie zur Grundlage meiner Veröffentlichung: „Literas a Truchsesso ad Hosium annis 1560 et 1561 datas ex codice Augustano primum edidit atque annotationibus illustravit et prooemio indiceque exornavit Antonius Weber. Ratisbonae 1892.“ [1])

---

1) Die „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung“ (Beilage-Nummer 144) brachte folgende Besprechung: „Der Cardinal Otto Truchseß von Waldburg, Fürstbischof von Augsburg und Propst des Reichsstiftes Ellwangen (1514—1573) und sein älterer Zeitgenosse Stanislaus Hosius, Cardinal und Fürstbischof von Ermland (1504—1579) zählen ohne Zweifel zu den hellsten ‚lumina ecclesiae‘, weil dieselben mit der ganzen Macht ihres persönlichen Einflusses die Reformation im Sinne des Tridentinums in's Werk setzten. Beide Männer standen am päpstlichen und am kaiserlichen Hofe in großem Ansehen und hatten einen tiefen Einblick in die Zeitverhältnisse. Ihr Wirken und Streben spiegelt sich am deutlichsten in ihrem vertraulichen Briefwechsel. Während nun die Herausgabe der Correspondenz des Cardinals Hosius, welche sich auf etwa 10,000 Nummern beläuft, neuerdings auf Kosten der k. k. Akademie zu Krakau von F. Hipler und V. Zakrzewski in zwei stattlichen Bänden (Cracoviae 1878 et 1888) bereits bis zum Jahre 1558 gefördert wurde, bleibt für eine ebenbürtige Sammlung der Briefschaften des Augsburger Cardinals, trotz der beachtenswerthen Vorarbeiten von Friedrich Wimmer und Bernhard Duhr, noch viel zu thun übrig. Der Lycealprofessor Dr. Anton Weber, bekannt durch seine 1884 zu Würzburg erschienene, beifällig aufgenommene Arbeit über das Leben und die Werke des Bildhauers Dill Riemenschneider, von welcher bereits eine zweite Auflage er-

Mit ihrer Hilfe war es möglich, eine Reihe von Unklarheiten, auch von unrichtigen Datirungen zu beseitigen, welche die große Sammlung von Abhandlungen, Reden und Briefen von und an die verschiedensten Persönlichkeiten enthält, die der verdiente Lagomarsini vor fast anderthalb Jahrhunderten herausgegeben hat. Auch konnte er als Italiener über Manches (Wimpfen, s. Weber S. 45, 116 u. a.) gar keinen Aufschluß geben, über Einiges (Aachen, s. Weber S. 38, 39, 41, 55 u. a.) bot er Unrichtigkeiten. Dazu kommt, daß Lagomarsini, so gewandt er auch im lateinischen Ausdruck ist, doch in Allem nicht den Anforderungen entspricht, welche heutige Philologen an klassisches Latein stellen. Von den Briefen des „Registrum" aber wählte ich zunächst diejenigen aus, welche Otto an Stanis-

---

forderlich wurde (vgl. Beilage zur Allg. Ztg. 1888 Nr. 48), liefert nun in dem oben angeführten Buche mit 59 Briefen des Cardinals Otto an Hosius wiederum einen dankenswerthen Beitrag zu einem künftigen, allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden codex epistolaris des berühmten Truchsessen. Seiner von seltener Akribie zeugenden Edition hat Weber eine Handschrift des bischöflichen Archivs in Augsburg zu Grunde gelegt, welche dem gelehrten Jesuitenpater Girolamo Lagomarsini nicht zugänglich war. Die mit textkritischen und sachlichen Anmerkungen trefflich ausgestatteten, vom Herausgeber je mit einer kurzen Inhaltsangabe versehenen Briefe sind sämmtlich in Rom geschrieben und erstrecken sich vom 6. April 1560 bis zum 20. Dezember 1561, stammen also aus der Zeit, in welcher Hosius päpstlicher Legat am Wiener Hofe war und von Papst Paul IV. zum Cardinal und apostolischen Legaten für das Concil zu Trient ernannt wurde. Die Mehrzahl der Briefe sind für den Schreiber und Empfänger höchst charakteristisch und zeugen von der innigen Lebensgemeinschaft jener beiden großen Kirchenfürsten. Ohne auf Einzelheiten der interessanten Edition hier näher einzugehen, darf man wohl sagen, daß die mustergiltige Weber'sche Publikation reiche Quellen für die Beurtheilung der deutschen Kirchengeschichte, des Tridentinums und überhaupt der allgemeinen Geschichte jener Zeit erschließt." Anm. d. Red.

laus Hosius sendete, weil beide Männer so geistesverwandt und in ihren Lebensschicksalen so ähnlich waren.

Bevor wir jedoch einen Blick in diese Correspondenz werfen, dürfte es nicht überflüssig sein, uns auch das Leben des Empfängers, das bereits durch eigene Schriften geschildert wurde, in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen.[1])

Nachdem Hosius seinem Vaterlande Polen treffliche Dienste in einflußreichen Stellungen geleistet und bereits mit zahlreichen kirchlichen Pfründen belohnt war, erhielt er im Jahre 1549 durch königliche Ernennung das Bisthum Kulm zugleich mit dem Auftrage, als polnischer Botschafter zu König Ferdinand und zu Kaiser Karl zu gehen. Nach glücklicher Erledigung seiner Gesandtschaft empfing er im Jahre 1550 die Bischofsweihe in seiner Vaterstadt Krakau, wo er 7 Jahre vorher zum Priester geweiht worden war. Im darauffolgenden Jahre wurde er auf das Fürstbisthum Ermeland[2]) erhoben. Hier nun, wo Stanislaus als Bischof und Landesherr auftreten konnte, wurde die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit in vollem Umfange durchgeführt. Die Mittel zu diesem Zwecke waren mündliche und schriftliche Belehrung und eigenes Beispiel, sowie die Gründung von Anstalten (Lyceum Hosianum) und die Berufung von Jesuiten. Aber auch in Polen, wo unter dem schwachen König Sigismund (1546 bis 1572) die neuen Irrlehren eingedrungen waren, wurde in dem Kampfe gegen dieselben Hosius durch Geist und Gelehrsamkeit, Gewandtheit und

---

1) Ueber die von Dr. Hipler und Zakrzewski besorgte Edition der gesammelten Briefe des Cardinals Hosius, deren zweiter die Jahre 1551—1558 umfassender Band 1888 erschien, vgl. Bellesheims Artikel in diesen Blättern, Bd. 110, S. 252—270
Anm. d. Red.

2) Der Friede zu Thorn vom Jahre 1466 setzte für Ermeland die Oberherrlichkeit der Krone Polen an die Stelle des Hochmeisters des deutschen Ordens, doch blieb der Bischof Landesherr und deutscher Reichsfürst.

Eifer der Führer des polnischen Episkopates. Im Jahre 1558 entsprach der Fürstbischof dem Rufe des Papstes Paul IV., sich an der Curie niederzulassen. Nicht minder schätzte ihn der folgende Papst Pius IV., der ihn im März 1560 als apostolischen Legaten nach Wien sandte, um mit Kaiser Ferdinand I. und Erzherzog Maximilian über die Wiedereröffnung des Concils von Trient zu verhandeln und zugleich den letzteren im katholischen Glauben zu befestigen. Schon im Februar 1561 wurde Stanislaus mit dem Cardinalshute ausgezeichnet, und im März erfolgte seine Ernennung zum apostolischen Legaten für das Trienter Concil. Auf diesem vertheidigte er mit fester Standhaftigkeit die Sache der Kirche. Nach Beendigung des Concils kehrte er in seine Diöcese zurück. Wegen der großen Verdienste um die Kirche seines Vaterlandes ernannte ihn Papst Pius V. im Jahre 1567 zum päpstlichen Laterallegaten im polnischen Reiche, Sigismund August aber zwei Jahre später zu seinem ständigen Nuntius in Rom. Noch im Jahre 1569 reiste Hosius dahin ab, um nicht mehr zurückzukehren. In Rom vertrat er zunächst die Interessen seines Landesherrn, sorgte aber auch als Cardinal und Vertrauter des Papstes mit rastloser Energie für das Wohl der Kirche Gottes in allen Himmelsstrichen, namentlich in Deutschland, England und Schweden. Beim Herannahen des Jubeljahres ward er vom Papst Gregor XIII. im Jahre 1573 zum Großpönitentiar ernannt. Fromm (ὅσιος), wie er gelebt, starb er zu Capranica bei Rom am 5. August 1579. Ueber den herben Verlust sprach Gregor XIII.: „Havemo perto una gran colonna della chiesa di Dio, ornamento del collegio nostro e splendor di questa corte: gia pregarà Dio per noi quel santo cardinale.“

Gehen wir jetzt etwas auf den Inhalt der Urkunden ein. Der erste Brief führt auf die Reise des päpstlichen Legaten Hosius von Rom nach Wien, und der letzte zeigt denselben in Trient. In diesem äußeren Rahmen entrollt sich zunächst

das innigste Freundschaftsverhältniß der beiden bedeutenden Männer. Truchseß nimmt Theil an Freud und Leid; er freut sich neidlos über die Auszeichnungen, die dem Ermländer werden, wie auch dieser dem Augsburger Cardinal seine freundschaftliche Anerkennung nicht versagt. Immer aber ist es Otto, der seinen Freund tröstet und ermuntert, und Ottos Persönlichkeit erstrahlt dabei durch Gottvertrauen und ungebeugten Muth im glänzendsten Lichte, während Hosius „unter dem zermalmenden Drucke der religiösen und staatlichen Wirren nicht selten schier den Muth verlieren und kurzweg sein Legatenamt niederlegen wollte" [1]) (S. 48, 83, 84).

Gleich einem rothen Faden zieht sich durch die Correspondenz der Mangel an entsprechenden Mitteln. Grund dieser Geldnoth war zunächst die theuere Hofhaltung; die Bischöfe glaubten als Reichsfürsten mit äußerem Glanze auftreten zu müssen: so erschien der Augsburger mit einem Gefolge von 50 Personen (Grafen, Herren u. a) auf dem Reichstage vom Jahre 1547, während der Ermländer in Begleitung von 60 Köpfen von Wien nach Trient reiste (S. 89). Dazu kamen die weitaussehenden Unternehmungen für Kunst, Wissenschaft und Unterricht, die Unterstützung von Gelehrten, der Druck zahlreicher Schriften (S 66, 104), die Sicherheitsmaßregeln gegen die Protestanten, die großartige Wohlthätigkeit. Dadurch erklären sich die wiederholten Gesuche um päpstliche Unterstützung (S. 11, 12, 15 u. s. w.) und die Anhäufung von Beneficien in Einer Hand.

Wie Otto unter Verläumdungen zu leiden hatte, so fehlte es auch dem Legaten nicht an Feinden und Neidern, so daß Truchseß wiederholt alles aufbieten mußte, um ihn aufrecht zu erhalten. Voll Theilnahme ruft er ihm zu: „Quot in te sunt maledicta, totidem esse duxeris triumphos tuos" (S. 23 f.).

---

1) Bellesheim im Liter. Handweiser Nr. 548.

Aber am deutlichsten geht aus dem Briefwechsel der Eifer der beiden Kirchenfürsten für die katholische Sache hervor: beide gehören zur entschieden-katholischen Partei, und waren demnach abgeneigt der Forderung des Laienkelchs, sowie der Duldung der versuchten „Priesterehen" (S. 87, 88). Wie Hosius auf den Vorwurf einer gewissen Schärfe, der ihm gemacht wurde, zu erwidern pflegte: „Wer in religiösen Dinge kalt reden und schreiben könne, dem sei der Glaube keine Herzenssache, und den Abfall eines großen Theils der Christenheit von der Kirche habe gerade die allzu große Bedächtigkeit und Kälte verschuldet", so war auch Otto ein Feind von „Laviren, Temporisiren" (Brief Ottos an Albrecht V.), und seine innerste Ueberzeugung war, „nulla in re connivendum, quae praeceptis ecclesiasticis et institutis adversetur" (S. 23). Ja, gegen jede schwankende, unentschiedene Haltung eines Bischofs oder Fürsten, der noch dem katholischen Glauben anhing, ereiferte sich Otto mit der ganzen Stärke seines Glaubenseifers (S. 62, 97). Dieser erscheint besonders in seinen Bemühungen für das allgemeine Concil, die in vielen Briefen wiederkehren. So schreibt er am 25. Mai 1560: (Den Herzog von Bayern) „oro summis precibus, ut Concilii constitutionem, qua nihil est christianae reipublicae, nihil praesertim Germaniae, utilius aut salutarius, adjuvet, urgeat, quantum in se est, ad optatum piis ac bonis omnibus exitum perduci, id est institui studeat" (S. 18). Freudig hatte am 24. April 1560 Truchseß die päpstliche Ablaßbulle in Betreff der Synode bekannt gemacht, in welcher dreimaliges Fasten und der Empfang der heiligen Sakramente angeordnet wurden. Er selbst schreibt seiner Diöcese noch tägliche Gebete vor. Da dieser schöne Hirtenbrief an seinen Klerus, der, bis jetzt gänzlich unbekannt, nun zum erstenmal an die Oeffentlichkeit trat (S. 114 ff.), die stete Praxis der Kirche bezeugt und außerdem für den Glaubenseifer und die Vaterlandsliebe Ottos so kennzeichnend

ist, will ich ihn hier wiedergeben und zwar in deutscher Sprache.

„Da wir das Haus Job an den vier Ecken erschüttert und das Schiff der Kirche Gottes von allen Seiten durch widrige Winde umhergeworfen sehen, so glaubten wir zu Dem allein unsere Zuflucht nehmen zu müssen, durch dessen Wort die Winde sich legen, und auf dessen Wink die Stürme ruhen. Daher wollen wir ihn, den wir durch unsere Missethaten länger zu schlafen zwangen, durch fromme Gebete und heilige Gelübde erwecken. Denn dies ist die allerbeste Art und Weise, den Zorn Gottes zu besänftigen und uns seine Erbarmung zu erringen. Der allmächtige Gott selbst hat jene uns gelehrt, und viele große Heilige haben sie uns durch Wort und Beispiel überliefert. Daher hielten wir, besorgt für das Heil Aller, besonders aber bekümmert um das Wohl Deutschlands, unseres gemeinsamen Vaterlandes, gemäß unserer oberhirtlichen Pflicht es für nothwendig, euch dringend zu ermahnen, dafür zu sorgen, daß in allen Kirchen und Gotteshäusern unseres Bisthums täglich Gebete mit größter Andacht und Frömmigkeit verrichtet werden. Dabei sollen die Einzelnen zu Gott flehen namentlich für den glücklichen Fortgang des Concils, für die Fortdauer des Friedens und der Eintracht der christlichen Könige und Fürsten, für die Einheit der katholischen Kirche und für die Ruhe Deutschlands. Weil aber wir selbst uns Mühe gegeben haben, daß fromme und gelehrte Männer einige für die Sache und die Zeit passende Gebete sammeln und ausarbeiten, so schicken wir euch diese, damit ihr sie nach der Drucklegung bei den Andachten selbst nach Gutdünken gebrauchen könnt. Ueberhaupt verlangen wir von euch, daß ihr jener angeführten vier Punkte sowohl selbst beim Gebete eingedenk seid, als auch den Laien befehlet, dasselbe zu thun. Gott aber bitten wir, die Gebete von euch und den Gläubigen zu erhören und allen seine Gnade zu verleihen. Lebet wohl im Herrn!“

Besonderes Interesse erregen ferner die Mittheilungen über die höchsten Personen der damaligen Welt, über Papst Pius IV. und Kaiser Ferdinand I. Ersterer zeigt allen Eifer für Reformirung und für die Erneuerung des Concils, so daß schon

aus dieser Correspondenz die Verleumdung der Gegner hinfällig wird, es sei dem Papste um eine allgemeine Kirchenversammlung nicht Ernst gewesen (S. 34, 50, 63, 68). „Concilio hic nulla mora affertur, nec quidquam est antiquius sanctissimo domino nostro, quam ut res instituatur, idque uti fiat primo quoque tempore, laborat . . . Pontificis maximi voluntas aut ratio nemini non iniquo dubia esse potest (S. 79).

Der Kaiser ist zwar ein gläubiger, frommer Katholik und für den Glauben der Väter besorgt (S, 19, 20, 26), aber er meinte bei der religiös-sittlichen Verwirrung und Verwilderung, daß außer der unbedingt nothwendigen Reform des Welt- und Ordensklerus es dringend geboten sei, die Neugläubigen „durch statthafte Verwilligungen zu begütigen und so wieder allgemach in den Schooß der Kirche zu ziehen.“ Zu diesen Bewilligungen rechnete er insbesondere die Gewährung des Laienkelches, der Priesterehe und die Aufhebung der Fastengebote, und in diesen „dringlichen Wünschen und Ansprüchen“ ward er von seinem Schwiegersohne Herzog Albrecht V. von Bayern unterstützt; weßhalb auch dieser getadelt wird (S. 87, 88), während er früher reiches Lob erhalten hatte (S. 13, 14).

Häufiger wird des Erzherzogs Maximilian gedacht, der durch seinen ersten Lehrer Wolfgang Stiefel, namentlich aber durch seinen Hofprediger Pfauser in der alten Religion wankend geworden war. Wie gaben sich die beiden Prälaten Mühe, den künftigen römischen König und Kaiser für die Eine Wahrheit zu gewinnen, und welche Freude, als die Bemühungen Erfolg zu haben schienen (S. 14)!

Aber nicht bloß treten Gestalten, welche im Diademe (Philipp II. u. a.) oder im Purpur (hl. Karl Borromäus, Morone u. a.) glänzen, vor unser Auge, sondern es werden auch Streiflichter auf Männer der Wissenschaft geworfen: da ragt hervor die Säule der deutschen Kirche, der Jesuit Peter Canisius, den die Kirche der Ehre der Altäre gewürdigt;

da leuchten die beiden Dominikaner, der Dillinger Professor Peter Soto und der Wiener Hofprediger Mathias Hartzmann aus Sittard; da werden gefeiert die Convertiten Martin Eisengrein und Friedrich Staphylus. Auch die Gegner der katholischen Kirche: Johann Brenz, Joh. Sebastian Pfauser, Pier Paolo Vergerio u. a. werden nicht übergangen, wie denn der Cardinal den pflichtvergessenen und meineidigen Herzog Albrecht von Preußen klar durchschaut (S. 112).

Ich schließe mit dem Wunsche: Mögen diese wenigen Zeilen auch in weiteren Kreisen das Interesse für den ausgezeichneten Cardinal erregen und andere Forscher Bausteine beitragen, damit wir endlich zu einer Gesammtausgabe seiner Briefe gelangen, die den modernen Anforderungen an Textkritik genügt. Dann erst dürfte es einem Biographen möglich werden, ein vollständiges Bild des Lebens und des überreichen Schaffens des großen Kirchenfürsten zu zeichnen. Möchten insbesondere die Augsburger Diöcesanen in einer Zeit, da manche, an Geist so wenig groß, an Sitte und Charakter so klein, in Erz und Stein verherrlicht werden, sich angetrieben fühlen, dem hochverdienten Bischof bis zum 400jährigen Jubiläum seiner Geburt ein Denkmal zu errichten, das vor aller Welt mahnt, in den heranbrausenden Stürmen die höchsten Güter treu zu bewahren, für welche der Glaubensheld und sittenreine Fürst so viel gekämpft und gelitten.

Regensburg. A. Weber.

LXX.

Der Maler Wilhelm Ahlborn.

Ein Künstlerbild aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

(Schluß.)

IV.

Zunächst wandte der trauernde Künstler seine Schritte nach dem Mittelpunkt der Christenheit, nach Rom. Wie ganz anders zog er dieses zweite Mal dort ein! Doch wußte er, daß auch hier es ihm nicht an Theilnahme und tröstlicher Ansprache fehlen würde. Namentlich in der Familie Veit (Johann und Flora Veit) fand Ahlborn wohlthuende Aufnahme und schonendes Verständniß. „Meine edlen treuen Freunde, Herr Veit und Frau Flora", heißt es in einem Briefe an L. Hensel, „verdienen an mir den Himmel; ich war ganz gebrochen in Rom angekommen und ihre Liebe hat an mir gethan, was ich nie vergelten kann. Dort bin ich am liebsten und sehr oft." [1]) Auch mit Overbeck verkehrte er viel und gern; da fühlte er sich weniger allein, und das Wort des edlen Meisters, der selber erst seinen einzigen Sohn verloren, besaß eine aufrichtende Gewalt. Er begann wieder künstlerisch sich zu beschäftigen, wenngleich noch unklar über seine nächste Zukunft; von einem Entschluß, wie und wo er diese etwa gestalten wollte, war noch am Schlusse des Jahres keine Rede. Nur das Eine

1) Brief Ahlborns an L. Hensel, Rom 30. März 1842. (Ungedruckt.)



empfand er deutlich: „meine Liebe für Italien wuchs, denn meine Therese war nun d'rin begraben."

Im Frühjahr 1842 schrieb er an Luise Hensel:

„Meine selig entschlafene Therese hatte bei unserer Abreise sich ausgebeten, die Andachtsbücher zu bestimmen, die uns begleiten sollten. ‚Das kleine Gebetbüchel von Luise muß auch mit, denn das nehmen wir Beide gern' — sagte sie und wickelte es nicht doppelt ein, wie die andern, weil es wohl öfter gebraucht würde; — jetzt brauche ich es allein als Stütze und Brücke zum Himmel, und bin hinter ihr zurückgeblieben .... Bis Assisi war ich jung mit ihr, und wir flochten unsere Kränze täglich für den Altar und für einander; seitdem bin ich alt geworden. Träume waren Wirklichkeit geworden; wir lebten in der Kirche, im Lande unsrer früheren Wünsche, und durch dieses seltne und reine Glück webte eine Ahnung — die ich erst später verstanden — daß solch ein Leben auf Erden nicht lange dauern könne. Gelobt sei Gott für Alles! Ich war neun Jahre glücklich, sie war und ist es nun ohne Leid in Ewigkeit! .... Sie starb in meinen Armen, die Liebe ist nicht gestorben, sie sendet mir Trost und Hilfe. Sie war hoch von Gott begnadigt; ihr Tod war wie ihr Leben; lieb und sanft und ergeben trug sie, was Seine Weisheit schickte, das Bitterste wie alles reiche schöne Gute. Im Sterben war sie groß! Es ist wunderbar, wie die Kraft Gottes in ihr mächtig war. — Mit mir geht's nun immer noch nicht wieder, ich habe keinen Eifer für die Arbeit, und das muß freilich anders werden. Jetzt sind die hohen Festtage vorüber, die ich nach Möglichkeit in San Pietro mitgefeiert habe — und ich habe mir das Beste vorgenommen[1]) ... Wenn Sie nach Rom

1) Gerade im Frühjahr 1842 brachte Schorn's Kunstblatt eine Correspondenz aus Rom folgenden Inhalts: „W. Ahlborn, der vor Kurzem hieher zurückkehrte, ist mit verschiedenen Veduten der lombardischen Seen beschäftigt, die etwas sehr Tüchtiges zu



mal schreiben, da denken Sie an den einsamen Maler Ahlborn, piazza dei Cappuccini No. 85." [1])

Einen aufheiternden Genossen erhielt der Maler an dem Dichter Guido Görres, der um diese Zeit (1841 bis 1842) ebenfalls in Rom weilte und mit ihm in freundschaftlichen Verkehr kam. Ahlborn kannte ihn von München her, und die jugendliche Lebendigkeit des Freundes, der Frohsinn und die Wärme seines gläubig poetischen Gemüthes wirkten auf seine Lebensgeister wie erfrischende Alpenluft. Sie begegneten sich in den gleichen römischen Familien und machten gemeinsame Wanderungen in der Umgebung Roms. In Guidos Geleit zog Ahlborn am 1. Mai hinaus in die Campagna zu dem beliebten alljährlichen Maifest der Künstler, dessen phantastisch buntes Treiben er mit dem Auge des Malers in sich aufnahm und in seinem Tagebuch mit all dem lustsamen Wechsel von komischem Ernst und Scherz, mit dem Jubel der Bajocco-Ordensvertheilung, den „olympischen" Spielen, dem Heimzug mit Fackeln und Gesang anschaulich schildert. An den „Marienliedern" von Guido Görres, welche gerade damals während des Maimonats (1842) in Rom und Albano, fast Tag für Tag wie Frühlingsblumen aufsprossend, entstanden, nahm Ahlborn den wärmsten Antheil; einige wurden ihm zu Lieblingsgesängen, zumal „Die Kapelle am Alpensee" (zum 27. Mai), wozu der Dichter durch ein Bildchen, welches Therese Ahlborn am Comersee gemalt hatte, geradezu Idee und Anregung empfing:

„O stille Kapelle am Alpensee!
Du machst mir das Herz so sehnsuchtweh!
Mir winket so ernst, mir lächelt so mild,
O traute Kapelle! dein friedliches Bild . . ."

---

werden versprechen. Ein längerer Aufenthalt am Comer-See und in den Umgebungen hat ihn mit den Schönheiten dieser ernstheitern Gebirgsnatur vertraut gemacht, und sein schönes Talent für die Auffassung bewährt sich in diesen Bildern." Kunstblatt (Stuttgart) 1842, S. 122.

1) Brief vom 30. März 1842. (Ungedruckt.)

Von nicht minder wohlthätiger Einwirkung auf seine Stimmung und erneute Thätigkeit erwies sich das Zusammentreffen mit dem Erzbischof von Salzburg, Fürst Friedrich Schwarzenberg, in Rom. Der Fürst, dessen Primiz der Maler mit seiner Gattin in Salzburg beigewohnt hatte, war nach Rom gekommen, um aus den Händen des heiligen Vaters den Cardinalshut zu empfangen. Nachdem der junge, erst 35jährige Cardinal von seiner Titularkirche (St. Agostino) Besitz ergriffen, beschloß er eine Reise nach Sicilien zu machen und lud den Maler ein, ihn zu begleiten. Ahlborn sagte zu, und so war es ihm beschieden, zum zweiten Mal jene Insel zu betreten, die schon beim ersten Besuch vor dreizehn Jahren ihm „so Reiches, so Unerschöpfliches" geboten hatte. Die Reise, über die er nur ein kurzes Tagebuch geführt — es war eine Karawane mit elf Pferden unter der Leitung des berühmten Führers Giuseppe Fileccia — dauerte etwas über einen Monat, von Mitte Mai bis Mitte Juni 1842 und berührte von Palermo aus als Hauptpunkte Cefalu, Nicosia, den Aetna, Catania, Syracus, Taormina und Messina. Ahlborn zeichnete viel auf bekannten und unbekannten Wegen, und empfing in der Gesellschaft des edlen Kirchenfürsten und seines Gefolges (Domkapitular Tarnozzi und Maler Petzolt) so viel Anregung und geistige Auffrischung, daß er wie neugestärkt nach Neapel (wo er noch zehn Tage beim Cardinal wohnte) und nach Rom zurückkam.

„Ich fühlte jetzt", sagt er nach seiner Rückkehr, „immer mehr, wie die Sicilianer Reise mich geistig erweckt hatte; es war so etwas Besonderes auch nöthig, sonst hätte ich immer so hingebrütet. Die Bekannten fanden mich auch sehr verändert und ich war dankbar für die Abwechslung der einsamen Tage." Und damit kehrte für den Künstler auch die volle Arbeitsfreude wieder, sowie der Sinn für lebhafteren geselligen Verkehr mit Gesinnungsgenossen, zu deren Kreis außer den Familien Veit und Overbeck besonders Franz von Rohden, G. Flatz, Albert Küchler, dann Karl

Müller, J. Settegast, Joseph und Franz Keller aus Düsseldorf gehörten. Er malte jetzt nicht nur wieder fleißig, sondern auch mit Lust und Liebe, so daß er bald im Stande war, abermals eine große Anzahl von Aquarellen an den König von Hannover abzuschicken. Auch den guten Nonnen in Assisi malte er in dankbarer Erinnerung zwei Bilder für ihr Kirchlein: eine hl. Theresia und eine hl. Veronika — seine erste Arbeit für den Schmuck eines Gotteshauses.

Als Guido Görres im August Rom verließ, um nach mehr als einjährigem Aufenthalt die Heimkehr ins Vaterland anzutreten, begleitete ihn Ahlborn noch eine Strecke Weges; durch die Ungeduld eines Vetturins scheinen sie aber ohne Abschied auseinander gekommen zu sein, wie aus einem Briefe des Malers zu schließen. Am 8. Sept. 1842 schreibt Ahlborn:

„Verehrter Freund, lieber Guido. Was ich bei einem möglichen Abschiede hätte sagen können und sollen, das wäre doch, wie gewöhnlich, stecken geblieben — ich habe Sie sehr lieb und Ihre Zuneigung für mich ist auch wahr — und somit thut es auch weiter nichts, daß ein Vetturin uns schneller auseinander gefahren, als wir Beide vorher gedacht. Kommen Sie im Geleite Gottes und seiner heiligen Mutter nach München und machen Sie den lieben Ihrigen Freude, das ist mein Wunsch, der schon erfüllt ist, ehe ich ihn aussprach. Gott sei Dank! Empfehlen sie mich Ihrem Herrn Vater . . . Keller und Veit mit ihren Frauen grüßen herzlich. Schicken Sie mir ja das Werk Ihres Herrn Vaters: Staat und Kirche, auch das neuere zum Besten des Kölner Dombaues, und fordern Sie, wie ichs vergelten soll. Ihre eigenen Gesänge, in Rom gesungen, will ich hier fortsingen; ich glaube sie zu empfinden, das macht mich glücklich und katholisch, wofern ichs noch nicht bin. Das Muttergotteskapellchen am Como-See habe ich den Schwestern meiner Frau geschickt, und viel Liebes von Ihnen erzählen müssen, es ging nicht anders. Ueber die einfache Grabschrift habe

ich den guten Hirten gezeichnet, den hatte meine Therese lieb. — Zum Schreiben haben Sie nicht Zeit, aber zum Denken an mich, wenigstens hin und wieder vor dem Herrn! Mit Zuneigung Dein Freund Wilhelm Joseph Ahlborn." [1])

Hier mag des Zusammenhangs wegen noch ein anderer, acht Monate später geschriebener Brief Ahlborns an denselben Freund eingereiht werden, d. d. Rom, 27. Juli 1843:

„Verehrter Doktor und sehr geliebter Freund, lieber Guido. Heut vor zwei Jahren nahm ich mit meiner Frau Abschied von jenem Kapellchen am Como-See, das Sie so gut und schön verstanden und empfunden; die Sonne ging dort über dem Gipfel meines Erdenglücks und am heutigen Tag hinter demselben unter, wir reiseten dem Ziele zu, das am 27. September in Assis erreicht war, ehe ich es versah. — Vor einem Jahr war unsers Freundes Clemens [Brentano] letzter Lebenstag, ihm ging die letzte Erdensonne in Aschaffenburg unter. Wir beide waren in diesen Tagen auf dem obern Dach der Villa Wolkonsky und ich freute mich Ihres poetischen jugendlichen Schauens in den goldenen Himmel Ihrer Zukunft, in den Sie bereits schöne selige Sterne ausgesäet, die meinen Wolkenhimmel durchschimmern, aus dem ich in meine sonnige Vergangenheit schaue. Haben Sie treuen Dank für Ihr besonderes Denken an mich, für die heiligen Gräber [2]) und für Ihren heiligen Mai — der in Ihren Marienliedern das ganze Jahr dauert. — Heute will ich dies Zeichen für Sie in die kleinen Hände der Phillips-nichte legen . . . Nun grüßen Sie mir vor Allem Ihren hochgeehrten lieben Vater! Wenn der Völkerhirt im Namen aller Völkerheerden Ihn ehrt, wenn Gregor Ihn grüßt — da sollte freilich so ein einzelnes vereinsamtes Schäflein sich

1) Brief an G. Görres aus Rom, 8. Sept. 1842. (Ungedruckt.)

2) Abdruck eines Artikels von G. Görres: „Jerusalem und Rom. Die Städte der heiligen Gräber. Zum neuen Jahre 1843," in den „Histor.-polit. Blättern" XI, 1—24.

still verkriechen und sich an der Görresfreude der christlichen Schaaren im Stillen laben — aber dennoch, grüßen Sie Ihren Vater! Er hat in Botzen mein frommes Schäflein geführt, und uns Alle dazu von Gries über die hohen Stege am Gebirge bis zu den Cascatellen hinterm Tscheigethurm, bis zu Haus — bis hieher — und führt uns Alle noch und unsere Kinder, wenn er längst unter den Patriarchen im Himmel sitzt. Möge Er indeß noch unter und über Ihnen allen sitzen im glücklichen Familienkreise bis ans späteste Ziel menschlichen Lebens! — Ich hätte Ihn gern gezeichnet, als ich in München war, Schorb und Vogel befriedigen mich nicht, das klingt kühn, aber es ist wahr; — warum ich Sie nicht in Rom darum gebeten, das begreife ich nicht, ich hätte es wahrscheinlich gut gemacht, denn ich habe Sie sehr lieb ... Kellers [1]) sind alle assai consumati, sie reisen nach Perugia zur Erholung und sollen vor September nicht zurückkommen, Franz reiset mit [Karl] Müller nach Haus, die Andern bleiben noch den Winter, ich auch. Bei Rohdens geht's wie immer, solide, kräftig, natürlich und lieb, ich bin wohl gerne da. Herr Johannes und Frau Flora [Veit] unverändert, fleißig, fromm, gottselig und wenn ich da bin, auch lustig. — — Behalten Sie mich ferner lieb, und erfreuen Sie mich, so oft Sie können, mit Ihren Nektartropfen, aus der Schaale, die Ihnen voll gereicht — Ihr Freund Ahlborn." [2])

Nach Guidos Abgang fand der deutsche Maler einen erwünschten Ersatz in dem Verkehr mit Hofrath Phillips und Frau aus München und mit Medicinalrath Lorinser aus Breslau, welche mit einander nach Rom gekommen, um den Winter in der ewigen Stadt zu verbringen, und den ihnen sympathischen Künstler gern in ihre geselligen Kreise

1) Kupferstecher Joseph Keller und dessen Frau, sowie der Bruder Franz Keller aus Düsseldorf.

2) „An Doctor Guido Görres." Bisher ungedruckt.

zogen. In der römischen Wohnung des Ehepaars Phillips feierte Ahlborn — in heiterem Verein mit Dr. Lorinser, sowie den Kunstgenossen Keller und Settegast, dem Medailleur Voigt und dessen Frau, einer Römerin — am 26. Januar 1843 den Geburtstag des Vaters Görres.[1])

Im folgenden Jahr rückte auch für Ahlborn die Zeit der Heimkehr in's Vaterland nahe. Er hatte im Februar 1844 mit Rohden und Keller noch einen lohnenden Ausflug nach Subiaco gemacht, nach Ostern Kellers Abschiedsfest in der Villa Mellini auf dem Monte Mario mitgefeiert; nun kam die Reihe des Scheidens an ihn selber. Nicht blos das Verlangen der Seinigen, auch die Vollendung der Welfenaufgabe machte die Wanderung nothwendig. Nachdem er am Tage von Christi Himmelfahrt zum letzten Male den Segen des hl. Vaters empfangen hatte, trat er am 15. Juni 1844 die Reise an — in gemächlichem Zuge, und mit verschiedenen kürzern und längern Pausen, die altvertrauten Punkte des italienischen Landes durchpilgernd. Denn auf dem Rückwege galt es gleichfalls noch zerstreute historische Guelfenstätten (Spoleto, Arezzo, Pisa, Canossa, Ferrara, Padua, Castel Guelfo bei Parma ꝛc.) aufzusuchen, wie es die mitgegebenen Notizen aus Hannover vorschrieben. Auch an Assisi konnte er unmöglich vorbeiziehen, ohne die deutschen Nonnen in ihrem traulichen Klösterlein zu begrüßen und vom Grabe seiner im Dome ruhenden Gattin Abschied zu nehmen.

Zuletzt übte auch der Comer-See den alten Zauber auf ihn. Die herrliche Natur im Vereine mit den wehmüthig schönen Erinnerungen hielt den Maler so fest, daß er sich entschloß, den Winter dort zuzubringen, um noch länger italienische Luft zu athmen, und die 25 Bilder, die in Skizzen vorlagen, fertig zu malen. Ein italienischer Maler, Don Francesco Carcano, den Ahlborn von Mailand her kannte,

---

1) Vgl. F. Lorinser: Aus meinem Leben. Regensb. 1892. II, 350.

bot ihm in Bellagio sein Studium an, und „nun begann ein schönes Künstlerleben. Ich freute mich auf das Malen wie lange nicht mehr. Alles goß Ruhe und Friede in's Herz; das fühlte ich täglich Mit der Sonne stand ich auf, sobald ihr erster Blick die Alpenspitze mir gegenüber erleuchtete. Dann ging ich zur heiligen Messe und nach einem frühen Spaziergang am See oder auf die Höhe, wurde tüchtig gearbeitet. Abends saß ich oft lang am See, der wie die menschliche Seele nimmer schläft; er schaukelt sich sanft in seiner großen Wiege, wie meine Seele in ihrer großen Erfahrung." Die fertigen Bilder wanderten nach Hannover und wurden am Hofe mit dem Ausdruck höchsten Wohlgefallens aufgenommen, der Künstler selbst zur Fortsetzung aufgemuntert. Liebevolle Briefe aus Rom, von Rohden und Overbeck, halfen den Aufenthalt verschönern.

So blieb Ahlborn fast sieben Monate „an jenen reizenden Ufern eines schönen, wenn nicht des schönsten italienischen Sees." Es war ihm eine herrliche Zeit in genußvoller Arbeitsamkeit. „Das Klima, die mannigfachen Erinnerungen, die Kunst, die Kirche, die schönen Ausflüge am See in freundlicher Gesellschaft, Alles war so glücklich vereint, daß die Zeit nur zu schnell dahineilte."

Im Frühjahr 1845 endlich mußte von „dem lieben Bellagio" geschieden und die Reise fortgesetzt werden. Durch das Valtellin ging es über den Splügen, wo der Postwagen noch mit dem Schlitten vertauscht werden mußte, durch das Thal von Vaduz an den Bodensee, in dessen Umgegend noch die schwäbischen Guelfenbilder aufzusuchen und zu zeichnen waren: Ravensburg, die Wiege Heinrichs des Löwen, und Weingarten mit den Welfengräbern voran Weiterhin folgten Kaufbeuren, Mindelheim, Memmingen 2c.; dann tiefer im Schwabenland Achalm, Sindelfingen, Weinsberg und Heilbronn.

Von da ab zog der Maler rheinabwärts nach Köln und Düsseldorf. Seinen Wohnsitz aber nahm er jetzt in Hannover, um hier die Reihe der Aquarelle, die dem alten

König fortdauernd viele Freude machten, zu vollenden. Die Königin war inzwischen gestorben.

So saß er denn wieder in seiner Vaterstadt, die er mit 18 Jahren als armer Malerbursche einst verlassen hatte, nun ein gereifter Künstler, der Ruf und Ansehen in der Welt gewonnen, aber auch des Lebens-Ernst und Schmerz erfahren. Eine neue Generation war herangewachsen, die ihn nicht kannte, und so kam es, daß er in der alten Heimath sich oft fremd und verlassen fühlte. Er nahm deshalb zwei Neffen zu sich in's Haus, „um in ihnen sich zu verjüngen, ihnen Zeichenunterricht zu geben, und wo möglich die Liebe zur Kunst in ihrer Brust zu wecken". In stiller Emsigkeit erwuchs aus den heimgebrachten Skizzen Bild um Bild, so daß innerhalb zweier Jahre (1845—47) der ganze Welfenauftrag zur Vollendung gedieh.

Ausflüge und Gastbesuche brachten Abwechslung in das Leben des Einsiedlers. In Osnabrück feierte Ahlborn das Wiedersehen mit dem alten Jugendfreunde Joseph Tepe, der dort im eigen erworbenen Haus ein zufriedenes Familienleben sich geschaffen. Die Ueberraschung des Freundes war so groß, daß er vor Bewegung nicht reden konnte, als sie nach 22 Jahren sich wieder die Hände drückten. Die Freunde fuhren dann zusammen nach Münster, um am 6. Sept. 1845 das fünfzigjährige Jubiläum des seit sieben Jahren erblindeten Bischofs von Münster, Caspar Maximilian von Droste, mitanzusehen und vier Tage hindurch mitzufeiern. Die große festliche Prozession durften sie aus einem Fenster des Erzbischofs Clemens August am Domplatz mitansehen. Der mächtige Eindruck dieses ergreifenden Festzuges, an dem sich gegen 600 Priester der Diöcese und elf Bischöfe betheiligten und wobei der blinde Jubilar von zehn Priestern zum Domplatz getragen wurde, spiegelt sich in Ahlborns Tagebuch ab, und wirkt noch in einem späteren Brief an Overbeck fort: „So viel Priester", schreibt er letzterem, „hatten sich in unserm Norden wohl lange nicht zusammen gesehen,

Dante hätte die ganze Feier in seinem Paradies brauchen können".

Gleichzeitig dankt er Overbeck für einen liebevollen Brief, mit dem ihn dieser den Winter zuvor während seines Aufenthalts in Bellagio erfreut hatte, und fährt dann, des römischen Lebens gedenkend, fort: „Die Stunden, die ich bei Ihnen zubringen durfte, haben fortdauernd in der Erinnerung großen Werth; Sie haben mich erbaut, belehrt und oft getröstet. Ihr Beispiel erwärmt mich, so oft ich Ihres glücklichen Lebens in der Kirche und in der Kunst gedenke. Wohl Ihnen, daß Sie es in Rom führen können; ich trage Rom und Assisi mit mir herum auf meiner Pilgerschaft, und so auch die Freunde, die an beiden Orten meiner gedenken." [1])

Persönliche Beziehungen und religiöses Interesse führten Ahlborn zu wiederholten Malen nach Hildesheim, der alten Bischofsstadt, wo er mit den Professoren Alzog (damals Regens am Seminar) und J. G. Müller (später Domkapitular) sich auf's innigste befreundete und in Beider Gesellschaft lehr- und genußreiche Stunden verlebte. Eines Tages — es war nach Ostern 1846 — fuhr Alzog mit dem Maler hinaus zum alten Pfarrer Lotz in Dinklar. Man wünschte einen Rath des Künstlers hinsichtlich der Errichtung zweier neuer Seitenaltäre. Aus dem Rathe wurde eine Bestellung. Auf den Wunsch des Pfarrers sollte er für den Marienaltar eine heilige Jungfrau malen. Ahlborn übernahm den Auftrag, und so entstand sein erstes Muttergottesbild, das gleichsam die Brücke bildete zum Betreten eines für ihn neuen Gebietes, der religiösen Malerei, welche die Schaffensthätigkeit seiner späteren Lebensjahre ausfüllen sollte. Der ungesuchte Auftrag machte ihm solche Freude, daß er noch vor dem Herbste das fertige Gemälde

1) Brief Ahlborns an Overbeck, Hannover 8. Oktober 1845. (Ungedruckt.)



dem alten Pfarrer, der auch der Stifter war, übergeben konnte. „Mein Muttergottesbild“, schreibt er an Luise Hensel, „ist mit vieler Feierlichkeit in der Kirche zu Dinklar bei Hildesheim aufgestellt. Der Pastor hatte viele andere Geistliche gebeten und ich bestimmte den St. Theresientag zur Aufstellung.“ [1]) Seine selige Therese sollte auch mit diesem Gemälde in geistige Verbindung gebracht werden.

Das Frühjahr 1847 verbrachte Ahlborn in Berlin, wo er bei seinem Freunde, dem Kupferstecher Joseph Caspar, wohnte. Es war ein trefflich gesinnter Künstler, der vormals auch in Italien gewesen, und der erste, durch den die Kupferstecherkunst in Berlin wieder zur Geltung gelangte. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind Stiche nach Rafael, Tizian, van Dyck, Murillo; auch die neun Musen von Wach und ein Blatt nach Overbeck, La Gerusalemme liberata, hat er gestochen. Caspars Töchterlein war Therese Ahlborns Pathenkind, weshalb der Maler mit Zärtlichkeit an der „lieben kleinen Josephine“ hing, auch für ihre Erziehung in einem Hildesheimischen Institute Sorge trug. Er blieb bis Ostern (4 April) in Berlin. „Die Fastenzeit und die heil. Charwoche“, heißt es in einem Briefe an L. Hensel, „war ich in St. Hedwig und recht erbaut, es ist eine Seelenfreude, den Gottesdienst dort so würdig begangen zu sehen.“ [2])

Um diese Zeit kam in der Seele des Künstlers der Entschluß zur Reise, Deutschland zu verlassen und wieder nach dem Süden zu ziehen. Seine heimischen Aufträge waren vollendet. Andere künstlerische Pläne bewegten seinen Geist und seine liebsten Gedanken weilten jenseits der Alpen. Es war sein Wunsch, den Abend seines Lebens in Italien zu beschließen.

---

1) Brief an L. Hensel, aus Hannover, 29. November 1846. (Ungedr.)
2) Brief Ahlborns aus Hildesheim, 17. April 1847.

Wenn der 51 jährige Ahlborn bei seinem Scheiden von der Heimath Rückschau hielt über die Reihenfolge seiner bisherigen Leistungen, so konnte er auf ein ansehnliches künstlerisches Tagewerk, die redenden Zeugen eines glücklichen Talentes und musterhaften Fleißes, zurückblicken. Schon die erste Berliner Zeit, die Jahre seiner akademischen Ausbildung weisen Arbeiten auf, welche Kunstwerth besitzen.

Von Originalwerken gehören dieser Zeit an: die „Ruine von Paulinzelle", welche in den Besitz des Prinzen Wilhelm von Preußen überging; das „Schloß Schwarzaburg" in Thüringen,[1]) vom Berliner Kunstverein angekauft; das „Neue Palais" bei Potsdam, das bei der Ausstellung des Jahres 1826 in Berlin Aufsehen erregte und dem Maler das Lob des alten Direktors Schadow eintrug; der König kaufte das Bild sofort und bestellte gleichzeitig eine Wiederholung für die Prinzessin Louise. Im Jahre 1827 entstand das „Schloß zu Wernigerode am Harz", das jetzt in der Berliner National-Gallerie zu sehen ist, woselbst auch fünf Copien Ahlborns nach Landschaften von Schinkel Aufnahme gefunden haben. Damit war die akademische Periode abgeschlossen.

Ahlborns Glanzzeit begann mit dem ersten Aufenthalt in Rom, wo gleich seine erste große Composition, das „Colosseum mit der Via Sacra" nach dem Capitol hinaus, wie schon erwähnt, seinen eigentlichen Ruf als Landschaftsmaler begründete. Diesem folgten im Verlauf der dreißiger Jahre eine ganze Reihe bedeutender Gemälde, welche fast ungetheilte Anerkennung fanden und meist in den Besitz der ihm gewogenen königlichen Familie und vornehmer Häuser (in die Sammlungen der Fürstin Liegnitz, des Grafen von Redern, des Grafen Perponcher rc.) übergingen. Wir nennen unter diesen: „Florenz" (Blick von San Miniato auf die Stadt, im Vordergrund eine Baumgruppe, darunter zwei Mönche,

1) Nach Naglers Künstlerlexikon erhielt Ahlborn dafür den Preis der Akademie.



im Hintergrund die Berge von Fiesole), gemalt 1832, jetzt in der Berliner Nationalgallerie; Ansicht von „Amalfi“, vom Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. erworben, nunmehr im Berliner Schloß;[1]) die „Tasso-Eiche“; dann Blick auf die Tiberinsel, auf die Peterskirche vom Vatikan aus; „Grotta Ferrata“ im Albanergebirge (im Schloß zu Potsdam); „Nemi“ (gestochen von Tempeltey); „Villa Mondragone“ bei Frascati (im Schlosse Bellevue), 1858 auch auf der großen Kunstausstellung zu München zu sehen. Eine „Landschaft mit mittelalterlicher Stadt“, von der Kunstfreundin Emilie Linder angekauft befindet sich im Museum zu Basel (Linder'sche Sammlung). Hervorragend sind ferner mehrere große Bilder vom Comer-See und vom Gardasee, Erzeugnisse seiner besten Schaffenszeit; dann die Ansichten von sicilianischen Gegenden, wie „Syracus“, „Nicosia“, „Taormina“, „Cefalu“ ꝛc. Der Hauptthätigkeit Ahlborns in den vierziger Jahren, der zahlreichen Aquarelle von Welfenburgen und Städten für die königliche Familie in Hannover, die für sich einen historisch interessanten Cyklus bilden, wurde im Verlaufe der Erzählung mehrfach gedacht.

Vorzugsweise war es also die südliche Natur mit ihrem schönen Linienzug und ihren Lichteffekten, welche Ahlborn anzog und in seinen Darstellungen am wirksamsten zur Geltung kam, wie sie auch dem Maler am meisten Ehre und Anerkennung eintrug. Julius Meyers Allgemeines Künstlerlexikon sagt hierüber: „Die südlichen Landschaften (Ahlborns), den verschiedensten Gegenden Italiens, vom Gardasee bis Sicilien, entnommen, sind fast immer von anziehendem Reichthum der Motive und mannigfaltig in den deutlich gezeichneten Formen.“

---

1) Eine Abbildung davon findet man in Raczynski's Geschichte der neueren deutschen Kunst (1836) I, 269.

V.

Als der Herbst herannahte, machte Ahlborn sich reisefertig und am 13. September 1847 sagte er der Heimath Valet. Die Fahrt ging diesmal über Breslau, Wien, Salzburg, und überall wurden die alten Freunde und die alten Erinnerungsplätze aufgesucht zu einem letzten Lebewohl.

Am längsten hielt ihn Salzburg fest. Cardinal Schwarzenberg bereitete dem alten Gefährten von der Sicilianer Reise eine so herzliche Aufnahme, daß dieser zu längerem Aufenthalte sich entschließen mußte — wider Absicht und Vermuthen, denn bei den deutschen Nonnen in Assisi war er von Fräulein Linder schon für den Spätherbst angekündigt. Er mußte im fürstlichen Schlosse zu Aigen Quartier nehmen und sich förmlich einrichten, und dort malte er während des Winters für den Cardinal das Sicilianer Bild von Cefalu mit der ganzen Reisegesellschaft. Der Cardinal fand sich drei- und viermal in der Woche ein und nahm liebevolles Interesse an seinen Arbeiten und Plänen. Auch Maler Petzolt und seine Frau bezeigten dem Gaste in Salzburg die freundschaftlichste Aufmerksamkeit.

Fünf Monate vergingen ihm so in anmuthender Thätigkeit und herzerfrischenden Wanderungen. „Alle früheren Gänge mit der lieben Therese“, verzeichnet Ahlborn in seinem Tagebuch, „in Aigen, in und um Salzburg machte ich wieder, mit den Erinnerungen an jenes erste Aufbrechen der ganzen Glückseligkeit, die die Kirche in der Ferne zeigte, die Jugend, Liebe, Glück uns in gesunder Fülle boten; es war außerordentlich Vieles vereinigt, was mich damals sehr beglückte. Die Fähigkeit der Therese, eines Künstlers Frau zu sein, zeigte sich auf jener ersten Reise, und der Beruf, den wir beide in die Kirche hatten, kam dort ebenfalls mehr und mehr zum Durchbruch. Und nun war ich wieder in Salzburg, in dem katholischen Salzburg, ein Kind der Kirche und malte im Schlosse des Cardinals ein Bild für ihn, von unserer Reise nach Sicilien. Ich lebte sehr still in

Aigen, fühlte mein Glück, blieb ganz bescheiden und war dankbar, daß ich die Zeit hatte erleben dürfen." Eines Tages — gerade am Theresientage — ward ihm eine liebe Ueberraschung zu Theil, die ihn besonders rührte. Der Geistliche des Ortes führte den Maler in die Schule, und es fügte sich, daß die Kinder dort ein Marienlied von G. Görres sangen, gerade jenes, welches nach einem von des Künstlers Frau gemalten Bilde gedichtet war. Der Geistliche wußte das gar nicht; das Lied war absichtslos gewählt, aber Ahlborn so ergriffen, daß er es seinem Begleiter erzählte. Wie klang es ihm jetzt wunderbar: „Du machst mir das Herz so sehnsuchtweh — O stille Kapelle am Alpensee!"

Endlich als der Frühling in's Land zog, wand er sich los von diesen sanften Fesseln, womit die Stadt mit ihrer schönen Natur, den guten Menschen und den theueren Erinnerungen ihn gefangen hielt, und setzte seine Reise nach dem Süden fort. Ueber Graz, dessen reizende Lage ihn an Salzburg erinnerte, und Triest, wo er den Dom und Winckelmanns Grab besuchte, gelangte er um Mitte März nach Venedig. Schon auf dem Wege verfolgten den Reisenden die Nachrichten von revolutionären Bewegungen, welche von der Hauptstadt der Monarchie ausgingen und sich mit elektrischer Gewalt nach Italien fortpflanzten. Die Märzstürme des Jahres 1848 hatten begonnen. Auch in Venedig war bei seiner Ankunft Alles in Gährung und ließ den Künstler zu keinem ruhigen Genießen kommen. So packte er alsbald wieder ein und eilte über Padua nach Rom. — —

An diesem Punkt bricht der Faden der Erzählung ab; nur so weit reichen Ahlborns eigenhändige Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern. Ueber die nun folgenden Tage und Lebensjahre des Malers, bemerkt der Herausgeber, „liegen nur ganz unbedeutende Mittheilungen vor, die uns soviel besagen, daß der Künstler in stiller Zurückgezogenheit in Rom, Assisi und Florenz weilte" (112). — In Folge dessen schränkt sich der Bericht über die letzten zehn Jahre von

Ahlborns irdischer Lebensfahrt auf vier kurze Seiten zusammen Herr Sander sah sich auf einzelne lückenhafte Notizen aus Briefen angewiesen, die ich aus andern brieflichen Quellen nicht unwesentlich ergänzen kann.

Ahlborn hoffte in Rom die erwünschte Ruhe und künstlerische Sammlung zu finden — schmerzliche Enttäuschung! Was war aus der ewigen Stadt geworden und was mußte er als Augenzeuge täglich selbst mitansehen! Ein wilder Freiheitstaumel hatte auch die irregeführte Bevölkerung Roms ergriffen, die Regierungsgewalt gerieth völlig in die Hände von Demagogen und Verschwörern, und der fromme Maler mußte erleben, daß der kurz zuvor noch vergötterte Pio Nono der Gefangene seiner Unterthanen wurde.

Hier war seines Bleibens nicht; Schmerz und Unwille über solchen Anblick trieb ihn von dannen — dahin, wohin sein Herz ihn zog, nach dem ruhigeren Assisi. Er nahm wieder Quartier bei seinen alten Gönnern und Verehrern, den Franziskanern, verkehrte mit den Lieblingen seiner Frau, den deutschen Kapuzinessen, und führte auch selbst ein fast klösterlich eingezogenes Leben, das nur ab und zu, als die Wogen der Revolution abgelaufen und die Zeiten wieder ruhiger zu werden begannen, durch kleine Reisen unterbrochen wurde. So weilte er bei der Rückkehr Pio Nono's aus Gaeta in Rom und wohnte dem Einzuge des heiligen Vaters (12. April 1850) an, bei welchem, wie er den deutschen Nonnen in Assisi berichtete, „Alles freudig, ruhig und rührend war, nicht so schreiend, wie es die Römer sonst machten". Im Sommer des gleichen Jahres machte er mit seinem Kunstgenossen Albert Küchler, einem Genremaler aus Kopenhagen, der 1844 in Rom convertirte und später als Laienbruder (Fra Pietro) in den Franziskanerorden trat, eine Pilgerfahrt nach Alvernia und andern Sanktuarien. Auf dem hl. Berg von Alvernia betheiligten sich beide an der nächtlichen Prozession zur Kapelle der Stigmata und empfingen dort die heil. Communion. Der fest-

liche Gesang in der erhabenen Stille der Nacht, so hoch über allen Bewohnern der untern Ortschaften, wirkte so ergreifend auf Ahlborn, daß er noch später äußerte, „er werde stets zu Thränen bewegt, wenn er nur wieder daran denke und jene Strophen sich wiederhole".

An der Stätte, wo er die denkwürdigste Zeit seines Ehelebens verbracht, in seinem lieben Assisi wandte sich Ahlborn mit erneutem Eifer seiner Kunstübung zu, die aber jetzt vorzugsweise auf dem Gebiet der religiösen Malerei sich bewegte, wie es seiner Gemüthsstimmung am meisten entsprach. Für das Kloster San Damiano in Assisi malte er ein Bild der hl. Clara, das allen Religiosen in der Stadt Freude und Erbauung bereitete, als es aufgestellt wurde. Im Herbst 1850 schrieb die Oberin der deutschen Nonnen in Assisi, Maria Katharina Schuster, jene schon erwähnte Münchnerin, welche einst durch Fräulein Emilie Linder in das umbrische Kloster gekommen, an diese ihre Gönnerin:

„Der gute Herr Ahlborn hat das Bild der hl. Clara fertig, und am Feste der hl. Clara (12. August) ließ er es in unsere Kirche bringen, und wurde es zwei Tage allda ausgesetzt, wo viele Menschen kamen und das Meisterstück ohne Tadel bewunderten. Und es war für uns nur zu frühe, daß es fortgetragen wurde; denn es wollten's auch andere Klosterfrauen sehen und die hl. Clara in dieser Vorstellung verehren: nemlich wie sie das Brod segnete in Gegenwart des Papstes, der Cardinäle und vieler Klosterfrauen, wo dann aus Mirakel auf jedem Brod das Kreuzzeichen eingedruckt verblieb. Was alles das Bild so schön und natürlich darstellt, daß man mit Wahrheit den Geist des Malers im Bilde erkennt. Daher wurde das Gemälde erst gestern in seinen gehörigen Ort zu San Damiano aufgestellt. — Was aber noch mehr zu unserm Trost und zur Ehre unserer deutschen Nation dient, ist die fromme Ausbildung unseres Freundes in seiner eigenen Person: Indem der Herr Ahlborn zu einem Muster der Frömmigkeit und Eingezogen-

heit jeder Gattung der Menschen dienen kann. Und ist daher so beliebt in Assisi, daß er Zeit seines Lebens, wenn er hier bliebe, zu arbeiten hätte, welches auch uns eine Freude und ein Trost wäre. Die Patres Franciscani würden ihm Wohnung und Kost lebenslänglich umsonst geben, wo er denn sein Verdientes könnte nach seinem Wohlgefallen anwenden." [1])

Hieran schließt sich passend ein Brief von Ahlborn selbst aus gleicher Zeit, gerichtet an den Bildhauer Hoffmann und dessen Frau, Overbeck's Adoptivtochter, in Rom an, worin er über seine Thätigkeit und Lebensweise in Assisi berichtet. Darin schreibt er:

„. . . Ich wohne nicht mehr bei den armen Franziskanern, denn mein Bild hängt bereits in der Kirche — sondern ich bin beim Bischof auf seinen Wunsch eingezogen [2]) und male kleine historische Bildchen, Copien nach zerstörten Frescobildern aus der Schule Giotto's, den Tod der heil. Clara und ihren Transport von San Damiano nach Assisi, welche nach einem Clarissenkloster in Marseille geschickt werden sollen. Morgens habe ich die hl. Messe des Bischofs in der Hauskapelle, Mittags und Abends speise und discurire ich mit ihm, vor dem Abendessen wird der Rosenkranz gebetet; und Rosa die Wirthschafterin ist so alt und so gut, als wäre sie nicht aus unserer Zeit und als wäre Frau Lina [Hoffmann] bei ihr in die Schule gegangen. Gute Menschen sind doch der beste Schatz auf Erden, sie helfen uns, daß wir auch ein bischen gut werden. Vielleicht hilft mir dazu auch Alles, was ich diesen Sommer in Assis erlebt: erst vier Monate bei den guten Vätern, im Kloster S. Damiano, mit Ausnahme der Zeit, wo ich mit Küchler nach Alvernia und andern Sanktuarien von Toscana ging, und jetzt im

1) Brief an Frl. Linder, Assisi, 25. Nov. 1850. (Ungedruckt.)

2) Der Bischof von Assisi hieß Ludwig Landi-Vittorj, 1844—1867 (nach Gams' Series Ep.)

Hause des frommen Bischofs von Assisi, der alt und freundlich ist und ganz zufrieden scheint, daß ich bei ihm wohne; mir ist's auch recht und es kann schon noch ein Weilchen dauern. Was ich sonst Schönes mit Küchler hier erfahren, vom Tage der Erhebung der hl. Clara an bis nach dem Feste St. Franciscus, das wird er Euch wohl schon erzählt haben und noch mehr dazu. Wir haben doch etwas vom kirchlichen Jubel im Jubeljahr mit gefeiert, und hat Assisi überhaupt manches Vorzügliche auf kirchlichem Grunde, was in dem großen Rom sehr zusammengebrochen ist". [1])

In den folgenden Jahren weilte der Maler viel in Florenz. Die schöne Arnostadt wirkte anregend auf seine künstlerische Thätigkeit und lockte ihn immer aufs neue an. Für die Wintermonate zog es ihn aber in der Regel wieder nach dem Centrum der christlichen Welt, nach Rom, wo er im innigen Verkehr mit den alten Freunden und Kunstgefährten, mit der Familie Veit, den Rohdens, Flatz, Overbeck und Küchler, Geist und Gemüth erfrischte. Zwischen den drei Städten Assisi, Rom, Florenz bewegte sich überhaupt dieser letzte Theil seiner Lebensfahrt. „Uns geht's wohl und wir sind fleißig, damit wir bald [nach Rom] kommen", schreibt er am 3. Juli 1853 aus Florenz an Frau Lina Hoffmann, Overbecks Adoptivtochter. Er hatte einen jungen Neffen. Adolf, Sohn seines Bruders aus Hannover, zu sich genommen, um ihn als seinen Schüler für die Kunst auszubilden. An diesem zum Jüngling heranwachsenden Knaben hing, wie Herr Sander berichtet, das ganze Herz des Künstlers. „Er handelte an ihm, wie der Vater an seinem Sohn, und sein ganzes Denken und Streben war einzig darauf gerichtet, ihn zu einem tüchtigen Meister zu bilden und seine eigene Jugend und seinen ersten Aufenthalt in Italien mit ihm auf's neue zu durchleben". Aber, lag es an dem wider-

1) Brief Ahlborns aus Assisi, 24. Nov. 1850. (Aus den Overbeck-Papieren, ungedruckt.)

strebenden Naturell des Jünglings oder an der Erziehungsweise des Malers, der schöne Plan mißglückte. Nach schwerem Kampf mußte der in seinen Hoffnungen schmerzlich getäuschte Oheim sich dazu verstehen, dem Neffen die Freiheit wiederzugeben und die Rückkehr nach Deutschland zu gestatten. Der junge Mann folgte keinem guten Stern: er ließ sich als Soldat für die Capcolonie anwerben und — ist verschollen.

Zu den trüben Erfahrungen, die das Gemüth des Künstlers immer ernster stimmten, gesellten sich im Jahre 1855 körperliche Leiden. Eine längere Krankheit, die ihn in Florenz befiel, brachte ihn dem Tode nahe; nur langsam erholte er sich in der Frühlingsluft Toscanas (1856). Von allen Seiten kamen dem Genesenden Zeichen der Theilnahme zu, die ihm wohlthaten. In der gegenwärtigen Zeit der Reconvalescenz, schreibt er an Frau Hoffmann, seien Briefe das Lieblingsgericht seines Herzens, eine Freude in sein wiedergeschenktes Leben. „Die Theilnahme der Freunde und Verwandten und die Hoffnung auf den Frühling sind meine stärkenden Arzneien, und aus dem Hause Overbeck-Hoffmann durfte mir die herzstärkende Labung nicht fehlen. Grüßen und danken Sie dem lieben Meister Friedrich [Overbeck], Ihrem Papa, und sagen Sie dazu, daß ich mich auf die Zukunft freue, die mir in Rom winkt, wo ich im Kreise der Freunde Freude und Frieden theilen will, zu denen mir Gott das Talent nicht versagt. . . Ich werde nunmehr ruhig und gelassen mich auf dem stillen Meere des Lebens treiben lassen. mein Schifflein geht langsam dem Hafen zu, um nach der Lebensreise auszuruhen, die reich genug und schön war: ich fand und besaß eine Therese und besitze sie noch, und wir fanden zusammen uns glücklich in das Schiff S. Petri hinein — wo könnte man auf dem Wege durchs Leben ein glücklicheres Unterkommen finden, das durch Zeit und Ewigkeit führt — und ich sollte nicht froh und ganz zufrieden sein?“ [1])

---

1) Brief Ahlborns aus Florenz, 23. Febr. 1856. (Ungedruckt.)

Als er hörte, daß Overbeck den Sommer (1856) in Perugia verbringe, wo derselbe an den Aquarellen zu seiner schönen Via crucis malte, ergriff ihn das Verlangen, mit dem verehrten „Meister Friedrich" zusammenzutreffen und in seiner belebenden Nähe zu arbeiten. Wir schließen das aus einigen Zeilen Overbecks an Flatz, dem er am 11. August 1856 aus Perugia Ahlborns nahe Ankunft meldet: „Es wird Sie gewiß erfreuen", schreibt Overbeck, „zu erfahren, daß unser lieber Ahlborn vor einigen Tagen an Losser geschrieben hat und im Begriff war sich auf die Reise zu begeben, um über Arezzo nach Urbino und von da über Gubbio und Assisi hieher zu uns nach Perugia zu kommen und eine Zeitlang hier sich aufzuhalten".

Ahlborn kam in der That und verweilte mit Overbeck bis in den Oktober hinein in Perugia und dem benachbarten Assisi, den beiden ihm theuersten Stätten des schönen hesperischen Landes. Dem Wiedergenesenen wurde an beiden Orten freudiger Willkomm bereitet, und die alten Bekannten in und außer den Klostermauern wetteiferten mit einander, ihm Liebe und Ehre anzuthun. In ihrer naiv gemüthlichen Weise schreibt die Oberin der deutschen Nonnen zu Assisi am 16. Oktober hierüber: „Herr Ahlborn war in Perugia, und auch hier, wo man um seine Person ganz eifersüchtig war, indem er bei jeder Mahlzeit zu Tisch sitzen sollte. Der hochw. Bischof hatte ihn zum öftern, und da war der P. Definitor wenig zufrieden, daß er nur einmal sein Gast war. Wir hatten höchstens die Ehre, ihm deutsche Kücheln nachschicken zu dürfen, wenn er bei der Frau Letizia, seiner Firmpath[1]) speiste. Am vergangenen Sonntag ist er nun auch in Rom angelangt".[2])

---

1) Signora Letizia Amoni war die Firmpathin der Frau Therese Ahlborn, und ihre Tochter hatte die Kranke auf dem Sterbebette gepflegt. Vergl. Lorinser l. c. II. 193.

2) Br. an Frl. Emilie Linder, Assisi 16. Okt. 1856. (Ungedruckt.)

Es war sein letzter Abschied von Assisi. Winter und Frühling vergingen ihm in gewohnter Stille und Stätigkeit, im Verkehr mit dem engen Kreise trefflicher gleichgesinnter Freunde, der zu Rom seine kleine Welt bildete. Seine Gesundheit schien wieder gekräftigt, so daß er in einem letzten Briefe an die Seinen sogar die Hoffnung aussprach, „Deutschland wiederzusehen, die Heimath nochmals zu begrüßen". Aber sein irdisches Tagewerk war vollendet, sein Lebenstag neigte zum Ende.

Am Vorabend von Maria Himmelfahrt 1857 erkrankte Ahlborn an einem Fieber, das er selber erst für ungefährlich hielt, bis Flora Veit, die er noch besuchte, ihn veranlaßte, einen Arzt zu rufen. Dieser erklärte den Zustand für bedenklich, und in Wirklichkeit steigerte sich das Uebel und raffte in wenig Tagen seine letzte Kraft hinweg. An einem Sonntag Morgen, in der Oktav von Mariä Himmelfahrt, 23. August 1857, schied der edle Künstler unter den Gebeten der Kirche, sanft und friedlich aus dem Leben. Geräuschlos, wie er gelebt, ging er von dannen, aber die ihm näher gestanden, zumal die Landsleute in der ewigen Stadt, betrauerten den Verlust des Freundes und treuen Gefährten, der allen verehrungswürdig war.

Groß war die Trauer auch in Assisi, wo sein Andenken noch lange fortlebte. „Für den seligen Herrn Ahlborn," schrieb die mehrerwähnte Oberin der deutschen Schwestern daselbst an Fräulein Linder in München, „haben wir gebetet wie für einen Vater und thun es noch mehr. Denn die Communität nahm sehr Antheil an diesem Tod". Auch in der Stadt gebe sich überall Trauer und Bedauern kund: „denn für keinen Mitbürger wurde hier so viel Antheil genommen, wie für Ahlborn" (Br. vom 22. Okt. 1857).

Er war dieser Theilnahme werth als Mensch und als Künstler. Die heitere Milde und Leutseligkeit des Mannes, die Treue seines Gemüthes, das Wohlwollen und die Geradherzigkeit seines ganzen Wesens hatten ihm allerwärts die

Herzen gewonnen. Die Schöpfungen seiner Kunst, in deren Uebung er an sich selbst hohe Anforderungen stellte, haben unzählige seiner Zeitgenossen erfreut, und er konnte mit dem Bewußtsein scheiden, in keinem seiner Bilder die Kunst durch einen unreinen Zug entweiht zu haben. In der Kunstgeschichte wird der Name Ahlborns als eines hervorragenden Vertreters der Landschaftsmalerei in der romantischen Periode einen Ehrenplatz behalten.

Ob Ahlborn richtig gewählt, als er von der Landschaft, seiner eigentlichen Domäne, zur religiösen Historie überging. um als Jünger in Overbeck's Fußstapfen zu treten, mag dahingestellt bleiben. Fast scheint es, als ob seine eigentliche Kraft erschöpft gewesen, wenigstens hatte er sein Bestes bereits ausgegeben. In einem Punkte aber erwies er sich als Overbeck's ächten Jünger, darin nämlich, daß es ihm heiliger Ernst damit war, die Weihe und veredelnde Kraft der Kunst auch in das Leben überzutragen, Wandel und Kunstübung in Harmonie zu bringen und Eines durch das Andere zu verschönern. Overbeck hat einst einem andern Landschaftsmaler, um ihn über seine Kunstübung zu beruhigen, geschrieben: es sei wenig daran gelegen, ob Einer gerade Heiligenbilder male oder nicht; ein einziges Bild nur sei uns allen als Aufgabe für's Leben zu malen gegeben, das Ebenbild Gottes in unserer Seele nach dem Vorbild, das er uns in seinem Sohne vom Himmel gesendet. Dieses himmlische Ebenbild in seinem eigenen Wesen auszugestalten, war Maler Ahlborn sein Leben lang mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit beflissen, und darin hat er seinen Kunstgenossen ein edles Beispiel hinterlassen.

München im Nov. F. B.

LXXI.

Johannes Janssen. 1829 bis 1891.[1])

Der Schüler beschreibt seinen Meister. Vorläufig. Denn ein größeres Werk soll diese Arbeit später zum Abschluß bringen. Der Verfasser ist auch Erbe des literarischen Nachlasses Janssen's geworden, und darunter befinden sich Papiere, welche „auf Wunsch des Verstorbenen nicht früher als drei Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden sollen.“ Dazu gehören, wie er sagt, außer den „Jugenderinnerungen“ namentlich auch „Janssen's Briefwechsel mit Protestanten.“

Vorliegendes Lebensbild ist indeß genug, um in dem verblichenen Freund den Mann der Vorsehung erkennen zu lassen. Sein Licht begann gerade aufzugehen, als Döllinger's Strahlenglanz zu erbleichen anfing, und sein großes Werk über die Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters begann eben zu erscheinen, als es mehr als je noththat, den landläufigen Schönfärbereien Ranke's das wahre Bild des 16. Jahrhunderts zur Seite zu stellen Wenn der berühmte diplomatische Historiker das Leben gehabt hätte, so hätte das Ehrgefühl ihn zweifellos

---

1) „Johannes Janssen. 1829--1891. Ein Lebensbild, vornehmlich nach ungedruckten Briefen und Tagebüchern desselben, entworfen von Ludwig Pastor. Mit Janssen's Bildniß und Schriftprobe.“ Freiburg, Herder 1892.



veranlassen müssen, in Anbetracht Janssen's seine Reformationsgeschichte von Anfang an umzuschreiben.

Es ist rührend zu lesen, wie die Hand Gottes den jungen Kupferschmied-Lehrling auf seinem Wege geleitete, der ihn auf die Stufe eines der ersten deutschen Geschichtsschreiber führte. Schon als Schuljunge hielt er in einer von ihm eingerichteten „Schule" historische Vorlesungen für Altersgenossen. Als er endlich studiren durfte, und dann die Universität Löwen bezog, schrieb er an seine Eltern: „O, es ist immer schön, in einem rein katholischen Lande zu leben, in einem Lande ohne Spaltung und Irrung, wo der Eine Mensch das religiöse Gefühl des andern nicht verspottet oder belächelt, in einem Lande, wo Groß und Klein und Arm und Reich von demselben Geiste durchdrungen sind." So war es auch in der Heimath, und so war es gewissermaßen auch dann, als er aus solchen Ländern hinauskam, insoferne als der junge Professor immer wieder eine befreundete Umgebung von der alten kernhaften Tradition fand, selbst trotz eines nominellen Protestantismus. Böhmer war der bedeutendste, aber nicht der einzige, unter solchen Freunden. Wenn man den Kranz dieser herzlichen Beziehungen überschaut, so fragt man sich unwillkürlich: wo findet es ein junger Mann heute noch so, wie Janssen das Glück hatte, es zu finden?

Wer die Schwindel erregende Masse des literarischen Stoffes betrachtet, den Janssen, ungleich mehr als zu ihrer Zeit Döllinger und Ranke, zu bewältigen hatte, und mit der peinlichsten Umsicht bewältigt hat, der wird um so mehr erstaunt seyn, wenn er hier liest, wie Janssen stets wieder mit seiner kränklichen Körperanlage zu kämpfen hatte. Abgesehen von den ihm aufgenöthigten Sommerfrischen und Badereisen zählt er in seinen Tagebüchern immer wieder die Stunden auf, die er von seiner Arbeitszeit absparen mußte, um sich im Freien zu ergehen. Kaum hatte er seine Professur zu Frankfurt a. M. angetreten, so wurde er von

einem Blutsturz befallen; „ich habe acht lebensgefährliche Krankheiten durchgemacht“ sagte er auf dem Todbette zu Dr. Pastor. Doch erreichte er das 62. Lebensjahr, und kam in seiner Geschichte des deutschen Volkes bis in den 7. Band, an die Schwelle des 30jährigen Krieges. Diese Schwelle sollte er nach Gottes Rathschluß nicht überschreiten. Er selbst hatte eben noch geschrieben: „Es ist für mich keine wohlthuende Aufgabe, eine auf allen Gebieten niedergehende Zeit zu schildern, und dabei das Gefühl zu haben, man befinde sich fast stets in schlechter Gesellschaft.“ Auch noch in den Sumpf darüber hinaus hinabzusteigen, hat ein gütiges Geschick ihm erspart.

Janssen war eine ideal angelegte, vornehme Natur. Er war auch, worüber vorliegende Schrift mehrere Proben mittheilt, ein Dichter, was der Annehmlichkeit seiner historischen Darstellung zu Gute kam. Aber er war kein Politiker, ein glücklicher Mangel, der seiner Geschichtschreibung ebenfalls zu Gute kam. Von Hause war er naturgemäß großdeutsch; die Ereignisse von 1866 erschütterten ihn im Innersten. Aber die Siege von 1870 hoben den arglosen Verfasser von „Frankreichs Rheingelüsten“ wieder, und er übertrug seine Begeisterung für die große deutsche Kaiserzeit unbefangen auf das neue deutsche Reich. Doch die Enttäuschung seiner Hoffnungen verbitterte ihn nicht bei seiner Arbeit. Seine Laufbahn hatte er auch nicht als Theologe angetreten. Auch das war eine eigenthümliche Fügung. Erst als gereifter Mann holte er die theologischen Studien nach und wurde 1859 zum Priester geweiht. So kam es, daß seine Volksgeschichte der dogmatischen Färbung zweckgemäß ferne blieb, im Gegensatz zu Döllinger's Reformationsgeschichte, deren Fortsetzung erst völlig dogmatisch-controvers geworden wäre.

Auch als die Fluth protestantischer Schmähungen über ihn hereinbrach, griff er nur ungerne zur Vertheidigung und betrat hiebei nothgedrungen, aber glänzend und siegreich,

auch den dogmatischen Boden. Schon im Jahre 1886 waren nahezu hundert solcher Kritiken erschienen, und mit vollem Rechte schrieb Janssen auf das erste seiner beiden Hefte „An meine Kritiker“ die Worte Lichtenberg's: „Wer schimpft, hat den Prozeß verloren.“ Aber alle Zartheit seiner dogmatischen Zurückhaltung, hat nicht begütigt. Unter Anderen hatte der seitdem viel genannte Professor Delbrück erklärt: bei der Lesung der Charakteristiken Janssen's, z. B. der Hutten's, wäre es nicht zu verwundern, „wenn etwa Jemand dabei etwas von der Stimmung Hutten's verspüren sollte, als er jenen beiden Dominikanern die Ohren abschnitt.“ Dagegen wies ein angesehener Schulmann L. Freytag ausführlich nach: „man könne sagen, daß Janssen's Auffassung der Zustände und seine Schilderung der historischen Charaktere so objektiv seien, wie es überhaupt möglich war“ (S. 98). Seit den Gegenschriften Janssen's ist die eigentliche Kritik merklich erlahmt, aber er bleibt gemeinhin doch der „schwarze Mann“, vor dem man sich bekreuzigen würde, wenn das Kreuzzeichen nicht abgeschafft wäre.

Die vorliegende Schrift enthält eine ganze Registratur von Urtheilen der Presse über das große Werk Janssen's von katholischer, wie von protestantischer Seite. Der Verfasser kommt wiederholt auf katholische Aeußerungen bezüglich der „Objektivität“ zurück, und er selber meint, es hätte näher dargestellt werden sollen, wie es denn kam, daß der Aufruf zur kirchlichen Revolution sofort derart gewaltigen Anklang fand. Es hätten die Schäden in der obersten und mittleren Kirchenregierung ausführlicher dargethan und eine eingehende Abwägung der in den „Beschwerden der deutschen Nation“ berührten vermeintlichen oder wirklichen Mißbräuche angestellt werden sollen. Nun, wenn hierin zu wenig geschehen seyn sollte, so wird eben Hr. Professor Pastor selbst in seiner „Papstgeschichte“ des 15. Jahrhunderts die Lücke gründlich ausfüllen, und sein Werk wird dann wie die Ouverture zu der tragischen Oper Janssen's erscheinen. Deren Grundton

hat Janssen bei der Schilderung des Bauernkriegs mit den Worten bezeichnet: „Es kommt mir dabei vor, als schriebe ich die Geschichte unserer allernächsten Zukunft.“ Er hatte nun einmal andere Beschwerden der deutschen Nation im Auge.

Mit einer affektirten Objektivität ist auch nichts gedient; man merkt die Absicht und geht ungerührt darüber hinweg. Janssen hat gegeben, was er gefunden hat, ohne Deutung und Drehung: „das Streben nach möglichster Objektivität ohne Polemik,“ sagt er, „war meine einzige Tendenz.“ „Eine besondere Eigenthümlichkeit der ‚Geschichte des deutschen Volkes‘, bemerkt Dr. Pastor treffend, „ist, daß der Verfasser, wo irgend möglich, die Zeitgenossen sprechen läßt, musivisch aus den Quellen Steinchen um Steinchen aneinander fügt. Es ist wahr: seine Darstellung ist größtentheils ein Mosaik, aber dasselbe wirkt so frisch und eindrucksvoll wie eines jener herrlichen Mosaikbilder im großen Styl, welche dem Besucher der Basiliken von Venedig, Ravenna und Rom entgegenleuchten.“ Ja! Gerade so ist das Werk ein monumentum aere perennius geworden; also nur nicht daran kratzen!

LXXII.

Fürst Bismarck 1875 „vollständig vom Culturkampf in Anspruch genommen".

Seit dem Beginne der achtziger Jahre, seitdem das Fiasco des sogenannten Culturkampfes vor aller Welt zu Tage getreten, war der Haupturheber und Hauptführer desselben, Fürst Bismarck, beharrlich bemüht, jede Verantwortung sowohl für die Urheberschaft als für die Entwicklung des Kirchenstreites von sich abzulehnen.

Schon bei der Berathung des ersten kirchenpolitischen Revisionsgesetzes, im Sommer 1880, hielt es der Exminister Falk für angebracht, in offenem Parlament (als Abgeordneter) gegenüber Andeutungen, welche Fürst Bismarck vorher im Reichstage gemacht und durch Herrn von Puttkamer im Abgeordnetenhause hatte wiederholen lassen, zu erklären, daß er keineswegs die Verantwortung für den Gang des „Culturkampfes" zu tragen gesonnen sei, daß er z. B. sogar vom Erlaß des sogenannten Sperrgesetzes, d. h. des odiosesten aller Kampfesgesetze, abgerathen habe.

Der ehemalige Reichskanzler ließ sich aber durch solche Erklärungen nicht irre machen. Er pflegte darauf hinzuweisen, daß er wegen Ueberbürdung von Geschäften, namentlich auswärtigen Angelegenheiten, nicht minder auch aus Gesundheitsrücksichten, am 1. Januar 1873 das Ministerpräsidium niedergelegt habe, und erklärte am 3. Dezember 1884 im Reichstage geradezu, daß „die Sache in ihren ersten An-

fängen im Jahre 1873", d. h. die ersten Maigesetze, „ohne seine Mitwirkung vollzogen" worden seien. Am 28. Januar 1886 bemerkte er im Abgeordnetenhause, daß es für seine „persönlichen Auffassungen wohl gar keinen Culturkampf gegeben" hätte.

In diesen Fällen lehnte also der Kanzler jede theoretische und praktische Urheberschaft an der „Culturkampfs"-Gesetzgebung rundweg ab.

Bei zahlreichen andern Gelegenheiten verwahrte er sich gegen die Behauptung, daß er sich an der Ausarbeitung der Gesetze im Einzelnen, sowie an deren Durchführung betheiligt habe. Hiezu habe ihm sowohl die Zeit als die Specialkenntniß gefehlt; diese Sorge habe er den betreffenden Ressortministern, als Männern vom Fach, den Ministern des Cultus und der Justiz, überlassen müssen; an diese müsse man sich halten, wenn Fehler gemacht worden seien u. s. w.

Alle diese Angaben widerstreiten aber den thatsächlichen Verhältnissen. Die Wahrheit beruht im geraden Gegentheil. Schon zur Zeit des Vatikanischen Concils war dem Cultusministerium jede nähere Kenntniß der zwischen Rom und Berlin gewechselten Correspondenz vorenthalten worden. Daß der Direktor Dr. Krätzig nichts davon erfuhr, war selbstverständlich, obschon er derjenige „Fachmann" war, welcher in den obschwebenden Fragen auch vom staatlichen Standpunkte aus den Fürsten Bismarck am besten hätte berathen und ihn überhaupt vor manchem Rückzuge hätte bewahren können; aber nicht einmal Herr von Mühler war des vollen Vertrauens von Seiten des Ministerpräsidenten gewürdigt worden. Dafür wurde der Gesandte Graf Arnim sogar in die zukünftigen Pläne des Kanzlers eingeweiht; in seinen Drohnoten, welche er an den in Rom versammelten preußisch-deutschen Episkopat erließ, entwickelte Arnim bereits ein so detaillirtes Bild des späteren „Culturkampfs", daß er sehr eingehende Instruktionen hierüber von seinem Chef erhalten haben mußte.

Damit wird auch die Behauptung widerlegt, daß Fürst Bismarck sich nicht um Einzelheiten im „Culturkampfe" gekümmert haben, deren Behandlung vielmehr den betreffenden Ressortministern überlassen haben solle. So erzählt auch Graf Beust in seinen „Memoiren" (S. 40 ff.) ausdrücklich: „Fürst Bismarck hat schon damals (Sommer 1871) den späteren Culturkampf in allen Einzelheiten mir (in Gastein) vorhergesagt." Daraus ergibt sich, daß Fürst Bismarck die Specialien der „Culturkampfs"-Gesetzgebung eher gekannt hat, als der „Culturkampfs"-Minister ad hoc, Herr Falk. Und so durchdrungen von der Gewißheit und Tragweite seines Sieges war der oberste Rufer im bevorstehenden Streite, daß er schon am 13. September 1870 in Rheims zu dem Bürgermeister dieser Stadt sagen konnte: „Wenn wir werden Herr des Katholicismus sein, werden die lateinischen Racen bald verschwinden".

Angesichts dieser Thatsache wird es immer ein vergebliches Bemühen des ehemaligen Reichskanzlers sein, die Verantwortung für den von ihm unternommenen und geleiteten, aber auf allen Linien verlorenen „Culturkampfs"-Feldzug abzulehnen und Andern aufzubürden.

Neuerdings ist nun vom Fürsten Bismarck eine Kundgebung ausgegangen, worin er seine früheren Behauptungen über seine Nichtbetheiligung an der „Culturkampfs"-Gesetzgebung — wohl unbewußter Weise — zu nichte macht und im Gegentheil seine rege Antheilnahme an der kirchenpolitischen Legislative hervorhebt.

Auf einem am 31. Oktober stattgehabten Spaziergange hat er einem gefälligen Nationalliberalen gegenüber, vor dem er sich gegen die kurz vorher gegen ihn in der Presse erhobene Beschuldigung, er habe im Jahre 1875 den Krieg mit Frankreich gewollt, zu rechtfertigen suchte, wiederholt erklärt, er habe im genannten Jahre schon deshalb keinen Krieg mit dem Auslande provociren können, weil die kirchen-

politische Gesetzgebung seine Thätigkeit gänzlich in Anspruch genommen habe.

Dr. Hans Blum, Sohn Robert Blums, Rechtsanwalt und Novellist zu Leipzig, berichtet in den Leipziger „Neuesten Nachrichten", daß bei jenem Gespräche Fürst Bismarck zuerst bemerkt habe, er habe 1875 an den Krieg „gar nicht gedacht", weil er „vom Culturkampfe, der damals auf seiner Höhe stand, vollständig in Anspruch genommen" gewesen sei.

Gegen Ende des Gesprächs verwahrte dann Fürst Bismarck sich gegen die „ungeschickten und gröblichen Noten", welche damals von Berlin ausgegangen waren. „Ich war", sagte er, „für den Verfasser nicht einmal als Chef verantwortlich, da das bekannte Stellvertretungsgesetz — erlassen, um mich im Culturkampf, der meine ganze Kraft absorbirte, zu entlasten — die Herren ziemlich selbständig gemacht hatte."

Also der „Culturkampf" hat im Jahre 1875 den Reichskanzler und Ministerpräsidenten „vollständig in Anspruch genommen", hat seine „ganze Kraft absorbirt". Ja, wir erfahren jetzt sogar, daß das sogenante Stellvertretungsgesetz zu dem Zwecke erlassen worden war, um dem Kanzler die Möglichkeit zu gewähren, sich mit „Culturkampfs"-Angelegenheiten noch mehr als es bisher geschehen, zu befassen.

In letzterer Beziehung ist allerdings dem Fürsten ein kleiner Irrthum, indeß nur formaler Natur, unterlaufen. Das eigentliche Stellvertretungsgesetz datirt erst seit dem Jahre 1878 und hat mit dem „Culturkampf" wenig oder gar nichts zu thun, da damals Niemand mehr Muth hatte, die alten „culturkämpferischen" Maßregeln fortzusetzen, oder gar neue zu erfinden; auch bezog sich das Gesetz mehr auf das auswärtige Amt resp. das deutsche Reich. Dagegen hatte Fürst Bismarck am 1. Januar 1873 sich von den Präsidialgeschäften des preußischen Ministeriums entbinden und den Grafen Roon an seine Stelle treten lassen.

Als dann Graf Roon am 9. November 1873 diesen Posten wieder aufgab, übernahm Bismarck wohl von Neuem das Ministerpräsidium, aber er ließ sich durch den Finanzminister Camphausen in dessen neugeschaffener Würde als „Vice-Präsidenten des Staatsministeriums“ in den preußischen Präsidialgeschäften weiterhin vertreten.

So stand es mit der Stellvertretung im Jahre 1875 von welchem hier die Rede ist. Im Reiche, als Reichskanzler hatte Fürst Bismarck noch keinen Stellvertreter, diesen erhielt er erst drei Jahre später.

Auf diese Art hatte aber der leitende Staatsmann die Frage seiner Verantwortlichkeit im „Culturkampfe“ auf's beste geregelt; er blieb der tonangebende oberste Lenker der ganzen Staatsmaschine, jedoch blieb er vorläufig hinter den Coulissen, um zu sehen, welchen Erfolg seine Maßregeln haben würden. War auf Beifall zu rechnen, so konnte er jederzeit auf die offene Bühne treten, um den Applaus für sich einzuheimsen, im Falle des Mißerfolgs standen die „Stellvertreter“ vor dem Publikum.

Es ist in der That charakteristisch, daß die Maigesetze des Jahres 1874, deren Einzelheiten Fürst Bismarck schon ein paar Jahre vorher den Grafen Arnim und Beust theilweise mitgetheilt, von dem damals allmächtigen Staatsmann gar nicht einmal unterzeichnet sind, obschon sie vom gesammten Staatsministerium unterschrieben sind und deshalb Fürst Bismarck wenigstens als preußischer Minister des Auswärtigen nicht fehlen durfte, wenn er auch das Präsidium zur Zeit pro forma nicht in Händen hatte.

Das letztere war auch schon im Mai 1873 der Fall, aber die vier Kirchengesetze dieses Zeitraumes tragen die Unterschrift des Fürsten Bismarck wenigstens an zweiter Stelle, da zuerst natürlich der „Ministerpräsident“ Graf Roon unterzeichnen mußte. Im Jahre 1873 ist also der

Fürst noch in relativ guter „Culturkampfs"-Hoffnung gewesen, die ihm 1874 bereits geschwunden war.[1])

Indeß 1875 belebt sich von Neuem sein Muth. Unter den einschneidenden Gesetzen dieses Jahres prangt überall seine Unterschrift; neben der seinigen steht erst die des „Vicepräsidenten" Camphausen. Das sogen. Sperrgesetz war sein eigenstes Werk, erlassen, wie wir oben gesehen, selbst gegen den Willen des Ressortministers Dr. Falk.

Als ein Staatsmann, der noch nicht die geistigen Mächte der Welt, die er regieren wollte, kannte, hoffte er Alles mit den Mitteln materieller Gewalt durchsetzen zu können, wie er ja auch schon durch seine berüchtigte Papstwahl-Depesche vom 14. Mai 1872 — an welchem Tage er auch im Reichstage erklärte: „Nach Canossa gehen wir nicht!" — das Papstthum durch äußere Gewalt glaubte einschnüren zu können. In seinem Wahn meinte er, daß der katholische Klerus gleich einem hungernden Subalternbeamten Alles gutheißen würde, sobald ihm der „Brodkorb" höher gehangen würde. Zu seiner Entschuldigung mag dienen, daß er in dieser Auffassung insbesondere von „altkatholischer" Seite bestärkt wurde, von wo ihm gleichzeitig auch das „Altkatholikengesetz" angerathen wurde. Diese beiden Gesetze, ferner das Kirchenvermögensgesetz, sowie die Gesetze betreffend die Ausweisung der geistlichen Orden und die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassungsurkunde, sind insgesammt im Jahre 1875 erlassen und tragen sämmtlich an der Spitze die Unterschrift des Fürsten v. Bismarck.

Das einzige damals erlassene „Culturkampfs"-Gesetz, mit dessen Tendenz und Tenor der Kanzler nicht einverstanden war, war das Civilstandsgesetz, welches für Preußen schon 1874, für's Reich unterm 6. Februar 1875 promulgirt wurde.

---

1) Das Reichs-Maigesetz von 1874 („Ausweisungsgesetz") mußte Fürst Bismarck als Reichskanzler unterzeichnen.

Dieses Gesetz wünschte der Kanzler nicht, weil es die Interessen der protestantischen Orthodoxie schädigte. Aber Herr Falk stellte sowohl als „liberaler" Protestant, wie als Jurist — in Folge der zunehmenden Verwaisung der Pfarreien konnten die Kirchenbücher nicht mehr sorgfältig geführt und Trauungen nur unter erschwerenden Umständen, bisweilen nur ohne staatsrechtliche Geltung vollzogen werden — die Kabinetsfrage und Fürst Bismarck mußte sich fügen. Gern hätte er ein Gesetz gemacht, wonach die katholische Kirche allein den Bestimmungen des Civilstandsgesetzes unterworfen gewesen wäre, allein das ließ staatsrechtlich weder die „Parität," noch vom kirchlichen Standpunkte der „Liberalismus" zu, den sich der Kanzler in seinem Kampfe gegen die katholische Kirche zum Bundesgenossen genommen hatte.

Darin waltete ja gerade in dem ganzen „Culturkampfe" die Nemesis, daß der Hauptanstifter des Streites beabsichtigte, „Herr des Katholicismus" zu werden, um auf dessen Trümmern den Protestantismus zur Alleinherrschaft zu bringen, daß aber die Entwicklung der Dinge gerade die protestantische „Kirche" schädigte, nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller orthodox-protestantischen Preßorgane, und dem Katholicismus in Preußen-Deutschland zu unerwarteter Macht und Größe verhalf.

Zu Beginn des Jahres 1875 konnte Fürst Bismarck bereits diesen Ausgang ahnen — darum seine letzten verzweifelten Anstrengungen, um die Katastrophe abzuwenden. Darum ist er vollständig vom „Culturkampf" in Anspruch genommen, darum werden die letzten Gesetze, welche im modernen Staatsleben zur Unterdrückung der Katholiken überhaupt noch möglich waren, ersonnen, die alten mit äußerster Strenge gehandhabt, Bischöfe, Priester und Redakteure ins Gefängniß geworfen oder verbannt: Alles, um wenn auch keinen glorreichen Sieg mehr über die katholische Kirche, so doch wenigstens den „Frieden des Kirchhofs" über sie zu erlangen.

Damit ist indeß nicht ausgeschlossen, daß der Kanzler

damals nicht einen auswärtigen Krieg gewünscht haben sollte, um dadurch einen Ableiter von den verwickelten Dingen im Innern zu gewinnen, wie ihm schon 1866 der Krieg zum Theil deshalb erwünscht war, um aus den Calamitäten des preußischen Verfassungs-Conflikteß herauszukommen. Jedenfalls wird man sich bei allen seinen Mittheilungen an Interviewer, Journalisten, Diplomaten ꝛc. an den Satz Bluntschli's zu erinnern haben, der in seinen „Memoiren" (III, 218) von ihm sagt: „Es ist in dem antediluvianischen Manne eine seltsame Verbindung von lautester Offenheit und tiefster Verschlagenheit, von rückhaltloser Wahrhaftigkeit und bewußter Täuschung. Er muß die Diplomaten fürchterlich angelogen haben".

Daß Fürst Bismarck ein „evangelisches Kaiserthum" erstrebte, hat er noch jüngst wieder auf dem Marktplatz zu Jena aller Welt offen erklärt. „Ich bin eingeschworen auf das evangelische Kaiserthum": sagte er. Er war es auch, welcher diese mit dem modernen Staatsrecht durchaus in Widerspruch stehende Bezeichnung zuerst schon im Jahre 1872 in öffentlicher Rede im preußischen Herrenhause in Anwendung brachte.

Ein solches Geständniß aber gegenwärtig, wo der „Culturkampf", sein Werk, zu den schon bestehenden Calamitäten des Protestantismus neue und lebensgefährliche hinzugefügt hat, zu wiederholen, ist nur eine der unglaublichen Unklugheiten, an denen der sonst so kluge Mann in den letzten Zeiten so überreich gewesen ist.

Immerhin wollen wir es dankbar anerkennen, daß die Staatsraison bei ihm, als er noch über die Staatsgewalt zu verfügen hatte, mächtiger war, als der confessionelle Fanatismus, und daß er den Muth hatte, das wieder aufzubauen, was er eingerissen hatte; aber die von ihm oft selbst ausgesprochene Geschichtslüge, daß er am „Culturkampfe" nicht Theil genommen habe, hat er jetzt mit eigenem Munde für alle Zeiten vernichtet! P. M.

LXVIII.

Zeitläufe.

Europa in Afrika II: Abessinien und das italienische Erythräa.

Den 24. November 1892.

Das alte Habesch oder auch Aethiopien, wie das Reich des sagenhaften „Priesters Johannes“ abwechselnd genannt wird, später Abyssinien, nunmehr wohl am richtigsten Abessinien, nimmt in der neuesten Colonialgeschichte eine ganz besondere Stellung ein. Es selbst ist nicht wirkliche Colonie, noch eigentlich Missionsland. Nur einige Grenzgebiete haben die Italiener ihrer Colonie in Massaua, ohne um Erlaubniß zu fragen, einverleibt, und das abessinische Volk in seinen Urstämmen ist nicht erst mit der christlichen Lehre bekannt zu machen. Freilich ist ihr Christenthum, in der Grundanschauung katholisch, doch sittlich und social vielfach todt geblieben, da anstatt der Erziehung eines katholischen Mittelalters unablässig wechselnde Stürme gleich den vulkanischen Eruptionen, die das wunderbare Bergland geschaffen haben, über dasselbe hereingebrochen sind. Ein italienischer Besucher des Landes bemerkte kürzlich nicht mit Unrecht: „Es handelt sich nicht etwa um götzendienerische wilde Stämme, sondern um ein Volk, das sich seit Jahrhunderten zum Christenthum bekennt, dessen staatliches Gefüge Jahrhunderte alt ist, um ein Land, dem seit Jahrhunderten Reisende und

Eroberer die Spuren europäischer Civilisation aufprägen wollten. Aber das Volk wollte nichts davon wissen; seine Hütten sind noch dieselben wie zu den Zeiten der Bibel, seine gegenwärtigen Sitten hat schon Herodot gekannt." [1])

Seit der Islam den breiten Strom der Verwüstung zwischen dem Abend- und Morgenland ausgedehnt hatte, blieb Abessinien das einzige Land im Orient, mit dem der Westen verwandtschaftliche Beziehungen pflegen konnte. Sie sind immer wieder unterbrochen und von Neuem wieder angeknüpft worden, namentlich durch den heiligen Stuhl vor dem 16. Jahrhundert und durch die portugiesischen Culturträger, welchen Abessinien auch seine spärlichen Baudenkmäler verdankt, nach dem Ausgang des Mittelalters. Seitdem nun der Suezkanal den Seeweg so wesentlich abgekürzt hat, die ägyptische Frage brennend geworden ist und der Islam in Afrika sich zum Verzweiflungskampf erhoben hat, kommt dem Reiche des Negus neben der christlichen eine politische Bedeutung ersten Ranges zu. Es gilt jetzt mehr als je, was schon die deutsche Uebersetzung des von dem portugiesischen Priester Alvarez über seine abessinische Reise (1520 bis 26) herausgegebenen Werkes, gedruckt in der Lutherstadt Eisleben 1566, von der näheren Kenntnißnahme des „unbekannten" Landes erwartete: „es möchte gemeine Christenheit durch vertrauliche Zusammenschickung und neue Verständniß etwas näher vereinigt und wider den großen Gewalt der Mohametisten und anderer Unchristen gestärkt werden". Freilich kam der gute Mann, ein Astronom, eben damals mit seinem Wohlmeinen zu spät.

Mit derselben Idee tritt eben jetzt zu geeigneterer Zeit ein Werk auf, in welchem mit unendlicher Mühe Alles verarbeitet und auch genießbar gemacht ist, was seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts bis auf die zahlreichen neueren Reise-

---

1) Ferdinand Martini s. Beilage der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 26. April d. Js.

beschreiber über Abessinien bekannt gemacht worden ist.[1]) Es war ein guter Gedanke, dem Buche eine Anzahl photographisch getreuer Illustrationen beizugeben. Sie dienen mitunter mehr als alles Gedruckte dazu, sich von Abessinien und den Abessiniern eine Vorstellung zu machen. Schon gleich das erste Bild aus der Gegenwart: „Negus Menelik II. und seine Generäle“ (letztere baarfuß), mit den Gesichtern und Trachten derselben, hinterläßt den lebhaftesten Eindruck von der Vereinigung der verschiedensten Völkerstämme und des Gepräges aus mehr als drei Jahrhunderten in Einem und demselben märchenhaften Lande: Heidenthum, Judenthum, christliche Ritterzeit, Islam, Neger- und Araberthum, Alles durcheinander.

Dem leider verstorbenen Verfasser gebührt, wie seinem vorangegangenen Herzensfreunde Janssen, der Dank über das Grab hinaus. Eine ideale Natur, wie dieser, hat er über allen amtlichen Anstrengungen und anderweitigen literarischen Bestrebungen sich das Wort zum Leitstern gemacht: Ex oriente lux. Die ausgezeichnetsten Geister verfolgten den Gedanken vor der mörderischen Aera Bismarck's. Als dieser den Bruderkrieg gegen Oesterreich anstiftete, den Russen Constantinopel versprach, um den Rücken frei zu haben zur Niederwerfung Frankreichs, und endlich die ehemalige katholische Schutzmacht in der Türkei den Russen in die Arme trieb: da verstand sich der Spruch von selbst: „Der Orient gilt nichts für uns“. Der Stumpfsinn, mit dem er die Nation verpestete, fand das sehr bequem, und andere Nationen schauten mit gebundenen Händen zu. Der weit ausschauende Denker in Frankfurt verkannte die trostlose Lage nicht, aber er ließ

---

1) Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit. Aus dem Nachlasse von E. F. A. Münzenberger, Geistl. Rath und Stadtpfarrer von Frankfurt a. M., herausgegeben von Joseph Spillmann S. J. Mit 38 Abbildungen und einer Karte. Freiburg i. Br. 1892 bei Herder.

sich nicht entmuthigen. Schon vor drei Jahren erschien seine Schrift: „Afrika und der Mohamedanismus", und das vorliegende Werk ist gewissermaßen ihr zweiter größerer Theil, mit besonderer Beziehung auf das Reich der Negusse.

Eine „christliche Feste, die leuchtthurmartig mitten aus dem Islam und Fetischismus Afrika's sich erhebt": nannte ein neuerer Forscher Abessinien. Das hätte es in der That werden können seit einem Menschenalter, wenn es noch ein vereinigtes Europa gegeben hätte. Namentlich hätte sich England die späteren Verlegenheiten in Aegypten ersparen können, wenn es seinen Sieg über den Negus Theodorus II. vom April 1868 zu einer vorschauenden Politik hätte benutzen wollen oder können. Der Negus, bei allen Fehlern ein außergewöhnlich befähigter Mann, hatte sich Uebergriffe gegen einige englischen Missionäre und Diplomaten erlaubt, weßhalb England einen Kriegszug unter Lord Napier gegen ihn unternahm, dessen romantischer Verlauf und Ende durch den Selbstmord des Negus damals soviel Aufsehen erregte. Warum sich England damit begnügte und eilig wieder abzog, das erkärt vielleicht das Datum 1868. Im Uebrigen hat der Verfasser ganz recht, wenn er sagt:

„Verhängnißvoll für England, noch mehr aber für sein Schutzland Aegypten, war dann der unglückselige Entschluß Lord Napier's, Abessinien, das mit so vielen Opfern erobert war, sich selbst zu überlassen. Niemals hätte der Mahdisten-Aufstand in der Ausdehnung und mit dem Erfolg zu Stande kommen können, wenn nicht England in so engherziger Weise bloß dem Interesse einer Augenblickspolitik gefolgt wäre. Es hatte thatsächlich ganz Abessinien in der Hand, und wenn es in kluger und vorsichtiger Weise zur Aufrechterhaltung der Ordnung in einem Lande, das sich nun einmal auf die Dauer nicht selbst mehr regieren zu können scheint, unter Anlehnung an einige mächtige Vasallen des besiegten Negus Abessinien besetzt gehalten hätte, ohne es gerade zu einer englischen Provinz zu machen, so hätte es später von dort aus den in Oberägypten sich gegen den Chedive auflehnenden Mahdisten wie aus einer

mächtigen Festung in die Flanken fallen und mit leichter Mühe den Untergang Chartums und das schmähliche Ende eines seiner edelsten Söhne, Gordon's, verhindern können."

Statt dessen plante nun der Chedive Ismael von Aegypten die Eroberung von ganz Abessinien, und hinter ihm rüsteten sich die Mahdisten zum Angriff auf die Grenzländer des unter Theodorus zum ersten Male wieder geeinigten Reiches. Nach langen Kämpfen mit den rebellischen Häuptlingen war Johannes von Kasai, der zweite dieser „zwei großen Kaiser", sein Nachfolger geworden. Auf die Angriffe der Aegypter bereitete er sich dadurch vor, daß er alle Muhamedaner in seinem Reiche zwang, sich taufen zu lassen. Schon im Sommer 1872 erfolgte der erste ägyptische Angriff auf zwei nördliche Provinzen, die der Negus wegen der innern Kämpfe preisgeben mußte. Als aber die Aegypter 1875 und 1876 wieder kamen, wurden sie beidemal bis zur Vernichtung auf's Haupt geschlagen. Nun trat die Bedrohung durch die Mahdisten an die Stelle. Vorher aber hatte der Negus noch das weitere Vordringen der Italiener (Gefechte bei Sahati und Dogali, Januar 1887) auf sein Gebiet mit Waffengewalt abzuwehren, die im Februar 1885 das ganze Küstengebiet von Massaua besetzt hatten, angeblich zum Schutze der dort lebenden Europäer gegen die Schaaren des Mahdi. Sie hatten nichts geleistet gegen die Mahdisten; Negus Johannes aber starb im April 1889 an den Wunden, die er im Gefechte gegen die Mahdisten zu Matama erhalten hatte. Der damals mit den Italienern verbündete Menelik von Schoa ist jetzt Negus. Das ist Alles, was aus Europa für das unglückliche Land geschehen ist!

Abessinien hatte seit lange seine Augen auf die Küste von Massaua gerichtet; sie wäre der natürliche Zugang zum Meere, von dem es dort abgeschnitten war, für seine Vorländer gewesen. Gerade der Negus Johannes beabsichtigte, wenn es ihm gelänge mit Aegypten Frieden zu schließen, sein Land den Europäern zu öffnen. Unter Zuthun Eng=

lands war am 3. Juni 1884 durch den Admiral Hewett zur Vermittlung zwischen Aegypten und Abessinien ein Vertrag abgeschlossen, welcher letzterm ausdrücklich den freien Verkehr nach der See über Massaua zusicherte. Und jetzt wurde plötzlich Massaua von der Zugehörigkeit zu Aegypten und aus der Oberhoheit des Sultans losgerissen, um den Italienern in den Schooß geworfen zu werden.[1]) Diese fanden auch bald, daß das Klima an der Küste für ihre Soldaten zu heiß sei und besetzten die Höhenlagen bis an den Mareb. Am 26. März 1888 schrieb der Negus einen langen Brief an den General San Marzano, in welchem er, unter Ablehnung der Verantwortlichkeit für die Kämpfe von Sahati, unter Anderm sagte: „Während wir in guten Beziehungen standen, habt Ihr den Vertrag, welchen die Engländer mich mit den Aegyptern machen hießen, nicht eingehalten. In Folge dieses Vertrages sollten abyssinische Handelsleute, welche nach Massaua gingen, keinen Zoll zahlen dürfen und jene Landstriche, welche immer unter dem König von Abyssinien standen und welche später von den Aegyptern occupirt worden waren, sollten wieder an mich zurückfallen; Ihr aber habt diesen Vertrag nicht gehalten. Lasset uns jetzt diesen Vertrag einhalten. Dieses Aethiopien, welches mir von Gott geschenkt worden ist, ist mein Reich; verlasset also mein Land und bleibet in dem Eurigen. Gibt mir Gott die Kraft, dann können wir, Ihr von der Einen, ich von der anderen Seite jene wilden Derwische bekämpfen, sie zerstreuen und unser Land erweitern. Das würde vorzuziehen seyn. Ich bin Christ wie Ihr; seien wir also Brüder: unsere Uneinigkeit dient den Anderen nur zum Gespötte.“[2]) Ueber die Stimmung im Lande selbst berichtete der „Standard“ in London:

---

1) Von da ab wäre Münzenberger's Werk eventuell zu ergänzen.

2) Wiener „Vaterland“ vom 5. Mai 1888.

„Es ist noch niemals aufgeklärt worden, weßhalb die Italiener nach Massaua gingen, und was sie durch die Besetzung dieses Hafens zu erreichen hoffen. Daß sie dadurch früher oder später in Feindseligkeiten mit Abessinien verwickelt werden würden, stand von vornherein moralisch fest. Von der See abgeschnitten, ist es schon lange der dringendste Wunsch Abessiniens gewesen, am Rothen Meere Fuß zu fassen, um Einfuhr- und Ausfuhrhandel ohne Auflage von Zöllen von Seiten einer fremden Macht betreiben zu können. Massaua allein bot diese Vortheile, und Aegypten hätte jederzeit dauernden Frieden mit seinem unruhigen Nachbar haben können, wenn es ihm diesen Hafen abgetreten hätte. Ohne Zweifel stellte England Abessinien die Abtretung von Massaua in Aussicht, als es die Hülfe Abessiniens zur Befreiung der belagerten Garnison von Kassala und anderer Orte des Sudans anrief. Die Besetzung Massaua's nun durch die Italiener kam den Abessiniern wie ein unerwarteter Schlag, und vernichtete die lange gehegten Hoffnungen. Hätten die Italiener die Abessinier aber nur verständigt, daß sie keine Zölle auf abessinische Waaren zu legen gedenken, so hätte ein Abkommen getroffen werden können. Anstatt aber so zu handeln, riefen sie durch ihren unheilvollen Vormarsch den Conflikt hervor, welcher so verhängnißvoll endigte, und machten die kostspielige Expedition nöthig, welche in kurzem auf's Neue den Abessiniern im Felde gegenüberzutreten hat." [1])

Warum aber eben England, trotz Sultan und Chedive, seinen Mündel mit Massaua beglückte, war bald klar geworden. Es war ja verpflichtet, demselben zu garantiren, daß weder jetzt, noch später das Gleichgewicht am Mittelmeer gestört würde, und der Gernegroß gab keine Ruhe mehr, seitdem durch heimliche Abmachungen zur Zeit der Berliner Conferenz die Franzosen Tunis besetzten, die Italiener aber wegen Tripolis nichteinmal zum Wort kommen durften. Sie sollen sogar entschlossen gewesen seyn, durch

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 3. Februar 1885.

eine Expedition Tripolis mit Gewalt zu gewinnen, was für die Engländer in Aegypten und Constantinopel sehr unbequem gewesen wäre, weshalb sie sich bereit erklärten, Italien zu jenen Entschädigungen in Afrika zu verhelfen, die es von Europa vergebens erwartete.[1]) Als nun vollends in Mitteleuropa die Colonisirungs-Epidemie ausbrach, da drohte die italienische Geduld abermals zu brechen, wenn ihrem meerumspülten Lande weiter zugemuthet würde „ein demüthiges, nur daheim schaffendes Aschenbrödel zu seyn". So sagte der Minister Mancini in der Kammer, und einen Monat vorher hatte Italien Massaua besetzt, „ohne irgendeinem Staate, mit Ausnahme Englands, vorher davon Mittheilung zu machen, ja ohne es auch nachher anzuzeigen".[2]) Was der Schritt eigentlich bedeutete, hat Herr Crispi mit dürren Worten ausgesprochen: „Italien hat in der Krim die Lombardei erobert, in Massaua wird es Tripolis erobern; nicht als ob es Tripolis angreifen will, sondern es stellt nur seine Erbschaftsansprüche auf und zeigt in Massaua, daß es in Afrika ist und in Afrika bleiben will."[3])

Inzwischen hatten sich die Italiener im Kampfe mit einem abessinischen Häuptling eine neue Niederlage geholt, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn der Negus Johannes am Leben geblieben wäre? Nachfolger wurde nicht sein Sohn, Mangascha, sondern sein alter Rivale um die Oberherrschaft, Menelik von Schoa. Dieser war von Anfang an mit den Italienern unter der Decke gesteckt, dennoch erlebten sie auch an ihm, sobald er sich durch die üblichen Thronstreitigkeiten hindurchgerungen hatte, nicht viel Freude.

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 24. und 25. Januar und 16. Februar 1885.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 28. März 1885 und 28. August 1888.

3) „Wochenschrift der Frankfurter Zeitung" vom 19. August 1888.

Zwar beschwor er einen Vertrag mit Italien, zu Uccialli, der ihm für die Anerkennung der italienischen Schutzherrschaft ein Darlehen von zwei Millionen Lire und eine bedeutende Waffenlieferung eintrug. Aber kaum hatte er den Gewinn eingezogen, so begannen die Ausflüchte, insbesondere bezüglich des Artikel 17, welcher den Negus verpflichtete, Verhandlungen mit europäischen Mächten nur durch die italienische Regierung zu führen. Das sei eine gefälschte Uebersetzung aus dem Amharischen: behauptete der Negus oder vielmehr seine Frau, unter deren Pantoffel er stehen, und die dem Intriguenspiel der Franzosen beharrlich die Stange halten soll. Daß die Franzosen und an ihrer Seite die Russen eifrig zum Bruche mit Italien, wie zum Aufstande der Häuptlinge schüren: steht bei den Italienern fest.[1]) So sieht die europäische Civilisirung in Abessinien aus.

Sehr verdächtig ist allerdings die Thatsache, daß nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen Italiens mit dem Negus die italienischen Vertreter an die Häuptlinge des Tigregebiets, mit Ras Mangascha und dem vielgenannten Ras Alula an der Spitze, sich gewendet und gegen Zusicherung von Waffen und Geldunterstützung ihrer Freundschaft sich eidlich versichert haben.[2]) Wer gemeint hat, durch den neuen Negus, Hand in Hand mit Italien, würde der „überaus peinlichen Sachlage in und um Massaua“ ein Ende gemacht werden, und derselbe werde sich den „Pflichten eines Vorstoßes gegen die Derwische und das fanatische Araberthum im Sudan nicht entziehen können“:[3]) der ist gründlich enttäuscht. Wenn es im Gegentheile nicht zu verheerenden inneren Kriegen gekommen ist, dann dürfte dieß

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 21. April 1891. — Münchener „Allg. Zeitung“ vom 8. August 1891.

2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 20. Januar 1892. — Berliner „Kreuzzeitung“ vom 13. Juli 1892.

3) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 11. April 1889.

nur dem schrecklichen Elend, das durch Mißwachs und Hungersnoth, Pest unter Menschen und Thieren über die abessinischen Länder gekommen ist, zuzuschreiben seyn. Italien sieht jedenfalls nichts als Mißerfolge für die gewaltigen Opfer, die es an Blut und Geld gebracht hat; es sucht jetzt dieselben zu verringern und knausert am abessinischen Budget soviel als möglich; aber die Last von sich werfen und zurücktreten kann es nicht. Der vorgenannte Herr Martini zeichnet das Bild der verbitterten Stimmung:

„Wir sind nach Afrika gegangen, ohne zu wissen warum; wir beschlossen fast einstimmig, dort zu bleiben, als es noch möglich war, mit wenig Einbuße wieder fortzugehen. Jetzt bin ich, der ich zu wiederholten Malen vergeblich beantragt habe, unsere Soldaten von den Küsten des Rothen Meeres zurückzuziehen, der Erste, der zugesteht, daß wir dem Rothen Meere nur mit unsäglicher, bleibender Schande, den Rücken kehren könnten. Aber wenn durch den Wechsel der Ereignisse und der Zeiten der politische Standpunkt ein anderer geworden ist, so bleibt doch der moralische der alte, und ich kann mich nicht zu dem Glauben zwingen, daß es zweierlei Gerechtigkeit, eine schwarze und eine weiße, zweierlei Recht, ein schwarzes und ein weißes, gebe. . . Wir geben vor, daß wir hoffen, in Abessinien die Civilisation zu verbreiten, den Bruderkriegen ein Ziel setzen zu wollen, die in jenen Ländern jede menschliche Thatkraft zerstört haben, und werben und bezahlen täglich Abessinier, damit sie anderen Abessiniern die Hälse abschneiden. Ach, geht doch! Erwidert uns Schwärmern, daß es uns in Europa an Platz mangelt, während in Aethiopien auf den Quadratkilometer ein einziger Mensch kommt, daß heutzutage coloniale Eroberungen eine traurige Nothwendigkeit geworden sind, aber sprecht nicht von Civilisation! Wer da sagt, man müsse Aethiopien civilisiren, sagt eine Lüge oder ein Dummheit. Eine Rasse muß man an die Stelle einer anderen setzen; entweder dieses oder nichts; Munzinger sagte dies schon vor dreißig Jahren, als man noch ehrlich sein durfte. Für unser Unternehmen ist der Eingeborene eine Verlegenheit; man muß ihm behülflich sein, zu verschwinden, wie anderswo den Roth-

häuten, mit allen Mitteln, die die von ihm instinktmäßig gehaßte Civilisation bietet, mit der intermittirend wirkenden Kanone und dem stetig wirkenden Branntwein. Die sentimentalen Colonisirer mögen sich trösten; fata trahunt. Wir haben angefangen, die kommenden Generationen werden fortfahren, die alten Bewohner Afrika's auszurotten bis auf den vorletzten; den letzten werden wir in einem Institut dazu drillen, uns mit Musikbegleitung dafür zu preisen, daß wir durch die Ausrottung der Neger endlich ein Mittel herausgebracht haben, den Sklavenhandel abzuschaffen."

Auch über Ertragsfähigkeit des Grund und Bodens lauten die Reiseberichte mehrfach absprechend. Uebrigens ist dabei nicht zu vergessen, daß es damit in den von den Italienern an sich gerissenen Vorlanden allerdings mißlich steht. Was dagegen Abessinien selbst betrifft, so führt Münzenberger die naheliegende Erklärung der landwirthschaftlichen Mißgeschicke an. „In Folge der unaufhörlichen Bürgerkriege liegt gerade der Ackerbau, der die Grundlage des größten Reichthums für Abessinien seyn könnte, in beklagenswerther Weise darnieder. Wozu soll der Landmann mehr Feld bestellen, als er eben für seinen Lebensunterhalt nöthig hat? Besitzt er größere Vorräthe, so kann jeden Augenblick eine neu ausgebrochene Fehde ihm die Feinde in's Gehöfte hineinbringen, die mitnehmen, was sie finden, und verbrennen, was sie nicht einpacken mögen. Wozu soll er sich auf den herrlichen Triften des Landes Heerden halten, die ihm über das für seinen Lebensunterhalt Nöthigste hinaus einen Wohlstand verschaffen könnten, wenn sein Vieh nicht vor dem Feinde sicher ist? Ein Krebsschaden Abessiniens ist aber nicht bloß der Krieg, sondern auch der bewaffnete Friede; ein Negus, ein Fürst, ein Statthalter ist dort nicht anders zu denken, als umgeben von einem oft nach vielen Tausenden zählenden Heereshaufen. An Sold haben die abessinischen Krieger bei den dortigen patriarchalischen Verhältnissen natürlich nicht zu denken. Die Waffen werden ihnen gestellt, für Uniform,

sowie für ihre Beköstigung haben die baarfüssigen Söhne des Mars selbst zu sorgen, wenn nicht gerade die für die Landschaften, in denen die Armee sich eben aufhält, ausgeschriebenen Naturallieferungen richtig eintreffen, was aber selten der Fall ist. Dann geht's auch im Freundeslande nach dem einfachen Grundsatze: zu nehmen, was nicht freiwillig gegeben wird."

Deutlicher kann nicht gesagt werden, was dem Reiche des Negus vor Allem noth thäte: es wäre die endgiltige Sicherstellung seiner Herrschaft gegenüber den rebellischen Häuptlingen und den räuberischen Statthaltern. Aber das italienische Protektorat könnte das nicht leisten, wenn es auch wollte; es bedarf der inneren Wirren, um stets die Eine Partei gegen die andere auszuspielen und beide im Schach zu halten. Diesem Zwecke mögen die Werkzeuge, mit welchen Italien dort arbeitet, etwa noch gewachsen seyn, einem edlern sind sie's nicht. Erst vor Jahr und Tag haben die Anklagen, welche zu dem Processe Livraghi-Cagnassi führten, ganz Europa mit Abscheu erfüllt; es erfolgte eine Fluth von Enthüllungen über Mord und Erpressung, welche die Rechtspflege in der Colonie und die Redlichkeit der Civil- und Militärbeamten im traurigsten Lichte erscheinen ließen. Bei dem in Massaua geführten Processe, der ein riesiges Material an Zeugen, Angeklagten und Vertheidigern zu bewältigen hatte, sind zwar die Angeklagten glimpflich durchgekommen,[1]) allein auf die Abessinier muß er doch als ein Schauspiel für Götter gegenüber ihren Civilisatoren gewirkt haben. Es ist denn auch im Reiche des Quirinal sehr stille geworden über — Abessinien.

Aber die Missionen? Die protestantischen haben nach mehrjährigem Bemühen das Geschäft ganz aufgegeben; die katholischen harrten unter den widrigsten Wechselfällen aus seit den guten Zeiten des Concils von Florenz und der

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. November 1891.

portugiesischen Freundschaft im 15. und 16. Jahrhundert. Aber das Schisma ist der Bekehrung immer schwer zugänglich und in Abessinien ist es so uralt, daß es vom Judenthum sogar die Beschneidung und vom Islam eine polygamische Anschauung von der Ehe praktisch in sich aufgenommen hat. Abgesehen davon, ist es merkwürdig zu sehen, wie diese Art Christenthum auf die Volksnatur und Volkssitte ganz ähnlich in Rußland und in Abessinien eingewirkt hat. Wer die socialen Zustände beider Reiche kennt, der kann vom abessinischen Bauern nicht lesen, ohne an den russischen Bauern zu denken. Seit einigen Jahren interessirt sich ja auch Rußland auffallend für das Reich des Negus. Die wiederholte Expedition Maschkow's erfreute sich der besondern Gönnerschaft des Czaren, selbstverständlich ebenso des französischen Beifalls, und neuerlich spricht Rußland sogar ein Protektorat über den koptischen Patriarchen in Alexandrien an, von dem Abessinien sein Kirchenoberhaupt (Abuna) bezieht.[1])

Das fehlt gerade noch zur Ergänzung der Einwirkungen aus dem „faulen Westen."

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" v. 30. Juli 1891 u. 15. Okt. 1892.

LXXIV.

Ein Jubiläum der Vulgata

darf in unserer Zeit der Feste und der Jubiläen nicht übersehen werden. Der 9. November 1592 ist der Tag, „an welchem die Bibel der katholischen Kirche diejenige Fassung bekam, in der sie nun seit 300 Jahren ohne alle Veränderung überall in der katholischen Welt gedruckt worden ist und nach der Verordnung jenes Tages allezeit unverändert gedruckt werden soll"; von diesem Tage ist nämlich das jeder Vulgata-Ausgabe vorgedruckte Breve Clemens' VIII. datirt, welches den unter diesem Papst revidirten Text für fortan typisch erklärt (vergl. diese Blätter 1890, Bd. 106, S. 99 ff.). Aus protestantischer Feder ist eine Art Festschrift zu diesem Anlaß erschienen,[1]) aus der wir das Wesentliche mittheilen möchten, um einige Bemerkungen daran anzuknüpfen.

Die Geschichte der Vulgata, sagt der Verfasser, beginne fast schon mit der Ueberschrift am Kreuz, „die — man möchte es eine unbewußte Weissagung nennen — ja geschrieben war in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache". In einer Note hiezu werden wir auf etwas recht Interessantes aufmerksam gemacht. „Welches Schulkind kennt nicht von den

---

1) Ein Jubiläum der lateinischen Bibel. Zum 9. Nov. 1892. Tübingen 1892. J. J. Heckenhauer'sche Buchhandlung. 27 S. gr. 8°. (40 Pf.) Die Rückseite des Titelblatts trägt die Bemerkung: „Der folgende Aufsatz war ursprünglich als Zeitungsartikel zum 9. Nov. gedacht; da er unter der Hand zu ausführlich wurde, erscheint er für sich im Druck. E. N."

Abbildungen der Leidensgeschichte her das INRI über dem Kreuze? Und doch — man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist thatsächlich so — hat ein gelehrter Herausgeber der Werke des Andreas Gryphius zu einer Stelle, in welcher dieses INRI neben memento mori vorkommt, geschrieben: „INRI scheint eine Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben irgend einer Floskel!" Schließlich stellt sich heraus, daß so zu lesen ist S. 92 des 138. Bandes der Bibl. des lit. Vereins, und die Bemerkung: „Was würden unsere klassischen Philologen sagen, wenn ein christlicher Theologe einmal das römische S P Q R nicht mehr zu deuten wüßte" — ist sehr treffend. Nach mancherlei Andeutungen über die Verbreitung der lateinischen Sprache um die Zeit Christi, über die Wichtigkeit des Bibellateins (wobei das Archiv für lat. Lexikographie nicht vergessen wird, wie überhaupt bei unserm Vf. ein Wort das andere gibt) u. A. wird uns zunächst die Itala vorgestellt, dann des Papstes Damasus und damit auch des hl. Hieronymus Verdienste um die lateinische Bibelübersetzung [1]) berichtet; des letzteren Version brauchte aber 200 Jahre, bis sie Vulgata wurde und hieß. Die Palimpseste vorhieronymianischer Uebersetzungen werden jetzt eifrig gesammelt und bearbeitet; Kloster Weingarten hat hiefür viel Material geliefert. Karl der Große hat sich um die Herstellung eines gereinigten Bibeltextes viele Mühe gegeben, und die Denkmale seiner Thätigkeit sind in einer Reihe „Karolinger-Bibeln" noch erhalten. Wilhelm von Hirsau leuchtet auch da hervor. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst beginnt für die Geschichte der

1) Bei einem Vergleich zwischen Hieronymus und Luther kommt der Kirchenvater schlecht weg: Luther „mag als Christ wie als Uebersetzer immer noch etwas über Hieronymus stehen". Es ist begreiflich, daß Lutheraner urtheilen wie Luther, der keinem Lehrer so feind war, „wie dem Hieronymo; denn er schreibet nur von Fasten und Jungfrauschaft". Der Katholik ist nicht im Zweifel, ob er diesem Christenthum den Vorzug geben soll, oder dem des hl. Hieronymus, dieses unermüdlichen Vorkämpfers für das Ideal christlicher Enthaltsamkeit, das er auch in seinem Leben verwirklicht hat.

Vulgata eine neue Aera: die ergiebigste Quelle von Textentstellungen ist jetzt beseitigt. Für ein Exemplar der ersten, noch undatirten Guttenberg'schen Bibel (Mazarin- oder 42zeilige Bibel) wurden 1887 56,000 und zuletzt 70,000 M. bezahlt; von der zweiten, aus dem Jahre 1462, kam unlängst ein Exemplar auf 20,000 M. „Gewöhnlich hat man bis jetzt angegeben, daß in den ersten 50 Jahren nach Erfindung der neuen Kunst etwas mehr als 100 Ausgaben der lateinischen Bibel gedruckt worden seien, also durchschnittlich zwei im Jahre. Aber ein ganz neu erschienenes englisches Prachtwerk, von dem wohl noch kein Exemplar den Weg nach Württemberg gefunden hat, the first half century of the Latin Bible von W. A. Copinger beschreibt deren nicht weniger als 144 (neben 19 unterschobenen) und bietet auf mehr als 50 Faksimiletafeln, alle in Originalgröße, ein Hilfsmittel, das für die älteste Geschichte der Druckkunst von höchstem Werthe ist. Ein Anhang gibt die Liste der im 16. Jahrhundert erschienenen Ausgaben der lateinischen Bibel, über 400!"

Den Neuerern gegenüber nahm die Kirche durch jenes berühmte tridentinische Dekret Stellung in der Bibelfrage. Sie „hat bestimmt, daß unter den vielen oder allen lateinischen Ausgaben der Schrift — die Drucke des Dekrets schwanken zwischen der Lesart multis, und omnibus — die alte und verbreitete (Vulgata), so lange in der Kirche gebrauchte Ausgabe in allen öffentlichen Vorlesungen, Disputationen, Predigten und Auslegungen für die authentische zu halten sei, daß Niemand sie unter irgend welchem Vorwand verwerfen dürfe und daß dieselbe so verbessert als möglich gedruckt werden solle". Wenn der Verfasser hiebei meint, das Dekret habe „ernsten Katholiken alter und neuer Zeit soviel Kopf- und Herzweh verursacht", so stellt er sich die Sache wenigstens für die Gegenwart zu tragisch vor. Leute, wie L. van Eß, A. Gratz, Cölestin Spegele und — G. Hermes würde ihm kein Katholik als die competenten Interpreten heutiger katholischer Anschauungen empfohlen haben. Schanz' Apologie oder, wenn er bei einem Mann der strengsten Schule anfragen wollte, Scheebens Dogmatik hätte ihn eines andern belehren können. Darum ist auch das Kunststück, welches, ich weiß nicht wo, angewandt werden

soll, aus dogmatischen Gründen absolut überflüssig: „in den akademischen Vorlesungen behelfen sich dieselben (die Katholiken) vielfach damit, daß sie einfach zuerst die Vulgata verlesen und dann ruhig ihren hebräischen oder griechischen Text erklären". Wo wirklich nach der Vulgata exegesirt wird, da liegt der Grund dafür nicht in dogmatischen Bedenken, sondern sehr einfach in der Thatsache, daß bei den Zuhörern zu geringe Kenntniß des Hebräischen vorausgesetzt werden kann. Wie dürften denn sonst katholische Commentare über den Urtext -- sogar von Jesuiten! — unter den Augen des Papstes erscheinen? Das Dekret will einfach (und das scheint der Vf. selbst anzuerkennen) unter den lateinischen Uebersetzungen die Vulgata als eine Autorität aufstellen, auf die man sich in dogmatischen Controversen berufen könne und die jeder gelten lassen müsse, was in jener Zeit doppelt nöthig war. Daß es sich damals um lateinische Uebersetzungen handelte, ist sehr natürlich. Wo hätte man ein Ende der Streitigkeiten finden sollen, hätte man für's A. T. den Urtext als einzige Autorität hingestellt, den Urtext, den die wenigsten verstanden, mit dem auch Luther seine Erfahrungen machte? Und wie es mit dem Griechischen stand, weiß man. Daß heutzutage ein Zurückgehen auf den Urtext selbst für den Dogmatiker nicht unstatthaft, sondern sehr erwünscht sei, ist z. B. aus des Jesuiten Franzelin dogmatischen Werken zu ersehen, wenn es sich nicht von selbst versteht. Wenn ein paar Sionswächter die Vulgata als einzige katholische Bibel demonstriren wollten, so könnte man sie doch wohl fragen, warum denn Sixtus V. sich so viel um Herausgabe des griechischen A. T. bemühte, und ob die Edition des hebräischen Textes nicht vielleicht deshalb unterblieb, weil zu wenige geeignete Kräfte und im Publikum kein Verständniß dafür vorhanden war.

Pius IV. nahm die Revision des Vulgatatextes in die Hand, sein Nachfolger Pius V. setzte sie energischer fort (letzterer hat die Commission pro emendatione bibliorum niedergesetzt, die Sache „schlief" also nicht „vollends ein", wie es fälschlich S. 13 heißt, vgl. dagegen S. 25). Aber erst Sixtus V. brachte eine nach der Löwener Bibel verbesserte Ausgabe zu Stande (Rom 1590), deren Druckfehler (praelio vitia

hat richtig die Malice des Druckfehlerteufels gerade in diesem Wort eingeschmuggelt, S. 15!) er mit eigener Hand corrigirte. An seine diese Ausgabe einführende Constitution haben sich mancherlei Verhandlungen geknüpft, da er seinen Text das Tridentinum noch überbietend auch für alle privaten Disputationen u. dergl. zu Grunde gelegt wissen wollte, derselbe aber sofort nach des Herausgebers Tod als ungenügend kassirt und vernichtet wurde. Clemens VIII. (S. 18 ist zu lesen Gregor XIV. statt XI.) konnte am 9. November 1592 das bereits genannte Breve für die neue Ausgabe schreiben, in welcher die Constitution seines Vorgängers nicht mehr abgedruckt ward. Dies kann nicht auffallen, da ja dessen Werk nicht so fehlerlos gewesen war, wie er es in jener Einleitung hingestellt hatte. Ob diese Constitution 'Aeternus ille ein Erlaß ex cathedra war oder nicht, ist völlig gleichgiltig; sicher aber ist, daß sie weder eine causa fidei noch morum betraf, da an keiner Lesart der Vulgata ein Dogma hängt, und überhaupt die Vorschrift, diesen oder jenen Text zu gebrauchen, eine disciplinäre Maßregel ist, bei der die Frage nach Fehlbarkeit oder Unfehlbarkeit so wenig hereinspielt als etwa bei der Verordnung des Tridentinums, der Klerus müsse in Seminarien gebildet werden. In textkritischen Entscheidungen pflegen nur die Philologen unfehlbar zu sein. Für uns ist die causa Clementis contra Sixtum so wenig „drückend" (S. 20 mit der causa Honorii zusammengestellt!), daß uns des Verfassers Wesen darob ebenso „ergötzlich zu sehen" (20[2]) ist, wie die von ihm l. c. registrirten Pfiffigkeiten der Jesuiten.

Die Gründe, die zu so strengen Vorschriften für Beibehaltung des römischen Textes veranlaßten, sind nicht zu schwer ersichtlich. Ich glaube, es wäre mancher klassische Autor vor den muthwilligen und launenhaften Einfällen peerlkampisirender Philologen verschont geblieben, wenn nicht jeder Schulmeister die guten Alten nach Belieben maltraitiren dürfte. Was wäre aus der Vulgata unter den unklaren kritischen oder vielmehr unkritischen Grundsätzen der vorigen Jahrhunderte geworden, hätte nicht der Vertreter der kirchlichen Auktorität dem unsinnigen Getriebe ein Quos ego zugerufen! Daß Clemens VIII. seine Ausgabe nicht für unfehlbar hielt, zeigte er schon durch die Beigabe der

indices correctorii zur dritten Ausgabe von 1598, und daß man heute dies ebensowenig thut, zeigt die Ausgabe Vercellone's, der seine Variae Lectiones dem Papst Pius IX. widmen durfte. Also möge der um die Reinheit der Vulgata besorgte Bibelfreund sich beruhigen. Daß es den Katholiken „noch streng verboten“ sein sollte, „eine Ausgabe zu veranstalten mit kritischem Apparat am Rande unter dem Texte“, (S. 24) würde er schwerlich beweisen können; wenn Vercellone in einem separaten, dem Papste gewidmeten Buch „mit aller Offenheit eingestanden, daß die Schreibung ipsa (Gen. 3, 15) nur ein alter Schreibfehler sei (ex quadam librariorum oscitantia ortam esse hodiernam lectionem), daß Hieronymus ipse geschrieben habe“, so wird es kein größeres Wagniß sein, dies unter dem Texte zu thun, zumal die Stelle schon von der „unter Pius V. berufenen Revisionscommission angemerkt“ worden (S. 25). „Das ist doch ein Anfang“, der aber „in dogmatischer Beziehung Besseres“ im Sinne des Verfassers nicht „hoffen läßt“. Das katholische Dogma wird dadurch nicht beeinflußt, ob man ipse oder ipsa lese, und wenn 25[1] gesagt wird: „Als Illustration zu dieser Stelle wird in den in unsern katholischen Volksschulen eingeführten Biblischen Geschichten wohl noch lange diejenige dienen, auf der Maria (allerdings mit dem Kinde) in einem Strahlenkranz am Himmel als die verheißene Schlangentreterin erscheint“, so wird diese Prophezeiung mehr Aussicht auf Erfüllung haben als jene Hoffnung. „Daß aber in einer neuerdings von katholischer Seite veröffentlichten deutschen Bibelübersetzung, auf deren Titel ausdrücklich angegeben wird, daß sie die Abweichungen zwischen Vulgata und Grundtext verzeichnen solle, bei dieser Stelle mit keiner Silbe eine solche angedeutet wird“ (ebend.), hat er ein Recht zu rügen.

Es ist gewiß erfreulich, daß auch Protestanten wieder den Werth der Vulgata anerkennen und für deren Textreinheit besorgt sind; umso lieber bringen wir die Broschüre hier zur Anzeige. Die württembergischen Vulgata-Codices, welche von Bengel und anderen benutzt wurden, sind theils verschollen, theils unbenützt durch die Interesselosigkeit der Nachkommen; ein Katalog der Stuttgarter, überhaupt der württem-

bergischen Bibelhandschriften wird mit Recht als ein Desiderium bezeichnet, und das Fehlen der einzigen kritischen, von den Engländern besorgten Ausgabe des lateinischen Neuen Testamentes auf der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart und der Universitätsbibliothek zu Tübingen bedauert. „Im Stift, vielleicht auch im Convikt, wird man nach ihr gar nicht fragen dürfen“ (25).

Schon Seite 20 werden die Bibliotheken der beiden letztgenannten Institute indirekt gestreift. Ich benütze diesen Anlaß, um hier pro domo sprechend zu constatiren, daß unsere Conviktsbibliothek die clementinische Vulgata von 1592 besitzt. Was wir aber an werthvollen älteren Werken nicht aus der Gründungszeit unserer Anstalt als Erbe der aufgehobenen Klöster — das natürlich mit der Stutlgarter und der Universitätsbibliothek zu theilen war — durch der Regierung Gnade besitzen oder sonst geschenkt bekommen, können wir nicht anschaffen, wir sind damit an die selbstverständlich ungleich besser dotirte Universitätsbibliothek gewiesen. Und wenn der Herr Verfasser mich nach der genannten englischen Ausgabe fragen würde, so würde ich ihm antworten: Bis vor 2 Jahren durften wir die horrende Summe von 600 M. jährlich für unsere Bibliothek aufwenden. Unsere Conviktoren müssen zur Bezahlung der Zeitschriften beisteuern, damit jenes Geld für Handbücher und Monographien u. ä. übrig bleibt. Das ist auch heute noch nöthig, wo wir jährlich 1000 M. zur Verfügung haben. Da vergeht's Einem, literarische Raritäten oder Werke mit allenfalls „mehr als 50 Faksimiletafeln, alle in Originalgröße“ anzuschaffen.

Tübingen. Sebastian Merkle.

LXXV.

Zur poetischen Literatur.

Gedichte von Franz Bonn.[1])

Vor mehreren Jahren brachten diese Blätter ein Charakterbild des Dichters Franz Bonn,[2]) worin die Schaffensweise und der Umfang seines vielseitigen Talents zu zeichnen versucht war. Seine dramatischen, wie seine novellistischen Leistungen, seine Versuche auf dem epischen Gebiete, seine Verdienste als Jugendschriftsteller, endlich, und nicht zum wenigsten, die köstlichen Erzeugnisse des unerschöpflichen Humoristen und Satyrikers v. Miris fanden darin ihre Würdigung.

Nur eine Seite konnte damals nicht nach Gebühr charakterisirt werden, die rein lyrische, weil die in Zeitschriften zerstreuten Gedichte Bonns noch nicht gesammelt vorlagen. Im Verlauf dieses Jahres ist nun diese Sammlung in schöner Ausstattung an's Licht getreten und läßt es als gerechtfertigt erscheinen, daß wir zur Vervollständigung des Dichterbildes dieselbe einer kurzen Besprechung unterziehen. „Für Herz und Haus" — der Titel ist gut gewählt, denn er bezeichnet den durchwaltenden ethischen Geist der Sammlung, in der die alten unvergänglichen Themen „Gott, Natur nnd Liebe" mit dem

---

1) Für Herz und Haus. Gedichte von Franz Bonn. Regensburg, Habbel (1892). 318 S. Mit dem Bildniß des Dichters.

2) Bd. 88, S. 593—607.

Feingefühl einer wohlgestimmten Dichterseele angefaßt und behandelt sind. Was der Dichter „in fünf Jahrzehnten" innerlich erlebt, was „von der Jugend schönen Tagen bis in's Alter ihn bewegt", das liegt hier sozusagen im poetischen Auszuge vor.

Wenn gleich nicht chronologisch, sondern in bestimmte Gruppen („Lenz und Liebe", „Vermischte Gedichte", „Bilder und Balladen", „Lieder und Stimmungen", „In ernsten Stunden") geordnet, lassen die Dichtungen doch den geistigen Entwicklungsgang erkennen, der aus den gewohnten Geleisen jugendlicher Sorglosigkeit und romantischen Anklängen aufsteigt zu der Geschlossenheit männlicher Erfahrung und innerer Sammlung. Es ist der Ertrag eines Menschenlebens, und zwar eines Lebens, das der Dichter im Ganzen als ein glückliches preisen kann. Darum ist der Ton ein friedlich milder, die Sprache von schlichter und doch wohlklingender Natürlichkeit.

So recht empfunden, aus dem Herzen heraus gesungen lautet, was Bonn dem selbsterfahrenen Familienleben mit seinen Freuden und Sorgen abgelauscht: ächter Art sind die Worte und Lieder an Weib und Kind und Mutter, darunter kleine liebliche Idyllen, wie „der kleine Reiter" (S. 91); ein Juwel auch: „Mein Mütterlein ist todt" (145). Stimmungsvolle kleine Lieder wie „Abendruhe" oder „Am Morgen" (261) lassen sich neben die besten dieser Gattung stellen.

Heimlich über'm Bergessaume
  Bebt des Morgens erster Schein
Und er weckt aus seinem Traume
  Schon den morgenrothen Hain.

Fröhlich schreite ich entgegen
  Seinem heilig reinen Licht,
Das mir wie ein milder Segen
  Leuchtend in die Seele bricht."

In der Gruppe „Bilder und Balladen" findet man Sagen- und Legendenhaftes, vaterländisch Erhebendes, wie der den „treuen Brüdern" (Grafen Taube), „den Helden aus Schwabenland" gewidmete Ehrensang (201), kleine Genrestücke, wie das „Blumenmädchen" (197). Ein anheimelndes Bild bietet

sich in dem „guten alten Freund", nämlich dem Dorfbrunnen der Heimath (188) mit seinen Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Auch Sprüche und Anmuthungen voll Herzens- und Lebensweisheit bekunden, wie die Zeit den Dichter reift, Kampf und Leid ihn läutert. Die Räthsel des Lebens werden gestreift und wiewohl in der Gesammtheit mehr das heitere Element vorherrscht, so rauscht doch durch viele Gedichte der Odem einer andern Welt, der Zug zum Ewigen, Unvergänglichen.

„Er lernt in Gott gewinnen,
Was er mit Schmerz verlor" (263).

Betrachtungen, wie beispielsweise die schönen Strophen „Will Gott ein Leid in's Herz dir legen", oder: „Ob aller Trost auch von dir weicht", sind Trostergüsse, die den ernsten Stunden eigener Lebenserfahrung abgerungen sind. Ein „Mahnung" überschriebenes Gedicht beginnt:

„Laß keinen Tag zu Ende geh'n,
An dem nicht, eh' der Abend naht,
Ein Liebeswerk von dir gescheh'n,
Sei's gutes Wort, sei's gute That." . .

In mancherlei Wendungen und Anklängen kehrt der Gedanke wieder, den der Schlußvers von „Irdisches Glück" ausspricht:

„Und was du auch errungen dann,
Ein Mangel wird dich drücken:
Du fühlst, daß Nichts auf Erden kann
Dich ganz und gar beglücken" (157).

So darf die von tief christlichen Anschauungen erfüllte Sammlung, die nicht Weniges birgt, was werth wäre in Anthologien und Mustersammlungen überzugehen, als ein poetisches Hausbuch begrüßt werden.

LXXVI.

Die Wissensfreiheit im Lichte des Vaticanums.

P. Theodor Granderath, welcher nach dem 1885 erfolgten Tode des P. G. Schneemann die schließliche Redaktion und Herausgabe der den 7. Band der Collectio Lacensis bildenden Acta et Decreta des Vaticanischen Concils besorgte, hat in der neuestens erschienenen Schrift: Constitutiones Dogmaticae sacrosancti oecumenici Concilii Vaticani ex ipsis ejus actis explicatae atque illustratae (Friburgi Brisgoviae 1892) dem Unterzeichneten nächst andern Theologen eine zu weit gehende Auslegung des von jenem Concile ausgegangenen can. 6 de fide zugeschrieben. Da der Unterzeichnete allein als Vertreter dieser Auslegung mit Namen genannt wird und die betreffende Auslegungsfrage nicht bloß von dogmatischer, sondern auch von weitreichender zeitgeschichtlicher Bedeutung ist und insbesondere für katholische Forscher, mögen sie sich auf naturwissenschaftlichen, sprachlichen, geschichtlichen, rechtlichen, wirthschaftlichen, philosophischen oder apologetischen Gebieten bewegen, von erheblichem Interesse ist, so dürften folgende Ausführungen nicht als unzeitgemäß erscheinen.

Der Unterzeichnete hatte in der vor 30 Jahren veröffentlichten Schrift: „Wissenschaftliche Richtungen auf dem Gebiete des Katholicismus in neuester und in gegenwärtiger Zeit" (München 1862) unter Anderem ausgesprochen, ein blinder Auctoritätsglaube werde durch die katholische Lehr=

auctorität selber verworfen und sei namentlich in neuesten Tagen ein und das anderemal den Traditionalisten gegenüber verworfen worden; selbst vom gemeinen Mann werde ein sicheres und gewisses Urtheil über die Glaubwürdigkeit der Offenbarung verlangt, soweit dessen Einsicht und Prüfungsvermögen reiche, und werde umsomehr vom wissenschaftlich gebildeten Katholiken verlangt: wenn aber — so wurde weiter gesagt — die Ueberzeugung eines solchen vom Glauben abkommt, wird „die Kirche dieselbe als eine irrthümliche bezeichnen müssen, deren formelle Festhaltung unvereinbar sei mit der Festhaltung der katholischen Lehr- und Lebensgemeinschaft, sie wird dieselbe als ein Unglück bedauern, über das subjektive Gewissen eines solchen Forschenden, über dessen subjektive Schuld oder Unschuld wird sie nicht aburtheilen“ (S. 179). Dieser Auffassung trat P. J. Kleutgen im letzten Bande der „Theologie der Vorzeit“ 1. Auflage n. 631 ff. entgegen und machte in weiterer Beweisführung geltend, daß nach der Lehre der katholischen Kirche ein Katholik oder Christ den auf hinreichende Weise ihm vorgelegten und von ihm angenommenen wahren Glauben unter keinerlei Umständen jemals ohne alle und selbst schwere Verschuldung verlieren könne. Unter Anderem sagte er (n. 643): „Bei welchem Theologen unserer Kirche hat denn der Verfasser jenen allgemeinen Satz gelesen, daß die gemeine Vernunft ein früheres judicium credibilitatis ändern dürfe? Bei wem die Thorheit, daß dies jedoch nur der gemeinen Vernunft, nicht auch der wissenschaftlichen erlaubt sei? Die Lehre nicht blos der Theologie, sondern der Schrift und der Kirche ist, daß kein Rechtgläubiger jenes Urtheil, in Folge dessen er glaubt, ohne sich schwer zu versündigen, ändert; sei es, daß er sich dazu durch die gemeine oder die wissenschaftliche Vernunft d. i. durch populäre oder gelehrte Scheingründe bewegen lasse“. Der Unterzeichnete antwortete in der Schrift: „Wissenschaft und Auctorität“ (München 1868) hierauf, daß er all dieses bei verschiedenen Theologen der Vorzeit und

besonders auch bei Theologen des Jesuitenordens gelesen habe. Nach kirchlicher Auffassung — so führte er daselbst aus — verhält es sich insoferne für die bereits gläubigen Subjekte post fidem susceptam (christianam et catholicam), die Sache vom objektiven (wahren) Gewissensstandpunkte aus betrachtet, gerade umgekehrt wie für die noch nicht gläubigen Subjekte ante fidem susceptam, denn „diejenigen Kräfte und Mächte, welche den Menschengeist früher vom Unglauben oder von einem irrthümlichen Glauben zum wahren hinzogen, werden denselben jetzt umgekehrt von einer Abschwächung oder einer faktischen Preisgebung des letztern abziehen und ihn auf solche Weise vor religiöser Verirrung schützen"; ob aber „bei einem bereits gläubigen, katholischen Forscher faktisch je derartige Umstände eintreten, die den Uebergang von einem methodischen zum praktischen Zweifel oder einem hieraus erwachsenden Irrthum als unüberwindlich, unverschuldet oder als moralisch möglich erscheinen lassen, darüber habe die Kirche sich nicht ausgesprochen" (S. 59, 62). Zweierlei Meinungen — so wurde dortselbst weiter ausgeführt — stehen in diesem Betreffe innerhalb der Theologie der Vorzeit einander gegenüber: eine strengere und eine mildere. Als Vertreter der ersteren mögen die beiden Jesuiten Suarez und Viva gelten, als Vertreter der zweiten die Jesuiten Tanner, Platel und Monschein. Die erstere Meinung geht dahin: weder vom ungebildeten noch vom gebildeten Gläubigen könne ohne alle und jede Schuld — schwere oder leichte — der wahre Glaube, sowie das ihn bedingende vernünftige Glaubwürdigkeitsurtheil je widerrufen und verloren werden, die Kraft der ihnen innewohnenden Wahrheit, vor allem aber die Kraft der erleuchtenden Gnade Gottes ermögliche es jedem Gläubigen, eine einmal angenommene Glaubensüberzeugung selbst im Bereiche der minderwichtigen Heilswahrheiten zu bewahren ohne unüberwindlichen Zweifel oder Irrthum. Die mildere Meinung dagegen äußert sich also: im Allgemeinen sei dieses richtig, unter

besonderen Umständen können aber ungebildete Gläubige (rudes) auf eine zwar objektiv unberechtigte, jedoch subjektiv berechtigte Weise ohne alle schwere, ja am Ende selbst ohne alle leichte Schuld, also auf völlig unüberwindliche Weise einen bisher festgehaltenen wahren Glauben und das ihn bedingende, für ihre Fassungskraft hinreichende Glaubwürdigkeitsurtheil widerrufen, also in Zweifel ziehen, ja in Irrthum gerathen bezüglich solcher Objekte, welche wie z. B. selbst die göttliche Inspiration der hl. Schriften, die Unfehlbarkeit der Kirche, nicht ausdrücklich unter der Bedingung des Heilsverlustes (fide explicita de necessitate medii) geglaubt werden müssen; bei intelligenten und gelehrten Männern dagegen, welche die für die wahre Offenbarung sprechenden Glaubwürdigkeitsgründe einmal richtig eingesehen haben, werde es keine Ausnahmsfälle solcher Art geben können. Dieses die historische Sachlage in vorwürfigem Betreffe (ebenda S. 56—108).

In welchen Punkten war nun der Unterzeichnete mit dem Verfasser der „Theologie der Vorzeit" einverstanden und in welchen nicht? Er war mit ihm zunächst darin einverstanden, daß im Gebiete der reinweltlichen Wissenschaften, sowie der apologetischen eine sogenannte methodische Wissensfreiheit für jeglichen Forscher zu Recht bestehe, weil diese Wissenschaften nicht von Glaubensprincipien ausgehen, sondern von verschiedenen, ihnen eigenthümlichen Wissensprincipien und sich zu deren Bewahrheitung und Entwicklung verschiedener, ihnen eigenthümlicher Verfahrungsweisen bedienen. Er war mit ihm ferner darin einverstanden, daß die methodische Wissensfreiheit auf subjektiv berechtigte, ja pflichtmäßige Weise ohne alle formelle Sünde eine praktische werden könne, wenn ein Forscher, welcher die christliche und kirchliche Wahrheit noch nicht erkannt hat, in unüberwindlichem Irrthum und Zweifel zu stehen aufhören würde. Er war mit demselben ferner auch darin einverstanden, daß in dem hypothetischen Falle, als die obenerwähnte mildere

Meinung zu Recht bestehen würde, unter besonderen Umständen ein recessus a fide ohne alle formelle Sünde nicht bloß für die ungebildeten Gläubigen möglich sein müßte, sondern auch für die gebildeten, ja selbst die wissenschaftlich gebildeten: denn es können sich bei eintretenden Collisionen für die letztern mitunter Schwierigkeiten ergeben, die nicht minder groß sind, wie für die ersteren; wie ließe sich zwischen gebildeten und ungebildeten Gläubigen einerseits und den ihnen begegnenden Schwierigkeiten anderseits eine nur einigermaßen sichere Scheidungslinie ziehen? Er war mit demselben auch darin einverstanden, daß thatsächlicher Weise weder für die erstern noch für die letztern ein recessus a fide ohne alle und jede Schuld eintrete; denn wenn schon der Gerechte, der Heilige sich vor leichten Sünden nur schwer bewahrt, wie sollte es geschehen können, daß ein Gebildeter und selbst ein Ungebildeter des Besitzes einer in Wahrheit gründenden Glaubensüberzeugung vermöge eines völlig unüberwindlichen Erkenntnißirrthumes, also ohne alle und jede, selbst leichteste Sünde sollte verlustig gehen können? Er war mit demselben aber darin nicht einverstanden, daß dieses keine bloß theologische Meinung sei, sondern eine Lehre der Kirche als solcher, so daß deren Läugnung die Censur der Häresie oder eine unter ihr stehende Censur verdienen würde. Dieses allein bildete zwischen dem Unterzeichneten und dem Verfasser der Theologie der Vorzeit den Gegenstand der Controverse in der damals so vielerörterten Frage über Wissens- und Wissenschaftsfreiheit.

Hat nun das Vaticanum diese Controverse entschieden? Die Theologen der vorbereitenden Glaubenscommission nahmen in das von ihnen entworfene „schema constitutionis dogmaticae contra multiplices errores ex rationalismo derivatos“ cap. IX den Satz auf: „quapropter haereticam esse declaramus et damnamus sententiam, si quis dixerit, parem esse conditionem fidelium atque eorum, qui ad fidem unice veram nondum per-

venerunt, ita ut fideles catholici licite possint fidem, quam sub ecclesiae magisterio jam susceperunt et crediderunt, in reale dubium vocare et assensum suspendere, donec demonstrationem credibilitatis et veritatis secundum regulas humanae scientiae ipsi absolverint“ (Coll. Lac. VII, 512). In einer Anmerkung hiezu (annotatio 20 ibid. VII, 534—35) erklärten sie, als Häresie werde hiemit nur der Irrthum verurtheilt, als ob in Bezug auf Festigkeit und Beständigkeit der Zustimmung und in Bezug auf die Unabhängigkeit der Untersuchung die Lage der Gläubigen die nämliche und gleiche sei, wie die Lage derjenigen, die zum wahren Glauben noch nicht gelangt sind, als ob in Folge dessen die Katholiken den Glauben, den sie unter lehramtlicher Leitung der Kirche schon anerkannt und angenommen hatten, erlaubter Weise in Zweifel ziehen und suspendiren und dessen Wiederaufnahme von wissenschaftlicher Untersuchung abhängig machen können im Sinne der von Hermes an die Candidaten der Theologie gestellten Forderung, während dieser Untersuchung sich gegen jede Religion wie z. B. die christliche und katholische gleichgiltig zu verhalten, und im Sinne der durch den Syllabus verworfenen 15. These des Peruanischen Priesters Vigil, wornach es jedem Menschen freisteht, diejenige Religion anzunehmen und zu bekennen, die er vom Lichte der Vernunft geleitet als die wahre erachte. In einschränkender Weise bemerkten sie jedoch weiterhin, es wolle hiemit die Lehre einiger ältern Theologen wie z. B. eines Tanner, Platel, daß ungebildete Katholiken per accidens unter besonderen Umständen auf unüberwindliche Weise in Irrthum gerathen können, so daß sie ohne alle formelle Sünde einem heterodoxen Bekenntnisse anheimfallen, keineswegs verurtheilt werden. Der einschlägige, bedeutungsvolle Text lautet so: „neque etiam in proposita declaratione doctrinae et condemnatione erroris illud attingitur, quod aliqui veteres theologi concedere non dubitant, posse per accidens et in certis quibusdam adjunctis conscientiam rudis cujusdam hominis catho-

lici ita induci in errorem invincibilem, ut sectam aliquam heterodoxam amplectatur sine peccato formali contra fidem; qua in hypothesi is fidem non amitteret nec formalis sed materialis haereticus foret (Tanner de fide q. 2 dub. 5 n. 139, Platelius de fide n. 61)“. Die Glaubensdeputation und die Generalcongregationen der Concilsväter arbeiteten zwar das von der vorbereitenden Glaubenscommission der Theologen vorgelegte Schema um, nahmen wie an vielen andern Sätzen so auch an dem oben erwähnten Satze von cap. IX verschiedene formelle Umgestaltungen vor in Folge von Abänderungsvorschlägen, die von Seiten mancher Concilsväter ergangen waren, ohne jedoch die von der vorbereitenden Glaubenscommission diesem Satze beigefügte, einschränkende Bemerkung auf ausdrückliche Weise zu approbiren. Auch in der 3. öffentlichen Concilssitzung erhielt das einschlägige Dekret eine ganz uneingeschränkt lautende Fassung. Cap. III de fide spricht in positiver Fassung aus, daß alle diejenigen, welche unter lehramtlicher Leitung der Kirche den Glauben angenommen haben, keinerlei gerechte Ursache haben, denselben zu ändern oder in Zweifel zu ziehen (nullam unquam justam causam mutandi aut in dubium fidem eandem revocandi), und can. 6 spricht in negativer Fassung aus: „si quis dixerit, parem esse conditionem fidelium atque eorum, qui ad fidem unice veram nondum pervenerunt, ita ut catholici justam causam habere possint, fidem, quam sub ecclesiae magisterio jam susceperunt, assensu suspenso in dubium vocandi, donec demonstrationem scientificam credibilitatis et veritatis fidei suae absolverint, anathema sit“. Da die betreffende Lehrbestimmung in dieser ihrer beiderseitigen Fassung ganz allgemein gehalten ist und da ferner zwar wohl das von den Theologen der vorbereitenden Commission gefertigte Schema und die Anmerkungen hiezu in die Oeffentlichkeit gelangt waren, keineswegs aber damals schon die insofern jedenfalls weit maßgebenderen und belangreicheren Verhandlungen und Be-

schlußfassungen der Glaubensdeputation und der Generalcongregationen der Concilsväter, so gaben die kirchlichen Theologen — vielseits wenigstens — jener Lehrbestimmung des Vaticanums eine ganz allgemeine, uneingeschränkte Sinnesbedeutung, dahin gehend, daß ein recessus a fide von Seiten kirchlich Gläubiger überhaupt nicht auf berechtigte Weise ohne alle und jede Schuld vollzogen werden könne; so z. B. in Deutschland J. B. Heinrich (Dogmatik 1873 I, 674), Fr. Hettinger (Fundamentaltheologie oder Apologetik 1879 II, 445—47), J. Pruner (Moraltheologie 1883, S. 110 bis 111), J. M. Scheeben (Artikel: Glaube im kath. K. L. V, 668—69) und der Unterzeichnete, welcher dafür hielt, die oben erwähnte strengere Meinung sei durch das Vaticanum (can. 6 de fide) nunmehr ohne Zweifel eine definirte Glaubenslehre geworden (Erkenntnißlehre 1890 I, 99).

P. Th. Granderath vertheidiget demgegenüber auf Grund der von ihm dem römischen Archiv entnommenen und 1890 veröffentlichten Akten des Vaticanischen Concils, jene Meinung sei von letzterm nicht definirt worden, obgleich er seinerseits nicht behaupten und beweisen will, sie sei sachlich falsch, so daß Jemand in Folge unüberwindlichen Irrthums ohne Schuld von der Kirche abfallen könnte. Vom Vaticanum ist nach ihm in diesem Betreffe nur definirt worden, daß ein gläubiger Katholik objektiver Seits keinen gerechten Grund je haben könne, den bisher festgehaltenen kirchlichen Glauben irgendwie zu bezweifeln oder zu läugnen, als ob dieser Glaube auf gleiche Linie zu stellen wäre mit dem Irr- und Unglauben falscher Religion, wie Hermes und Vigil wollten; durch dasselbe ist aber nicht definirt worden, daß ein gläubiger Katholik auch subjektiver Seits keinen gerechten Grund hiezu je haben könne, also unter keinerlei Umständen völlig schuldlos vom Glauben abkommen könne. Als Hauptgrund hiefür macht er geltend, daß die Theologen, welche das schema constitutionis dogmaticae entwarfen, die ausdrückliche Bemerkung anschlossen, die von Tanner und Platel

vertretene theologische Meinung wolle in cap. IX desselben nicht verurtheilt werden. Diese einschränkende Bemerkung habe das Vaticanische Concil zwar nicht förmlich in die von ihm definirte Lehrbestimmung herübergenommen, doch sei anzunehmen, daß es letztere nicht anders verstanden wissen wollte als jene Theologen (constitutiones dogmaticae etc. p. 61—70). Doch wie? Sind erläuternde Bemerkungen nicht stets genau zu unterscheiden von den Definitionen? Sollten im Sinne vorerwähnter Auffassung dessenungeachtet aber die dem Glaubensschema der Theologen angefügten Bemerkungen nicht bloß insoferne als sie durch die Glaubensdeputation und die Generalcongregationen der Concilsväter, wie zuweilen geschah, in den Text der zu definirenden Sätze hereingezogen wurden, sondern auch insoferne als sie durch dieselben keinen Widerspruch erfuhren, mitbestimmend sein für die Auslegung der Vaticanischen Glaubensdekrete, dann würden sich hieraus verschiedene Folgen ergeben, die zum Schlusse hervorgehoben werden mögen. Zunächst würde sich hieraus ergeben, daß die beiden Concilsdekrete cap. III. und can. 6 de fide von der *subjektiven Schuldfrage* nicht völlig absehen, sondern sie mitberühren; denn die Theologen der vorbereitenden Glaubenscommission sagen in der 18. ihrem Entwurfe beigegebenen Bemerkung, es sei ein in gewissen Gegenden weit verbreiteter, nahezu volksthümlicher und deshalb ein umsomehr verderblicher Irrthum, wornach im *Allgemeinen* (generatim) Menschen, welche von der katholischen Kirche zu anderen Religionsgemeinschaften übertreten, nicht als schuldbehaftet zu betrachten seien (non esse censendos criminis reos), da sie selber fast immer behaupten, dem Ausspruche ihres Gewissens zu folgen (Coll. Lac. VII, 531).

Weiterhin würde sich aus jener Auffassung ergeben, daß obige Dekrete trotzdem eine völlig unverschuldete Abirrung vom wahren Glauben von Seiten ungebildeter Gläubigen unter besonderen Umständen nicht als unmöglich erklären

wollen, weil die Theologen der vorbereitenden Glaubens-commission in der 20. ihrem Schema beigefügten Anmerkung die Lehrmeinung eines Tanner und Platel von der Verurtheilung ausgenommen wissen wollten. Ferner würde sich aus jener Auffassung ergeben, daß selbst für die Gebildeten unter besonderen Umständen das Gleiche präsumirt werden könnte, weil eine solche Ausdehnung der vorerwähnten mildern Lehrmeinung durch das Vaticanum nicht ausdrücklich verurtheilt worden wäre. Endlich würde sich aus jener Auffassung ergeben, daß zwar verschiedene moderne Richtungen, welche eine zuweit gehende Wissens- und Wissenschaftsfreiheit vertreten und von Seiten des päpstlichen Stuhles in besonderen Entscheidungen oder im Syllabus eine Verurtheilung erfahren hatten, durch das Vaticanum auf ökumenische Weise eine solche erfuhren, daß darüber hinaus aber die Controverse über die für Katholiken giltigen Grenzen einer solchen Wissens- und Wissenschaftsfreiheit durch dasselbe keine Verrückung erlitten habe, sondern im nämlichen Stande sich befinde nach wie vor.

München. Al. Schmid.

LXXVII.

Der Protestantismus in der Swcheiz.

Die christliche Welt scheidet sich immer mehr in zwei große Heerlager: in die Christusgläubigen und in die Christusläugner, d. h. die Einen glauben an den Gottmenschen Jesus Christus, die Anderen folgen „dem Banner der Vernunft, welcher ein Gottmensch ein Unsinn ist". Diese Scheidung vollzieht sich seit einigen Jahrzehnten auch in der Schweiz mit erschreckender Klarheit. In allen protestantischen Städten, wie Basel, Bern, Zürich, stehen die Mehrheiten des Volkes auf Seite der Reformprediger, der freisinnigen Pastoren. Ist eine Predigerstelle neu zu besetzen, so entsteht gewöhnlich ein hitziger Kampf; die Einen verlangen einen gläubigen, die Anderen einen Reformpastor. Die Prediger selber, gebildet von den ungläubigen Professoren der modernen Hochschulen, bekennen sich zum größten Theile zur Reform.

Was will diese Reform? Darüber gibt uns eines ihrer Hauptorgane „Das religiöse Volksblatt, Organ für kirchlichen Fortschritt" (Zollikofer, St. Gallen), alle nur wünschenswerthen Aufschlüsse; darüber belehren uns die Reformpastoren in ihren Vorträgen, Predigten und Flugschriften.

„Wir haben mit der Kirchenlehre auf allen Punkten gebrochen; wir wissen nichts mit einem dreieinigen Gotte, mit einem Gottmenschen, mit einem als Person gedachten hl. Geist anzufangen, weil wir eben nicht die Religion der nach-

apostolischen Zeit und der Kirchenväter predigen, sondern die Religion Jesu, welchem diese Lehren gerade so fremd waren, wie sie es für uns geworden sind. . . . . Worin besteht nun aber das christliche Princip, das die Religion Jesu charakterisirende Wesen? Das charakteristische Gepräge alles dessen, was wir aus den ächtesten Stücken der Evangelien von Jesus vernehmen, ist ohne Zweifel die Geistigkeit seiner Religion. Jesus hat die Religion wieder dahin verlegt, wohin sie gehört. von außen nach innen, von der heuchlerischen Oeffentlichkeit in das Heiligthum der Menschenbrust; demnach kann sie folgerichtig in nichts anderem bestehen, als in einer frommen Gesinnung, in einem reinen Herzen. . . Das aber, was gewöhnlich das ‚spezifisch Christliche' genannt wird, die Glaubenslehren von der übernatürlichen Geburt Christi bis zu seiner wunderbaren Erhebung in den Himmel, vom stellvertretenden, dem Zorn Gottes genugthuenden, sündentilgenden Kreuzestod bis zum Posaunenschall des furchtbaren Gerichtstages, das ist wohl specifisch biblisch, oder specifisch paulinisch oder specifisch nachapostolisch; aber erwiesener Maßen niemals specifische Religion Jesu, da er die Nachfolge seiner Jünger nirgends vom Glauben an diese Lehren, sondern vielmehr vom Vertrauen auf ihn, von der Aenderung ihres Sinnes und vom Thun des göttlichen Willens abhängig gemacht hat" (Relig. Volksblatt Nr. 42, 1873. S. 332, 333 und 334).

Ganz ähnlich wie hier, spricht sich der eben verstorbene Pfarrer Albrecht in Nr. 31, S. 245 aus:

„Man erinnert sich, daß der 70jährige Prediger Sydow in Berlin in öffentlichem Vortrage die übernatürliche Geburt Jesu geläugnet und ihn den Sohn Josephs und Marias genannt hat. Wer weiß, was ein Naturgesetz ist, findet das so selbstverständlich, wie daß an einer Haselnußstaude keine Citronen wachsen, und wer die Bibel kennt, weiß überdies, daß der Apostel Paulus und zwei Evangelien nichts von einer Jungfrauengeburt sagen, ja daß Maria sogar zu denen gehörte, welche nicht an Jesum glaubten und meinten, er sei wahnsinnig. Aber das Consistorium in Berlin, welches auf dem Boden der katholischen Concilienbeschlüsse steht, welche Jesum zum Gotte

und seine Mutter zur Gottesmutter gemacht haben, hat Sydow seines Amtes entsetzt. Sydow appellirte an den Oberkirchenrath, dessen Urtheil von großer Bedeutung ist, denn es geht vom obersten Gerichtshof der preußischen Protestanten aus. Der Schwerpunkt des Urtheils liegt darin, daß Sydow trotz des Consistorialspruches wieder in sein Amt eingesetzt ist. Der verschärfte Verweis und die Verurtheilung in die Kosten ist eine Halbheit der Vermittlungstheologen, welche bei den Orthodoxen gutes Blut machen sollte; aber den Hauptsinn des Urtheils kann sie nicht ändern. Dieser Hauptsinn ist der, daß man ein Christ und sogar ein Geistlicher der protestantischen Kirche sein kann, wenn man Jesum für einen Menschen und alle von ihm erzählten Wunder für Dichtungen hält".

Wenn auch diese Herren beständig von der Bibel sprechen und sich auf dieselbe berufen, so gibt es doch eine übernatürliche Offenbarung für sie nicht.

„Wir stellen im bewußten Gegensatz zur alten Weltanschauung den Satz auf: Gott greift nicht willkürlich in den Gang der Welt ein, sondern er regiert und lenkt und erhält sie durch seine Gesetze. Diese überall harmonisch waltenden Kräfte, Gesetze und Ordnungen in der Stoffwelt, in der Geschichte, in den Lebensschicksalen, in der Vernunft und im Gewissen der Völker und der Einzelnen sind die eigentliche und zugleich die einzige Offenbarung Gottes in der Welt" (Nr. 20, S. 156 und ff.). „Ich wäre", so schreibt ein Anderer Nr. 4 S. 29, „der erste, der eine alle Räthsel der Religion lösende Offenbarung in der Bibel zu schätzen wüßte, dann müßte ich mir nicht selbst den Kopf darüber zerbrechen und mit meinen rechtgläubigen Collegen mich zanken; aber ich kann dieses Beruhigungsmittel mit dem besten Willen nicht annehmen, weil ich mit Hunderttausenden in der Bibel zu meinem Leidwesen allerlei Menschlichkeiten und Unmöglichkeiten und Widersprüche erblicke, und eine Offenbarung, die solche Bestandtheile hat, kann mein Gewissen nicht als durchweg untrügliche Gottesoffenbarung anerkennen. Nun finde ich allerdings in der Schrift neben irrthümlichen Vorstellungen viele ewig gültige sittlich

religiöse Wahrheiten, welche Jesus uns aufgeschlossen hat; ich mag es nun wohl leiden, wenn man diese neuen, weltumgestaltenden Gedanken Jesu ‚Offenbarung' nennt, aber dann wüßte ich keinen Grund, z. B. den Fund eines Copernicus, die geistigen Entdeckungen eines Kant nicht auch ‚Offenbarungen' zu nennen, überhaupt die schöpferischen Ideen, die dem Haupte aller unserer Geistesheroen entsprungen sind, die zündenden Worte, die in glücklicher Stunde ein guter Gott ihnen auf die Lippen gelegt hat. Eine andere ‚Offenbarung' anerkennen wir nicht".

Etwas zurückhaltender und unklarer sprechen sich freilich die Reformpastoren in ihren Predigten aus. Da wird dem gewöhnlichen Volke nicht immer klar, was sie wollen. „Und wenn uns einer fragte": so schließt Pfarrer Ringger seine 1886 in Altstätten (Cant. St. Gallen) gehaltene Predigt „über das höchste Ziel der Erziehung" (vgl. Gedenkblätter S. 140), „was dünkt euch von Christo, von seinem Wesen, seiner Natur, seiner Würde? so würden wir antworten:

„Mögen die Streiter darüber rechten, ob und in wieweit Göttliches dem Menschlichen sich vermähle, ob und in wieweit ein Mensch des Göttlichen theilhaftig werde — hier am Orte des Friedens begnügen wir uns zu wissen, daß Gott diese Streitfrage, die so alt ist, als das Menschengeschlecht, gelöst hat nicht durch ein Dogma, sondern durch eine Person, nicht durch einen Lehrsatz, sondern durch eine Thatsache. Seit anderthalb Jahrtausenden von Athanasius und Arius bis auf Schleiermacher und Hegel hat die Wissenschaft umsonst gesucht und wird in aller Zukunft umsonst nach einer Formel suchen, in welcher das Geheimniß Jesu ohne Rest aufginge, — hier an der Stätte gemeinsamer Anbetung halten wir uns als evangelische Christen an die Namen der hl. Schrift, und werden nicht müde, Christum zu predigen als Menschensohn, der aus sich herausgelebt hat, was als Fülle göttlicher Lebenskeime in uns alle gelegt ist und der sich so zum Gottessohn emporgerungen, in welchem Gottesgedanken und Menschengedanken,

Gotteswille und Menschenwille eines und dasselbe sind, als den Messias, dessen Lehren Zeit und Ewigkeit umspannen und für alle Generationen den allein sicheren Maßstab des religiösen Denkens und Handelns bilden, — als den Heiland, der, mit geheimnißvollen Lebenskräften ausgestattet, von aller Krankheit der Seele uns heilen und was todt in uns ist, zu neuem Leben in uns wecken will, — als den Mittler, der alles Menschliche göttlich verklärt und alles Göttliche menschlich nahe legt, — als den Erlöser, der zum ersten Mal und in vollkommener Weise das Bewußtsein der Gotteskindschaft als eine weltbesiegende und von Sünden erlösende Macht geoffenbart hat".

So verwerfen die Reformer alles und jedes positive Christenthum; Christus ist ihnen ein hochbegabter und edler Mensch, weiter nichts, auf gleicher Stufe stehend wie Moses, Herkules, Elias (vgl. G. Schönholzer, die Feuerbestattung S. 26). Und so ist's auch erklärlich, daß sie von einem Geiste der unversöhnlichsten Intoleranz gegen alle Gläubigen, besonders gegen alle Katholiken, erfüllt sind. Das Jahr 1892 hat einige recht frappante Toleranzmüsterchen gezeitiget, die wir der Nachwelt nicht vorenthalten dürfen.

In Erlenbach, Cant. Zürich, war eine alte protestantische Kirche, die außer Gebrauch stand, zum Verkaufe ausgeschrieben. Die Katholiken wollten sie kaufen. Da lehnte es aber die protestantische Gemeinde mit 162 gegen 6 Stimmen ab, die alte Kirche um 15,000 Frk. dem Hrn. Dr. Pestalozzi-Pfyffer zu verkaufen und in eine katholische Kirche umwandeln zu lassen, und verkaufte dieselbe um den Preis von 10,000 Frk. an eine Gesellschaft von Gemeindebürgern mit der Verpflichtung, sie zu keinem kirchlichen Zwecke zu veräußern. Also lieber einen zum dritten Theil niedrigeren Kaufpreis, als die Kirche den Katholiken zu überlassen! „Von seinem Denkmal in Zürich", so hieß es damals in den Züricher Blättern, „erhebt Zwingli drohend seinen Finger und ruft den Bewohnern Erlenbachs zu: Lasset das Haus

des Herrn nicht zu einer Stätte des Aberglaubens werden". Hingegen scheint Zwingli seinen Finger nicht erhoben zu haben, als wenige Wochen darauf, am 13. September 1892, am Kirchweihfeste, in der gleichen Kirche gewirthet wurde. An der Außenseite der Kirche stand die Inschrift: „Wirthschaft zur Kirche". Ein Skandal, der selbst die gläubigen Protestanten der Schweiz mit heiliger Entrüstung erfüllte, so daß die protestant. „Allgem. Schweizer Zeitung" schrieb: „In einem Gebäude, wo Jahrzehnte hindurch alles Volk getauft und confirmirt, wo noch vor ganz kurzer Zeit das Wort Gottes verkündigt wurde, da richten anständige Leute nicht eine Wirthschaft ein. Uns gereicht es zur Befriedigung, daß in der Presse fast aller Schattirungen die frivole Kirchenentweihung von Erlenbach Mißbilligung fand, und daß auch ein nachträglicher Rechtfertigungsversuch grundsätzlich die Berechtigung zu dem allgemeinen Tadel anerkennen muß". Und die den Katholiken sonst nichts weniger als freundlich gesinnte Züricher „Freitags-Zeitung" bemerkte zu dem Skandal: „Was für eine erhabene Entrüstung ging durch die Reihen unseres protestantischen ‚Freisinns', als die Katholiken sich bereit zeigten, das alte Kirchlein von Erlenbach anzukaufen und zu Cultuszwecken zu verwenden. Diese ‚Entheiligung' wurde denn auch glücklich abgewandt, worüber männiglich eine aufrichtige Befriedigung empfand. Nun aber am letzten Sonntag war in Erlenbach Kirchweih gehalten, und da prunkte an dem Gotteshaus die Inschrift: ‚Wirthschaft zur Kirche', und drinnen ertönte Musik und Becherklang. Wir meinen, ein ebenso rühmlicher Culturkampf, als die Verbannung der Römischen aus einer verlassenen protestantischen Kirche, wäre es, diese Schändung und Profanirung des geweihten Raumes zu verhindern, in welchem solange das Wort des Lebens verkündet wurde."

Am Pfingstmontag l. Js. wurde das „Jakobsbad" im Ct. Appenzell eröffnet. Gegen Abend traten einige aufgeklärte protestantische Herren in die Kirche des Frauenklosters „Leiden

Christi", in der die Klosterfrauen Tag und Nacht in lautem Gebete vor dem Allerheiligsten knieen. Die feinen, toleranten Herrchen fingen an in der Kirche zu jauchzen, sie lärmten und brüllten, entstellten das laute Gebet der Klosterfrauen und trieben ihren Spott und Hohn so lange, bis der beherzte Klosterknecht herbeieilte und die rohen Toleranzhelden aus der Kirche schaffte.

Die Katholiken von Thusis (Ct. Graubündten) gelangten im Oktober an den protestantischen Kirchenrath mit der Bitte, ihnen für die Sonntage zu erlauben, in der reformirten Kirche Gottesdienst abzuhalten. Sie wurden jedoch von den Protestanten ohne Weiteres abgewiesen.

In Nr. 221 vom 20. September l. J. des Schaffhauser „Intelligenzblattes" steht wörtlich zu lesen: „Am Bettag soll während des Gottesdienstes Ruhe sein. Das ist ein Gebot der Polizei und der Schicklichkeit. Wer hat nun gestern, nachdem der Gottesdienst begonnen, die Sonntagsstille lärmend unterbrochen? Die katholische Versammlung mit einer fortwährenden, empörenden Bimmelei ihrer Kirchenglocken. Schaffhausen ist eine protestantische Stadt und wird es bleiben! Es gibt nur zwei öffentliche Gottesdienste hier: der protestantische und derjenige der Christkatholischen (Altkatholiken). Dieser muß geschont und berücksichtigt werden. Wenn einer mit Wagengerassel an der Kirche vorbeifährt, so wird er gebüßt; diese freche, unverschämte Bimmelei aber soll ungestraft bleiben?" Das ist die Sprache protestantischer Toleranz gegenüber den 4000 Katholiken von Schaffhausen. Man hat bei dieser Gelegenheit an die katholische Stadt Freiburg (Schweiz) erinnert und gesagt: In Freiburg haben die Protestanten volle Freiheit, mit allen ihren Glocken zu läuten, wann sie wollen und so oft sie wollen, selbst am Charfreitag. Und doch ist Freiburg eine katholische Stadt und wird es bleiben!

Ja sogar gegen ihr eigen Fleisch und Blut, gegen ihre protestantischen, aber orthodoxen Mitbrüder üben die Re-

former eine unbegreifliche Intoleranz. Die Anhänger der positiven protestantischen Richtung in Luzern hatten sich im September lfd. Js. an den Vorstand der mehrheitlich reformerisch gesinnten Gemeinde mit einem Gesuche um Gestattung des Mitgebrauches der protestantischen Kirche für ihren Gottesdienst gewendet. Sie wurden jedoch abgewiesen und müssen jetzt ihren Gottesdienst im Portraitsaale des Rathhauses am Kornmarkt abhalten, der ihnen vom katholischen Stadtrath und vom Obergerichte in entgegenkommender Weise eingeräumt wurde.

Freilich sind nicht alle Protestanten so. Namentlich unter den orthodoxen Protestanten finden sich ganz edelgesinnte und tolerante Männer, die wohl einsehen, daß nicht die Katholiken ihre Feinde sind, wohl aber die abgefallenen Glieder ihrer eigenen Religionsgesellschaft. Pestalozzi, Pfarrer am Großmünster in Zürich, erklärte im August in einer zahlreichen, wahrscheinlich reformerischen Versammlung: „Es ist klar, daß Protestanten und Katholiken einen großen, werthvollen Besitz gemeinsam haben, den wir um jeden Preis schützen müssen". . . . „Rom erscheint mir wichtig als aufhaltende Macht gegen die Gottlosigkeit und Liederlichkeit, und es widerstreitet mir, gegen eine Kirche Front zu machen, die auch noch rege Glaubens- und Liebeskräfte enthält, und dabei mit Gottesleugnern zusammenzugehen". Der Redner tadelt dann die einseitige Beurtheilung des katholischen Wesens und Lebens und hebt die großartigen Leistungen der katholischen Kirche in Kunst, Wissenschaft und in ihrer Missionsthätigkeit hervor und sagt, daß der Kampf gegen den Katholicismus ausschließlich den Gottesläugnern zu gut komme. Pestalozzi fügte zum Schrecken der meisten Anwesenden auch noch bei, daß er schon seit Jahren mit dem Jesuitenpater Alexander Baumgartner in Correspondenz stehe.

Aehnlich spricht sich auch Kuhn, theologischer Privatdocent an der Universität in Zürich, aus: „Im Hauptpunkte, im Glauben an Christus, sind die Protestanten

unter sich getheilt; aber wir gehen gemeinsam mit der katholischen Kirche im Glauben an die Gottheit Christi, an die Erlösung durch ihn, an die allgemeine christliche Kirche".

„Die Gefahren der katholischen Propaganda", schrieb Ulr. Dürrenmatt am 17. August l. Js. in der „Berner-Volkszeitung" (Organ der orthodoxen Protestanten), „heißt ein Thema, womit sich seit einiger Zeit viele gewiß gutmeinende Protestanten neuerdings in's Bockshorn jagen lassen. Vor einem solchen Schlagwort kann nicht ernst genug gewarnt werden. Nicht von dem katholischen Glauben, sondern vom Unglauben droht dem Reiche Gottes die Gefahr unserer Zeit; da ist unser gemeinsamer Feind, im Angesichte dessen wir positive Protestanten, Geistliche wie Laien, wahrhaftig besser thun, das Gemeinsame anstatt des Trennenden beider Confessionen zu pflegen".

Gewiß, wie der schneidigste und kampfesmuthigste deutsche Prediger Stöcker zugesteht, es ist Unsinn von den Protestanten, jetzt die Katholiken zu befehden und zu verfolgen, während die abgefallenen Protestanten doch die größten Feinde evangelisch-kirchlichen Lebens sind. Daher haben alle aufrichtigen Freunde der Wahrheit es nicht begreifen können, wie die Regierung von Bern, als Oberbehörde von mehr als 100,000 Katholiken, die heurige Bettagsproklamation vom 18. September placetiren konnte, welche „die maßlosen Angriffe beklagt, die in letzter Zeit ab Seite der Katholiken auf die Grundwahrheiten der evangelischen Kirche gemacht worden seien". Da muß sich doch Jedermann fragen: wo und wie und wann? Und Jedermann wird die Antwort hierauf schuldig bleiben. Ja dieser harte Vorwurf erschien in der Proklamation des protestantischen Synodalrathes trotz dem hochobrigkeitlichen Placet umso deplacirter, als im gleichen Augenblick ein römisch-katholischer Bruderstamm, das wackere Volk von Luzern, auf Anordnung seiner Regierung eine Bettags-Liebessteuer für die Abgebrannten des Berner Oberlandes angeordnet hatte. Einem Bruder „maßlose Angriffe"

auf die evangelischen Grundwahrheiten vorwerfen im Moment, wo er die erhabenste Forderung des Evangeliums, die Liebe, so treu und brüderlich bethätiget, das ist gewiß nichts weniger als evangelisch. Und daß die Berner Regierung diese Taktlosigkeit noch mit ihrer Unterschrift sanktionirt, macht die Sache wahrlich nicht besser.

Möchten doch die Protestanten ihre Feinde dort suchen, wo sie sind, im eigenen Lager. Ist es nicht betrübend, wenn auf einer aargauischen protestantischen Synodalversammlung vom Oktober l. Js. einen Hauptgegenstand der Verhandlungen die Erlaubniß oder Verweigerung von Krankentaufe und Krankencommunion bildete? In Zürich ist es der Kirchenrath selber, der empfiehlt, den besonders seit 1876 veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen und wirklichen Bedürfnissen im Falle von Krankheit, von Alter und Gebrechlichkeit entgegenzukommen. In Baselstadt und Baselland ist Krankentaufe und Krankenabendmahl von den Zeiten der Reformation her stets in Uebung gewesen und geblieben. Nur im Aargau wollen etliche Zurückgebliebene, weil sie selber vielleicht sehr bescheidene religiöse Bedürfnisse haben, andern auch verbieten, größere als sie zu haben. Ist es nicht betrübend, wenn auf der protestantischen Synode in Zürich vom 8. November abhin der Antistes bei Besprechung der Wiederbestätigungswahlen der Pfarrer constatiren muß, daß viele Protestanten des Kantons überhaupt gar keinen Pfarrer mehr wollen? Ist es nicht betrübend, wenn orthodoxe Protestanten ihre Kinder nicht mehr zur Taufe bringen, sondern sie selber taufen, weil sie ja, wie sie sagen, doch keine Sicherheit mehr haben über die giltige Spendung der Taufe von Seite der Reformpfarrer?

Es ist sehr fraglich, ob in der ganzen Schweiz auch nur ein paar Dutzend protestantische Prediger könnten zusammen gebracht werden, die zu der jüngst in der „Kreuzzeitung“ veröffentlichten Erklärung zahlreicher ostpreußischer, evangel.

Geistlichen stehen, worin es heißt: „Kein Mensch ist berechtigt, an den göttlichen Wahrheiten des Apostolicums zu rütteln, oder auch nur Kritik zu üben. Jeder Kirchenlehrer und Geistliche, der an das Apostolicum nicht glauben kann, muß um des Gewissens willen sein Amt niederlegen. Wer aber am Apostolicum etwas ändert oder nach subjektiver Ueberzeugung einige Wahrheiten aus demselben ausstreicht, ist ein Irrlehrer, der aus seinem Amt entfernt werden müßte".

Das ist eine entschieden christliche Sprache, die jeden gläubigen Katholiken freut, aber wie steht es da mit der freien Forschung? Da liegt eben die Inconsequenz des Protestantismus. Eine Lehrauktorität und freie Forschung sind absolut unvereinbar.

Immerhin drängt alles von Tag zu Tag mehr zur Vereinigung und zum Zusammengehen der treuen Katholiken mit den christusgläubigen Elementen im Protestantismus; nur so kann dem alles verheerenden Strome des Unglaubens ein fester und wirksamer Damm entgegengestellt werden. Es gilt überall und von allen Ländern, was der greise Staatsmann Jules Simon jüngst den Franzosen zugerufen: „Nur der Glaube kann Frankreich retten!"

LXXVIII.

„Jüdisches Erwerbsleben“: mit Commentar.

Die Judenfrage wird ebenso, wie der Socialismus die Frage der Gegenwart ist, die bewegende Frage der Zukunft sein. Und zwar schon der nächsten Zukunft. Zwar gibt es heute noch in allen Parteien überwiegend Elemente, welche es machen, wie der Vogel Strauß, sobald die Judenfrage berührt wird. Sie bestreiten das Vorhandensein dieser Frage. Pocht sie allzu gewaltig an die Thore, so wird sie mit Scheltworten zu übertönen gesucht. Sie sei die „Schmach des 19. Jahrhunderts“ und wie ähnliche Kraftausdrücke lauten. Genau so machte man es vor einigen Jahrzehnten, als der Socialismus an die Thore pochte. Man lachte, spottete, höhnte. Schlauere suchten ihn zu egoistischen Zwecken zu mißbrauchen, wie Bismarck. Heute stehen fast alle industriellen Arbeiter im Lager des Socialismus und der Zuzug aus den Kreisen des Handwerks und der kleinbürgerlichen Stände mehrt sich von Tag zu Tag. Eine ganz ähnlich aufstrebende Macht ist die antijüdische Bewegung. Zahlreiche j ü n g e r e Leute in den größeren Städten schließen sich der antisemitischen Bewegung an. Die alten Parteien verlieren an Zugkraft, sie nehmen ab, leben sich allmählig aus. Die entscheidenden Parteien der nächsten Zukunft werden allem Anschein nach der Socialismus und die antijüdische Partei sein. Vergeblich suchen im Norden die protestantisch Conservativen vor dieser Umwandlung sich zu schützen. Sie sehen

sich heute bereits gezwungen, dem Antisemitismus die Thore zu öffnen. Vergeblich schreien die nationalliberalen Zeitungen Zeter und Mordio über den Antisemitismus. Bei den Reichstagswahlen mußten mehrere nationalliberale Candidaten sich bereits als Gegner des Judenthums bekennen, um nur noch die Mandate zu retten. Ebenso vergeblich bemühen sich meines Erachtens einzelne Organe am Rhein, die Vertheidigung der Judenemancipation mit dem Hinweise auf die unbestritten großen Verdienste der Gebrüder Reichensperger[1]) zu führen

1) Bei Nennung dieses verehrten Namens möge indeß an eine Erklärung erinnert werden, welche der Abgeordnete Dr. P. Reichensperger in der Sitzung des preußischen Landtags vom 25. Jan. ds. Js. bei der Debatte über den leider preisgegebenen Schulgesetz-Entwurf einfließen ließ. Die Erklärung hat großes Aufsehen gemacht. Der stenographische Bericht lautet: „Ich muß ganz speciell constatiren, daß wenigstens nach meiner Wahrnehmung an der Spitze der Opposition die reform-jüdisch liberale Presse marschirt. (Sehr richtig! im Centrum und rechts.) Sie ist es hauptsächlich, die für Simultanschulen, event religionslose Schulen eintritt. Aber ich habe mich vergeblich darnach umgesehen; ob in dieser Presse auch nur ein einziges Mal Klage und Lärm geschlagen worden wäre gegenüber den bestehenden jüdischen Gemeindeschulen. (Sehr richtig! im Centrum und rechts.) Gott bewahre, diese Grundsätze, die sie vertritt, sollen blos für die christliche Jugend, d. h. gegen sie zur Geltung gebracht werden. Ganz vor Kurzem hat ein jüdischer Lehrertag sich versammelt und ist mit großer Energie und Lebhaftigkeit dafür eingetreten, daß die jüdischen Gemeindeschulen nicht bloß erhalten, sondern möglichst vermehrt werden. (Hört Hört! im Centrum und rechts.) Ich glaube gegenüber diesen Thatsachen eine, wie ich meine, wohlmeinende Warnung ausgehen lassen zu sollen. Die Partei, die ich zuletzt bezeichnet habe, soll sich doch sagen, daß der Geduldsfaden der christlichen Bevölkerung bereits ausreichend angespannt ist, (Bravo! im Centrum und rechts), daß er reißen kann und daß dann Eventualitäten eintreten mögen, die ich nicht charakterisiren will. (Sehr gut! im Centrum und rechts.) Fata viam invenient, wenn die Betreffenden auf dem Wege fortfahren. Ich habe

und die Gleichberechtigung der Juden in der christlichen Gesellschaft zu vertreten. Die Mehrzahl der Centrumsblätter sieht sich durch die Stimmung in den Leserkreisen genöthigt, mehr oder minder Stellung gegen das Vordringen des Judenthums, namentlich in obrigkeitlichen Aemtern, zu nehmen

Angesichts dieser Strömung, welche mit elementarer Gewalt sich Bahn zu brechen droht, war es an der Zeit, daß auch von katholischer Seite klare Stellung zur antisemitischen Frage genommen wurde. Mit jener gutgemeinten Judenfreundlichkeit, welche in einer Schrift eines bayerischen Landtagsabgeordneten zum Ausdrucke kam, konnte die Sache nur verwirrt werden. Von Hause aus mußte doch für den socialpolitischen Forscher es wohl nahe liegen, daß die Wahrheit in der Judenfrage viel eher in der Ueberzeugung und in der Handlungsweise der christlichen Kirche im Laufe von 1800 Jahren zu suchen sei, als in jener Emancipation und Gleichstellung der Juden mit der christlichen Bevölkerung, welche zwar von so glänzenden Namen wie Reichensperger vertreten wurde, heute aber bereits zeigt, daß die Juden niemals und nirgends mit der Gleichberechtigung sich begnügen, sondern überall die Alleinherrschaft anstreben, alle Macht an sich ziehen und alle übrigen Volksschichten nur als Ausbeutungsobjekte

bei einer andern Gelegenheit jenen jüdischen Preßelementen gegenüber einmal Gelegenheit gehabt, während der Culturkampfperiode, wo diese Presse ebenfalls am entschiedensten auf möglichste Unterdrückung aller katholischen Interessen hingewirkt hat, daran zu erinnern, daß ich es gewesen bin, der nach dem Zeugniß des ganzen Landtages in den fünfziger Jahren es herbeigeführt hat, daß ein in den Fraktionen bereits festgestellter Beschluß, Artikel 12 der Verfassungsurkunde zu cassiren, d. h. die bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichheit der Juden aufzuheben, zurückgehalten wurde. (Sehr richtig! im Centrum.) Den Dank haben wir wiederholt geerntet. Heute fürchte ich nicht mehr diese Expectorationen der Presse. Ich wiederhole nur die Warnung, es könnte ganz anders kommen, als die Herren es meinen. (Bravo! im Centrum und rechts)." Anm. d. Red.

betrachten. „Ob ich mit Kleidern, Südfrüchten oder mit — Mädchen handle, das geht den Gerichtshof nichts an“: mit diesen Worten vertheidigte sich der Jude Schöffenstein vor dem Schwurgerichte in Lemberg in einem großartigen Kuppeleiprocesse, welcher im Monate Oktober 1892 sich abspielte. In diesen wenigen Worten ist der ganze Jammer der Judenfrage ausgedrückt. Dem jüdischen Stamme mangelt das Bewußtsein sittlicher Schranken im Erwerbsleben. Dies ist der Inhalt der Judenfrage; und von diesem Gesichtspunkte aus behandelt sie eine kürzlich erschienene und trotz einer Auflage von 3000 Exemplaren bereits in vierzehn Tagen vollständig vergriffene Schrift unter dem Titel: „Jüdisches Erwerbsleben“. [1]) Der Name des Verfassers, Waldhausen, wird sicherlich pseudonym sein.

Der Verfasser steht nicht auf dem Standpunkt des vulgären Antisemitismus. Durch das Aufwerfen der bloßen Racenfrage ist nur dem Judenthum ein Gefallen geschehen, und es ist bezeichnend, daß Juden selbst im antisemitischen Lager stehen. Auch die Behandlung der Judenfrage vom confessionellen Standpunkte aus hat der Verfasser vermieden. Er betrachtet die Judenfrage ausschließlich vom Standpunkte des Erwerbslebens. Wir überlassen die Begründung dem Verfasser selbst, welcher schreibt:

„Die soziale Frage bildet den Mittelpunkt aller Bestrebungen der Gegenwart. Für den eigentlichen Kern der sozialen Frage aber erachten wir das jüdische Erwerbsleben. Die christlichen Nationen haben eine ganz andere Anschauung über Arbeit und Erwerbsleben und infolge dessen auch eine ganz andere Handlungsweise als die Juden. Der Christ betrachtet die Arbeit als eine ihm von Gott gewordene Aufgabe, welche er nicht blos des eigenen Erwerbes halber, sondern auch

---

1) Jüdisches Erwerbsleben. Skizzen aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Von Dr. Robert Waldhausen. Passau 1892 bei Rudolf Abt. SS. 96. (M. 1.)

zum Nutzen der Gesammtheit zu verrichten hat. Bei denjenigen Christen, welche nach Vollkommenheit streben, tritt das Einzelninteresse sogar hinter dem Bestreben, der Gesammtheit zu dienen, zurück. Die christliche Ueberzeugung gestattet es nicht, das Einzelninteresse rücksichtslos auf Kosten anderer auszubeuten. Wie der persönliche Umgang, soll auch der wirthschaftliche Verkehr allen Betheiligten Nutzen bringen. Ein römischer Schriftsteller (der hl. Ambrosius) drückte diese Wahrheit schön also aus: „Wie der Gedanken- und Ideenaustausch, soll auch der Geldaustausch und der Austausch sachlicher Güter dem Einen wie dem Andern Nutzen bringen". Dagegen charakterisirte derselbe die heidnische und jüdische Anschauung in folgender Weise: „Fremde Verluste betrachtet der Jude und Heide als eigenen Gewinn". Das ist auch thatsächlich die heidnisch-jüdische Erwerbsweise. Die Mehrzahl der Juden spekulirt immer auf Verluste Anderer, um sich selbst zu bereichern. Es ist klar, daß im Gewoge und Gedränge derjenige rasch obenaufkommt, welcher nur an sich denkt und sich keinen Skrupel macht, den Nächsten niederzutreten. Ebenso ist klar, daß derjenige zurückbleibt, welchem das Wohl des Nächsten gerade so am Herzen liegt, wie das eigene. Aus dieser Thatsache erklärt sich einfach, warum die Juden so rasch Reichthümer sammeln. Alle **Sittlichkeit** hat ihre Quelle in der unmittelbaren Stimme des **Gewissens**. Der Inhalt des Gewissens ist bei christlichen Völkern die Lehre Jesu Christi. So lange Jahrhunderte lang diese Lehre, durch die Kirche übermittelt, allen Individuen und allen Völkern der ganzen civilisirten Welt gemeinsam war, erwies sich auch eine gemeinsame, übereinstimmende Aeußerung des Gewissens im Handeln, in Sitte und Recht. Die Emancipation der Juden, deren Anschauungen und Begriffe über Arbeit und Erwerb in offenem Widerspruche standen mit Recht und Sitte der Völker, konnte nicht anders, als zerstörend und zersetzend auf die gesammte christliche Gesellschaft wirken. Das Beispiel heroischer Tugenden der Heiligen erhebt ganze Völker und hierin besteht das große Verdienst der Ordensgesellschaften. Das Beispiel sittlichen Falles wirkt ansteckend und deshalb wurde der jüdische Einfluß auf das Erwerbsleben von so verderblicher Wirkung. Jüdische Anschauung und Handlungsweise dringen

immer tiefer in die christliche Gesellschaft ein und verschlechtern das allgemeine sittliche Bewußtsein. Als nach Constantin dem Großen zahlreiche Heiden formell zum Christenthume übertraten und anstatt die höheren sittlichen Forderungen der christlichen Lehre zu erfüllen, nach ihren alten heidnischen Anschauungen und Gewohnheiten fortlebten, da trat jene Verschlechterung und gefährliche Wendung ein, welche mit dem Untergange der römischen Gesellschaft endete. Einer ähnlichen Gefahr würde die moderne Gesellschaft entgegengehen, wenn es nicht gelingen sollte, den Einfluß jüdischer Handlungsweise daraus zu verbannen. Es ist nun allerdings richtig, daß nicht alle Christen so leben, wie die Lehre Jesu fordert, und daß nicht alle Juden im Erwerben herzlos sind. Aber im Allgemeinen trifft die Regel zu. Gewiß hat die christliche Ueberzeugung an den Folgen der Glaubenstrennung und noch mehr an den Folgen der französischen Revolution, welche ja die Tour durch alle christlichen Reiche machte, stark gelitten und sind auch bei christlichen Nationen haarsträubende Ausbeutungsfälle nicht selten — man denke an die sozialen Folgen des Abfalls vom Glauben und Leben der katholischen Kirche in England. Ebenso hat die Gesetzgebung manche Rücksichten bei den Juden erzwungen, trotzdem blieb bis heute der allgemeine Typus in Anschauung und Leben sowohl bei Christen, wie bei Juden bestehen. Es war darum die größte Thorheit, als man seit 1789 die nothwendigen Schranken, alle ohne Ausnahme, dort früher, hier später beseitigte. Es war klar, daß die Juden bei ihrer Anschauung über Erwerbsleben rasch obenauf kommen mußten. Und dies besonders bei so gutmüthigen Völkern wie die katholischen".

Dieser Hinweis des Verfassers auf die Verheerungen des Judenthums ist besonders für die „erste Tochter der Kirche", für die französische Nation verhängnißvoll zutreffend. Frankreich ist heute so vollständig vom Judenthum beherrscht, daß es sich nicht mehr erheben kann. Herr von Frankreich ist heute Baron Rothschild, welcher darum auch keine Monarchie mehr neben sich duldet. Die Republik ist ganz nach den Bedürfnissen des Börsenjudenthums zugeschnitten: la répu-

blique c'est la bourse. Die Anstrengungen, das gläubig christliche Element im Rahmen dieser Republik selbst zur Herrschaft zu bringen, werden an der Machtstellung des Judenthums scheitern. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn. Speciell in Ungarn steht das Judenthum an der Spitze der antidynastischen Partei; an Stelle der Habsburger soll ebenso wie an Stelle der Bourbonen, in der Form der Republik das Haus Rothschild die überragende Machtstellung erlangen. Die Throne in Italien, Spanien, Portugal können jeden Tag das Schicksal des Kaiserthums Brasilien erleiden. Der Thronumstürzer in Rio Janeiro, der erste Präsident Fonseca war (getaufter) Jude.

Das Eigenthum und die Arbeit müssen nach christlicher Auffassung die Existenz des Einzelnen sichern und seine volle Lebensentfaltung ermöglichen. Doch das ist nur das Eine Moment menschlicher Bethätigung. Der Einzelne darf nicht als isolirte Erscheinung sich betrachten. Sein Besitz und seine Arbeit müssen auch dem Nächsten dienen und der Gesammtheit nützen. Diese letztere Auffassung sittlicher Thätigkeit mangelt dem Judenthum gänzlich. Nach jüdischer Auffassung gibt es keine menschliche Gesellschaft, sondern nur den herrschenden Stamm des auserwählten Volkes, welchem alle übrigen Völker zu dienen haben. Die Nationen haben ihre Schätze dem auserwählten Volke zu bringen. Dies war die jüdische Auffassung vor Tausenden von Jahren, zur Zeit Christi und heute. Aus dieser Auffassung folgten jener Hochmuth und jene Herzenshärte, welche der Heiland so bitter und so oft getadelt hat und welche die Verwerfung und Zerstreuung des Volkes zur Folge hatten. Dieser Hochmuth und diese Herzenshärte machen die Juden überall zur Geißel der Völker, unter denen sie wohnen.

Der Judenerwerb hat noch eine andere Eigenthümlichkeit, es ist dies der planmäßige, wohl vorbereitete, einheitlich geleitete plötzliche Ueberfall, die Razzia, eine Erwerbsart,

welche außer bei den Juden nur noch bei den Arabern sich findet. Irgend ein Unternehmer organisirt z. B. den Mädchenhandel. Der eine Theil der Razzienbande hat nur Opfer anzulocken, ein anderer Theil hat sie zu verschleppen, der dritte Theil übernimmt die Verkuppelung, wie dies bei dem erwähnten Prozesse in Lemberg constatirt wurde. Der Wirkungskreis ist immer nicht blos in der Thätigkeit, sondern auch lokal genau abgegrenzt. Aehnlich ist es bei der Ausbeutung einzelner Produktionszweige. Ein Bankhaus in München z. B. übernimmt die Razziirung des Bauernstandes in Oberbayern. Das Bankhaus vertheilt die Rollen genau abgegränzt nach Bezirksämtern und Amtsgerichten. In jedes Bezirksamt werden fünf bis sechs Agenten geschickt. Ein Uebergreifen in ein benachbartes Bezirksamt oder Razziengebiet ist ihnen strengstens verboten. Diese Agenten haben die Aufgabe, die Bauern auszuplündern. Um dies zu können, müssen sie mit allem Möglichen handeln. Sie kaufen Getreide, Geräthe, Werkzeuge, Vieh, Schmuck für Frauen. Sie kaufen ganze Bauernhöfe zum Zertrümmern und Baargeld liefert in jeder beliebigen Summe das Bankhaus. Die Zertrümmerung ist eines der bequemsten Mittel, um den Bauernstand zu ruiniren. Alle Dorfbewohner finden, daß irgend ein Acker, eine Wiese, ein Holztheil so passend an einem Grundstück des eigenen Hofes liegt, daß der Erwerb wünschenswerth erscheint. Dazu kommt der Landhunger, welcher besonders die Söldner und kleinen Bauern beherrscht, sowie der Stolz, in der Zahl der Tagwerke vor den anderen Nachbarn nicht zurückzustehen. Erwirbt ein Nachbar 6 neue Tagwerke, so kauft der andere Nachbar gleich 10 Tagwerke. Baargeld ist nicht nöthig. Es werden nur 5% Zins und allenfallsige Verzugszinsen bedingt, welche der Käufer leicht aufzubringen hofft. Es kommt der Verfalltag, der Bauer hat aber den Zins nicht aufgebracht. Der Jude schweigt. Er schweigt auch noch beim zweiten und dritten Verfalltage, er ist ja der „brave Jude“. Plötzlich hat dieser brave Jude

ein großes Geschäft vor und braucht nothwendig die ganze Summe. Er ist aber entgegenkommend und vermittelt das Geld bei einem anderen Agenten (desselben Bankhauses) freilich gegen Provisionen und einige härtere Zinsbedingungen, speziell aber gegen ganz kurze Kündigungsfristen und mit Conventionalstrafen bei Zinsrückständen. Diese Kündigungsfristen und die Conventionalstrafen bieten ein bequemes Mittel, um den unglücklichen Bauer zu erwürgen. Doch das thut auch dieser Agent noch nicht. Er ist zwar nicht so brav, wie der erste Agent, er muß ja den Bauer nöthigen, immer neue Wechsel mit neuen Provisionssummen wegen der schuldigen Zinsen und Conventionalstrafen zu unterschreiben. Aber er läßt ihn auf dem Hofe. Erst wenn der Viehstand vollständig geplündert, die Früchte auf dem Felde gepfändet, der ganze Hof abgeschwendet ist, wird der letzte größere Wechsel an irgend ein entferntes Mitglied der Razziengesellschaft, z. B. in Fürth oder Wunsiedel, verkauft, welcher die Austreibung des Bauern und die Versteigerung des Anwesens betreibt. Das ist dann der fremde „schlimme Jude“, welcher aber kommt und alsbald wieder verschwindet, während der brave Jude bereits wieder ein zweites und drittes Opfer in der Arbeit hat.

Diese Razzia auf den bayrischen Bauernstand ist durch wohlbekannte Bankhäuser in größeren Städten in geschilderter Form organisirt. Diese Organisation mit der Vertheilung der Rollen bringt es mit sich, daß die Staatsregierung behaupten kann, es gäbe gar keinen Wucher in Bayern, während der Bauernstand thatsächlich ausgewuchert wird. Der Chef des Bankhauses ist ein großer Ehrenmann, ist bei allen öffentlichen Wohlthätigkeitsarrangements dabei, zählt zur „Blüthe“ der Nation und bringt es wohl auch zum Commerzienrath. An einen solchen Ehrenmann wagt sich die „Verläumdung“ des Wuchertreibens gar nicht hinan oder es tritt exemplarische Bestrafung ein. Das Gericht hat die volle Unschuld aktenmäßig festzustellen. Der erste Agent aber ist ein so braver Mann, daß

selbst der Bauer ihn lobt. Nur ein confessionelles Vorurtheil kann solche Ehrenmänner verdächtigen. Der zweite Agent ist ein genauer Geschäftsmann, aber auch er steht tadellos da. Für Darlehensvermittlungen seien Provisionen selbstverständlich. Die Conventionalstrafen seien durchaus am Platze und gerechtfertigt, da die Bauern als säumige Zahler bekannt seien. Man müsse sich gegen solche Säumigkeit durch Conventionalstrafen schützen. Das vierte Glied in der Razzia endlich, der vierte Jude, welcher in weiter Ferne einen Wechsel kaufte und durch Versteigerung des Anwesens sich bezahlt machte, sah zur Subhastation sich genöthigt, da es kein anderes Mittel zur Befriedigung seines Guthabens mehr gab. Der Bauer war ausgewuchert durch vier jüdische Ehrenmänner, von denen Keiner eine Handlung begangen hat, welche durch das Wuchergesetz getroffen werden kann. Dies macht die Organisation mit der schlauen Vertheilung der Rollen und mit dem gemeinschaftlichen Betriebe der Razzia, dieses beliebten Mittels jüdischer Erwerbsart.

Es ist ferner zu beachten, daß die Wucherjuden viel größeren Profit haben, wenn sie nicht zur Versteigerung treiben. Viel bequemer und einträglicher ist es, den bäuerlichen Schuldner alle Jahre wie eine Citrone auszupressen, ihn aber auf dem Hofe zu belassen. Alles, was der Bauer in Getreidebau und Viehzucht erarbeitet, wandert in die Hände des Wucherjuden; der Bauernfamilie bleibt nur das nackte Leben. Der bäuerliche Schuldner hat den schlimmsten Frohndienst zu leisten, den Frohndienst für einen harten, herzlosen Wucherer. Der Rückgang der Versteigerungen im letzten Jahrzehnt wird von der Statistik bestätigt und einer Besserung der Lage des Bauernstandes zugeschrieben. Letztere Schlußfolgerung ist aber durchaus unwahr. Dieser Rückgang besagt nur, daß der Grundwerth im Rückgange ist und daß bei der Versteigerung nicht mehr so hohe Summen verdient werden, wie vor 10 und 20 Jahren. Da ist es für den Wucherer vortheilhafter, von der Zwangsversteigerung

so lang als möglich Umgang zu nehmen und den Bauern langsam auszuwuchern. Nur wenn das Holz verkauft, der Viehstand gänzlich geplündert, die Aecker heruntergekommen, das Inventar verschleudert ist und nichts mehr für den Wucherer als Ausbeutungsobjekt bleibt, wird die Zwangsversteigerung betrieben!

Daraus sieht man aber auch, daß mit dem Strafgesetze allein gegen das jüdische Erwerbsleben praktisch nichts erreicht wird. Im Erwerbsleben und im wirthschaftlichen Verkehr muß die Besserung von der sittlichen Hebung, von der Steigerung der Gewissenhaftigkeit der Juden erwartet werden. Bis dahin ist freilich ein langer Weg und da gibt es kein anderes Mittel, als den Razziajuden von der christlichen Bevölkerung ferne zu halten. Man wird diesbezüglich, durch die bittere Noth gezwungen, zur erfahrenen Gesetzgebung der früheren Jahrhunderte mittels der Errichtung von künstlichen Schranken gegen Judenerwerb zurückkehren müssen. Wenn ich weiß und bestimmt weiß, daß ein ganzes Dorf in einem Jahrzehnt ausgewuchert ist, sobald ich dem Razziajuden Zutritt gestatte, so werde ich selbstverständlich dem Juden den Zutritt wehren. Alle anderen Mittel haben die praktische Erfahrung gegen sich. Dies sprach offen kein Geringerer als Döllinger aus, zur Zeit, wo die Judenemancipation zum ersten Male die Tagesordnung des bayerischen Landtags, im Jahre 1846, beschäftigte. Damals sagte Döllinger:

„Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich, in Franken auf dem Lande häufig das Sprichwort gehört zu haben: ‚Der Mann ist verloren, der Jude schaut bei ihm zum Fenster heraus‘. Es sprach sich darin die allgemeine Ansicht des Volkes aus, daß der christliche Landmann nur, indem er sich vom Juden ferne halte, sicher sei; daß er schon dem sicheren Verderben verfallen sei, sobald er nur mit dem Juden auf einem vertrauten Fuße stehe; und schon zieht man sich von ihm, wie von einem Verfehmten, zurück; er ist, glaubt man, bereits von einem Netze

des Verderbens umsponnen, dem er nimmermehr zu entrinnen vermag. Und nicht mit Unrecht! Man muß es mit angesehen haben, dieses oft jahrelang fortdauernde und zuletzt doch vergebliche Ringen des umstrickten Landmanns, sich wieder frei zu machen von der künstlich gesteigerten Schuld und den erschöpfenden Zinsen, die ihn gleich unzerreißbaren Stricken an jeder freien Bewegung hemmen und zuletzt in den Abgrund hinabziehen. Man muß sie beobachtet haben, die kalte, lauernde Berechnung, mit der in jenen Gegenden der Jude seine Schlachtopfer langsam, aber sicher faßt, mit der er, keinem Mitleid, keinem Erbarmen Raum gebend, den ihm Verfallenen ebenso ruhig aussaugt, wie der Anatom einen Leichnam zerlegt!"

Wie in allen übrigen Fragen ist Döllinger auch in der Judenfrage später von der Wahrheit abgeirrt. Seine Schilderung vom Jahre 1846 war aber nur allzu wahr, und unsere obige Schilderung der Auswucherung des Bauernstandes gibt ein naturgetreues Bild der Organisation in den Bezirksämtern Oberbayerns mit dem Banksitze Münchens. Wer auf dem flachen Lande gelebt hat, kennt diese Razzia-Organisation sehr genau, nur die Staatsregierung weiß offiziell keine Silbe davon. Privatim hat ein Regierungsdirektor uns einmal sehr interessante Details mitgetheilt, welche auf die Razzien-Organisation in München, Würzburg und Lemberg Bezug hatte.

Auch auf die übrigen Erwerbszweige wirft sich das Judenthum in der Erwerbsform der Razzia. Banken, Presse, Bekleidungsindustrie, alle Arten von Erwerb, welche raschen und leichten Gewinn versprechen, beherrschen die Juden in allen Ländern und zwar ausschließend oder doch überwiegend. Dieser Razzienerwerb birgt das Geheimniß des Judenreichthums in sich. Bei den alten Juden mußte in 7 mal 7 Jahren, also jedes halbe Jahrhundert, der Besitz nach dem Gesetze des Moses wieder zu seinem ursprünglichen Eigenthümer zurück. Eine solche Einrichtung ist überall noth-

wendig, wo Juden in den freien Wettbewerb eintreten. Sie kennen keine sittliche Schranke, sie halten jedes Mittel für erlaubt, das System der Razzia macht jede Concurrenz illusorisch. Sie reißen alles Eigenthum in kurzer Zeit an sich. Wenige Jahrzehnte sind vergangen seit der Judenemancipation, und schon haben sie ganze Erwerbsklassen theils expropriirt, theils in völlige Abhängigkeit gebracht. In einem halben Jahrhundert wird fast aller Besitz direkt oder indirekt in Judenhänden sein. Was dann? Vorläufig sehen wir dort, wo es ihnen bereits gelungen ist, die Macht zu erringen, in Ungarn, Galizien, Bukowina eine unerhörte Corruption und die Unmöglichkeit, einerseits auf die Dauer mit den Juden, andererseits gegen die Juden zu regieren. Es herrschen in diesen Ländern geradezu verzweifelte Zustände. Das wird auch das Loos des deutschen Volkes sein, wenn es nicht gelingt, die Judengefahr rechtzeitig zu beschwören!

Dem Razzia-Juden fehlt im Erwerbe die Gewissenhaftigkeit und das sittliche Bewußtsein. „Ehre ist Zahlungsfähigkeit": so definirte ein als Zeuge vernommener Börsianer in Wien den Begriff „Ehre". „Wer mir mein Geld nimmt, nimmt mir meine Ehre": sagte N. Rothschild. „Mit Moral baut man keine Eisenbahnen": sagte der jüdische Advokat Neuda bei der Vertheidigung des Judenbaron Ofenheim. Aus diesem Grunde, weil die innere, sittliche Werthschätzung fehlt, wird von den Juden soviel Gewicht auf äußere Ehrenbezeugung gelegt. So eitel, wie ein Jude, sagt das Volkssprichwort. Schon zur Zeit des Heilandes war es genau so, wie der Vergleich mit den übertünchten Gräbern beweist.

Der Verfasser Dr. Waldhausen zeigt das unsittliche jüdische Erwerbsleben und die Praktiken der Razzien zuerst in allgemeinen Umrissen, sodann in einzelnen „typischen Erscheinungen". Diese typischen Erscheinungen gewähren einen Einblick in die tiefe Unsittlichkeit des Wirthschaftslebens der Gegenwart, soweit es vom jüdischen Geiste beherrscht wird. Es ist ein abschreckendes Bild, meist den Akten der Gerichts-

fäle entnommen, ein Bild, welches nicht blos für den Socialpolitiker, sondern auch für den Culturhistoriker Interesse und reiche Belehrung bietet. Aus dem zahlreichen Material heben wir einige Stellen heraus. Hr. Waldhausen schreibt:

„Das bequemste Mittel zur Ausbeutung der Gesammtheit für das egoistische Judeninteresse bildet der Staatscredit. In aller Herren Ländern bestimmen Juden den Credit des Staates. Ohne diese Juden wird keine Anleihe gemacht, wobei immer mühelos und ohne jedes Risiko verschiedene Millionen den jüdischen Bankhäusern in die Taschen fallen. Die Kronjuristen und Staatsminister schwärmen so sehr für die Souveränität des Staates, daß sie nicht die mindeste Unabhängigkeit der Kirche zugeben können. Sie finden solche Ansprüche ganz unerträglich. Aber dieselben Herren ertragen es ganz lammsgeduldig, daß der eigene Credit des souveränen Staates von einigen jüdischen Bankhäusern bestimmt wird. Es ist doch die reinste Ironie, von einem souveränen Staatswesen zu sprechen, wenn einige Privatpersonen die Creditfähigkeit bestimmen. Mit den Mitteln des Staatscredites vermögen die jüdischen Bankanstalten die gesammte Produktion zu beherrschen. Hier liegt das Geheimniß der Allmacht der modernen Kapitalsherrschaft mit allen ihren Auswüchsen. Jede Socialreform müßte damit beginnen, daß der Staat seinen Credit von privaten Geldinstituten unabhängig macht. Erst damit würde die Quelle der sonst nie versiegenden Auswüchse des Kapitalismus verstopft. Was sonst als Socialreform bezeichnet wird, ist nichts als ein Schlag in's Wasser."

„Neben dem Staatscredite bilden die Aktiengesellschaften eine bequeme Handhabe zur Bereicherung der Juden auf Kosten der Gesammtheit. Ein französisches Sprichwort sagt: ‚l'actionnaire est une brebis, destinée à être tondue', d. h. der Aktionär ist ein Schaf, das nur die Bestimmung hat, geschoren zu werden. Geschoren werden durchschnittlich die Christen und die Wolle bleibt in den Händen der Juden. Die Staatspapiere und Aktienpapiere bilden das Material zum Börsenspiele. An der Börse zeigt sich offen die tiefe Unsittlichkeit des jüdischen Erwerbes. Die eigentlichen Lenker der Börse

haben nicht das mindeste Bestreben, eine richtige und sachgemäße Werthbildung zu fördern, sondern die Börse ist für sie nur eine Handhabe, auf ganz bequeme Weise fremdes Vermögen sich anzueignen. Die kleinen Börsianer haben die Aufgabe, die Opfer herbeizuschleppen und werden dafür mit einem Theile der Beute reichlich belohnt. Falsche Vorspiegelungen, betrügerische Informationen, Ausnützung der Leidenschaften bilden die Mittel der Börsianer, um Opfer anzulocken. Die Börse kann eine Hochschule des Verbrechens genannt werden und zwar mit Recht, denn mit ehrlichen Mitteln wird Niemand zum Börsenspiel verleitet."

„Ueberhaupt gehören Verführungen und Verbrechen zu den Eigenthümlichkeiten jüdischen Erwerbes. Wenn Söhne reicher Familien auf Abwege gerathen, so geht man selten irre, wenn man in Judenkreisen den Verführer sucht. Der Jude liefert Reit- und Wagenpferde, Equipagen und Hunde; er verführt zur Ausschweifung, zu unsittlichem Lebenswandel; er ist der Vermittler und Kuppler. Hat er den jungen Menschen erst einmal soweit gebracht, dann wird das Opfer zum Börsenspiele verleitet, um angeblich die Mittel zu dem lasterhaften Leben zu gewinnen. Thatsächlich aber ist der vollständige Ruin in wenigen Jahren herbeigeführt und das Vermögen ist in die Hände des jüdischen Verführers übergegangen. Wer in Paris, Wien und Pest mit den socialen Verhältnissen bekannt ist, wird solchen Erscheinungen allenthalben begegnen. Mit diesen Verführungskünsten ist die Prostitution enge verbunden. Der gesammte Mädchenhandel befindet sich in Judenhänden und ist international organisirt. Von diesem unsittlichen Erwerbe zum Verbrechen ist nur ein Schritt. Unterschlagungen, Veruntreuungen, Betrug, Wucher, Erpressungen 2c. sind Vergehen und Verbrechen, an welchen das Judenthum in viel höherem Procentsatz betheiligt ist, als die christliche Bevölkerung."

Leider bleiben 99 unter 100 jüdischen Vergehen und Verbrechen regelmäßig unentdeckt, denn das ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß für einen jüdischen Verbrecher immer die gesammte Judenschaft eintritt. Dr. Waldhausen

schreibt: „So oft irgend ein Judenproceß auftaucht, sehen wir die ganz merkwürdige Erscheinung, daß alle Juden solidarisch sind. Sofort geht die gesammte jüdisch-liberale Presse in's Zeug, bearbeitet die öffentliche Meinung, droht hier, schmeichelt dort. Alsbald wird die ‚Wissenschaft' gewonnen und werden Gutachten erlangt. Einflußreiche Rechtsanwälte werden bestellt und theuer honorirt. So ist es bei den Juden. Und bei den Christen? Bei den Christen muß Jeder seine eigene Haut zu Markt tragen; es fällt Niemandem ein, mit irgend einem angeschuldigten Christen sich solidarisch zu erklären. Wir fragen: Ist dies Rechtsgleichheit? Auf christlicher Seite muß jeder Einzelne sein Recht selbst wahren. Auf jüdischer Seite aber steht der gesammte Einfluß der Presse, der Wissenschaft, der Hochfinanz, die ‚Alliance Israelite' auf Seite des Angeschuldigten. Solche Zustände sind doch wahrhaftig ganz unheimlich und schaffen mitten in der christlichen Gesellschaft künstlich Ausnahmezustände für angeschuldigte Juden. Kann das der Rechtsstaat dulden, in welchem die Verfassung gleiches Recht für Alle gewährleistet, während die jüdische Solidarität thatsächliche Judenprivilegien schafft!?" „Bei den Juden fehlt offenbar das Bewußtsein, daß die Verletzung der sittlichen Rechtsnormen Sühne und Strafe bedinge. Indem das Judenthum diese sittliche Sühnungsnothwendigkeit verneint, wird es von selbst zu einem Element der gefährlichsten Corruption. Im Kampfe zweier Weltanschauungen gewinnt nicht selten das schlechtere Element die Oberhand und wird zur Ursache des Völkerverderbens und des staatlichen Verfalles."

In der katholischen Presse der preußischen Rheinprovinzen entspann sich jüngst eine Debatte über die Judenfrage Der Eine Theil ist für einschränkende Bestimmungen gegen das Judenthum eingetreten, während der andere Theil dem Judenthume absolute Freiheit erhalten wissen will aus

dem Gesichtspunkte der religiösen Toleranz. Wir halten es mit Dr. Waldhausen, welcher zum Schlusse bemerkt:

„Es handelt sich nicht um die jüdische Religion, sondern um jüdische Unsittlichkeit im Erwerbsleben. Wir fordern Wiederherstellung des christlichen Staates und der christlichen Socialordnung und stoßen dabei auf die Judenfrage, welche sich als die eigentliche sociale Frage der Gegenwart erweist, denn die sociale Frage wurde hervorgerufen, weil nicht blos das Erwerbsleben, sondern das ganze öffentliche Leben vom jüdischen Wuchergeiste und heidnischer Ausbeutung beherrscht wird. Die gebildeten christlichen Kreise, von welchen die Reform ausgehen müßte, sind selbst der Corruption verfallen, so daß von Gesetzgebung und Regierung nichts mehr zu erwarten ist. Zwar wird zeitweilig vom Christenthum in öffentlichen Aktenstücken gesprochen und wird dem Christenthum der Atheismus gegenüber gestellt. Allein es bleiben immer nur Redensarten. Es kommt niemals zu einer That. In Wirklichkeit ist von einer christlichen Socialordnung nichts mehr zu sehen, sondern es beherrscht der Judengeist das ganze öffentliche Leben und alle gebildeten Kreise mit wenigen, meist sehr angefeindeten Ausnahmen. Es würde gar keine Judenfrage geben, wenn die Gebildeten im christlichen Volke sich nicht selbst untreu geworden wären. Während die Juden sogar für ihre Verbrecher noch einstehen, sehen wir alle Tage, daß christliche Staatsmänner und Parlamentarier gegen den eigenen christlichen Glauben vorgehen und sich vor den Triumphwagen der Juden spannen. In den Parlamenten braucht niemals das Judenthum von Juden vertheidigt zu werden, das geschieht schon von ihren christlichen Knechten. Und zwar wird diese Vertheidigung regelmäßig mit Verhöhnung des Christenthums und mit ungerechten Beschuldigungen gegen die Christen geführt."

„Im gewöhnlichen Volke macht sich eine Reaktion gegen die Verjudung geltend. Die Bewegung ist heute noch unscheinbar, aber sie wird lawinenartig anwachsen. Schon heute wäre die Bewegung unwiderstehlich, würde es nicht an den Führern fehlen. Aber den Gebildeten gebricht es an Muth

der Ueberzeugung. Hierin liegt der Schwerpunkt der socialen Frage der Gegenwart. Hierin liegt auch das Geheimniß der geradezu fabelhaften Erfolge der kleinen, aber thätigen jüdischen Minorität! Die Juden spekuliren auf die Feigheit der christlichen Intelligenz und diese Spekulation war bis jetzt immer zutreffend!"

„Im sogenannten ‚ungebildeten', d. h. arbeitenden und thätigen Volke ist das sittliche Bewußtsein noch nicht so sehr getrübt, daß es an dem Wuchertreiben der Juden und christlichen Judengenossen nicht Anstoß nehmen sollte. Das Volk fühlt, daß die Ausbeutung der Juden und ihrer Helfershelfer ein Attentat auf die Gesellschaft, ein Angriff auf die sittlichen Fundamente der socialen Ordnung sei. Was Christen im Schweiße ihres Angesichts erarbeiten, eignet sich ein Jude oder Judengenosse in Form von Wucher, von Betrug, von ausbeutendem Arbeitsvertrage an und verpraßt es in Luxus und Ausschweifung. Hiergegen empört sich das ganze sittliche Bewußtsein des arbeitenden Volkes, und da Regierung und Gesetzgebung, Verwaltung und Justiz keinen Schutz gegen die wucherischen und ausbeutenden Juden und Helfershelfer gewähren, so greift das Volk zur Demonstration. Das ist die Bedeutung des Antisemitismus und seiner Agitation. In dieser Erscheinung zeigt sich eine Art ökonomischer Nothwehr und sittlicher Abwehr der Ausgebeuteten. Sie sind ein Fingerzeig für die Regierungen und gesetzgebenden Körper, daß den wirthschaftlich Schwachen der nöthige gesetzliche Schutz fehlt, daß Administration und Justiz die Hilfe nicht bieten, welche sie gewähren sollten. Der Antisemitismus ist eine ernste und letzte Mahnung an die Regierenden. Wird diese Mahnung mißachtet, glaubt man mit Hilfe der Bajonette das Volk herausfordern zu dürfen, so gehen wir einer Umwälzung entgegen, ähnlich jener der Reformation und der französischen Revolution. Discite justitiam moniti!"

„Unsere Arbeit hat den ausschließlichen Zweck, den richtigen Weg einer friedlichen Lösung der socialen Frage der Gegenwart zu weisen. Das Erwerbsleben muß wieder den christlichen Sittenforderungen entsprechen. Es muß zu jener Höhe sich wieder emporschwingen, wie wir es in den Glanzperioden christ-

licher Civilisation bewundern. Das Material dazu ist in den breiten Massen der arbeitenden Bevölkerung trotz aller jüdischen Corruption und trotz aller damit verbundenen socialistischen Verhetzungen noch vorhanden. Das christliche Volk ist im Kern noch gut und bekundet Ueberzeugungstreue und Opfermuth. Diese armen Leute opfern Alles, selbst ihr tägliches Brot. Nicht selten hörten wir von gewöhnlichen Leuten die Aeußerung: ‚Wir werden keine Judenknechte und selbst wenn wir verhungern müssen.' Aber in den ‚gebildeten' Klassen ist die Sachlage eine ganz andere. Die Gebildeten haben nicht den Muth bekundet, an der Judenfrage zu rütteln. Vielfach haben wir die Erfahrung gemacht, daß die gebildeten Kreise die Abneigung des Volkes gegen die Verjudung theilen und unter vier Augen auch gar keinen Hehl daraus machen. Aber in der Oeffentlichkeit fehlt dieser Bildung der Muth der Ueberzeugung."

„Möge unsere Arbeit dazu beitragen, daß auch in den sogenannten intelligenten Kreisen die Nothwendigkeit einer Stellungnahme gegen wucherische Ausbeutung und gegen die heutige Unsittlichkeit im Erwerbsleben unabweisbar geworden ist. Möge Jeder ehrlich und offen seinen christlichen Glauben bekennen, auch in der Praxis des öffentlichen Lebens. Die geschichtliche Betrachtung zeigt uns, daß, wenn irgendwo große Gefahr drohte, das Unglück nur durch den Muth des Martyriums abgewendet werden konnte. Auch in der Gegenwart besteht große Gefahr für das christliche Volk, daß es nicht bloß materiell ausgewuchert, sondern auch durch Schule und Presse im Glauben irre wird und jener sittlichen Corruption verfällt, welche mit der Judenherrschaft immer und überall verbunden gewesen ist. Im Volke regt sich noch die Kraft des Widerstandes, aber die Gebildeten ziehen sich zurück. Möge unser Mahnruf und unsere Warnung nicht fruchtlos an den Trägern der Bildung abprallen. Es fordert von ihnen Niemand ein Martyrium, aber offene und ehrliche Stellungnahme da, wo es sich um Lebensfragen der Völker handelt."

R.

LXXIX.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der christlichen Archäologie.

I.

Bietet die Literatur der christlichen Archäologie schon seit längerer Zeit das erfreuliche Bild einer überaus rasch fortschreitenden Entfaltung nach Umfang und Inhalt, so muß das ablaufende Jahr als ein geradezu außergewöhnlich fruchtbares nach diesen beiden Richtungen hin bezeichnet werden. Der Grund für diese Erscheinung liegt in der Feier des 70. Geburtstages Commendators Giovanni Battista de Rossi. Gelehrte und Forscher der verschiedensten Länder, die Landsleute des Gefeierten, wie nicht minder Deutsche, Oesterreicher, Franzosen, Engländer haben sich wetteifernd bemüht, bei diesem Anlasse dem greisen Altmeister ihre Verehrung zu bezeugen, und die Mehrzahl derselben glaubte, dies nicht in geeigneterer Weise thun zu können, als durch die Widmung von Festschriften aus jenem Forschungsgebiete, welchem er selbst sein ganzes Leben geweiht hat.

In der That sind, abgesehen von der ansprechenden biographischen Skizze De Rossis aus der gewandten Feder von P. M. Baumgarten [1]) alle uns bekannt gewordenen

1) Giovanni Battista de Rossi. Festschrift, dem Begründer der

Festschriften, welche aus dem bezeichneten Anlasse erschienen, fachwissenschaftlichen Inhalts. So ward die Ehrung des Meisters zugleich eine bedeutende Förderung der von ihm vertretenen Wissenschaft und ein sprechender Beweis für die große Ausdehnung, welche deren Studium in den letzten Jahren gewonnen hat, wie für die ansehnliche Zahl zumal jüngerer Forscher, welche derselben ihre Kräfte weihen. Ist es ja eines der schönsten Blätter im Ruhmeskranze Comm. De Rossis, daß er nicht zufrieden damit war, in einsamer Größe dazustehen, sondern daß er es verstand, einen Kreis gleichstrebender Freunde um sich zu sammeln, Schüler heranzuziehen, welche sein Erbe anzutreten, seine Forschungen fortzusetzen berufen sind.

Wenn ich hier von einer Schule De Rossis spreche, so meine ich nicht so fast die große Zahl gelehrter Freunde aus allen Ländern, die es sich zur Ehre rechnen, mit ihm in freundschaftlichem Verkehre zu stehen; ich denke vielmehr speziell an jene jüngeren, zumeist deutschen Forscher, welche im engsten Anschlusse an den Meister die römischen Monumente zu studiren bemüht sind. Sie bilden jene sogenannte „römische Schule", über welche Mancher noch vor nicht gar langer Zeit mit Achselzucken hinweggehen zu dürfen glaubte, während sie heute sich bereits in weiten, selbst gegnerischen Kreisen durch ihre streng wissenschaftlichen Publikationen Achtung und Ansehen errungen hat.

Diese Schule besitzt in der ewigen Stadt im Schatten von St. Peters Dom ein trautes Heim, den Campo santo dei Tedeschi, mit seiner jetzt schon werthvollen Bibliothek und seinen unablässig sich mehrenden Sammlungen, ein belebendes Haupt in dem unermüdlich thätigen, verehrten Rektor des-

---

Wissenschaft der christlichen Archäologie zur Vollendung des 70. Geburtstages gewidmet. Köln, Bachem. XIV, 116 S. (4 Mark.)

selben, Mfgr. de Waal, und ein treffliches Organ in der „Römischen Quartalschrift“.[1])

Die Gründung dieser Zeitschrift war ein außerordentlich glücklicher Gedanke, denn sie kam einem wirklichen Bedürfnisse entgegen. Die aufblühende archäologische Forschung bedurfte eines derartigen Organes. Daß der Herausgeber neben archäologischen auch kirchenhistorischen Arbeiten die Spalten der Quartalschrift öffnet, hat, abgesehen davon, daß die Studien der letzteren Art zumeist aus römischen Archiven geschöpft sind, seine Berechtigung schon in der Thatsache, daß wir leider noch immer kein katholisches Organ für kirchengeschichtliche Quellenforschung analog der „Zeitschrift für Kirchengeschichte“ von Brieger und Beß besitzen.

Ich kann hier unmöglich auf den reichen Inhalt der sechs vollendet vorliegenden Bände der „Römischen Quartalschrift“ eingehen. Genug, daß sowohl auf archäologischem, als auf kirchengeschichtlichem Gebiete eine stattliche Reihe der werthvollsten Aufsätze darin enthalten ist, wofür schon die Namen der Mitarbeiter, wie De Rossi, De Waal, Wilpert, Kirsch, Swoboda, Armellini, Stevenson, Strygowski, Jelic, u. a. auf der einen, Finke, Pieper, Pflugk-Harttung, Eubel, Schlecht, Ehrhard, Ehses, Glasschröder, Sauerland und viele andere auf der anderen Seite Gewähr bieten. Füge ich noch hinzu, daß der Herausgeber mit großer Opferwilligkeit jeden Band mit einem Reichthum vorzüglicher Lichtdrucktafeln ausgestattet hat, so bedarf es wohl keines Wortes mehr, um die treffliche Quartalschrift, die jedem Forscher auf dem Gebiete der christlichen Archäologie unentbehrlich ist, auch weiteren Kreisen der Alterthumsfreunde zum Abonnement, wie zur Lektüre auf das wärmste zu empfehlen.

---

1) Römische Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. A. de Waal. Rom. (In Commission bei Herder in Freiburg.) 1887—1892. 1.—6. Jahrgang.



Neben der Quartalschrift verdient auch eine Reihe von Einzelpublikationen archäologischen Inhalts aus dem Kreise der römischen Schule besondere Hervorhebung. Es sind das vor allem die Arbeiten von Msgr. Wilpert, über welche ich in den folgenden Zeilen kurz berichten will. Das Erstlingswerk des ob seiner verdienstvollen Arbeiten von der theologischen Fakultät in Münster unlängst mit dem Ehrendoktorate ausgezeichneten und von der Accademia pontificia di archeologia zum ordentlichen Mitglied ernannten Forschers trug einen polemischen Charakter,[1]) der indeß, um dies gleich zu bemerken, nicht freigewählt, sondern aufgedrungen war. Es handelte sich um die Vertheidigung der von De Rossi und seinen Schülern so erfolgreich geübten archäologischen Forschungsmethode, welche von den drei auf dem Titel der Schrift genannten protestantischen Schriftstellern angegriffen worden war. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe mit solcher Gründlichkeit und so durchgreifendem Erfolge entledigt, daß jeder Freund der Wahrheit nur seine Freude daran haben kann.

Er behandelt vor allem gegenüber Hasenclever und Schultze die Frage nach der Entstehung des altchristlichen Gräberschmuckes und weist die Selbständigkeit der altchristlichen Kunst rücksichtlich des Inhaltes ihrer bildlichen Darstellungen gegenüber der heidnischen Kunstübung nach. In einem zweiten Theile zeigt er sodann gegen die oberflächliche Schrift von Achelis die Bedeutung des wichtigsten Symbols der Katakombenkunst, des Ichthys (Fisches) als Symbols Christi.

Bei Gelegenheit dieser Arbeit hatte Wilpert sich aufs neue überzeugt, wie sehr die älteren Abbildungen von Ge-

---

1) Prinzipienfragen der christlichen Archäologie mit besonderer Berücksichtigung der „Forschungen“ von Schultze, Hasenclever und Achelis erörtert von Joseph Wilpert. Freiburg, Herder 1889. 8°. VIII, 103 S. mit 2 Tafeln in Lichtdruck.

mälden aus den Katakomben oft geeignet sind, durch ihre Ungenauigkeit jene Forscher, welche im einzelnen Falle nicht auf die Originale zurückgehen können, auf die bedenklichsten Abwege zu führen. So unterzog er sich denn der ebenso mühsamen als verdienstlichen Arbeit, die alten Copien, auf welchen noch Werke aus neuerer und neuester Zeit nur allzuhäufig fußen, einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

Die Ergebnisse, welche er in einer stattlichen Schrift [1]) niederlegte, sind höchst wichtig. Wohl Niemand wird, wenn er die von Wilpert reproducirten Zeichnungen mit den daneben gestellten, genau nach den Originalen hergestellten Abbildungen vergleicht, fernerhin noch geneigt sein, den seit Bosio von einem Werke in das andere sich forterbenden Bildern unterschiedsloses Vertrauen entgegenzubringen. Wilpert hat gezeigt, daß gar manche derselben einer vollständig neuen Veröffentlichung bedürfen, soll anders die altchristliche Ikonographie einmal festen Boden unter die Füße bekommen. Daß auch diese kritischen Untersuchungen Wilperts nicht ohne positiven Gewinn für die Kenntniß wichtiger, zum Theil verlorener Bildwerke blieben, brauche ich kaum noch eigens zu betonen.

Mit Schwierigkeiten anderer Art, als die bisher besprochenen Schriften ihrem Verfasser boten, hatte Wilpert bei der Bearbeitung eines rasch folgenden dritten Werkes [2]) zu kämpfen. Es galt eine Anzahl fast gänzlich verblaßter Bilder in der Katakombe der hl. Petrus und Marcellinus zu copiren, von welchen manche Scenen selbst dem geübten Auge eines Ken-

1) Die Katakombengemälde und ihre alten Copien. Eine ikonographische Studie. Freiburg, Herder. 1890. Folio XII, 82 S. Mit 28 Tafeln in Lichtdruck (M. 20).

2) Ein Cyclus christologischer Gemälde aus der Katakombe der heiligen Petrus und Marcellinus. Freiburg, Herder. 1891. Folio VIII, 58 S. Mit 9 Tafeln in Lichtdruck. (M. 8.)

ners wie Wilpert nur allmählig und nach mühsamen Vorarbeiten zu entziffern waren.

Der Erfolg belohnte aber die aufgewandte Mühe reichlich. Es ergab sich eine Reihe christologischer Darstellungen, welche wegen ihres Inhalts sowohl als ihres innigen Zusammenhanges einen der tiefsinnigsten und lehrreichsten Cyclen bilden, die bisher aus den Katakomben bekannt wurden.

Das Deckengemälde der Grabkammer, welche diese Bilder enthält, stellt in der Mitte Christus als Richter über die Abgeschiedenen dar. Acht um das Hauptbild angeordnete Medaillons zeigen die Verkündigung, die Magier, vom Sterne geleitet, die Anbetung des göttlichen Kindes durch die Magier, die Taufe Jesu, dazwischen abwechselnd zwei gute Hirten und zwei Oranten. Die Eingangswand desselben Cubiculums ist mit Darstellungen von Wundern Jesu (Heilung des Gichtbrüchigen, der Blutflüssigen, des Blindgeborenen) geschmückt, woran sich noch Jesus am Jakobsbrunnen reiht. Aehnliche Gemälde zieren die beiden anstoßenden Grabkammern.

Besonders schön ist die Erklärung, welche Wilpert von diesen Bildern gibt. Unter Heranziehung des biblischen Textes und der Grabinschriften der Katakomben zeigt er, daß der ganze Cyclus nichts anderes ist, als ein herrliches Glaubensbekenntniß, das die Dogmen von der Gottheit Christi, von seiner Menschwerdung aus der allerseligsten Jungfrau und seiner Taufe, ferner von dem Gerichte der Seelen durch den Erlöser, von der Gemeinschaft der Heiligen und der Auferstehung zum ewigen Leben im Bilde umfaßt.

Die besprochene Schrift enthält übrigens mehr, als ihr Titel besagt. An die Besprechung des Gemäldecyclus reiht der Verfasser werthvolle prinzipielle Erörterungen einzelner Katakombenbilder, unter welchen wir nur eine der wichtigsten „Prinzipienfragen" der christlichen Archäologie, die Frage nach der Bedeutung der O r a n t e n, hervorheben wollen.

Nächst dem guten Hirten kommt wohl keine Darstellung in den Katakomben häufiger vor, als diese bald männlichen,

bald weiblichen Gestalten, welche stehend mit ausgebreiteten Armen beten. Man hat dieselben in der verschiedenartigsten Weise erklärt, symbolisch als Bilder der Kirche oder der seligsten Jungfrau, oder einfach als Porträts der Verstorbenen, wo nicht gar als bedeutungslose Ornamente. Wilpert hat eine bunte Reihe der verschiedenartigsten Deutungen aus alter und neuer Zeit zusammengestellt und man wird ihm gewiß Recht geben müssen, daß sich ein solches Vielerlei von Erklärungen nicht aufrecht erhalten läßt, daß vielmehr nach einem einheitlichen Gesichtspunkte zu suchen ist.

Um diesen zu gewinnen, zeigt er zuerst den engen Zusammenhang der Oranten-Bilder in den Katakomben mit den Gräbern, an welchen sie stehen, und weist sodann durch einen großen Reichthum von Grabinschriften nach, daß in denselben eine doppelte Beziehung der Hinterbliebenen zu ihren Verstorbenen sich ausspreche: theils sind letztere als Selige gedacht, die man um ihre Fürbitte anfleht, theils noch als solche, die selbst der Fürbitte bedürfen, für die man daher die himmlische Seligkeit erbittet (S. 43). Manchmal, so möchten wir den Nachweisen Wilperts beifügen, treten sogar beide Gedanken vereint in einer Grabschrift auf.[1])

Auf Grund dieser Untersuchung der Grabinschriften aus den Katakomben definirt nun Wilpert die Oranten folgendermaßen: „Die Oranten sind Bilder der in der Seligkeit gedachten Seelen der Verstorbenen, welche für die Hinterbliebenen beten“ (S. 43). Ich gestehe, daß ich dieser Begriffsbestimmung nicht vollkommen beipflichten kann, da sie nicht die nothwendige Folge der vorausgehenden inschriftlichen Nachweise zu sein scheint.

In den Grabinschriften finden sich, wie Wilpert zeigt, zwei Momente gleichmäßig betont: Gebet der Lebenden für

1) So in der berühmten Inschrift des Pektorius. Vgl. Wilpert, Prinzipienfragen. S. 57 und: Ein Cyclus christologischer Gemälde. S. 1

die Verstorbenen und Fürbitte der Verstorbenen für die Hinterbliebenen. Wilperts Definition berücksichtigt nur die eine Seite; Le Blant und nach ihm Liell,[1]) welche in den Oranten die um Gebetshilfe flehenden Seelen erkennen, nur die andere. Beide Definitionen dürften zu eng sein. Mir scheint, bisher nicht mehr nachgewiesen zu sein, als daß die Oranten an Gräbern die Bilder der betend gedachten Seelen der Verstorbenen sind. Ob diese schon selig gedacht sind oder nicht, ob sie für ihre Hinterbliebenen beten oder selbst zum Herrn um Aufnahme in die Seligkeit flehen, das wird sich meines Erachtens kaum aus den Bildern eruiren lassen. Es genügt aber auch obige Definition vollständig für die Erklärung der an Gräbern stehenden Oranten, und ihre Richtigkeit läßt sich durch Erwägungen allgemeiner Art noch mehr erhärten.

Wenn es erster Zweck der Sepulchralinschriften ist, das Andenken an die Begrabenen zu erhalten, so darf man das Gleiche auch von den Bildwerken behaupten. Man stellte daher zu allen Zeiten gerne die Verstorbenen selbst an ihrem Grabe dar, und zwar in jener Haltung, welche am passendsten und würdigsten erschien. Die heidnischen Römer meißelten gerne die Gestalten ihrer Verstorbenen auf Sarkophagen in ruhender Lage, die Christen malten sie in den Katakomben in betender Stellung, und diese ächt christliche Sitte, die Verstorbenen betend abzubilden, dauerte über die frühchristliche Zeit herab fort;[2]) ja sie gewann späterhin sogar noch größeren Umfang.

Das Mittelalter stellt die Verstorbenen auf Grabdenkmälern fast immer betend dar, freilich, der Sitte der Zeit

1) Vgl. mein im Ganzen zustimmendes Referat über Liell, Die Darstellungen der allersel. Jungfrau Maria auf den Kunstdenkmälern der Katakomben, in Bd. CI, 505—517 dieser Blätter. Wilpert betont mit Recht gegen Liell, daß die Oranten nicht die Stellung von Hilfesuchenden, sondern von Betenden haben.

2) Ein interessantes Beispiel für die Fortdauer dieser Sitte ist der

entsprechend nicht mehr mit ausgebreiteten, sondern mit gefalteten Händen. Wohl Niemand wird in diesen Grabdenkmälern späterer Zeit Bilder der in der Seligkeit gedachten Verstorbenen, die für ihre Hinterbliebenen beten, erkennen, und analoger Weise scheint uns diese Definition auch bereits für die Oranten der Katakomben als zu enge und einseitig gefaßt. Sieht doch Wilpert selbst einen hauptsächlichen Zweck der Katakombengemälde überhaupt und so auch der Oranten darin, die Besucher zum Gebete für die dort begrabenen (und abgebildeten) Gläubigen aufzufordern,[1]) ein Zweck, der nach seiner Definition der Oranten verhältnißmäßig ferne liegen würde.

Eine weitere Frage, welche indeß Wilpert wohl absichtlich nicht in den Kreis seiner Erörterungen gezogen hat, wäre die nach der Bedeutung jener Oranten, welche nicht in direkter Beziehung zu den Gräbern stehen, sondern beispielsweise im Wechsel mit dem Bilde des guten Hirten anscheinend ornamental an die Decke mancher Cubicula gemalt sind. Repräsentiren sie gleichfalls Verstorbene, oder sind sie bloße Dekorationen, oder liegt vielleicht der häufigen Anwendung gerade dieses Schmuckes doch ein symbolisirender Gedanke zu Grunde?

Merkwürdig ist immerhin die Thatsache, daß im Mittelalter gerade in Denkmälern, welche die alte Symbolik besonders gut bewahrt haben, die Orante als Sinnbild der Kirche auftritt, so, um nur einige uns eben beifallende Belege anzuführen, auf dem silbernen Buchdeckel in dem berühmten Schatze longobardischer Kirchengeräthe des 7. oder 8. Jahr-

---

von Strygowski veröffentlichte Grabstein des 7. und 8. Jahrhunderts aus Kairo, auf welchem die Verstorbene als Orans abgebildet ist (de Waal, Archäolog. Ehrengabe. Rom 1892. S. 396, Tafel XIII).

1) Ein Cyclus christol. Gemälde. S. 52.

hunderts, welchen vor einigen Jahren Cav. Gian Carlo de Rossi erwarb,[1]) und in den auf höchst alterthümliche Vorlagen zurückweisenden Bildern der unteritalienischen Exultet-Roteln aus dem 10. bis 12. Jahrhundert.[2]) Den Uebergang von den Oranten der Katakomben zu den symbolischen Oranten des frühen Mittelalters zu suchen und zu erklären, ist eine noch ungelöste, aber nicht unwichtige Aufgabe der christlichen Kunstarchäologie.

Sind die bisher besprochenen Schriften Wilperts bei aller Wichtigkeit des Gegenstandes doch naturgemäß auf einen engeren Leserkreis beschränkt, so daß die Opferwilligkeit der Herder'schen Verlagshandlung, welche dieselben sämmtlich, was Druck und Bildtafeln betrifft, in geradezu vorzüglicher Weise ausstattete, rühmende Anerkennung verdient, so hat der unermüdliche Forscher für sein neuestes Werk mit glücklichem Griffe einen Gegenstand gewählt, der auf weites Interesse rechnen darf und große Anziehungskraft besitzt, il fiore dell' archeologia cristiana, wie de Rossi bezeichnend sich ausdrückte: er handelt von den „gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche".[3])

Sinniger Weise hat der Verfasser den prächtig ausgestatteten Folioband einer Klosterfrau, der Oberin des Instituts der ewigen Anbetung zu Innsbruck gewidmet. In acht Abschnitten schildert er auf Grund fleißig gesammelter

---

1) S. Röm. Quartalschrift. 1888, S. 152, Tafel II, III. Noe in der Arche und Orante im Schiffe der Kirche, also Typus und Antitypus sind hier zu einem Bilde verbunden.

2) Vergl. hierüber meinen Aufsatz: „Handschriftliche Studien über das Praeconium paschale" in: Haberl, Kirchenmusikal. Jahrbuch. 1893. S. 79.

3) Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche. Nach patristischen Quellen und nach den Grabdenkmälern dargestellt von Joseph Wilpert. Freiburg, Herder. 1892. Fol. VIII, 105 S. Mit 5 Doppeltafeln und 3 Abbildungen im Text. (M. 18.)

Belegstellen aus der altchristlichen Literatur und unter geschickter Benützung der bisher vernachlässigten monumentalen Quellen den „Stand der gottgeweihten Jungfrauen in altchristlicher Zeit“, weist hin auf die hohe Achtung, welche derselbe genoß, und erörtert die Art der Gelübde-Ablegung und Einkleidung,[1]) die Bestimmungen über das zur Profeß erforderliche Alter und die nothwendige Freiheit derselben. Besonders interessant ist die Schilderung der Lebensweise der gottgeweihten Jungfrauen, die zuerst einzeln in ihren Familien Gott dienten, bald aber unter Aufsicht der Kirche zu gemeinsamer Uebung christlicher Vollkommenheit sich zusammenschaarten: die Anfänge des Klosterlebens. Auf die gerade über diesen Gegenstand eben schwebenden Controversen, wie auf die kanonistischen Quellen für sein Thema ist der Verfasser nicht eingegangen. Den krönenden Abschluß seiner Darstellung bildet der Hinweis auf den himmlischen Lohn der Jungfräulichkeit, der von den Vätern so oft betont wird.

An diesen ersten Haupttheil fügt Wilpert noch einen zweiten, welcher von den bildlichen Darstellungen der gottgeweihten Jungfrauen in den Katakomben handelt. Es sind deren nur wenige bekannt, darunter aber, neben den Bildern der Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen, ein Gemälde von höchster Wichtigkeit.

In einem Arcosolium der Priscilla-Katakombe sieht man in der Mitte eine jugendliche Orans gemalt. Die rechte Ecke des Bildes nimmt die seligste Jungfrau mit dem göttlichen Kinde ein, die linke aber folgende merkwürdige Darstellung: Ein Greis sitzt auf einer Cathedra, neben ihm steht ein Jüngling, der eine mit clavi (Purpurstreifen) geschmückte Tunika in den Händen trägt, vor ihm eine jugendliche weib-

1) Sehr lehrreich handelt jetzt über diesen Gegenstand auch Probst, Die ältesten römischen Sacramentarien und Ordines. Münster. 1892. S. 253 ff.

liche Gestalt mit einem Schleier in den Händen. Wir sehen also einen Bischof, eine noch nicht verschleierte Jungfrau und einen Diakon, welcher die Tunika zur Einkleidung bereit hält: offenbar eine Darstellung der „velatio virginis“, der Einkleidung einer Jungfrau durch den Bischof.

Die Wichtigkeit dieses dem dritten Jahrhundert angehörigen liturgischen Bildes brauche ich nicht zu betonen. Wilpert hat das Verdienst, nicht nur seine schon von Garrucci richtig geahnte Bedeutung endgiltig festgestellt, sondern auch eine farbige Reproduktion desselben geliefert zu haben (Tafel I), welche von de Rossi als die beste Wiedergabe eines Katakombengemäldes bezeichnet wurde.

Eichstätt. Dr. Adalbert Ebner.

LXXX.

Zur Geschichte der Marienverehrung.

Unter dem Titel: Fasti Mariani hat Herr F. G. Holweck,[1]) Priester der Erzdiöcese St. Louis in Nordamerika, im Herder'schen Verlage zu Freiburg ein hochinteressantes Buch der Oeffentlichkeit übergeben. Der Verfasser gibt eine Uebersicht aller Marienfeste, welche auf dem ganzen Erdenrunde, nicht blos in der katholischen Kirche, sondern auch bei den schismatischen Griechen jemals gefeiert

1) Fasti Mariani sive Calendarium festorum sanctae Mariae Virginis Deiparae. Memoriis historicis illustratum. Auctore F. G. Holweck, sacerdote archidioecesis S. Ludovici Americanae. Sumptibus Herder Friburgi MDCCCXCII.

wurden, oder noch gefeiert werden. Eine solche Arbeit setzt nicht bloß eine volle Beherrschung des literarischen Stoffes voraus, sondern fordert auch einen emsigen Sammelfleiß in den Kalendarien und Direktorien der zahlreichen bischöflichen Diöcesen der Gegenwart. An diesem Fleiße hat es der Verfasser nicht fehlen lassen und so bietet er uns ein umfassendes Bild des Marien-Cultus in Vergangenheit und Gegenwart, so weit er in der Liturgie der Feste zum Ausdruck kommt.

Die Veranlassung zu solchen Festen waren nicht bloß wichtige Erscheinungen im Leben der allerseligsten Jungfrau Maria und ihre Stelle im Heilsplane der Erlösung, sondern auch die Ereignisse im Leben der Völker und Staaten, der Städte und Gemeinden. Bei Krieg und Epidemie, bei Feuers- und Wassergefahr, bei Sturm und Ungewitter wurden nicht selten Gelübde zur Helferin der Christen gemacht und die betreffenden Tage dann dauernd als kirchliche Feste gefeiert. Auf diesem Wege entstanden die meisten Marienfeste, welche nur in einzelnen Gemeinden, Diöcesen oder Kirchenprovinzen gefeiert werden. Und die Zahl dieser lokalen Marienfeste ist in den romanischen Ländern (Italien, Frankreich, Spanien, Südamerika) sehr bedeutend und beläuft sich auf mehrere Hunderte. Sehr groß ist die Zahl lokaler Marienfeste auch in den Ländern der griechisch-schismatischen Kirche. In den germanischen Ländern beschränkte man sich fast ausschließlich auf die Feier der großen Feste Mariens: Mariä Lichtmeß, Mariä Verkündigung, Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt. Erst gegen Ende des Mittelalters kamen hiezu noch die Feste der Empfängniß, der Opferung (praesentatio) und der sieben Schmerzen Mariens.

Außer den Gelübden zur Abwendung von Unglück, Gefahr wurden auch ä l t e r e Bilder der allerseligsten Jungfrau Maria Veranlassung zur Abhaltung von Marienfesten an bestimmten Tagen. Namentlich die orientalische Kirche hatte viele Marienbilder, welche in der ganzen Christenheit hoch verehrt wurden und welche ihre bestimmten Feste hatten.

Diese Feste drangen vom Orient auch nach Westen vor und wurden namentlich in der zweiten Hälfte des Mittelalters in den südromanischen Ländern der abendländischen Kirche eingeführt. Die Zahl solcher Marienfeste, welche theils in früheren Jahrhunderten gefeiert wurden, theils heute noch in Uebung sind, beträgt gegen 500. Holweck führt sie alle mit größter Gewissenhaftigkeit auf und gibt bei jedem Feste die Geschichte des Ursprungs und der Verbreitung desselben. Dadurch gewinnt das Werk einen großen culturhistorischen Werth, indem es uns interessante Seiten des kirchlichen und socialen Lebens der christlichen Völker enthüllt.

Der Verfasser beschränkte sich nicht darauf, die christliche Bedeutung der Feste zu schildern; er bietet dem Forscher auch Auszüge aus der Liturgie der lokalen Marienfeste, was um so werthvoller erscheint, als dieses Material für größere Kreise sehr schwer zugänglich ist. Herr Holweck hat die Feste Mariens nach den zwölf Monaten geordnet und zwar in der Reihenfolge, daß zuerst die Feste aufgeführt werden, welche an bestimmten Kalendertagen ihre Feier haben. Dann folgen die beweglichen Feste (festa mobilia) des betreffenden Monats.

Von den mehr als 500 Festen, welche das Werk verzeichnet, ist selbstverständlich die große Mehrzahl nur von lokaler Bedeutung für einzelne Gemeinden und Diöcesen. Die Feste, welche die katholische Kirche des Abendlandes übereinstimmend und im ganzen Umfange feiert, sind die alten vier: Lichtmeß, Verkündigung, Himmelfahrt und Geburt Mariä; außerdem feiert die gesammte abendländische Kirche heute noch folgende Marienfeste: Opferung, unbefleckte Empfängniß, sieben Schmerzen, Heimsuchung, Maria vom Berge Carmel, Maria vom Schnee, Maria vom Lohne (de mercede), Maria vom Rosenkranz und Maria Namen.

Maria Lichtmeß und Maria Verkündigung werden von den Griechen nicht als Marienfeste, sondern als Feste des Herrn gefeiert und zwar der 2. Februar als Fest der Opferung im Tempel, der 25. März als Fest der Empfäng-

niß des Herrn. Die Griechen bezeichneten das Fest am 2. Februar mit dem Titel hypapanti, d. h. Begegnung des Herrn, weil er an diesem Tage bei der Opferung im Tempel mit Simeon dem Gerechten und Anna der Prophetin zusammenkam. Im Abendlande erscheint das Fest zuerst in Italien zur Zeit des Kaisers Justinian, im 8. Jahrhundert wurde es auch in der spanischen und fränkischen Kirche eingeführt und zur Zeit Karls des Großen in allen Kirchen Deutschlands gefeiert und zwar als Marienfest: Mariä Reinigung (purificatio). Der griechische Ursprung zeigt sich in den alten lateinischen Kalendarien dadurch, daß am 2. Februar regelmäßig eingetragen erscheint: purificatio beatae Mariae virginis et hypapanti Domini Nostri.

Noch älter als das Fest Mariä Lichtmeß ist das Fest Mariä Verkündigung, in der griechischen Kirche als incarnatio Domini gefeiert. Der 25. März ist im Naturleben das Datum der Tag- und Nachtgleiche und des Beginnes des steigenden Lichtes An diesem Tage war in den älteren Kalendarien eingetragen: die Schöpfung Adams und der Tod Christi am Kreuze, die Schöpfung und der Sündenfall Adams. Am selben Tage, an welchem Adam aus dem Paradies vertrieben wurde, nahm der Sohn Gottes menschliche Natur an und vollbrachte er am Kreuze die Erlösung. Diese Momente der Heilsgeschichte stellte die griechische Kirche in den Vordergrund und feierte den 25. März als Fest des Herrn, während die lateinische Kirche in der Begrüßung des Engels und in der Ankündigung, daß Maria die Mutter des Erlösers werden solle, die Bedeutung des Festes fand.

Das älteste Marienfest ist Maria Himmelfahrt. Es findet sich schon in den ersten Jahrhunderten als ein Hauptfest der Kirche. Auch hier ist aber ein kleiner Unterschied zwischen der Auffassung der griechischen und lateinischen Kirche. Während die griechische Kirche das Fest als Tod Mariens (dormitio S. Gloriosae Dominae Deiparae et semper virginis Mariae) feiert, stellt die lateinische Kirche

die Himmelfahrt (assumptio in coelum) in den Vordergrund. Die abendländische Kirche setzte ursprünglich Tod und Himmelfahrt auf einen Tag fest, während im späteren Mittelalter durch die Visionen der hl. Birgitta und der hl. Elisabeth von Schönau vielfach die Annahme verbreitet wurde, Marria sei erst am 3., 15. oder 40. Tage nach dem Tode in den Himmel aufgenommen worden. Vielfach wurden darum diese Tage auch gefeiert; speciell in Bayern wurden in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters der Frauendreißigste (dies tricesimus) und der Frauenvierzigste (dies quadragesimus) als besondere Feste gefeiert, wie dies die vom Domkapitular Dr. Anton Lechner veröffentlichten „Mittelalterlichen Calendarien in Bayern“ beweisen. Während Maria Lichtmeß und Maria Verkündigung Feste ohne Oktav sind, wurde Maria Himmelfahrt von Anfang an mit Oktav gefeiert. Auch der Sonntag innerhalb der Oktav von Maria Himmelfahrt wurde in manchen Ländern besonders festlich begangen, besonders in der armenischen Kirche. König Ludwig XIII. von Frankreich hat das Königreich Frankreich durch Edikt vom 10. Februar 1638 dem besonderen Schutze der allerseligsten Jungfrau Maria geweiht und hat bestimmt, daß das Andenken hieran immer am Sonntage in der Oktave Maria Himmelfahrt durch ganz Frankreich besonders festlich begangen werde. In dem betreffenden Edikte heißt es: „Beatissimam et gloriosissimam Virginem in specialem regni nostri Patronam assumentes, eidem speciali modo nos, nostrum sceptrum, nostram coronam nostrosque omnes subditos dicamus et consecramus. Cujus nostri mancipatus ne memoria apud posteros excidat, mandamus fieri post Vesperas dicti festi Assumptionis processionem, ritu et apparatu quam maxime solemni, in singulis dominationis nostrae ecclesiis, tam cathedralibus, quam parochialibus et conventualibus cujuscunque civitatis et pagi: praecipientes insuper quatenus superiores curiae ac locorum optimates dictae processioni intersint Die 10. Febr. 1638.“

Die Feier des dreißigsten Tages nach Maria Himmelfahrt ist zurückzuführen auf die alte Sitte in der römischen Kirche, das Andenken an die Verstorbenen am dreißigsten Tage nach dem Ableben zu erneuern. Es trauerte auch Israel 30 Tage um Aaron und Moses (Moys. IV. 20, 30; V. 34, 8). Die Feier des 40. Tages nach Maria Himmelfahrt stützte sich darauf, daß im Mittelalter Viele annahmen, Maria sei erst, wie ihr göttlicher Sohn, am 40. Tage nach dem Tode in den Himmel aufgefahren. Die Kirche hat freilich dieser Ansicht niemals zugestimmt.

Das Fest Maria Geburt (8. September) wurde in Rom bereits gegen Ende des 7. Jahrhunderts gefeiert und findet sich fast zu gleicher Zeit in allen Ländern der abendländischen Kirche. Bei sämmtlichen Heiligen der Kirche wurde nur der Todestag gefeiert; nur bei der allerseligsten Jungfrau Maria und bei Johannes dem Täufer wurde auch der Geburtstag festlich begangen, da beide schon im Mutterleibe geheiligt worden waren. Maria Geburt hatte ursprünglich keine Oktav. Die Anordnung derselben erfolgte aus einer eigenthümlichen Ursache. Als nämlich Kaiser Friedrich II. nach dem Tode des Papstes Gregor IX. im Jahre 1241 die zum Conclave versammelten Cardinäle feindselig bedrängte, gelobten sie die Anordnung einer Oktav für das Fest Maria Geburt für den Fall glücklicher Errettung. Einer dieser Cardinäle, welcher den päpstlichen Stuhl bestieg, Innocenz IV., setzte das Gelübde in Vollzug. Es ist auffällig, daß die Kopten das Fest Mariä Geburt nicht im September, sondern im Frühjahr (1. Mai) feiern.

Am Sonntage während der Oktav des Festes Mariä Geburt wird heute das Fest Mariä Namen gefeiert. Die Einführung dieses Festes hängt mit der deutschen Geschichte zusammen. Als im Jahre 1683 die letzte türkische Invasion zurückgeschlagen und der glorreiche Sieg zur Entsetzung der Stadt Wien errungen worden war, schrieb Papst Innocenz XI. dieses freudige Ereigniß der Fürbitte Mariens

zu und ordnete durch Bulle vom 25. November 1683 an, daß das Fest Mariä Namen am Sonntage innerhalb der Oktav der Geburt Mariens in der ganzen Kirche gefeiert werde. Stadler erzählt in seinem „Heiligen-Lexikon" (IV, 166), daß in einzelnen Gegenden das Fest Mariä Namen schon früher gefeiert worden sei und zwar am 22. September, da es jüdische Sitte gewesen sein soll, 2 Wochen nach der Geburt den Mädchen einen Namen beizulegen.

Das Fest Mariä Empfängniß wurde zuerst in der griechischen Kirche gefeiert und zwar am 9. Dezember, verbreitete sich aber bald nach dem Abendlande. In einem Kalendarium von Neapel findet es sich bereits im 9. Jahrhundert und zwar am 8. Dezember, welcher Tag für das ganze Abendland maßgebend wurde. In der ganzen Kirche eingeführt wurde das Fest Mariä Empfängniß erst vom Papste Sixtus IV. durch Bulle vom 27. Februar 1476. In Bayern ist dieses Fest schon mehrere Jahrhunderte früher gefeiert worden. Im Kloster zu St. Peter in Salzburg findet sich ein Officium des Festes Mariä Empfängniß bereits im 12. Jahrhundert. Ein Jahrhundert später ist ein Officium desselben Festes in einem Nürnberger Manuscript erhalten. Nach Bayern dürfte das Fest aus Aquileja gekommen sein, wo bereits Erzbischof Friedrich († 897) das Fest für alle Kirchen seines Patriarchates angeordnet hatte. Seit der Definition des Dogmas der unbefleckten Empfängniß Mariä am 8. Dezember 1854 wurde auch ein neues Officium des Festes durch Papst Pius IX. angeordnet durch Dekret vom 25. September 1863.

Das Fest der sieben Schmerzen Mariä (festum septem dolorum, compassionis seu transfixionis B. Mariae V.) wurde in Deutschland zuerst angeordnet durch das Concil von Köln im Jahre 1423 aus Anlaß der hussitischen Irrlehre. Für die ganze Kirche wurde das Fest angeordnet von Papst Benedikt XIII. durch Dekret vom 22. April 1727.

Das Buch von Holweck bringt eingehende Nachrichten

auch über neuere Feste, welche von hohem Interesse sind. Wir erwähnen z. B. das Fest der Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria von Guadalupe (Mexico), das Fest Maria von la Salette, das Fest der Erscheinung Mariä zu Lourdes (11. Februar) u. s. w., aber wir müssen für Weiteres die Leser auf das Buch selbst verweisen. Die Lektüre desselben wird jedem Leser zur reichen Belehrung und zur religiösen Erbauung gereichen.

München. Dr. Ratzinger.

LXXXI.

Zeitläufe.

Die Militärvorlage im Reichstag und der Kanzlerkrieg außerhalb.

Den 12. Dezember 1892.

Wenn vor einundzwanzig Jahren die militärischen Forderungen, vor welchen jetzt der Reichstag steht, hätten vorausgesehen werden können, so hätte Jedermann gesagt: das sei ja der helle Wahnsinn. Was damals doch auch dem ärgsten Schwarzseher nicht eingefallen ist, zu behaupten, daß es so kommen würde und kommen müsse: das ist jetzt Thatsache, und auch damit wäre die folgerichtige Entwicklung noch nicht am Ende angekommen. Vollendet würde dieselbe eine jährliche Militärausgabe von rund tausend Millionen Mark bedingen. Und angesichts einer solchen Lage mußte die Thronrede vom 21. November selber zugeben: „auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens seien berechtigte Erwartungen vielfach nicht in Erfüllung gegangen, und gewähre es nicht

in allen Beziehungen ein erfreuliches Bild". Schon Ende 1886, als die volkswirthschaftlichen Aussichten scheinbar noch günstig standen, sagte Moltke im Reichstag: die Militärkosten drückten so schwer, daß selbst die reichsten Völker das nicht lange ertragen könnten; und er sah in diesem Drucke sogar eine Kriegsgefahr. Biegen oder brechen!

Es ist ein lawinenartiges Anschwellen in den einundzwanzig Jahren. Seit 1871 ist die Friedenspräsenz um rund 85,000 Mann erhöht worden, aber wenigstens allmählig, auf zwanzig Jahre vertheilt; jetzt soll eine Erhöhung um nahezu 84,000 Mann auf einmal, mit Einem Schlage eintreten. Jeder Wehrfähige soll den vollständigen Dienst thun, und die Kriegsstärke auf nahezu fünfthalb Millionen Mann gebracht werden. Im Jahre 1872 kostete das Heer jährlich dritthalb hundert Millionen Mark und die Marine zwölf Millionen; jetzt beträgt die jährliche Ausgabe beinahe das Doppelte, die Gesammtsumme in den zwanzig „Friedens"-Jahren über 11½ Milliarden. Im Jahre 1871 gab es noch keine Reichsschulden, jetzt betragen sie 1684 Millionen, Alles für Militärzwecke, so daß sich eine Gesammtausgabe von 13,281 Milliarden, jede Milliarde tausend Millionen, in den zwanzig Jahren berechnet, abgesehen davon, daß auch der größere Theil der fünf Milliarden der französischen Kriegsentschädigung in die Militärkassen geflossen ist. Das Doppelte der Ziffern des Staatshaushalts dürften die Aufwendungen der Eltern der Soldaten und der Gemeinden, sowie der allgemeine Verlust am Arbeitsertrag ausmachen. Und nun ein neues Mehr von bald hundert Millionen alljährlich! Man sollte allerdings meinen, der gesammte Reichstag müßte sich mit dem Grafen Preysing die Frage stellen: wo das endlich hinaus soll?

Als vor dritthalb Jahren die Pläne des damaligen Kriegsministers von Verdy, die auf ein jährliches Mehrbedürfniß von 117 Millionen Mark hinausgelaufen wären, zwar nicht zur Vorlage bereit waren, aber in der Commission

bekannt wurden, da beeilte sich die Regierung, von derlei „ausschweifenden Absichten“ sich wegzuleugnen. Dem Reichstag war der Schrecken in die Glieder gefahren, und er nahm mit großer Mehrheit eine Windthorst'sche Resolution an, welche an erster Stelle die Regierung aufforderte, „von der Verfolgung von Plänen, durch welche die Heranziehung aller wehrfähigen Mannschaften zum aktiven Dienst beabsichtigt sei, abzustehen, weil dadurch dem Reiche geradezu unerschwingliche Kosten erwachsen müßten“. Der neue Reichskanzler selbst schien damals solchen Plänen durchaus abgeneigt zu seyn. Er hat sich im Reichstag jüngst selber daran erinnert: „Wir wollen den Präsenzstand um 83,894 Mann erhöhen; das sind erhebliche Zahlen; ich habe selbst von der rage du nombre gesprochen“. Noch vor Jahresfrist warnte er ebenso vor einem „Militärpessimismus“, vor den „uferlosen Plänen“, und jetzt ist er selbst der „Zahlenwuth“ verfallen, und bezeichnet in der Begründung seiner Vorlage „die volle Ausnutzung der Wehrkraft des deutschen Volkes“ als deren pflichtgemäßes Ziel.

Bei einem Manne von dem Charakter des Grafen Caprivi müssen besondere Umstände einer solchen Wendung zu Grunde gelegen haben, und diese dürften vielleicht aus einem Vergleiche mit dem Verdy'schen Entwurfe erhellen. Der Kanzler vermochte auch eine politische Zwangslage für seine Forderungen nicht nachzuweisen; er gab offenbar einem allerhöchsten Andringen nach. Dessen Ideal lag aber im Verdy'schen Entwurf ausgedrückt vor: Erhöhung der Friedenspräsenz unter Beibehaltung der gesetzlichen dreijährigen Dienstzeit. Damit durfte der Kanzler dem Reichstag nicht kommen, dessen große Mehrheit vor zwei Jahren neben der jährlichen Feststellung der Präsenz vor Allem die Einführung der zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen verlangt hatte. Das stimmte aber offenbar nicht mit der Tempelhofer Ansprache des Kaisers vom 18. August an die Gardeoffiziere. In Folge dessen war ein Mittelweg gegenüber dem Reichstag unbedingt geboten. Es war die

zweijährige Dienstzeit, aber nicht gesetzlich unter Abänderung der Verfassungsbestimmung, sondern nur thatsächlich, nach Auswahl des Commando's, „fakultativ".

„Es handelte sich also", schrieb das Hamburger Leibblatt Bismarck's bald nach der Vorlage beim Bundesrath angeblich aus Berlin, „lediglich um eine zweijährige Dienstzeit auf Probe, mit der Befugniß der Regierung, zur dreijährigen Dienstzeit zurückzukehren, sobald sie es für nothwendig hielte. Weshalb ist diese Probe aber überhaupt nothwendig, wo es sich um eine so bewährte Einrichtung wie die jetzige dreijährige Dienstzeit handelt? Man wird sich dann nicht wundern können, wenn es heißen wird, daß betreffs der Dienstzeit im Grunde Alles beim Alten bleibe, und daß der Reichstag, wenn er die gegenwärtige Vorlage mit den neuen Cadres bewillige, später in die Zwangslage gebracht werden könne, die ganze Organisation mit noch weit größeren Kosten auf dem Boden der dreijährigen Dienstzeit aufrecht-halten zu müssen".[1]) Das wären dann wieder die „uferlosen Pläne" Verdy's. Zu solchem Spiele würde sich freilich ein Mann wie Caprivi schwerlich hergeben, und die weit verbreitete Ahnung dürfte nicht täuschen, daß er so wie so zum zweitenmale, wie bei der plötzlichen Preisgebung des Schulgesetz-Entwurfs im März ds. Js., das Opfer seyn, und aus der Reihe der Staatsmänner verschwinden werde.

Es ist kein Zweifel, daß Fürst Bismarck mit dem Verdy'schen Entwurfe in seinen Grundzügen einverstanden war, also mit der Durchführung der Ausbildung aller Dienstfähigen unter Festhaltung der dreijährigen Dienstzeit. Er sagt selbst, nur mit den Einzelheiten des Planes habe er sich nicht befaßt, im Gefühle seiner bevorstehenden Entlassung, und er hat nicht widersprochen, „daß von allerhöchster Stelle aus der Wunsch an ihn herangetreten sei, vor dem Scheiden

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 28. Oktober ds. Js.

aus dem Amt noch die Militärvorlage im Reichstage durchzufechten." Nur insoferne wollte er damals ein Bedenken gehabt haben, als er nicht für die plötzliche, sondern bloß für eine „allmählige" Durchführung der Heranziehung aller Dienstfähigen eintreten wollte. Jetzt will er überhaupt an dem jährlichen Zuwachs, an der Kopfstärke Anstoß genommen haben, und zwar in bewußter Gegnerschaft zum Kaiser. „Die Minister", sagte sein Leibblatt, „haben Zeit genug gehabt, sich an die Thatsache zu gewöhnen, daß der Kaiser eine numerische Verstärkung der Armee wünscht; denn diese Frage ist seit dem ersten Stadium der Kanzlerkrisis eigentlich nie mehr zur Ruhe gekommen". Die lange Auseinandersetzung hierüber schließt dann mit folgender unschwer verständlichen Andeutung: „Die Militärvorlage ist unpopulär und sie wird an Popularität schwerlich gewinnen, wenn man erfährt, daß Fürst Bismarck jedes Experimentiren mit unserm in Schlachten erprobten Heere nicht günstiger betrachtet, als die Versuche eines neugierigen Kindes, das an der blanken Weihnachtsuhr solange herumbohrt, bis sie entzwei ist!" [1])

Aber die behauptete Nothwendigkeit einer so enormen Erhöhung der Militärmacht? Da liegt dem mächtigen Gegner allerdings die Einwendung nahe, daß ja der kaiserliche Wunsch, eine Million Soldaten mehr zu haben, doch erst in zwanzig Jahren ganz befriedigt werden könnte, und daß es sogar ein Unglück wäre, wenn ein naher Kriegsausbruch die Armee in einer Neuorganisation überfallen würde. Und was die politische Lage betrifft, so ist ihm ein solcher Ausbruch „höchst unwahrscheinlich". Zwar hat er selbst mit dem Schlagwort von dem „Krieg an zwei Fronten" vor vier Jahren allgemeinen Schrecken verbreitet, jetzt aber hat er dem Herrn Hans Blum aus Leipzig versichert: daß die republikanischen

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. Oktober d. Js. — Vgl. die Nummern vom 22. Oktober und 8. November.

Machthaber in Frankreich „nicht an Krieg denken, verrathe am deutlichsten die Thatsache, daß sie den päpstlichen Segen für die Republik erbeten und erhalten haben; in Frankreich aber sei jede Monarchie für den Frieden mit Deutschland gefährlicher, als die Republik“. Das hat er bekanntlich schon vor zwanzig Jahren dem unglücklichen Grafen Arnim eingeschärft. Was aber Rußland betreffe, sagte er weiter, so hetzten zwar „dort die Polen und die Juden zum Krieg; aber die Ausrüstung der Russen mit dem neuen Gewehr und Pulver sei nicht vollendet, und der Czar liebe nichts mehr, als seinen ruhigen bequemen Hausfrieden“. Sollte es anders werden, so liege die Schuld an seiner Entlassung und der Ungeschicklichkeit seines Nachfolgers, des „Troupiers“. Es ist immer die alte Leyer von dem „abgerissenen Draht“, der durch den Verrath an Oesterreich zur Schließung eines neuen und festen Zweikaiser-Bündnisses hätte verlängert und verstärkt werden können, mit dem betrogenen Reiche Habsburgs inmitten der zwei Mühlsteine.

Als der Fürst auf seinem Rachezug nach Wien und zurück dort am 23. Juni die berühmte Unterredung mit einem Vertreter des großen Judenorgans hatte, kam er dreimal auf den „abgerissenen Draht“ und die „abgebrochenen Brücken“ zurück. Er habe das persönliche Vertrauen des Kaisers von Rußland und somit persönlichen Einfluß auf ihn besessen; ein solcher Faktor fehle jetzt, und damit erkläre sich die seit seiner Demission eingetretene Aenderung in der politischen Situation Europa's. „In der letzten Unterredung“, erzählte er weiter, „die ich mit dem Kaiser von Rußland vor meiner Demission hatte, sagte er mir, nachdem ich ihm meine politischen Anschauungen dargelegt hatte: ‚Ja, Ihnen glaube ich, und in Sie setze ich Vertrauen, aber sind Sie auch sicher, daß Sie im Amte bleiben?‘ Ich sah den Kaiser von Rußland erstaunt an und sagte ihm: ‚Gewiß, Majestät, ich bin dessen ganz sicher, ich werde mein Lebenlang Minister bleiben‘; denn ich hatte keine Ahnung davon,

daß eine Aenderung bevorstehe, während der Czar selbst, wie die Frage zeigt, von der Wandlung, die sich vollziehen sollte, bereits unterrichtet sein mochte." [1]) Aus einer andern Unterhaltung in Friedrichsruh veröffentlichte das neue Bismarck-Organ in Köln Näheres über diese Wendung:

„Das Schlimmste, was unter Caprivi geschehen ist, das ist die kopfüber erfolgte Abreißung aller Fäden mit Rußland. Der Kaiser glaubte, durch seine große persönliche Liebenswürdigkeit die Russen auch politisch — wie man zu sagen pflegt — ‚einwickeln' zu können. Geschäftige, wo nicht bestellte Zwischenträger überbrachten aber unserm Kaiser schon in Petersburg Aeußerungen über ihn aus der Umgebung des Czaren, welche an der politischen Erfolglosigkeit des Besuches keinen Zweifel mehr zuließen. Unter diesen Umständen erschien die sofortige Reise nach England mit den anschließenden afrikanischen Verträgen als eine Gegendemonstration gegen Rußland, welcher die für letzteres noch empfindlichere polenfreundliche preußische Politik folgte. Unserer auswärtigen Politik konnte nichts Verhängnißvolleres angethan werden, als ein Einlenken in eine preußische Polenpolitik, welche Aehnlichkeit mit der österreichischen hat und den Russen für den Kriegsfall eine polnische Legion, für den Fall einer russischen Niederlage das Königreich Polen am Horizont zeigt. Das mußte ein Kronstadt herbeiführen". [2])

Die Wahrheit ist ohne Zweifel die, daß man an der Newa doch noch schlauer war, als an der Wilhelmsstraße zu Berlin. Man hofirte dem Kanzler, solange man von ihm profitiren zu können hoffte, und ließ ihn laufen, als man sich getäuscht sah. Darum hielt man ihn in jenen 99 Tagen, als er im Kampfe mit der Kaiserin Friedrich, der „Engländerin", unterliegen zu sollen schien, und ließ ihn durch die officiöse russische Presse unterstützen. „Er wird es", so wurde damals aus Petersburg nach London geschrieben, „nicht bei einer versöhnlichen Handlung bewenden lassen, sondern wird

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 25. Juni d. Js.

2) Berliner „Germania" vom 28 Juni d. Js.

fortfahren, das alte russisch-preußische Bündniß zu festigen, welches die beste Grundlage der Stabilität für beide Länder war. Denn wie der greise Kaiser Wilhelm deutlich einsah, als er beim Abscheiden einen Rückblick auf die Vergangenheit warf, und wie Fürst Bismarck jetzt gleichfalls am Abend seiner Laufbahn einzusehen scheint, war es die Freundschaft Rußlands, welche Preußen in den Stand setzte, erst über Oesterreich, dann über Frankreich zu triumphiren." [1]) Als man in Rußland sah, daß der Kanzler nicht im Stande sei, das verdiente Trinkgeld auf Kosten Oesterreichs zu beschaffen, da erkaltete das Vertrauen. Das halbamtliche Blatt des auswärtigen Amts in Berlin war auch alsbald in der Lage, gegenüber der Wiener Prahlerei Bismarck's zu versichern, das mißliche Verhältniß zu Rußland sei gerade umgekehrt die Erbschaft, die der Fürst seinem Nachfolger hinterlassen habe, und es lägen hiefür „Zeugnisse von russischer Seite vor, die eines Tages an die Oeffentlichkeit treten könnten." [2])

Der Mann sollte Gott danken, daß es ihm erspart wurde, noch im Amt die letzten Früchte seiner Thaten erleben zu müssen. Im Ruhestand hat er es aber leicht, immer wieder zu versichern, wenn er Kanzler geblieben wäre, so wäre Alles anders gekommen; und der Nationalliberalismus ist von ihm derart hypnotisirt, daß er ihm Alles auf's Wort nachschwätzt. Die Militärvorlage ist dieser Clique erst recht zum Anlaß geworden, den jungen Kaiser mit Vorwürfen zu überhäufen: eine noch so große Vergrößerung der Armee könne die durch den Rücktritt Bismarck's geschaffene Lücke nicht ausfüllen; schon nach acht Tagen sei an allen Höfen die Wirkung des weltgeschichtlichen Ereignisses zu spüren gewesen, das Schwinden des diplomatischen Uebergewichts Deutschlands; und was dergleichen Stiche mehr sind, ohne daß man sich auch nur fragte: ja, wenn er

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. April 1888.
2) Aus der „Nordd. Allg. Zeitung" im Berliner „Vorwärts" vom 1. Juli d. Js.

aber gestorben wäre?[1]) Ohne Eindruck scheinen auch diese Ausfälle da, wohin sie vermeint sind, nicht geblieben zu seyn, sonst wäre die Einleitungsrede des Grafen Caprivi schwerlich darauf, und zunächst auf den „abgerissenen Draht", eingegangen.

Gerne mag er sich überhaupt nicht dazu herbeigelassen haben, obwohl es ja im Interesse seiner Vorlage gelegen wäre, die politische Lage möglichst schwarz zu malen. Denn es sind noch nicht zwei Jahre her, als er in seiner Osnabrücker Rede versicherte, daß kein Wölklein am politischen Horizont stehe, und daß die Verbrüderung von Kronstadt nichts weiter sei, als die „Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts". Nun erklärt er allerdings entschieden, daß die Person des Kaisers von Rußland wegen seiner hochherzigen und friedlichen Gesinnung einer der stärksten Faktoren für die Erhaltung des Friedens in Europa sei, und versichert, auf Grund zuverlässiger Autoritäten gewiß zu wissen, daß der Czar die von ihm auf Befehl des deutschen Kaisers geführte Politik zu würdigen wisse. „Aber", fährt er fort, „es ist nicht zu läugnen, daß andere Dinge in die Wagschale fallen; es ist in der russischen Nation eine Verstimmung gegen Deutschland zu bemerken, deren Begründung nicht recht zu erkennen ist." Ja, doch; der Kanzler hätte sagen können: hier liegt der „abgerissene Draht", und zerrissen hat ihn Niemand anders als Bismarck, der bei seinem Glücksspiel mit russischer Hilfe zweimal die Bank gesprengt hat und den Russen ihren Antheil nicht zu verschaffen wagte. Der Graf sagt weiter: „Wir müssen aber mit dieser Verstimmung rechnen, wie mit einer elementarischen Kraft; sie wirkt mit der Sicherheit eines Naturgesetzes, und wenn wir auch hoffen können, daß sie einmal rückläufig wird, so ist bisher doch nichts davon zu bemerken gewesen."

---

1) Voran steht bei diesem Treiben die Münchener „Allgem. Zeitung", s. z. B. die Leitartikel vom 29. Oktober und vom 3. November d. Js.

Noch vor dem „abgerissenen Draht“ und den ausschließlich nach Westen gerichteten Rüstungen Rußlands kam Graf Caprivi in seiner Rede auf einen Punkt zu sprechen, der mit der Militärvorlage an sich gar nichts zu thun hat, aber einen Einblick in die an maßgebender Stelle bestehenden Stimmungen gewährt. Er zog nämlich die bis jetzt unbekannte ursprüngliche „Emser Depesche“ vom 13. Juli 1870 aus der Mappe, und erläuterte aktenmäßig deren Geschichte. Der erste Eindruck war, daß damit der seit allen den Jahren her auf dem Fürsten Bismarck lastende Verdacht der Fälschung des kaiserlichen Telegramms abgewendet werden sollte; in Wahrheit aber war der sonderbare Zwischenfall als Ehrenrettung Kaiser Wilhelm's I. vermeint. „Ich habe gezeigt“, sagte der Kanzler, „daß Kaiser Wilhelm nicht der schwache Mann war, sondern daß er in seiner treuen Pflichterfüllung auch hier das Richtige getroffen hat.“ Es war aber Bismarck, der kurz vorher in den bekannten Unterredungen mit Harden und Blum das gerade Gegentheil behauptet hatte. Und zwar plauderte er da nicht zum ersten Male über den „schwachen Mann“, noch zum letzten Male. Sogar einem französischen Zeitungsschreiber gegenüber soll er gesagt haben: „Der König mußte zu einem Entschlusse gedrängt werden; er hielt auf sein Recht, aber er verschloß lange die Augen, man mußte sie ihm gewaltsam öffnen; dann faßte er wie ein unentschiedener Mann verzweifelte Entschlüsse; man konnte ihn sich selbst überlassen, wenn man ihn auf den richtigen Weg gebracht hatte.“ [1]) Die Unterredung ist widersprochen; indeß gibt der Bericht genau das Bild wieder, das sich in gewohnten Redewendungen Bismarck's widerspiegelt. Ungefähr ebenso hatte freilich auch Kronprinz Friedrich sich über die dämonische Gewaltwirkung Bismarck's auf seinen greisen Vater geäußert.

Aber der Fürst will ja selbst nicht von der Annahme

1) Le Roux's Berichte s. Berliner „Germania“ vom 27. Novbr. d. Js.

freigesprochen werden, daß er mit der Depesche des Kaisers behufs der Veröffentlichung derselben willkürlich umgesprungen sei. Er selber erzählte, wie er das Telegramm so abgekürzt und umredigirt habe, daß Moltke ausgerufen habe: „es war eine Chamade und jetzt ist es eine Fanfare“. Also der Ton machte die Musik. Er betont selber: er habe den Krieg mit Frankreich gebraucht, um alle deutschen Münzen im Feuer zusammenzuschmelzen, um insbesondere Süddeutschland in den norddeutschen Bund hineinzubringen, der sich sonst selbst nicht hätte halten können. Jetzt oder nie — „acht Armeecorps“, bemerkt Graf Caprivi in seiner Rede, „standen uns gegenüber, welchen wir siebzehn Armeecorps gegenüberstellen konnten“ — habe das deutsche Reich geschaffen werden müssen, und der alleinige Schöpfer sei Er. Um die schwere Schädigung, die das Ansehen der Reichsregierung im In- und Auslande durch seine fortgesetzte, immer rücksichtslosere und namentlich seit dem Wiener Rachezug, bei dem ein Erlaß des neuen Kanzlers derlei Verlautbarungen jeden „aktuellen Werth“ absprach, von ausgesuchter Bosheit durchtränkten Benörgelungen erleiden muß, kümmert er sich nicht; und gerade die neue Militärvorlage bot ihm die erwünschte Gelegenheit, sogar auf Kosten des großväterlichen Ruhmes den regierenden Enkel zu erinnern, daß das deutsche Reich ausschließlich eine Bismarck'sche Schöpfung sei, an der man ohne Genehmigung des Schöpfers nicht herumzuhantiren habe, wie man sich dessen anmaße.

Die kaiserliche Thronrede ist matt, und es tönt fast ein schwermüthiger Ton durch ihre Sätze. Die in früheren Thronreden übliche Phrase vom „gesicherten Frieden“ fehlt selbstverständlich ganz, wenn auch der „freundlichen Beziehungen zu allen Mächten“, sowie der „dankenswerthen und wirksamen Unterstützung von Seite der verbündeten Staaten“ Erwähnung geschieht. Aber in letzterer Beziehung schüttete schon die Rede Caprivi's Wasser in den Wein. „Der Dreibund“, sagte er, „ist populär wie keiner; wir halten an dem

Dreibund fest und unsere Verbündeten werden ebenso festhalten. Aber das hindert nicht, daß wir mit uns zu Rathe gehen müssen, ob wir stark genug sind und ob der Dreibund als Ganzes stark genug ist. Der Dreibund ist nicht im Stande, die Truppenzahl aufzubringen, welche einem mit Frankreich verbündeten Rußland gegenüber nothwendig ist." Und er wiederholte: „Immer wird das bestehen bleiben: wenn es zum Kriege kommt, werden wir die Hauptlast auf unsere Schultern nehmen müssen. Das ist keine Unbilligkeit, weil wir von den drei Staaten die einzigen seyn werden, welche genöthigt seyn werden, nach — zwei Fronten zu schlagen."

Damit ist für die kommenden Verhandlungen ein empfindliches Thema angebahnt. Der Abgeordnete Richter erklärte auch sofort: wenn der Dreibund wirklich so wenig werth wäre, dann wäre es unrichtig gewesen, ihn zu schaffen und aufrechtzuerhalten; dann hätte man fragen müssen, ob er uns nicht mehr Lasten auferlegt, als er uns Vortheil bringt." Die Frage ist aber auch nicht neu, und Fürst Bismarck, obwohl er selber den Dreibund geschaffen hat, ist schon seit dem Abschluß der Handelsverträge bemüht, den wunden Fleck aufzuzeigen. Schon bei der ersten Kundgebung über die Militärvorlage, die „dem Reiche eine so ungeheure Mehrbelastung zumuthe, der gegenüber der größte Patriot erschreckt verstumme", schrieb sein Hamburger Leibblatt: „Jeder werde sich fragen, warum Deutschland mehr als die Hälfte der Lasten des Dreibunds tragen solle, warum es nicht Sache unserer Verbündeten sei, ihre Leistungen mit denen Deutschlands in Einklang zu bringen"?[1] Er und sein Anhang scheuen sich auch nicht, aus der Voraussetzung gleich den richtigen Schluß zu ziehen:

„Erfährt der deutsche Leser, daß unsere militärischen Einrichtungen, ungeachtet der großen seit 1871 dafür gebrachten Opfer, nicht auf der Höhe der Zeit und nicht auf der Höhe der

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 29. Oktober d. Js.

politischen Lage stehen, letzteres hauptsächlich, weil unsre Verbündeten so sehr zurückgeblieben sind, so ist die nächstliegende Frage, die sich ihm aufdrängt, doch die: Ja, was nutzt uns ein Dreibund, für den wir nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden die größten Opfer zu bringen haben? Ist es da nicht richtiger, die Herstellung eines Verhältnisses zu Rußland anzubahnen, wodurch wir der Rüstung auf der zweiten Front wieder so enthoben werden, wie es bis zum Jahre 1880 der Fall war?" [1])

Also: in den Augen des neuen Kanzlers bedarf das Reich zu seiner Erhaltung jährlich ungefähr 90,000 Rekruten mehr, in den Augen des alten Kanzlers bedarf es eines russischen Generalpardons auf künftiges Wohlverhalten.

LXXXII.

Zur Biographie Mabillon's.

Die lehrreichen und ansprechenden Artikel über Mabillon, welche P. Suitbert Bäumer in diesen Blättern [2]) aus Anlaß und großentheils auf Grund des schönen Buches von E. de Broglie [3]) veröffentlicht hat, sind vom unermüdlichen Verfasser zu einer selbständigen Monographie verarbeitet worden. [4]) Wir begrüßen diese Publikation mit Freuden, weil

1) Berliner Bericht der Münchener „Allg. Zeitung" vom 5. November d. Js.

2) Band 105 u. 106.

3) Mabillon et la société de l'abbaye de Saint-Germain des Prés à la fin du dix-septième siècle 1664—1707, 2 Bände. Paris 1888.

4) Johannes Mabillon. Ein Lebens- und Literaturbild aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Augsburg 1892. Literar. Institut von Dr. M. Huttler (Michael Seitz). XI, 270 S.

sie Gelehrten und Ungelehrten Gelegenheit bietet, mit einem jener seltenen Männer vertraut zu werden, in deren Anerkennung und Lobpreisung nicht so leicht ein Uebermaß zu befürchten ist. P. Bäumer schildert uns in seinem „nicht eigentlich Anspruch auf materielle Vollständigkeit und wissenschaftliche Vollendung erhebenden" (Vorwort S. VI), aber überaus inhaltsreichen Buche nicht nur die Gelehrsamkeit, sondern auch das Tugendleben, ja man darf wohl sagen die Heiligmäßigkeit des großen Mauriners, so daß der Leser aus diesem Lebensbild sowohl Belehrung als Erbauung schöpfen kann. Mit Recht läßt uns der Verfasser das Wesen und Wirken seines Helden in der Beleuchtung der damaligen Zeit und im Rahmen jener weltberühmten Mauriner Congregation betrachten, deren vorzüglichste Zierde Mabillon für immer bleiben wird.[1])

Abgesehen von der ziemlich vollständigen Biographie gibt uns der Verfasser in den zahlreichen Anmerkungen eine Fülle von bibliographischen u. a. Aufschlüssen, mit denen nicht nur Laien, sondern auch Fachleuten gute Dienste erwiesen werden. Mag er auch nach dem Gefühl und Geschmack des einen oder andern Lesers da und dort des Guten fast zu viel gethan haben — darin hat er sicher Recht, daß er bei Gebildeten und selbst Gelehrten nicht Alles als bekannt voraussetzt. Non omnia possumus — scimus — omnes. Man möchte darum beinahe an Ironie denken, wenn es S. 115[3] heißt: „Ueber Muratori braucht man kein Wort zu verlieren, da er jedem Gebildeten hinlänglich bekannt ist." Kann diese „hinlängliche Bekanntschaft" vielleicht erklären, warum in der „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" (2 Aufl. in 18 Bden.) Muratori gänzlich übergangen ist, während doch Mansi und die hervorragenderen Mauriner mit sorgfältigen Artikeln bedacht sind? Gewiß, wenn irgend Jemand, so verdient Muratori als Gelehrter[2]) wie als Mensch dem großen

1) Congregationis maurinae decus et ornamentum praecipuum nennt ihn auch der gelehrte Jesuit H. Hurter im Vorwort zu seiner Ausgabe der Sermones S. Bernardi in Cantica Canticorum, S. III.

2) „Il Muratori è il vero lume dell'Italiana erudizione", schreibt Papst Benedikt XIV. am 11. Sept. 1748 an den Canonicus

Mabillon zur Seite gestellt und allen Gebildeten bekannt zu werden. Beiden sind in hohem Grade eigen: unbestechliche Wahrheitsliebe,[1]) unermeßliche, an's Wunderbare grenzende Gelehrsamkeit, Schärfe des historisch-kritischen Sinnes, Tiefe der theologischen Bildung und — was noch höher steht — ungeheuchelte Bescheidenheit, erleuchtete Frömmigkeit und echtchristliche Menschenliebe.

Mit vollster Ueberzeugung treten wir für die theologische Richtung Mabillons und Muratori's ein, selbst auf die Gefahr hin, daß der Vorwurf, den der Verfasser S. 210 f. gegen Mabillon wegen „allzu starker Betonung der positiven Theologie" erhebt, auch auf unser Haupt falle. Weder Mabillon noch Muratori wollten auf die spekulative Dogmatik, wie der hl. Anselm, der hl. Thomas von Aquin und die übrigen großen Scholastiker sie begründet oder weiter geführt, verzichten (S. 210); nur die Auswüchse, die Spitzfindigkeiten der „contentiosa ac rixosa theologia", wie sich der Vater der Dogmengeschichte, der Jesuit Petavius, so bezeichnend ausdrückt,[2]) wollten sie beseitigt und durch gediegene Spekulation, sowie durch gründliche dogmenhistorische und exegetische Forschung ersetzt wissen.[3])

Peggi in Bologna (Briefe, herausgegeben von F. X. Kraus, S. 52). Vergl. auch die in diesen Blättern, Band 74, S. 333 ff. und 524 ff. erschienene biographische Skizze: Ludwig Anton Muratori.

1) Die denkwürdigen Worte Mabillons über die Aufgabe der objektiven Geschichtsforschung und Geschichtsschreiburg (im 19. Kapitel der Vita Joannis Mabillonii von Ruinart, die nebenbei bemerkt nicht bloß im „Auszug", sondern vollständig in die 2. Auflage der Vetera Analecta aufgenommen wurde) waren Muratori ganz aus der Seele gesprochen. Vgl. die glänzende Vertheidigung Muratori's gegen die Angriffe, die er, wie früher Mabillon, „secondo il solito" aus dem eigenen Lager wegen seiner Objektivität zu erdulden hatte, am Schluß des letzten Bandes der Annali d'Italia, in der Ausgabe von Neapel 1870. Bd. XIII, 443 ff.

2) Epist. l. III, 51.

3) Vergl. Muratori, De naevis in religionem incurrentibus, Lucae 1749, c. 4, p. 45: „Habemus et nos Catholici quod minime

Es gehört unstreitig zu den vielen Vorzügen des Buches von P. Bäumer, daß der Verfasser vor etwaigen Mängeln und Fehlern selbst eines Mabillon nicht die Augen schließen, sondern der Wahrheit rückhaltlos die Ehre geben will; aber unsere eigene Wahrheitsliebe zwingt uns, Mabillon gegen die gewiß ganz gut gemeinten Vorwürfe in Schutz zu nehmen, als sei er in der Betonung der positiven Theologie zu weit gegangen, und als habe er sich über Tendenz und Inhalt so mancher von ihm empfohlenen Werke nicht gehörig Rechenschaft gegeben (S. 210). So soll z. B. das Buch des „Jansenisten" (?) Johannes von Neercassel De cultu sanctorum (Genf 1675) „auf eine Verkleinerung der Mutter Gottes und der Andacht zu ihr hinauslaufen" (S. 211). Wollte Gott, es gäbe viele solche, noch dazu von Bischöfen verfaßte Bücher, in denen so „weise von der weisesten Jungfrau" gesprochen, und eine so gesunde, erleuchtete Frömmigkeit gelehrt wird!

Doch genug der Ausstellungen und Meinungsäußerungen. Jedenfalls verdient der Verfasser für seine unverdrossene Mühe den Dank Aller, die sich gern über Mabillon und die Mauriner Congregation unterrichten lassen. Wer weiß, wie lange wir auf eine deutsche Biographie Mabillons hätten warten müssen, wenn einer jener wissenschaftlichen „Pedanten" diese Aufgabe übernommen hätte, die es vor lauter Selbstkritik zu keinem „ordentlichen Buche" bringen! Il meglio è il nemico del bene.

Das der Lebensbeschreibung beigegebene Verzeichniß der Werke Mabillons läßt an Vollständigkeit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig; nur wäre bei Nr. 18 oder 19 zu bemerken, daß P. Joseph Porta auch die Réflexions sur la Réponse de M. l'abbé de la Trappe in's Lateinische übersetzt hat.

In den folgenden Auflagen, deren wir dem schönen Buche recht viele wünschen, wird sicher auch dem alphabetischen Register die nöthige Vervollständigung zutheil werden.

München. O. R.

---

probemus in veteri Scholastica Theologia, scilicet inanes atque inutiles Quaestiones'. Das sind die von Mabillon getadelten Fragen über das Quomodo, auf die es keine befriedigende Antwort gibt, noch geben kann. Meint doch selbst Benedikt XIV. (a. a. O. S. 137), die Theologen könnten weit Nützlicheres treiben, als über gewisse Fragen, z. B. der Gnadenlehre, sich den Kopf zu zerbrechen.

LXXXIII.

Markgraf Bernhard von Baden. [1])

Einer Lichtgestalt des markgräflichen Hauses von Baden ist hier ein biographisches Denkmal gesetzt, an welchem Begeisterung und ausdauernder Gelehrtenfleiß einträchtig zusammengewirkt haben. Mit rühmenswerther Emsigkeit hat P. Ringholz die weit zerstreuten, oft recht mageren Notizen und Ueberlieferungen über das Leben des seligen Markgrafen Bernhard gesammelt und zu einem Bilde gestaltet. Es war dem Eifer des Einsiedeler Forschers vergönnt, neben dem Material des eigenen Stiftsarchivs, aus welchem sich uralte und bis zum Aussterben der markgräflichen Linie Baden-Baden gepflegte Beziehungen zwischen den Markgrafen und dem Stift Einsiedeln ergaben, auf mehrfachen Reisen verschiedene andere Archive und Bibliotheken in Baden und Italien für seine Zwecke auszubeuten. Auf solche Fundamente gestützt, entstand eine Arbeit, welche als die erste quellenmäßige und kritisch gesichtete Biographie des Markgrafen Bernhard bezeichnet werden kann.

In der Weltgeschichte ist der selige Bernhard nur wenig hervorgetreten, um so tiefer muß die Einwirkung gewesen sein, welche seine fürstlich edle Persönlichkeit und sein lauteres, von Gottes- und Nächstenliebe erfülltes Leben auf die Zeitgenossen geübt und von diesen auf die Nachwelt fortgepflanzt hat. Denn seine Verehrung im Volke begann bald nach seinem Tode. Bernhard war der zweite Sohn des Markgrafen Jakob, eines der vortrefflichsten Fürsten seiner Zeit, um 1428 auf der Stammburg seines Geschlechtes, dem alten Schlosse bei Baden-Baden geboren. Nachdem er seine Ausbildung unter den Augen des Vaters und an den Höfen befreundeter Fürsten vollendet, ging er, von König René, seinem Verwandten bewogen, 1453 als Condottiere nach Italien in den Dienst des Franz Sforza, Herzogs von Mailand. Der Tod des Vaters am 14. Okt. 1453 rief ihn wieder nach der Heimath zurück und zum Antritt

---

1) Der selige Markgraf Bernhard von Baden in seinem Leben und seiner Verehrung. Von P. Odilo Ringholz O. S. B. Freiburg 1892. 200 S. (ℳ 4.50.)



seines (zur guten Hälfte im heutigen Württemberg gelegenen) Landestheils. Bernhard hatte aber noch kein Jahr als Landesfürst gewaltet, da übertrug er, von den edelsten Beweggründen geleitet, die Regierung seines Landes für die nächsten zehn Jahre seinem älteren Bruder Karl. Er hatte die Absicht, an den kaiserlichen Hof zu gehen und im Auftrag des Kaisers für das Wohl der Christenheit in den von den Türken genommenen Gebieten zu wirken. Es galt, die christlichen Fürsten zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu bewegen. Der Kaiser übertrug ihm auch mehrere wichtige Gesandtschaften, zu welchen diplomatisches Geschick und persönliches Ansehen gehörten, und zeichnete ihn durch andere Vertrauensbeweise aus. Papst Pius II. gedachte bei einer feierlichen Gelegenheit mit rühmenden Worten des überaus angenehmen Umgangs, den er vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, als Sekretär Friedrichs III., am kaiserlichen Hofe mit dem Markgrafen gepflogen. Seine letzte Gesandtschaftsreise führte Bernhard über Burgund nach Genua. Auf der Rückreise von dort aber befiel ihn eine tückische Krankheit, welcher er am 15. Juli 1458 zu Moncalieri (bei Turin), wo er in einer Herberge neben dem Franziskanerkloster Unterkunft gefunden, in dem jugendlichen Alter von 30 Jahren erlag. Seine Ruhestätte erhielt der edle Fürst vor dem Hochaltar der Collegiat-Stiftskirche zu S. Maria della Scala zu Moncalieri.

Dies bildet den ersten Theil der Darstellung von Ringholz. Der zweite Theil (S. 33—76) ist der Verehrung des seligen Bernhard im Volke gewidmet, die zuerst in Moncalieri anhob, aber noch im selben Jahrhundert von Italien aus weite Ausdehnung gewann. Ein dritter Theil behandelt dann die Seligsprechung, welche von den zwei letzten katholischen Markgrafen von Baden veranlaßt und eingeleitet wurde, und durch die sogenannte beatificatio aequipollens 1769 erfolgte (S. 77—111).

Höchst werthvoll sind die reichen Quellenbelege, welche die Seiten 115—152 füllend, nach verschiedenen Richtungen Licht verbreiten und der exakten Forschung des Verfassers eine so feste Unterlage geben, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, es stehe im Buche kaum ein Satz von einigem Belang, der nicht auf sicheren Beweisen ruhe. Für die Darstellung der Verehrung des Seligen nach 1770 stützt sich der Verfasser meist auf eigne Anschauung, auf briefliche und mündliche Mittheilungen, und bietet auch nach dieser Seite eine von Umsicht zeugende, namentlich kunst- und culturgeschichtlich schätzenswerthe Arbeit. Drei Farbentafeln und 18 Illustrationen im Text erhöhen den Werth des auch mit einem Namen- und Sachenverzeichniß versehenen Buches.





